UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume

053Z uk 40

Ja 09-20M

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAY 6 1981

JAN 14 1981

L161—O-1096

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zukunft

465
38
Z10/2

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILL.
URBANA

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1902.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIV OF IL
URBANA

Digitized by Google

053
ZUK
K·40

Inhalt.

Ahnenproben auf Kunstwerken . 96
Ausländische Renten s. Renten.
Balfour, Arthur James s. Notizbuch 123, 166.
Bankiers und Juristen 537
Bauernlasten in Bayern s. Notizbuch 169.
Bella und Anna 129
Bennigsen, Rudolf von s. Notizbuch 288.
Bestien 491
Blitze 357
Budde, die Aera 79
s. a. Notizbuch 255, 456.
Bund, der, der Landwirthe . . . 234
Chamberlain als Erzieher . 57, 104
China s. Kapitalismus.
Conrieb s. Notizbuch 88.
Depositenbanken. 205
Deutschland und die Schweiz . . 225
Directoire 137
D'Israeli, Benjamin s. Notizbuch 166.
Dreibundvertrag s. Notizbuch 42, 292.
Dreimal 530
Eduard VII. 1
Effektenbanken s. Sozialismus.
Einzug 377
Feinde, die, des Kaisers 337
Ferienkurse, juristische 100
Fleischnoth 445
Gedichte, drei 198
Generalversammlungen, drei . . 409
Geschichtwissenschaft s. Maßstäbe.
Getreidepreise s. Notizbuch 83.
Goldminen 119
Goethe s. Sieheck.
Gründung, eine freisinnige . . . 331
Handelsverträgliches 183
Heraklit von, zu Spinoza . . . 508
Herrenhaus, das preußische s. Notizbuch 81.
Hildebrandt, Oberlieutenant s. Notizbuch 253, 414.
Höhenwahn 434
Holland s. Notizbuch 416.
Humbert, Familie s. Notizbuch 214.
Impressionen s. Notizbuch 175.
Jubiläum, mein 278
Juristen s. Bankiers.
Juristische Ferienkurse s. Ferienkurse.
Kaiser und Kanzler 297
Kaiserrede in Aachen s. Loë.
Kaiserrede in Emden s. Notizbuch 256
Kaiser Wilhelm II. s. Notizbuch 216
Kapitalismus in China. 39
Kreditanstalt, die. 368
Kulturkampf 257
Kunst, Pariser 116
Landmann, bayerischer Kultusminister s. Notizbuch 128.
Lausekanal, der 334
Leviathan, der neue 240
Lieder auf einer alten Laute . . 488
Lilien, von, träume ich. 328
Linie, die 385
Loë 49
Löhnings Leiden 217
s. a. Notizbuch 293.
Mädchenhandel 177
Maßstäbe der Geschichtwissenschaft 12

132758

Digitized by Google

Mechanik, die, als Philosophie . 469
Mensur, auf die! 359
Merian, Hans 9
s. a. Notizbuch 44.
Millerand s. Notizbuch 86.
Moral, ultramontane. 457
Morgan s. Notizbuch 88.
Morgan-Trust, der 344
Moritz und Rina 497
Mumm von Schwarzenstein
s. Notizbuch 435.
Natur und Kultur 485.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung
s. Zeitung.
Nothschrei, ein 71
Notizbuch 42, 81, 23, 156, 208,
251, 288, 414, 451.
Nürnberg, Bochum, Dortmund . 248
Orthmann, Jungfrau 156
Othello, wie entstand. 394
Pariser Kunst s. Kunst.
Philosophie s. Mechanik.
Philosophie des Pöbels 440
Podbielski, von s. Lausekanal.
Posen 417
s. a. Notizbuch 293.
Rabbi Löw, vom hohen 73
Renten, ausländische 493
Reuter, Fritz s. Notizbuch 296.
Richter, der weise 31
Rolandbrunnen s. Einzug.
Salisbury, Robert Cecil s. Notizbuch 123.
Sanden, Prozeß s. Directoire.
s. a. Notizbuch 208.
Sanden-Vertheidiger 163
Säuglingheime 353
Schmidt, Adolf 89
Schuckert 285
s. a. Generalversammlungen.
Selbstanzeigen 36, 113, 161, 237, 282
329, 366, 408, 442, 535.
Sexuelle Zwischenstufen s.
Zwischenstufen.
Siebecks Goethe 27
Situation und Sprache 265
Sozialismus und Effektenbanken 309
Spinoza s. Heraklit.
Sterne, Grausame 277
Stosch, Albrecht von s. Notizbuch 454.
Telegraphie s. Wunder.
Theater, das deutsche s. Notizbuch 293.
Tod, der, des Dschinghiskhan . 317
Toleranz, freisinnige 448
Toni, der rothe 200
Trebertrocknung-Aktiengesellschaft
s. Schmidt.
Turin 522
Ultramontane Moral s. Moral.
Untersuchungrichter, vor dem . . 482
Vatican s. Notizbuch 211.
Victor Emanuel III. s. Einzug.
Virchow s. Notizbuch 451.
Wagner-Denkmal s. Notizbuch
416.
Wagner-Frage, die 144, 189
Waldeck, Benedikt s. Notizbuch
251.
Waldeck Rousseau s. Notizbuch
127, 176.
Wangenheim, Freiherr von s. Notizbuch 215.
Weib 424
Weltausstellung in St. Louis
s. Notizbuch 124.
Wesen, das, des Unendlichen . . 389
Wohlthätigkeit, moderne 74
s. a. 39. Band 392, 487.
Wörishoffer s. Notizbuch 175.
Wunder, ein, der Telegraphie . 153
Zeitung, Norddeutsche Allgemeine 371
Zwischenstufen, Sexuelle 425

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Juli 1902.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Eduard VII.

An dem Trauerzug, der, vor vierzehn Jahren, der Leiche des Kaisers Friedrich vom Neuen Palais in die Friedenskirche folgte, schritt, ziemlich vorn, ein feister Blücher-Husar einher. Er sah müde aus; unmuthig und genirt wie Einer, der genöthigt war, einen fremden Rock anzuziehen, und nun schnell wieder in seine Kleider kommen möchte. Keine Husarenfigur; stramm saß der Atilla über einem stattlichen Bauch und über die Stirn rann aus dem Kolpak in dicken Tropfen der Schweiß. Der Mann hatte in seinem Leben wohl noch nicht oft Wadenstiefel und enge Hosen getragen. Frau Base, die alle dem Königshaus Verwandten am Schnürchen hat, wispert der Nachbarin zu: „Der Prinz von Wales!" Und scheue Andacht raschelt durch die Menge. Alte Potsdamer blicken finster, Muhmen stecken tuschelnd die Köpfe zusammen und unter gesenkten Lidern blinzelt manches Jungfernauge Tantes Zeigfinger nach. Der also ists ... Den hatten sie sich ganz anders vorgestellt, so zwischen Don Juan und Robert, dem Teufel, wie von den blitzenden Bretterrittern Einen, deren wildem Werben kein Weiberherz widerstehen kann. Du lieber Himmel: ein behäbiger, dicker Herr, den jeder Stabsoffizier der Gardekavallerie bei Schönen ausstechen würde. Und, von fern wenigstens, der Schwester gar nicht ähnlich. Deren verhärmten und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchteten Kopf kannten Alle, die nah bei Charlottenhof dem Einzug der Trauergäste zuschauten, hatte Jeder oft noch an heißen Vorsommertagen gesehen, wenn sie neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, durch den lenzlich prangenden Park fuhr, um den Kaiser, ihren Kaiser den Gas-

fern zu zeigen. Durch die straffe Haut sah der Betrachter die Nerven leben; und in dem stählern glänzenden Auge der kleinen Frau den ungebrochenen, zum Aeußersten gerüsteten Willen. Des jüngeren Bruders nervus facialis schien unter Fettpolstern zu schlummern; und blicklos lagen, Glaskugeln gleich, die Augen in geräumigen Schädelhöhlen: die Fischaugen der Mutter. Viktoria und Albert. So hatten auch die Eltern geheißen. Und wie in deren Ehe die Frau stärker gewesen war als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der kleindeutsche Prinz, dessen Eitelkeit keinen höheren Wunsch kannte als den, unter Engländern ein Engländer zu scheinen, so war auch in diesem Geschwisterpaar der Wille des Weibes Theil. Im Salonanzug, unter dem neusten Modellhut de haute forme sah Albert Eduard besser aus als bei der potsdamer Leichenparade; aber die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens hat Niemand je in ihm gespürt. Die Schwester wollte wirken, wollte die Macht, nicht den Schimmer unfruchtbarer Herrlichkeit. Der Bruder war zufrieden, wenn er behaglich leben konnte und vom Neid sogar als arbiter elegantiarum anerkannt wurde, dessen Laune mondäne Gesetze vorschrieb. Und dieser Asthmatiker sollte König des größten Reiches sein, von dem die Weltgeschichte bis heute berichtet hat.

Zwanzig Jahre war Albert Eduard alt und hatte mit seinen gesellschaftlichen Talenten, mehr vielleicht noch mit den Titeln des Herzogs von Cornwall, Herzogs zu Sachsen und Fürsten von Wales im Sturm schon die Liebe der Yankees gewonnen, als sein Vater starb. Der schöne Prince Consort of Her most gracious Majesty hatte ihn auf seine Weise erzogen; er hätte den Thronerben gern wohl zum Muster liberaler Männerwürde herangeläutert. Doch der im eng umschränkten Kreis kluge und stets emsige Koburger, den der belgische Onkel Leopold für die heikle Rolle des Prinz-Gemahls gut vorbereitet hatte und der sich bald warm im Britenreich einzunisten wußte, war ein Pedant, eine nüchterne, schwunglose Seele, der die Kinderherzen zwingende Macht des Gemüthes immer versagt blieb. Da die politischen Vertreter beider großen Parteien, der nobility und der gentry, sich mit wetteifernden Schmeichlerkünsten um seine Gunst bemühten, wuchs ihm die Selbstschätzung seines persönlichen Werthes. Für einen Staatsmann hielt er sich, für den Prototyp des Gentleman; nach kurzer Probezeit, die er benutzt hatte, um sich auf offenem Markt hastig seiner Nationalität zu entkleiden, war ihm Alles erlaubt: er durfte sogar, seit Aeonen als Erster im Inselreich, den Fisch mit silbernem Messer schneiden. Deutschen Fürsten, knirschend erzählt es Treitschke, gab er in hofmeisterndem Ton un-

erbetene Rathschläge, die mehr wie Befehle klangen; und auch in der Kinderstube scheint er eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein. Den Töchtern mochte der stattliche Mann imponiren, an dem die Mutter mit allen Fasern ihres Frauengefühles hing; sie lernten, namentlich die älteste, von ihm die Wichtigkeit äußerlich korrekten Wandels und den ungeblendeten Sinn für das Wesentliche. Der Versuch, mit seines Wesens Stempel auch den Knaben zu prägen, ist ihm mißlungen. Und wie es immer in solchem Fall geht: den Sohn zogen Neigung und Trotz weit aus der vom Erzieher gewiesenen Bahn. Zu Hause wars auch wirklich gar zu langweilig. Pünktlich wurden ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapperstorch in den Buckingham-Palast. Greise Höflinge lächelten spöttisch: früher wars hier hoch hergegangen. An Versuchungen fehlte es dem Prinzen Albert Eduard nicht und zu der bürgerlich wohlanständigen Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in sich. Weil er eines Tages — wer weiß, wann? — eine Krone tragen sollte, brauchte der Jüngling doch nicht Trübsal zu blasen. Vorbereitung für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutionel cant herrscht; und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte im Handumdrehen spielen. Man merkt eben doch, daß Papa kein Brite ist, kein Kind des lustigen alten Engelland. Ja . . . ists denn aber der Sohn? Der Vater Koburger, die Mutter Welfin, auch sie einer Koburgerin Tochter. Der Kronprinz mußte sich sehr englisch zeigen, wenn er für vollbürtig gelten wollte. Darin konnte der Vater ihm Vorbild sein. Der hehlte nie die Ueberzeugung, daß der Engländer die Krone der Schöpfung ist. Also Sport, Angelsachsenthum, heitere Lebenslust und all die bunte Abenteuerlichkeit, die einem Britendauphin seit Heinzens tollen Tagen ziemt. Her zu mir, Sir John, Poins, Bardolph, Peto; und vergeßt mir das dralle Dortchen nicht!

In Eastcheap war die Kanne Dünnbier billig und ein Prinz brauchte sich nicht in lästige Schuldknechtschaft zwingen zu lassen, um eine ganze Bande mit Kanariensekt zu sättigen; auch Dortchen gab, wenn sie in der richtigen Temperamentur war, die Brunstgrimasse zu niedrigem Preis. Auf den Großen Boulevards war schon anno 60 Luxus und Laster theuer. Wer da in der Grande Bohême eine Rolle spielen, die ersten Spargel und Pfirsiche, die besten Weine und die feinsten Mädchen haben wollte, durfte die goldenen Louis nicht sparen; und Mama hielt die Hand auf den Beutel. Die Noth zwang Albert, sich nach anderen Kumpanen umzusehen, als Bolingbrokes Sohn sie gesucht hatte. Für die emporstrebende reiche Bourgeoisie und besonders für gestern dem Ghetto entwachsene Juden wars ein gefun-

denes Freſſen. Welche Ehre, den Kronprinzen von Großbritanien bewirthen zu dürfen; und welche Kreditſteigerung, wenn man in die Einladungbriefe ſchreiben konnte: Nous aurons le Prince de Galles; oder gar im Stande war, den Intimſten einen Wechſel zu zeigen, auf den Seine Königliche Hoheit den Namen zu ſetzen geruht hatten. Aus dieſer Zeit ſtammt die Freundſchaft mit dem Türkenhirſch, die Labouchere zu dem Spottwort ſtimmte, in Marlborough Houſe gebe es kein Diner ohne Parfait au Hirsch. Der Prinz von Wales iſt oft wegen ſeiner Weibergeſchichten geſcholten worden. In der Legende lebt er als der ärgſte Schürzenjäger, als ein Nimmerſatt, den bald nur noch unreife Frucht reizte. Am Ende wars nicht ſo ſchlimm. Die Pall-Mall-Enthüllungen ſind als unwahr erwieſen. Aber der Prinz ſah ſich gern als verfluchten Kerl gefürchtet. Von der Sittſamkeitheuchelei hatte er gerade genug; es machte ihm Vergnügen, von den Weiblein als ein Oger angeſchmachtet zu werden. Auch andere Prinzen ſind nicht tugendhaft, bergen ihre Menſchlichkeiten aber dem Blick der Neugier. Dieſen Prinzen traf man in Theatergarderoben und beim jour der Modekokotten. Nicht ſehr fürſtlich, nicht im Stil Eines, den morgen vielleicht ein Diener des Herrn am Altar ſalben wird. Aber der Mann heuchelte wenigſtens nicht, gab ſich nicht für fromm und rein aus; und nie vernahm man, er habe ſeine Macht mißbraucht, um eine Spröde zu kirren, oder die Polizei auf eine allzu lange treue Maitreſſe gehetzt. Schlimmer als ſeine galanten Händel war der nahe Verkehr mit allerlei ſchmierigen Spekulanten, die, ſo mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu ſolcher Höhe geklettert ſein konnten. Das ging Jahre, Jahrzehnte lang. Heinz hätte es ſo lange nicht einmal bei Falſtaff ausgehalten, der doch geiſtreicher und amuſanter war als der vom Jockeyklub abgelehnte Balkanwucherer. Albert aber freute ſich, wenn er den engliſchen Sonntagen entlaufen konnte; dann gings nach Paris oder an die Riviera, pour faire la noce. Da war er in ſeinem Element, beſtimmte die Mode, lancirte Weiber und Pferde, ſchien reizend ruchlos und kroch, wenn er die Luft ſpürte, in die dunkelſten Spelunken.

Wer ihn ohne Erbarmen verdammt, hat nicht bedacht, daß es nicht leicht iſt, ein halbes Jahrhundert lang Kronprinz zu ſein, — dann beſonders nicht, wenn der Thronerbe von allen Staatsangelegenheiten ſtreng ferngehalten wird. Unter dem Zwang thatloſen Harrens hat noch Jeder gelitten, dem die Hoffnung auf eine Krone in die Wiege gerufen ward. Immerhin hätte eine ernſtere Natur ſich über die Wartezeit hinwegzufriſten vermocht; auf dem kleinſten Fleck iſt ſchöpferiſche Arbeit ja möglich. Das war Alberts

Sache nicht. Und die eifersüchtige Mutter hätte ihm wohl auch kaum den winzigsten Ruhm gegönnt. Herumlungern und den Leuten verrathen, daß man die Ungeduld nicht mehr zu zügeln vermag? Als lästigen Topfgucker sich aus der Schwarzen Küche der Politik jagen lassen? Nein. Lieber noch den skrupellosen Lebemann und Herzenbrecher spielen, den der Schnitt seiner Weste und der Ausgang der angefangenen Baccaratpartie wichtiger dünkt als das Schicksal des Vereinigten Königreiches. Nur ein Gebiet hatte die Mutter, die geräuschlos ihre Fäden über Europa hin spann, ihm freigelassen; sie lebte ihrer Trauer, zuerst um den Gatten, dann um den schottischen Leibdiener, dessen Steinbild sie auf allen Reisen mitschleppte, und mied laute Geselligkeit. Die Pflichten glänzender Repräsentation neidete sie dem Sohn nicht. Und je schlechter sein Ruf wurde, desto sicherer war sie, daß die Briten das Ende ihrer Herrschertage nicht herbeisehnen würden. In Königsschlössern wohnen nicht andere Menschen als in Bürgerhäusern. Mutter und Sohn wurden einander fremd und böse Worte flogen hinüber, herüber. Der Schwager, der älteste Sohn des Kronprinzen starb; die Mutter lebte rüstig fort. Schon früher hatten die Geschwister Viktoria und Albert, wenn sie zusammentrafen, wohl wehmüthig geseufzt: Uns Beide ruft kein Morgen mehr zur Regirung! Jetzt empfing im Neuen Palais die Witwe eines stolzen Lebenswunsches den müden Mann. Der muntere Modemonarch, dessen Vitalität allen Stürmen getrotzt hatte, war allgemach träg geworden, so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den lange gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Rien ne va plus. Wenn die Polster beseitigt sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde.

Als die Mutter dann eines Tages doch starb und aus dem Baccaratprinzen König Eduard der Siebente wurde, lachte Europa. Das kann hübsch werden, hieß es; dieser Held der Rennplätze und Spielsäle ist dem perfiden Albion zu gönnen. Der wird das Empire rascher herunterbringen, als die stärkste Koalition es vermöchte. Die Briten nur blieben ernst und kein mißtrauischer Zweifel focht ihre Zuversicht an. Erstens, sagten sie, sind von einem Sechziger dumme Streiche nicht mehr zu fürchten. Zweitens ist er der König, der höchste Repräsentant eines Weltreiches, der wissen wird, was er der Würde schuldet, und den wir, so lange es irgend geht, ehren müssen, wie das Wappen, die Fahne des Vaterlandes. Und drittens herrscht über ihm die Verfassung und Magna Charta ist in Großbritanien mächtiger als der mächtigste Mann. Ein Bischen wüst hat er als Kronprinz ja gewirthschaftet. Thut nichts. So treibens reiche Erben oft und werden nachher dennoch umsichtige und sparsame

Geschäftsleute. Und er hat in Paris, in New-York und Monte Manches kennen und nach dem wahren Werth schätzen gelernt, was korrektere Prinzen nie sehen; vielleicht befreit er uns von den Puderperrücken und schafft uns die kaufmännisch moderne Verwaltung, die in London und in Kalkutta die Händler längst ersehnen. Auch auf dem Festland fanden ruhige Beobachter in dem Thronwechsel keinen Anlaß zur Schadenfreude. Ja, wenn dieser echte Koburger jung König geworden wäre! Dann hätte ihm, wie Mephistos gutem Kaiser, gewiß beliebt, falsch zu schließen: „Es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen." Nun ist er alt und wird Alles beim Alten lassen. Die paar Skandalprozesse sind bald vergessen und die Witzhascher werden die Schnitzeljagd aufgeben. Selbst wenn der neue Herr aber Fehler macht: England ist mit dem streitbaren Katholizismus, mit Chartisten und Feniern fertig geworden und wird ungefährdet auch einen schlechten Monarchen ertragen. Eduard hat gute Beziehungen. Er war das Pathenkind Friedrich Wilhelms des Vierten, der ihm nach der Taufe den schönen silbernen Glaubensschild schenkte, und Wilhelm der Zweite hat den Oheim bei jeder Gelegenheit geehrt. Ein erfahrener Weltmann, dem nichts Menschliches fremd ist, paßt an die Spitze eines Staates, dessen Institutionen dem Bedürfniß eines alten Weltgroßhandels genügen sollen. Das Alles war richtig. Aber Europa lachte noch immer.

Das Lachen hätte harmloser geklungen, wenn Eduard in ruhigen Tagen auf den Thron gelangt wäre. Doch er wurde König, während England gegen einen zähen Bauernstamm und zugleich gegen den Götzen kämpfte, den es in mühvoller Arbeit selbst den Völkern aufgebaut hatte: gegen public opinion. Eine böse Zeit für den Mann, dem die Bonvivantrolle des verfluchten Kerls so lange gefallen hatte. In anderem Sinn ward er nun verflucht. Hatte er nicht bei der Vorbereitung des Jameson Raid die Hand im Spiel gehabt? War nicht gerade deshalb die Untersuchung zur Posse geworden? Rhodes, Milner, Beit: all die den Burenfreunden verhaßtesten Männer standen ihm nah; und überall wurde gemunkelt, er habe stark in Goldshares spekulirt. Das Lachen klang höhnisch, klang wie ein Hallaliruf grimmiger Jäger, die mit beinahe noch wilderem Eifer als den Kolonialminister den König verfolgten. Eine ernstere Natur hätte die Wucht solcher Verantwortung im Gewissen gefühlt und sich des au coeur léger erworbenen schlechten Rufes geschämt, der dem Land nun so schädlich wurde. Ein Nervöser wäre unter den Pfeilen und Schleudern zusammengebrochen. Der Sohn des Koburgers und der Welfin kam nicht aus der Fassung. Er kannte die Menschen

und hatte oft genug zugesehen, wie man öffentliche Meinungen macht: für eine Bank, eine Schwindelgründung, einen Diktator oder eine Dynastie. Nur das geliebte Spielzeug der Menge nicht mit schroffem Griff aus den Fingern reißen, ehe man ihr anderen Zeitvertreib bieten kann; hat sie den erst, dann läßt sies selbst fallen. Ernste Gefahr ist nicht zu fürchten, denn das Deutsche Reich deckt Englands wehrlose Flanke. Die Frist ist also nicht morgen schon abgelaufen. Der ehrwürdige Plunderprunk mittelalterlichen Hofceremonials hat im Leben Großbritaniens seit Jahrhunderten einen breiten Raum eingenommen. Die viktorianische Aera gab der Schaulust karge Nahrung; um so besser: jetzt wird der Heißhunger sich gierig auf jeden Knochen stürzen. Lächelnd saß, ohne zu zittern, der fette König in seinem Palast und studirte Kostümwerke und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Mummenschanzes. Seine Krönung sollte ein Fest werden, wie von den heute Lebenden noch Keiner eins sah. Monate lang vorher sollte man davon sprechen, Monate lang nachher sich an der Erinnerung weiden. Solcher Aufwand, der aus allen Zonen die Briten und einen reichen Fremdentroß herbeilockt, bringt Geld unter die Leute. Vor der weithin glänzenden Pracht wird Europa schnell das Lachen verlernen. Und während die Sinne des Weltpöbels auf die sacht sich enthüllenden Wunder der coronation gerichtet sind, ist Zeit genug, einen Schleichweg ins Lager des Feindes zu suchen und dem leidigen Krieg ein Ende zu machen, ehe in Westminster das Hochamt beginnt.

Die Rechnung war richtig. Die Spalten, die zwei Jahre lang den Heldenthaten der Buren, wirklichen und erlogenen, reservirt worden waren, wurden schmaler. Coronation heischte gebieterisch Platz. Seit Monaten brachte jeder neue Tag neue Mär von der nahenden Herrlichkeit. In den Krönungstuhl, auf dem King Edward sitzen wird, ist der Stein eingefügt, an den Jakob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Das Gewand, das King Edward tragen wird, hat Löcher, damit des Priesters Finger die Haut salben kann. Die indischen Fürsten sind eingetroffen. Australiens Vertreter kommen übermorgen in Southampton an. Und die Toiletten, die Proviantmassen, die in London aufgestapelt sind! Der Schwatz wollte nicht enden; und schon tauchten die ersten Bilder auf. Mögen die Hinterhausleute das ganze Jahr hindurch den Protzen schimpfen, der vorn das beste Stockwerk bewohnt: wenn er Hochzeit hat oder ein Maskenfest giebt, schaaren sie sich in Andacht um den „Aufgang für Herrschaften". Und während die edle Kulturmenschheit zu dem Schaugerüst drängte und die Reporter zugestehen begannen, daß dem Britenreich doch ein ansehnlicher Machtrest geblieben sei, war Eduard auch

an das Ziel seines zweiten, wichtigeren Wunsches gelangt: die Buren hatten kapitulirt. Die Aermsten kannten die Konjunktur nicht; sie konnten ihre Freiheit theurer verkaufen, denn der König wollte um jeden Preis als peacemaker gekrönt sein. Zu Englands Heil hatte er kluge Diener. Chamberlain und Kitchener stellten die Falle und sorgten dafür, daß kein allzu fetter Köder hineingesteckt wurde. So fiel in das zweite Regirungjahr Eduards des Siebenten der größte Erfolg, der dem Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden war, der einzige, der für den Verlust Indiens einst Entschädigung schaffen könnte. England mußte, nachdem Gladstones unglückliche Hand die zum entscheidenden Eingriff geeignete Stunde versäumt hatte, den Krieg gegen die Bauernfreistaaten führen, hätte ihn, früher oder später, geführt, wenn nie ein Chamberlain, Rhodes oder Milner gelebt hätte. Daß der Krieg unsittlich war, noch unsittlicher vielleicht als andere Kriege, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Die Briten, die stets für die Ideale der höchsten Humanität erglühen, wenn irgendwo einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekrümmt wird, waren, wie alle Herren, die zur Stärkung ihrer Macht Knechte brauchen, in der Wahl ihrer Mittel nie von Skrupeln geplagt; der cant hat ihnen immer das Gewissen ersetzt. Sinnlos aber und das Beginnen politisch Unmündiger ist der Versuch, die Größe, die — es geht nicht ohne das an deutschen Galatafeln abgegriffene Wort — weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges zu leugnen. Großbritanien hat Alles erreicht, was es erreichen wollte, und während des harten Ringens zwei werthvolle Erfahrungen gemacht; die erste: daß seine Kolonien im Fühlen und Wollen englisch geblieben sind; die zweite: daß die Nervosität der alten Dame Europa sich zur That nicht zu waffnen vermag. Und unter der den Krieg endenden Urkunde steht Eduards Name.

Wer wagte nun noch die Behauptung, diesem Begnadeten fehle die Kraft eines unbeirrt bis ans Ziel greifenden Willens? .. Ganz nah nur drohte noch eine Klippe. Mr. und Mrs. Snob waren schon auf dem Weg nach Westminster; Sarah, Réjane, Frau Hading, all die lieben Freundinnen von früher hatten Sitze bestellt. Fünf Erdtheile würden lauschen, wenn der Gekrönte vom Kirchenfürsten das Reichsschwert empfängt und schwört, es nur für die gerechte Sache aus der Scheide zu ziehen. Le Prince de Galles als Gesalbter des Herrn? Am Ende lernte Europa doch wieder das Lachen ... Die Appendizitis kam sehr gelegen. Stirbt Eduard, dann lebt er als Glückbringer im Britenlied. Wird er gerettet, dann ist er ein Märtyrer und ein Held und kann den Rest seiner Tage nützen, um der Frage nachzudenken, warum es so schwer ist, Kronprinz, so kinderleicht, König zu sein.

Hans Merian.

Am achtundzwanzigsten Mai starb in Leipzig Hans Merian, Schriftsteller, vor Allem Kunstschriftsteller und Kunstkritiker. Er war 1857 in Basel geboren, als Urenkel jener rühmlichst bekannten Familie Merian, die Kupferstecher, Zeichner und Maler in mehreren auf einander folgenden Generationen hervorgebracht hatte. Er wandte sich zunächst der Musik zu. Ein nervöses Leiden zwang ihn später, diese Kunstgattung ganz aufzugeben. Er studirte Philologie und Kunstgeschichte und wurde, als er von längeren Reisen aus Italien und Frankreich heimgekehrt und nach Leipzig übergesiedelt war, Schriftsteller. Er gründete die „Gesellschaft" und gab verschiedene Romane und Schriften satirischen Inhalts heraus, die literarische, musikalische und künstlerische Neuerscheinungen behandelten. Später ging er völlig zur Kritik über und schrieb über Musik, Literatur und bildende Kunst. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn besonders die Arbeiten an einer — kürzlich erschienenen — Musikgeschichte und an umfassenden Werken über Mozart und Beethoven. Diese letzten beiden Arbeiten besonders bergen eine Fülle neuer Gesichtspunkte, die Merians Eigenart in der Erfassung von Kunstproblemen am Besten zeigen. In ungeschwächter Schaffenskraft starb er an einem Herzleiden; der Tod nahte ihm plötzlich, wenn auch nicht unerwartet.

Ich kann hier nur von seinen Beziehungen zu meinem Metier sprechen und möchte ihm, dem Kritiker und Freund, schuldigen Dank auf das Grab legen.

Manches Jahr ist es her, seit die Leipziger Volkszeitung eine Artikelserie brachte, die den Titel trug: „Sonntagsspazirgänge durch das leipziger Museum". Ich gestehe: nicht leicht bringt man mich jetzt noch zum Lesen deutscher „Kunstgeschichten". Das, was mir von früher davon bekannt war (ziemlich viel), und Das, was ich an Kunst sah und im Arbeiten empfand —: Das waren zwei sehr verschiedene Welten. Von jener „historischen" Betrachtung hatte ich den Eindruck, daß sie den Mittag um Eins suche, wie die Franzosen sagen. Es war also wohl eine Stunde schlimmer Langeweile, als ich mich zu jenen „Spazirgängen" entschloß. Ich kannte Merian noch nicht. Und da fand ich etwas ganz Anderes, als ich erwartet hatte. Nicht das mit

allen Logiken totgehetzte Thema, nicht kritiklosen Ueberschwang, nicht so „vertiefte“ Studien, daß man die Betrachtung vergißt. Die einzelnen Gegenstände waren ohne Wortaufwand sachlich behandelt. Beziehungen zu früheren und unseren Verhältnissen wurden sichtbar und aus Allem las man heraus: das Bild, die Statue waren wirklich mit wirklichen Augen gesehen worden, nicht vom Verstand nachgetastet. Man fühlte sofort: dieses Auge, das hier Kunst gesehen hatte, verstand auch, das Leben ringsum künstlerisch zu erfassen, und urtheilte aus den Erfahrungen des Sehens, um das Kunstwerk danach zu bewerthen, nicht aus Systemen und starren Regeln heraus. Das war einmal keine Schule. Das war geschriebenes Genießen. Und dennoch fühlte man hinter den anspruchlosen Darstellungen die gründliche wissenschaftliche und historische Bildung und ein großes Materialverständniß.

Noch in jenen Tagen, da seine zwanglosen Rekapitulationen aller Kunstepochen als neuer Wein in alte Schläuche flossen, lernte ich ihn kennen. Ein heiterer, jovialer bohème, der Paris und Italien gut kannte, der bei einem Glase Wein wundervoll über Alles sprechen konnte, viel gesehen, viel genossen und Vieles selbst ausgeübt hatte und der in einer fröhlichen Philosophie mit Gott und Künstlern und einem mediokren Leben Geduld üben gelernt hatte. Man lebte sich schnell mit ihm zusammen. Das Heitere, Selbstverständliche seiner Art, auch das Beste hervorzusprudeln, trug vielleicht mit die Schuld daran, daß man seine so vielseitigen ausgezeichneten Leistungen nicht nach ihrem vollen Werth anschlug. Einen besseren Kritiker haben wir aber kaum gehabt.

Das angeborene Künstlerblut der Merian verleugnete sich nicht. Nur Krankheit hatte ihn verhindert, Ausübender in Musik oder Kunst zu sein. Die Liebe und das praktische Verständniß dafür blieben ihm stets so lebendig wie seine Jugendbeziehungen zur französischen und italienischen Kunst. Er fühlte überhaupt mehr als Romane und war durch Umstände und Erziehung vor der Neigung zu deutschem Theorisiren bewahrt, immer, bis zu seinem Tode. Eins besaß er in hohem Grade: den Haß gegen alles Banale und gegen das stets damit verknüpfte aufdringliche Unfehlbarkeitgefühl. Marian wußte: lebendige Kunst und Wissenschaft sind Antagonisten. Die Eine basirt auf dem Bekannten, die Andere zum besten Theil auf dem Unbekannten. Der Wissenschaft gehört das Fertige, Abgeschlossene. Der Kunst gehört das Material, das vor dem Künstler liegt mit der Frage: „Was kannst Du Neues mit mir

ſchaffen?“ Neues nicht im Sinn der Mode, ſondern im Sinn der Unerſchöpflichkeit und Wandelbarkeit unſerer Mittel und Empfindungen.

In der Kunſt liegt der „Sinn“ viel mehr an der Spitze unſerer Werkzeuge und in deren Kontakt mit dem Material als in Gemüth, Verſtand, Wiſſen oder Kombiniren. Ueber dieſe Gaben verfügen auch Nichtkünſtler reichlich, ohne ihnen Form geben zu können. Ein Glanz der Kriſtalle des Steins oder der Farben oder von Tongebilden: und neue Perſpektiven eröffnen ſich — dem Künſtler. Allerdings iſt das Ziel auch von ihm nur durch ſtarke Arbeit zu erreichen. Da zu ſpüren, nachzufühlen, zu genießen und den Genuß mitzutheilen: Das war die Stärke Merians, an Altem und an Neuem. Und er war Künſtler genug, um zu verſtehen, wo undeutliche Anfänge doch auf beſſeres Künftiges deuteten, und lachen zu können, ohne zu verurtheilen, wenn ein zu lebhaftes Temperament über den Strang ſchlug.

Merian war latenter Künſtler; darum hielt er ſich zu den Jüngeren, obwohl er die Alten nach ihrem Werth zu ſchätzen wußte. Weil er ein künſtleriſch gutes Auge hatte, konnte er ſich dem Neuen gegenüber an das Sachliche halten und deſſen Vorzüge und Schwächen herausfinden. Er ging Syſtemen und Regeln ſorgfältig aus dem Weg und ſuchte nur den Zuſammenhang zwiſchen Werk und Menſchen. Den Werth eines ſolchen Empfindens fühlen wir ſtark an ſo vielen alten und noch mehr neuen Kunſtkritiken. Ueber den Kulturaufgaben, die den Künſtlern in jedem Werk zugemuthet werden, geht das Beſte zum Teufel, was es am Schaffen giebt: die Naivetät. Das Arbeiten mit dem Blick auf Kultur und Syſteme iſt wie ein Schulſpazirgang: je Zwei und Zwei in langer Reihe, vorn ein Herr Lehrer, hinten ein Herr Lehrer — und hindurch zwiſchen papiernen Logiken, äſthetiſchen Staketen in einem Beſerlpark künſtleriſcher Nothwendigkeiten und moraliſcher Werthe. Ich übertreibe nicht, lieber Leſer. Lies nur recht fleißig moderne wiſſenſchaftliche und unwiſſenſchaftliche Kunſtkritik!

Da denkt man dankbar zurück an einen Merian, der das „Was“ und „Wie“ begreift und es mit ſchlichten Worten ſagen kann. Und Das ſollen wir von ihm behalten: ein fröhliches Lachen für Gutes und Schlechtes und den innigen Haß alles Trivialen.

Leipzig. Profeſſor Max Klinger.

Maßstäbe der Geschichtwissenschaft.

Um den Darlegungen, die auf diesen Blättern gegeben werden sollen, den Boden zu bereiten, ist in zwei voraufgehenden Untersuchungen je ein Aufriß der europäischen Geschichte gezeichnet worden. Der eine zeigte in einer Anzahl von Querschnitten, wie in den beiden parallel laufenden Entwickelungreihen der alt- und der neueuropäischen Geschichte eine Folge von Stufen zu unterscheiden ist, von denen jede, der griechisch-römischen wie der germanisch-romanischen Völkergruppe gemeinsam, eine gewisse Verbindung ihr allein eigenthümlicher gesellschaft- und geistesgeschichtlicher Bestände aufweist. Der zweite zerlegte den selben Stoff in ein Bündel von Längsschnitten und wies nach, daß die Geschichte des äußeren wie des inneren Verhaltens der Staaten, die Geschichte der Klassen wie der Volkswirthschaft, die Geschichte von Glauben und Wissenschaft, Dichtung und bildender Kunst, betrachtet man sie einzeln, diese Stufentheilung vielleicht noch schärfer erkennen läßt. Zugleich sollte so dargethan werden, daß sich hier, im Gegensatz zu allen früheren, unsicher tastenden Versuchen — etwa Comtes, Buckles und so fort —, Gesetzmäßigkeiten des geschichtlichen Verlaufes auffinden lassen, denen zur vollen Würde eines geschichtlichen Gesetzes freilich noch der Nachweis fehlt, daß sie auch außerhalb Europas Geltung haben. Dieser Nachweis aber würde sich für die niederen Stufen vermuthlich leicht erbringen lassen; für die höheren fällt dieser Zwang ohnehin fort, weil, wie es scheint, kein einziges der außereuropäischen Kulturvölker sie überhaupt erreicht hat.

Doch so eng und knapp in diesen Ueberblicken auch der ungeheure Stoff zusammengedrängt wurde: eine begriffmäßig betriebene Geschichtforschung drängt doch zu noch einheitlicherer Fassung, noch formelhafterem Ausdruck. Man kann von der Mannichfaltigkeit und dem Farbenreichthum der Völker- und Menschengeschichte überzeugt sein und wird doch von dem Gerippe ihres Körpers das denkbar knappste Bild entwerfen wollen. Denn eben die Eigenthümlichkeit der Menschen- und der Volkspersönlichkeiten wird man erst dann recht würdigen, ja, überhaupt erst abgrenzen können, wenn man den sehr großen Bestand von Allgemeingiltigkeiten, den sie zunächst in sich bergen, ermessen und ausgesondert hat. Und mir scheint, im Geschichtforscher können eine volle Empfänglichkeit für Pracht und Farbe des Einzelnen mit einem unerbittlichen Drang nach Erkenntniß und Zusammenfassung des Allgemeinen sehr wohl neben einander bestehen.

Das nächste Bedürfniß, das einem solchen Drang bei Durcharbeitung der europäischen Geschichte erwächst, ist dieses: die Regelmäßigkeiten, die der

Verlauf der einzelnen Reihen der gesellschaftlichen und der geistigen Entwickelung aufweist, auf einheitliche Wurzeln zurückzuführen. Man muß sich dabei der Schwäche solcher Vereinheitlichungen bewußt bleiben: sie wünschen allerdings, sich als die früher, die von vorn herein dagewesenen Grunderscheinungen zu erweisen; gewonnen werden sie aber durchaus nachher, auf dem Wege rückwärts, abwärts schreitender begrifflicher Durchdringung. Sie werden ihr Recht nur dann begründen können, wenn sie wirklich in tiefer liegende Bezirke der menschlichen Seele eindringen und auch darthun können, daß hier in der That die Quellen für die Strömungen der Oberfläche sprudeln.

Von den bisher gemachten Versuchen einer solchen Vereinheitlichung der einzelnen Reihen des geschichtlichen Lebens kann eigentlich nur eine Anspruch auf ernsthafte Erwägung machen. Das ist die materialistische — besser: ökonomistische — Geschichtauffassung. Doch ich meine, gegen sie macht an sich mißtrauisch, daß sie nicht versucht, die bestehenden Einzelentwickelungen unter eine neue, höhere Ordnung zusammenzufassen, sondern, daß sie von jenen eine einzige hervorgreift und ihr alle die Schwestern unterordnet. Die Frage, ob diese Anschauung sich aufrecht erhalten läßt, ist, wie mich dünkt, noch nicht spruchreif. Denn erstens haben Marx und alle seine Nachfahren erst sehr wenig wirkliche Geschichte, sondern fast immer nur Geschichtprogramme geschrieben. Marxens Verdienst um die Geschichtforschung ist ein ganz außerordentliches und es wäre von den Geschichtschreibern selbst längst anerkannt worden, könnten sie sich von dem übermächtigen Bann des rankischen Erbtheils befreien. Aber seine Nachweisungen gehen im Wesentlichen die Zusammenhänge von Wirthschaft- und Klassen-, hier und da auch Verfassungsgeschichte an und man könnte sie unbesehen annehmen, ohne doch irgendwie dadurch auf die weiteren Folgerungen des materialistischen Geschichtprogrammes verpflichtet zu werden. Man zeige uns einmal erst in gründlicher, belegter Darstellung, wie die geistigen, ja, wie auch nur alle gesellschaft-, namentlich alle staats- und rechtsgeschichtlichen Thatsachen auf wirthschaftliche Ursprünge zurückzuführen sind. Zweitens müssen auch die Gegner — oder die Nichtanhänger — in ihrer Forschung erst auf einen Punkt gelangt sein, wo man mit Nutzen solche letzten Fragen erörtern kann. Die heutige Geschichtforschung steckt noch so tief in Einzeluntersuchung und reiner Beschreibung, daß es auch Dem, der es von ganzer Seele will, sehr schwer fällt, gewissenhafter Weise zu solchen Zielgedanken Stellung zu nehmen. Oppenheimer hat in der überaus werthvollen und scharfsinnigen Besprechung, die er meiner Kulturgeschichte der Neuzeit gewidmet hat*) und mit der ich mich im Verlauf dieser Untersuchung noch mehrfach auseinandersetzen werde,

*) „Zukunft" vom 19. Oktober 1901.

es als eine tragische Schuld bezeichnet, daß ich mich nicht von vorn herein mit dem Marxismus abgefunden habe. Die Vorurtheile gegen ihn, die Oppenheimer bei mir vermuthet, habe ich nicht im Mindesten; ich habe mehrere Jahre mit wirthschaftgeschichtlichen Einzeluntersuchungen zugebracht, scheute also wirklich nicht vor diesem peinlichen Erdenrest zurück; ich habe sie auch immer wieder für meine jetzige Gesammtdarstellung aufmerksam berücksichtigt. Aber ich wäre in meinem wissenschaftlichen Gewissen gerade dann schuldig geworden, wenn ich mich vor meiner Arbeit über eine Grundfrage entschieden hätte, zu der ich nach ihr vielleicht einige Beiträge zu liefern vermag.

Daß sie im Sinn des Marxismus ausfallen werden, glaube ich nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht. Gewiß: es finden sich bei der Zusammenfassung gesellschaft- und also auch wirthschaftgeschichtlicher Zusammenhänge mit der geistigen Entwickelung zuweilen Uebereinstimmungen, die betroffen machen. Daß die Blüthe des ersten großen Kunstschaffens im spätmittelalterlichen Italien in Pisa aufgebrochen ist, also in der damals größten Handelsstadt des Landes, ist auf den ersten Blick nicht auffällig. Man erklärt kurzweg, wirthschaftlich günstige Daseinsbedindungen seien die Voraussetzung für jedes Gedeihen der Kunst, von dem goldenen Zeitalter Athens bis zu dem von Köln und Nürnberg, von Florenz und Venedig. Aber diese Beobachtung legt doch auch die etwas minder oberflächliche Frage nah: Gab es um 1280 vielleicht noch in einer Anzahl anderer italienischer Städte ähnlich befähigte Bildner wie Niccolo und Giovanni Pisano? Und bejaht man diese Frage: wird dadurch nicht das Schwergewicht der rein geistigen Entwickelung — wie übrigens auch der persönlichen Begabung — übel herabgedrückt zu Gunsten der wirthschaftlichen Verhältnisse? Aber aus solchem einzelnen Ineinanderwirken der verschiedenen Geschichtreihen wird man noch nicht die allgemeine Abhängigkeit aller von einer unter ihnen schließen dürfen.

Wohl wird man die Beeinflussung der staatlichen durch die wirthschaftlichen Verhältnisse in sehr weitem Umfang zugeben können, ohne doch eine ausnahmelose Regel daraus machen zu dürfen. Wenn Oppenheimer auf die Wirkungen der Sklaverei in der späten römischen Geschichte und auf die tiefgreifende Abweichung, die durch sie im Gegensatz zu dem neueuropäischen Mittelstand hervorgebracht wird, aufmerksam macht, wird man darin eine wesentliche Bereicherung unserer Einsicht in die Verschiedenheit antiker und moderner Entwickelung zu begrüßen haben. Aber warum den Verfall des Römerthumes auf diese Erscheinung zurückführen? Daß man die Sklaverei auf den höheren Stufen der alteuropäischen Entwickelung nicht abstieß, war schädlich im höchsten Grade, aber vielleicht das deutlichste Zeichen für den Kräfteverfall dieser rasch lebenden Völker, von dem zu sprechen Oppenheimer sich so entschieden verbittet. Und wie ganz wird bei dieser Beweisführung

übersehen, daß nicht das Römerreich der Latifundien- und Sklavenwirthschaft dem Ansturm der Germanen erlag, sondern das des Hörigen- und Kleinbetriebes, das eines künstlich neu geschaffenen bäuerlichen Mittelstandes! Und wie wenig allgemein giltig erweist sich die marxistische Geschichtauffassung selbst für die Zusammenhänge der Wirthschaftgeschichte mit der ihr sicher am Nächsten stehenden Entwickelungreihe: der Klassengeschichte. Von den großen Klassen, die später ein Jahrtausend lang das Schicksal der germanisch-romanischen Völker beherrscht haben, ist das Bürgerthum sicherlich als Handel und Gewerbe treibender Stand auf Grund eines Vorganges wirthschaftlicher Arbeitstheilung emporgekommen; der Adel aber ist eben so gewiß als Berufs-, als Kriegerstand aufgewachsen, also auf Grund eines Vorganges rein gesellschaftlicher Arbeitstheilung. Und wurde er nachher zum Großgrundbesitzerstand, so sind doch auch die späteren Strecken seiner Entwickelung durchaus nicht immer aus dem Erwerbs-, viel öfter aus dem Machttriebe zu erklären. Diese wiederum rein gesellschaftliche Triebkraft überwiegt durchaus: alles Aufwärtsstreben des Adels zum Hochadel, zum Fürstenthum kann nur auf sie zurückgeführt werden. Welchen wirthschaftlichen Grund hätten wohl die Herzöge von Bayern bei der so ungemein rasch sich vollziehenden Ansammlung ihres privaten Grundbesitzes gehabt? Und selbst im späten Mittelalter, in der Neuzeit sind die eigentlich wirthschaftlichen Instinkte im europäischen Adel nur in einigen Ausnahmefällen — England, Nordostdeutschland, Dänemark — stark entwickelt, im Uebrigen bietet die Geschichte dieses Standes fast bis auf den heutigen Tag die immerhin widerspruchsvolle Erscheinung dar, daß er zwar einen sehr großen Theil der Volkswirthschaft besitzt, aber nicht selbst betreibt. Ihm war genug, wenn er in seinem Bodenbesitz die wirthschaftliche Grundlage für seine Machtbethätigung im Staate hatte; kann man da in Wahrheit von einem Ueberwiegen wirthschaftlicher Beweggründe sprechen? In Wahrheit hat die maßlos einseitige Ueberschätzung der wirthschaftlichen Verhältnisse, die marxistische wie gegnerische Volkswirthschaftlehrer so lange beseelt hat, auch hier die soziale Frage als lediglich wirthschaftliche ansehen lassen. Und es zeigt sich, daß man in allernächster Nähe der eigentlichen Wirthschaftgeschichte, ganz ähnlich wie in der Beurtheilung heutiger Zustände, auf wirkende Kräfte der menschlichen Seele stößt, die, sehr nüchtern, sehr wirklich und ganz ungeistig, doch nichts mit dem Erwerbstrieb zu thun haben.

Noch ungünstiger wird das Ergebniß in den etwas entfernteren Bezirken der Geschichte menschlichen Handelns: ist schon die Klassenentwickelung nicht als reines Erzeugniß der wirthschaftlichen anzusehen, so ist noch weniger die innere Geschichte der Staaten allein aus der Klassen- und Wirthschaftgeschichte und am Allerwenigsten die äußere Staatsgeschichte aus allen anderen

Entwickelungen heraus zu erklären. Immer wieder treten andere Einwirkungen, vor Allem des Machttriebes in immer neuer Gestalt hinzu, ganz abgesehen von der starken Entwickelungskraft, die in den Dingen selbst, in ihrer natürlichen Richtung auf die ihnen vorschwebenden, fest innewohnenden Zweckmäßigkeiten liegt. Die Geschichte des Rechtes und der Sitte fügen dem wirthschaftlichen Antrieb noch andere, insbesondere aus der Empfindung stammende Triebe hinzu. Und vollends über die Selbständigkeit des geistigen Lebens der Völker zu reden, ist kaum nöthig: mir ist immer ein Räthsel geblieben, wie die rechtgläubigen Marxisten sich die Abhängigkeit dieser „Ideologien" von dem Mittelpunkt aller Dinge, den Wirthschaftverhältnissen, vermittelt denken.

Es läßt sich noch eine Reihe von Möglichkeiten der begrifflichen Vereinheitlichung erdenken. Und wer will sagen, ob nicht die Zukunft unserer Wissenschaft noch viel mehr hinzufügen wird? Vor Allem ist schon mehrfach versucht worden, nicht nur das geistige, sondern auch das handelnde Schaffen des Menschen vom Gesichtspunkt eines verstandesmäßigen Vorganges aus aufzufassen. Hegels Auflösung der Weltgeschichte in eine Reihe von Sätzen und Gegensätzen ist in diesem Sinn entstanden und auch Tardes Soziale Logik geht zum Theil von ähnlichen Vorstellungen aus. Längst vor Hegel hat die Aufklärung, lange nach ihm hat Buckle allen Inhalt der Geschichte in dem Fortschritt des Erkennens, womöglich nur des naturwissenschaftlichen Erkennens sehen wollen. Die meisten höher entwickelten Formen des Glaubens schließen religiöse Gesammtdeutungen alles Menschheit- und Völkerschicksals in sich und noch Lessing wollte die Weltgeschichte in dem unsäglich pedantischen Gleichniß von dem Walten eines Weltschulmeisters widerspiegeln. Selbst die Kunst hat manchmal versucht, Gesammtanblicke der Geschichte zu geben; und wenn es nur tändelnd und spielerisch geschah, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch ernsthaftere Versuche gleicher Richtung angestellt werden sollten. Schließlich hat man auch unternommen, die Geschichte unseres Geschlechtes der Lehre von dem Naturgeschehen überhaupt aufs Engste einzugliedern; noch jüngst ist eine wunderlich verfehlte biologische Deutung der Weltgeschichte aufgestellt worden.

Alle diese Versuche, zu einer einheitlichen Erklärung des Menschheiterlebens zu kommen, leiden an gewissen Mängeln; die logisch-dialektischen geben sich allzu leicht als Das, was sie in Wahrheit sind, zu erkennen, als nachträglich errichtete Begriffsgebäude, die nicht in die Tiefe, zu den Wurzeln der Dinge dringen, sondern ihnen durch gemeinsame Gedanken-Ueberdachung eine nur von außen herzugetragene Einheitlichkeit verleihen wollen. Das Hegels weist neben vielen guten Zusammenhängen, die dadurch nicht an Kraft verlieren, daß sie nachträglich erdachte sind, zahlreiche Gewaltsamkeiten, Unvollständigkeiten und sachliche Fehler auf, ganz abgesehen von der völlig

unsicheren metaphysischen Grundlage, auf der das Ganze ruht. Alles Fühlen und Schauen, alles Wollen der Menschen wird durch solche Erzeugnisse nüchternen Verstandesrausches gar nicht im Kern getroffen. Die naturwiss.aschaftlichen Auffassungen bleiben vollends von dem seelisch-geistigen Wesen alles Menschenthumes entfernt, erreichen es noch weniger als die materialistisch-ökonomistischen.

Alle diese Fehler sind vermieden, wenn man den Schwerpunkt der Geschichte weder im Handeln noch im Schauen, sondern in dem Beidem zu Grunde liegenden Fühlen sucht. Und so thut die von mir vorgeschlagene Gesammtanschauung: sie geht aus vom gesellschaftlichen Handeln, findet in dem Gegensatz von Persönlichkeit und Gemeinschaft dessen beide Pole, begnügt sich aber nicht mit ihrer thatsächlichen Feststellung, sondern führt sie auf Grundströmungen der menschlichen Empfindung zurück und weist, von ihnen wieder aufwärts steigend, nach, daß diese selben Grundströmungen auch für alles geistige Schaffen der Menschheit maßgebend sind. Diese Deutung der Weltgeschichte giebt sich zunächst gesellschaftwissenschaftlich: sie führt alle äußeren und inneren Staats-, alle Klassen- und Wirthschaft-, alle Rechts- und Sittengeschichte auf das Wirken zweier Triebe des gesellschaftlichen Verhaltens, des Persönlichkeit- und des Gemeinschaftdranges zurück, sieht in allen Einrichtungen und Gebilden der gesammten Gesellschaftgeschichte die Erzeugnisse dieser Triebe und sucht aus deren Veränderung und Entwickelung auf ihr stets sich wandelndes Vorwalten zu schließen. Sie geht aus von dem Gegensatz zwischen Einzelnen und Genossenschaft, der alle wirthschaftlichen, alle rechtlichen, alle sittlichen Beziehungen der Menschen unter einander in zwei Gruppen spaltet und der zuletzt auch alle Klassen-, alle innere und zuletzt selbst alle äußere Staatsgeschichte entscheidend beeinflußt. Aber ist sie schon psychologisch insofern, als sie sich nie bei einer Feststellung der Zustände und Zustandsänderungen begnügt, sondern zu den sie verursachenden Trieb- und Triebmischungwechseln herabsteigt, so ist sie es noch mehr, wenn sie auch die großen Gegensätze und Grunderscheinungen des geistigen Lebens der Völker auf diese selben gefühlmäßigen Wurzeln zurückführt. In allem Schauen, sei es Glauben, sei es Denken, sei es Bilden, findet sie den alten Gegensatz zwischen Herrschlust und Hingebung des Ichs wieder, sieht in aller Religiongeschichte entweder ein Bedürfniß, sich vor der zur Gottheit umgedeuteten Außenwelt zu demüthigen oder ihr spröd fern zu bleiben, in aller Forschung entweder hingabefreudige, stoffdurstige Erfahrung- oder herrisch die natürlichen Gegebenheiten meisternde Begriffswissenschaft, in aller Kunst eben so hingabefreudige, stoffdurstige Wirklichkeit- oder eben so herrisch die natürlichen Gegebenheiten meisternde Phantasie- und Formenkunst.

Ich darf hier eine kurze Abwehr mir begegnender Mißverständnisse

einschieben. Man hat mir zu verstehen gegeben, meine Darstellung gewähre den Einrichtungen und Zuständen zu viel Raum und gehe zu wenig auf die ihnen zu Grunde liegenden seelischen Entwickelungen ein; es handle sich heute nicht mehr darum, etwa eine Geschichte des Rechtes, sondern, eine des Rechtssinnes zu schreiben. Ich verstehe diesen Einwurf nicht recht: mir scheint, meine Deutung des Geschichtverlaufes dringe tiefer in die Gründe der Seele, als selbst durch eine solche Geschichte des Rechtssinnes in ihrem Bereiche geschehen könnte. Denn sie dringt grundsätzlich über die Einrichtungen und Zustände hinaus zu den Kräften etwa der Rechtsentwickelung vor und sucht hinter jenen noch die maßgebenden Abwandlungen des Seelenlebens auf, die ihnen zu Grunde liegen.

Von anderer Seite hat man Anderes bemängelt. Oppenheimer sagt, daß er meine Scheidung der Triebkräfte des gesellschaftlichen Lebens als Theilungmittel durchaus billigen würde, so weit sie auf die Geschichte des handelnden, des staatlichen Gesellschaftlebens Anwendung finde, aber er hegt das tiefste Mißtrauen gegen meine gesellschaftwissenschaftliche Deutung geistes-, insbesondere kunstgeschichtlicher Thatsachen. Er spricht von potemkinschen Dörfern, von dem schwankenden Boden ästhetischer Werthung und willkürlichen Klassifikationen. Aber da er diese Vorwürfe mit keinerlei Belegen begründet, so darf ich mich mit der Gegenbehauptung begnügen, daß in allen Kunstfragen Willkür dann ausgeschlossen ist, wenn sich ein Geschichtschreiber so fest an einen bestimmten begrifflichen, kunstwissenschaftlichen Maßstab bindet, wie ich es thue, und weiter, daß meine psychologische Erklärung geistesgeschichtlicher Thatsachen und ihre Zusammenfassung mit den gesellschaftgeschichtlichen Entwickelungreihen doch nur dann zu Willkür Anlaß giebt, wenn man, um öder Gleichmacherei willen, Abweichungen und Ausnahmen, die man zunächst unbefangen findet, nachträglich zu verbergen und auszutilgen sucht. Das habe ich mir nie beikommen lassen: ein Blick in meine Ausführungen über Geist und Gesellschaft der germanischen Neuzeit*) kann vom Gegentheil überzeugen.

Das Schicksal, das meinem Buch in diesem Betracht widerfahren ist, ist bezeichnend für den Zwiespalt, in den heute wissenschaftliche Arbeit gestellt ist. Dieser Versuch einer deutenden Geschichtbetrachtung stellte sich durch seine begrifflichen Theilungen und Zusammenfassungen in schroffen Gegensatz zu jeder den Stoff nur synchronistisch ordnenden Geschichtschreibung; aber dem Systematiker Oppenheimer ist damit noch längst nicht genug geschehen. Daß er nicht im Recht ist, wenn er behauptet, ich habe keinerlei Gesetzmäßigkeiten nachgewiesen, die nicht durch den schwankenden Boden meiner gesellschaftwissenschaftlichen Deutungen in Mitleidenschaft gezogen seien,

*) Neue Deutsche Rundschau 1901, S. 38.

habe ich früher nachzuweisen gesucht. Die zusammenfassenden Uebersichten über die europäische Geschichte*) sollten das Vorhandensein von Gesetzmäßigkeiten im Verlauf der äußeren und inneren, der Klassen- und Wirthschaftgeschichte aufdecken, ohne sie in die geringste Beziehung zu den gesellschaft- und persönlichkeitgeschichtlichen Unterströmungen zu setzen, von deren Einfluß auf sie ich allerdings überzeugt bin. Und ein so loyaler Beurtheiler wie Oppenheimer wird zugeben, daß diese beiden Beweisführungen in der That nichts mit einander zu schaffen haben. Ist meine Annahme richtig, daß alle jene Einzelgeschichten sich zu der großen Grundströmung gesellschaftseelischer Triebkräfte verhalten wie die Wirkungen zur Ursache, so kann der Verlauf der einen Stamm- und der verschiedenen Zweigentwickelungen doch getrennt gedacht und dargestellt werden.

Aber Oppenheimer verlangt mehr: er wirft mir vor, ich sei zu sehr Schilderer, Erzähler, Beschreibender, ich hätte „versprochen, das Gesetz zu zeigen, das die Erscheinungen beherrscht, und ich enttäusche diese Erwartungen." Ein solches Versprechen gab ich noch niemals, kann es also auch nicht wohl gebrochen haben. Bedeutet die Forderung Oppenheimers, daß die Geschichtforschung die Aufgabe hat, jede Möglichkeit einer Ursachenerklärung des geschichtlichen Verlaufes zu erproben, so deckt sie sich durchaus mit meinen eigenen Bestrebungen. Und kann man auf diesem Wege gar zur Aufstellung von Gesetzen vordringen, die zwar niemals den Gesammtvorgang der Weltgeschichte, wohl aber einzelne seiner Bruchtheile betreffen können, so wäre damit Außerordentliches erreicht. Aber auch hier und hier am Meisten ist Geduld nöthig: ein solcher begrifflicher Oberbau würde schwach und schwankend genug ausfallen, wollte man ihm nicht erst eine breite und feste erfahrungwissenschaftliche Grundlage geben.

Ein eben so ernsthafter, wohlwollender und deshalb willkommener Gegner wie in Oppenheimer ist mir in Lamprecht erstanden. In einem nicht Ausschlag gebenden, aber auch nicht unbedeutenden Punkte stimmen sie überein: Beide deuten die eine der von mir unterschiedenen Formen gesellschaftlicher Triebkraft, den starken Persönlichkeitdrang, als eine Zeitströmung, die die großen Menschen, die Helden, wie es Lamprecht auf gut carlylisch ausdrückt, über die Menschen überwiegen läßt. Das war nirgends meine Absicht: denn sehr große Menschen können sich eben so wohl auch in den Dienst ganz entgegengesetzter Richtungen des gesellschaftlichen Trieblebens stellen. Man denke nur an Aristoteles, den Riesen, der doch vor Allem den Uebergang des griechischen Denkens in den Zustand der Erfahrungwissenschaft oder wenigstens einer viel mehr als ehedem dem Stoff hingegebenen Forschung eingeleitet hat; oder an Lysippos und Millet und alle die anderen großen Verfechter einer

*) „Zukunft" vom 11., 18. und 25. Januar 1902.

noch unbedingteren Wirklichkeitkunst; oder an Rousseau, den an Schöpferkraft doch wahrlich gewaltigen Anbahner einer nur den Vielen dienenden Gesellschaftordnung; oder an alle die starken Lenker von Freistaaten, die jedes Diktatorengelüst in sich unterdrückten. Wie beweglich klagt nicht noch die Stimme, die jetzt stärker als je aus Nietzsches Grab zu uns erschallt: Es ist eine furchtbare Zeit, selbst die Genies sind die Sklaven des Pöbels geworden. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den Starken und Stärksten, die ihrem Selbst zu leben, und Denen, die es ganz anderen Gesellschaftzwecken hinzugeben entschlossen sind.

Im Wesentlichen aber stellt Lamprecht die Anwendbarkeit meines gesellschaftwissenschaftlichen Maßstabes überhaupt in Frage. Er ist der Meinung, daß diese Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwickelung immer wirksam seien und deshalb nicht wohl zur Unterscheidung der einzelnen Stufen des Geschichtverlaufes benutzt werden dürfen. Er bezweifelt, daß dieser Maßstab „entwickelungsgeschichtlich — Das heißt: mit Rücksicht auf die Entfaltung ursprünglich keimhaft vorhandener psychischer Potenzen" — gedacht sei. Dagegen habe ich geltend zu machen, daß ich durchaus von der Stetigkeit aller der von mir unterschiedenen Triebkräfte in der Seele der Völker und Menschen überzeugt bin: sie sind nicht unwandelbar, aber sie behalten ihre Grundrichtung bei. Eben deshalb aber halte ich sie für zweckmäßige Gradmesser der einzelnen Zeitalter: denn ihr Mischungverhältniß wechselt beständig und gerade in der Stufenleiter dieses Mischungverhältnisses suche ich den knappsten, straffsten, formelhaftesten Ausdruck für den Wandel der Zeiten zu geben. Und wenn Lamprecht an dieser Auffassung tadelt, daß sie nicht entwickelungmäßig genug sei, weil sie nicht das Aufkeimen und Wachsen im Keim vorhandener Kräfte aufzeige, so scheint mir die Einheit der Geschichte im Längsschnitt, die pflanzenhafte Stetigkeit ihres Wachsthumes, die Identität ihrer auf einander folgenden Wachsthumsphasen vollkommen, ja, mit besonderem Nachdruck gewahrt, wenn eine Anzahl von Triebkräften als von je in ihr wirksam und nur in wechselndem Mischungverhältniß auftretend nachgewiesen wird.

Lamprecht hat in einer neuen Darlegung*) diesen selben Vorwurf in anderer Umschreibung wiederholt. Er stellt hier den Unterschied zwischen einer Mechanik und einer Biologie der Geschichte auf und giebt zu verstehen, daß die mechanischen Gegensätze zwar für die Seelenkunde, nicht aber für die Geschichte in Betracht kämen. Er wirft mir vor, daß ich nur solche Seelenmechanik in Anwendung brächte, indem ich allein das Gesetz des Kontrastes, insbesondere das von Persönlichkeitdrang und Gemeinschafttrieb, als wirksam zeigte. In Wahrheit bewege sich allerdings häufig, wenn auch durchaus nicht

*) „Zukunft" vom 26. April 1902.

immer, der geschichtliche Fortschritt in Umschlägen und Gegensätzen der Seelenstimmung vorwärts, aber man gewinne aus diesen Feststellungen keinerlei Kenntniß von seinem im eigentlichen Sinne des Wortes geschichtlichen Verlauf.

Dagegen habe ich Folgendes einzuwenden. Mir ist niemals eingefallen, die Geschichte der Menschheit oder der Völker in eine Anzahl von Pendelschwingungen aufzulösen. Allerdings halte ich für möglich, daß auch im Längsschnitt der Entwickelung Aehnlichkeiten ganzer Strecken nachzuweisen sind: so die höchst eigenthümliche Wiederholung der Stufenfolge von Staatsformen, die im germanischen Alterthum mit dem Weltreich Karls des Großen, in der neusten Zeit mit dem Imperialismus unserer Tage aufhört; in der Hauptsache aber wird Lamprecht in der von mir aufgestellten Reihe von gesellschaftseelischen Zuständen nirgends Wiederholung eines Gegensatzes nachweisen können. So plump bin ich niemals verfahren, allerdings nur, weil die Weltgeschichte selbst nirgends so plump ist. Ich habe vielmehr überall ein vielfach gemischtes und zusammengesetztes Auftreten der einzelnen Triebkräfte, die ich im Seelenleben der Gesellschaft unterschied, nachzuweisen versucht. Nie habe ich ein mechanisches Auf und Ab von Gegensätzen behauptet, nicht ein einziges Mal die Wiederkehr der selben Triebform — oder vielmehr der selben Zusammensetzung von Triebkräften — angenommen. Eine Gesammtübersicht über die im engsten Sinn gesellschaftseelischen Ergebnisse meiner Ansicht von der europäischen Geschichte, die ich vorlegen werde, wird diesen Sachverhalt von Neuem klarstellen.

Lamprecht vergleicht die Forschungweise, die er bei mir annimmt, mit der von Physik und Chemie und nennt die seinige biologisch. Ich wage nicht, ihm auf das Gebiet dieser Vergleichung zu folgen; aber ich möchte vermuthen, daß das Ziel der Biologie doch wohl dann erst erreicht sein wird, wenn sie den physikalischen und chemischen Vorgang zu erkennen vermag, aus denen die biologischen Erscheinungen sich am letzten Ende zusammensetzen. Ohne alle Gleichnisse aber soll der Kern der Behauptungen Lamprechts doch besagen, daß meine Anschauung die eigenthümlichste, ihre im wahrsten Sinn des Wortes geschichtliche Eigenschaft aller Menschheitentwickelung verkenne, nämlich ihren nie umkehrenden, nie sich wiederholenden Verlauf. Solchen Irrthumes bin ich mir aber nicht bewußt: über den Aehnlichkeiten und Gleichheiten der einzelnen Volksgeschichten, so oft sie sich auch im zeitlichem Nacheinander geordnet darbieten, habe ich die Einzigartigkeit und also Unwiederholtheit, Unwiederholbarkeit des Gesammtverlaufes nirgends vergessen; wenn ich davon bisher nur selten sprach, so geschah es, weil ich dazu über jenen mir näher liegenden Darlegungen noch nicht gelangt war.

Und ferner: immer von Neuem begegne ich in diesen Darlegungen dem — wenn nicht ausgesprochenen, so doch angedeuteten — Vorwurf Lamp-

rechts, meine Zergliederung der bestimmenden Wesenszüge der Zeitalter dringe nicht bis zu den Elementen vor. Nun aber dünkt mich, daß die gesellschaftseelischen Triebkräfte, deren Wirken ich in der Geschichte aufzuspüren trachte, in der That elementarer Art sind. Irgend ein gleiches Suchen und die Auffindung gleich geordneter Grundkräfte finde ich dagegen in der Scheidung und Benennung der Zeitalter Lamprechts nicht. Denn schon die Bezeichnungen, die seine Darstellung wählt, hebt wohl ein bestimmtes Merkmal hervor, aber keinerlei zerlegende und gliedernde Aufdeckung tieferer Triebkräfte geht voran; und da von diesen, bei der Zusammengesetzheit aller geschichtlichen Verursachungen, meist mehrere in Betracht kommen würden, so scheint schon diese Hervorhebung eines einzelnen Merkmals die Gefahr einer allzu raschen Verallgemeinerung in sich zu tragen. Das heißt: das Ergebniß wird im Grunde weit weniger elementar sein. Wie sich dies Verfahren bei einer Vergleichung mehrerer Volksentwickelungen bewähren wird, dafür liegt heute noch keine Probe vor. Aber auch für diesen Fall scheint mir der Einwand gegen meine Vergleichungen, sie stellten allzu zusammengesetzte Erscheinungen neben einander, nicht berechtigt. Denn erstens wird die Vergleichung der etwa verfassung- oder klassen- oder wirthschaftgeschichtlichen Wirkungen schon in meiner bereits veröffentlichten ausführlichen Darstellung durch eine Vergleichung der gesellschaftseelichen Ursachen und Urtriebe ergänzt. Und zweitens kann ich mir auch eine Vergleichung der lamprechtischen Elemente in den verschiedenen Reihen mehrerer Volksentwickelungen nur dann als geschichtlich schlagkräftig vorstellen, wenn auch in ihnen ungefähr den ähnlichen Grundkräften ähnliche Auswirkungen im Staats-, Wirthschaft-, Klassenleben und so fort entsprechen. Auch er muß zu den von ihm heute geschilderten Vergleichungen zusammengesetzter Erscheinungen kommen, wenn anders überhaupt ein Nutzen für die Ordnung im Wirrwarr des Weltgeschehens erzielt werden soll, für die doch wohl auch er letzten Zieles kämpft.

Doch Lamprecht richtet noch einen zweiten, von ganz anderer Seite her kommenden Angriff gegen diesen gesellschaftwissenschaftlichen Maßstab: er erklärt — im Literarischen Centralblatt vom vierzehnten Dezember 1901 —, Persönlichkeit und Gemeinschaft seien höchst zusammengesetzte Erscheinungen, sie seien Ergebnisse und wohl auch Wirkungen des geschichtlichen Lebens, nicht aber dessen maßgebende Bestandtheile. Sie zum Gradmesser für die einzelnen Zeiten zu machen, sei — und hier greift Lamprecht wohl auf jenen früheren Vorwurf zurück — nicht entwickelungsgeschichtlich. Er hält sie offenbar nicht für geschichtlich genug, im betonten Sinn des Wortes. Und er giebt auch das bessere Werkzeug an, das er im Auge hat: „Diese einfachen Komponenten sind vielmehr ganz anderswo zu suchen: in den langsamen Wandlungvorgängen der Anschauung und der Begriffsbildung und

in dem stillen Wachsen elementarer sittlicher Energien: kurz in den primitiven Thatsachen des Seelenlebens. Nur wer bis in die Erforschung der geschichtlichen Entwickelung dieser Kluft hinabsteigt, wird die völlig klare und unumstößliche Basis einer Entwickelungsgeschichte des historischen Menschen erhalten".

Ich darf hier zunächst das wirklich Trennende herausschälen: von langsamen Wandlungvorgängen der Anschauung, der Begriffsbildung, der sittlichen Kräfte suche auch ich immerfort Rechenschaft zu geben und mich dünkt, die im Gefühl wurzelnden Triebkräfte des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, die ich an letzter Stelle aufführe, sind denkbar ursprüngliche Thatsachen des Seelenlebens. Und ich sehe auch nicht, weshalb von Persönlichkeit- und Gemeinschaftordnung nicht als den entgegensetzten Formen gesellschaftseelischer Bewegung geredet werden soll. Daß die Gemeinschaft in tausend verschiedenen Arten der äußeren Erscheinung auftreten kann: davon handelt meine Darstellung fast auf jedem Blatt. Und wie wenig man bisher Sicheres über das Wesen der Persönlichkeit weiß: davon bin ich so sehr überzeugt, daß ich für eine der dringlichsten Aufgaben der noch so jungen Gesellschaftwissenschaft halte, in diesem Mittelpunkt ihres Bereiches zu fester Begriffsbildung zu gelangen. Aber Das kann auch wieder nur auf der Grundlage breiter erfahrungwissenschaf.licher, meist geschichtlicher Forschung geschehen. Und diese selbst kann sich an dem immerhin allgemein umrissenen und nicht mißzuverstehenden Begriff Persönlichkeit, wie er uns Heutigen vorschwebt, genügen lassen.

Aber Lamprecht will hier unzweifelhaft auf die von ihm selbst aufgestellte Stufenleiter von Entwickelungzuständen hindeuten: ihr legt er sicherlich alle die Eigenschaften bei, die er in der meinen vermißt. Es sei mir deshalb gestattet, sie hier in Kurzem zu prüfen. Lamprecht unterscheidet ein phantastisches und symbolisches Zeitalter, das bei den bisher von ihm allein behandelten Deutschen der Zeit bis 900 entspricht, ein typisches und konventionelles, das die Zeiträume von 900 bis 1300 und von 1300 bis 1500 erfüllt, ein individualistisches, das bis 1750, ein subjektivistisches, das bis in unsere Tage reicht. Das ist also die von ihm selbst als die beste ausgewählte Form wahrhaft geschichtlicher Abstufung. Man würde gegen sie zunächst das sehr einfache Bedenken erheben können, daß es gewagt ist, den so unendlich reichen Inhalt ganzer Zeitalter in ein noch so vieldeutiges Wort fassen zu wollen; diese Ausdrücke sind sehr blaß und allgemein: typisch und konventionell zum Beispiel kaum unterscheidbar; dann aber sind sie doch wieder zu bestimmt, als daß man ihnen wirklich alle Lebensäußerungen des von ihnen gedeckten Zeitalters unterordnen dürfte. Die vollkommen farblosen Zeitbezeichnungen, die man bisher benutzte und die ich nur zu allgemeingiltigen Stufenbezeichnungen erheben möchte, haben in dieser Hinsicht einen Vorzug. Wichtiger aber ist an Lamprechts Reihenfolge der Wechsel in den

durch das Stichwort herausgehobenen Grundeigenschaften der Zeitalter: es ist nicht Zufall, daß sie zwei ganz verschiedenen Anschauungsgebieten und noch mehr verschiedenen Kategorien angehören. Sie sind zum Theil gesellschaft-, zum anderen kunstwissenschaftlichen Vorstellungskreisen entnommen, können also nicht wohl eine ganz gerade Linie darstellen. Und soll man sie auf die jeweilig von ihnen nicht getroffenen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens beziehen, so ergiebt sich eine Fülle von übertragenen Bedeutungen, die nicht ohne Gefährdung der Begriffsschärfe angewandt werden können. Man kann sich wohl symbolische Rechtsbräuche, nicht aber symbolische Staatseinrichtungen der Frühzeit vorstellen; phantastische, typische Kunstrichtungen sind möglich, wie aber phantastische Gesellschaftordnungen, typische Staatsformen? Ganz unberührt bleibe die Richtigkeit der zu Grunde liegenden Deutung; obwohl mir die neuere Zeit durch den Individualismus lamprechtischen Sinnes nicht deckend, das späte Mittelalter durch den Begriff des Konventionellen eben so wenig vollständig, noch in den Hauptbestandtheilen richtig gekennzeichnet zu sein scheint.

Doch diese Einzelheiten dürften niemals entscheiden: das grundsätzlich Wichtige ist die allerdings von meinem Gradmesser gänzlich verschiedene Artung dieses Maßstabes. Lamprecht hält ihn sicherlich für wahrhaft entwickelungsgeschichtlich, insofern er selbst eine Reihenfolge von Seelenzuständen ablesen läßt, die wie die auf einander folgenden Blüthen einer Blume alle am selben Stamm wachsen. Aber gerade diese Eigenschaft macht den Maßstab Lamprechts, wie ich finde, für geschichtliche Zwecke nicht besonders geeignet, sondern besonders ungeeignet. Ein Maßstab ist dann zweckmäßig, wenn er eine Anzahl stetig bleibender Gradmaße an jedes Zeitalter anzulegen erlaubt, wenn man an ihm, als dem ganz objektiven und im Wesentlichen unwandelbaren Meßstab ablesen kann, wie stark in jedem Zeitalter die einzelnen von ihm gezeigten Triebkräfte auftreten, welche Mischung sich also als Gesammtcharakter der Stufe ergiebt. Diese Anforderung erfüllt der von mir gehandhabte, und was Lamprecht von ihm abstößt, nämlich sein rein begriffliches, in gewissem Sinn nicht selbst geschichtliches Wesen: Das ist meiner Meinung nach sein Vorzug. Lamprechts Stufenfolge aber ist gerade zu geschichtlich, als daß sie als begrifflicher Gradmesser dienen könnte. Sie ist ein verkleinertes Abbild, nicht aber ein Maß des Vorganges, den sie doch messen und ergründen, nicht nur widerspiegeln soll. Es mangelt ihr deshalb an zureichender Grenzschärfe und Deutungskraft.

Einem Mißverständniß, das an diesem Punkt sich leicht einstellen könnte, sei von vorn herein entgegengetreten. Indem ich einen einheitlichen Maßstab an alle Zeitalter angelegt haben möchte, stelle ich, was Lamprecht doch heute schon zu vermuthen scheint, keineswegs die Behauptung auf, daß

die Stufen selbst einander gleich seien, auch wenn sie einander ähnlich scheinen. Denn nicht nur wechselt die Mischung der an einem Zeitalter betheiligten gesellschaftseelischen Triebkräfte, sondern auch, was vielleicht noch wichtiger, weil viel schwerer erkennbar ist, ihre Art, ihr Wesen. Und erst eine zusammenfassende Feststellung jener gröberen Vertheilung- und dieser leiseren Eigenschaftunterschiede, an der ich es nicht mangeln lassen will, würde den Verlauf der Geschichte im betonten Sinn des Wortes, also die von ihr am Menschen hervorgebrachten Veränderungen erkennen lassen.

Natürlich kann auch jenes Abbild von höchstem Nutzen sein, wenn es gilt, einzelne Volksentwickelungen mit einander zu vergleichen, und Lamprechts virtuose Handhabung wird ihm als solchem jede denkbare Wirkung entlocken. Aber verbunden mit dem Wechsel der Namen und Begriff gebenden Bezeichnungen und dem daraus folgenden Umstand, daß weite Lebensgebiete wechselweise ganz unerfaßt bleiben, dem Gesammtcharakter der Zeit nicht wirklich einverleibt werden können, scheint mir in dieser Eigenschaft eine nicht geringe Gefahr für die begriffswissenschaftlichen Erfolge solcher Geschichtschreibung verborgen zu liegen. Und in solchem Sinn möchte ich auch den letzten, nur mittelbaren Vorwurf beantworten, den Lamprecht erhebt. Er deutet an, daß mein Versuch keine Bedeutung für die Förderung der entwickelungsgeschichtlichen — ich würde sagen: der begriffswissenschaftlichen — Forschungweise habe. Dem möchte ich entgegenhalten, daß von Entwickelungsgeschichte zwar bisher sehr viel im Allgemeinen geredet, daß aber mit ihr nur in einzelnen besonders weit fortgeschrittenen Theilwissenschaften der Geschichte Ernst gemacht worden ist, so in der Rechts-, in der Verwaltung-, in der Kunstgeschichte. Lamprecht hat in der Gesammtauffassung einer großen Darstellung diese Forschungweise zuerst angewandt. Das ist sein schwer zu überschätzendes Verdienst; aber ich finde, auch er hat an weiterer Durchführung der entwickelung-, richtiger begriffswissenschaftlichen Arbeitweise noch viel zu thun übrig gelassen: er hat große Bezirke des geschichtlichen Lebens fast ganz unberücksichtigt gelassen, wie namentlich die Rechtsgeschichte; er hat in anderen, wie in dem der äußeren Staatsgeschichte, die alte beschreibende Darstellung im Wesentlichen ungeändert beibehalten und er ist ein viel zu glücklicher Schilderer, als daß er nicht überhaupt das Gerippe, den inneren Aufbau des geschichtlichen Verlaufes meist weit hinter das Fleisch und Blut der Einzeldarstellung zurücktreten ließe. Seine Stufenfolge, also das Gipfelergebniß seiner Forschung, tritt in seinem Werk selbst nur gelegentlich hervor; daß dies Buch als radikal wirthschaftgeschichtlich, nicht aber, wie sein Verfasser heute will, als wesentlich sozialpsychologisch aufgefaßt worden ist, kann kein Zufall sein. In allen diesen Hinsichten, insbesondere bei Auseinanderlösung oder Nebeneinanderstellung der einzelnen Entwickelungreihen und bei Zusammenfassung der

jeweiligen Schlußergebnisse, hätte man, glaube ich, sehr viel systematischer, begriffswissenschaftlicher oder, um mit Lamprecht zu reden, entwickelungsgeschichtlicher verfahren können. Doch sei Das nicht gesagt, um Lamprechts in vielen Beziehungen so glänzendes Werk herabzusetzen. Handelt es sich doch nicht um eine Bemängelung Dessen, was von ihm geleistet worden ist; denn Das ist bedeutend genug und es wäre hier wie immerdar unfruchtbar, über den Lücken die Summe des thatsächlich Geschaffenen zu vergessen. Es kommt vielmehr nur darauf an, die Grundabsichten einer gedanklich gerichteten Geschichtforschung zu klären und festzustellen.

* * *

Man verzeihe diese Werkstatt-Auseinandersetzungen; aber nachdem man sich Jahrzehnte lang über jedes kleinste Pünktlein Dessen, was man bisher allein Methode nannte, also über die Formen der Quellen- und Fundamentirungarbeiten, auf das Ausführlichste gestritten hat, muß jetzt erlaubt sein, auch einmal von den Grundsätzen der allgemeinen Geschichtforschung zu reden. Auf die Personen kommt dabei wenig, auf diese Sache viel an. Doch auch über sie noch erhebt sich eine höhere Frage: die nach dem Warum der auch in den größten Zügen dargestellten Stufenfolge. Lamprecht wirft meiner Darstellung vor, sie lasse diese Frage ganz unerklärt. Aber wird sie denn durch die von ihm vorgeschlagene Reihe erklärt? Ich meine: auch dort ist im innersten Kern nur ein Nacheinander, kein Auseinander der Zustände gegeben: dadurch, daß man eine bestimmte Reihenfolge mit dem Wachsthum einer Pflanze vergleicht, eine Entwickelung nennt, wird sie noch nicht erklärt. Ich denke viel zu bescheiden von meinen bisherigen Versuchen in diesem Betracht, als daß ich Lamprecht nicht bereitwillig zugeben möchte, daß sie bisher keinerlei Ergebnisse solcher Art zu Tage gefördert haben. Auch die letzten Zusammenfassungen, die ich in dieser Zeitschrift vorlegte, sind, von diesem Standpunkt aus gesehen, lediglich beschreibender Richtung, wie denn auch die begrifflichste Geschichtforschung diesen ihr nun einmal anhaftenden Erdenrest von hingebender Wirklichkeitschilderung, so peinlich er ihr auch sein mag, nie wird abstreifen können. Aber man wird mir glauben, daß eine rein gedankliche Betrachtung des Geschichtverlaufes in seiner Gesammtheit und in seiner Verursachtheit allen diesen Versuchen als letztes Ziel vorgeschwebt hat. Ob wir Heutigen auf dem weiten Wege zu ihm auch nur die erste Strecke zurücklegen werden, ist zweifelhaft. Aber kein Wanderer, der vorwärts strebt, darf so kleinmüthiger Bedenken wegen den Stab aus der Hand legen.

Steglitz. Professor Dr. Kurt Breysig.

Siebecks Goethe.

Es gehört zu den erfreulichen Zügen im Leben der Gegenwart, daß Goethe wieder mit frischer Kraft die Gemüther anzieht und zu einem Einigungpunkt in den sonstigen Zerwürfnissen wird. Wir fühlen uns ihm zeitlich noch nah genug, um das eigene Streben unmittelbar mit ihm verknüpfen zu können, und zugleich sind wir weit genug von ihm abgerückt, um in freiem Sinn mit ihm zu verkehren und durch das Bekenntniß zu ihm nicht der Enge einer Partei zu verfallen. In dem modernen Ringen um eine Weltanschauung ist es aber vornehmlich der früher oft hinter den Dichter zurückgestellte Denker, der nun die Geister beschäftigt; immer mehr Kräfte stellen sich zur Arbeit, die hier vorhandenen reichen Schätze zu heben und für das eigene Streben zu verwerthen. Die letzten Jahre haben uns verschiedene Schriften gebracht, die Goethes Welt- und Lebensgedanken in ein anschauliches Gesammtbild zu fassen suchen. So das lebenswarme Buch Keuchels: „Goethes Religion und Goethes Faust", so das jetzt in zweiter Auflage vorliegende gedankenreiche, feinsinnige, künstlerisch durchgebildete Werk von Otto Harnack: „Goethe in der Epoche seiner Vollendung." Ihnen tritt jetzt Siebecks „Goethe als Denker" (in Frommanns „Klassiker der Philosophie", Stuttgart 1902) würdig zur Seite. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß seine Darstellungen einander nicht bestreiten und verdrängen, sondern ergänzen und fördern. Nicht nur gilt hier die allgemeine Wahrheit, daß ein wahrhaft Großes sich in jeder kräftigen Individualität eigenthümlich spiegelt: die besondere Art des goethischen Denkens steigert die Mühe, aber sie steigert auch den Reiz einer zusammenfassenden Darstellung. Goethe ist auch als Denker in erster Linie Künstler; als solcher bringt er nicht sowohl allgemeine Sätze, bindende Vorschriften, sondern er gestaltet ganz und gar aus der besonderen Lage, den besonderen Verhältnissen des einzelnen Falles heraus; Dem gemäß will alle Aeußerung durchaus individuell verstanden sein. So entstehen recht verschiedene Bekenntnisse, die, von ihren Beziehungen abgelöst, alsbald zu Widersprüchen werden, die keineswegs in ein wohlgefügtes Lehrsystem zusammengehen und die doch gerade als treuer Ausdruck der mannichfachen Seiten, Aufgaben, Verwickelungen des Lebens eine unanfechtbare und eindringliche Wahrheit besitzen. Dazu ist bei Goethe nicht die mindeste Gefahr, durch den Widerstreit der Erfahrungen in ein haltloses Schwanken zu gerathen. Hat er doch gegen allen Wechsel der Eindrücke eine wunderbar feste, ihrer Hauptrichtung vollauf gewisse Natur einzusetzen. Aber für die Gestaltung der Gedanken bleibt dabei viel freier Spielraum; es ist für die Darstellung eine ungemein schwierige, aber auch

eben so anziehende Aufgabe, im Sinn des großen Mannes das rechte Gleichgewicht von Freiheit und Nothwendigkeit zu finden, die beharrenden Grundzüge deutlich schauen zu lassen, aber zugleich der freien Bewegung ihr volles Recht zu geben.

Professor Siebeck hat die Aufgabe in solcher Weise behandelt. Mit eindringender Analyse, ruhiger Erwägung, sachlicher Klarheit sucht er vor Allem das Charakteristische zu erfassen und von anderen Lebensformen abzuheben, ist er bei dem Streben nach einem Gesammtanblick zugleich eifrig darauf bedacht, den unerschöpflichen Reichthum jenes überquellenden Lebens zur Anschauung zu bringen. Ueberall läßt seine Darstellung erkennen, daß Goethes Lebensanschauung bis in die Verzweigung der einzelnen Gebiete hinein das Bekenntniß einer großen künstlerischen Persönlichkeit ist; mögen wir die Erkenntnißlehre oder die Natur, mögen wir das ethische oder das religiöse Gebiet betrachten: überall ist es die in künstlerischer Lebensarbeit sich selbst vollendende Persönlichkeit, die den Ueberzeugungen ein charakteristisches Gepräge verleiht und die verschiedenen Seiten zu einer Einheit verbindet. Gerade, daß für Goethe das künstlerische Wirken Sache des ganzen Wesens, große und heilige Lebensarbeit ist, hält ihn fern von aller nur ästhetischen Lebensanschauung, die von je her mehr Sache der Genießenden und Nachempfindenden als der Schaffenden und Bahnbrechenden war; nur bei jener Fassung der Aufgabe kann die künstlerische Denkweise die Gestaltung aller Lebensgebiete beherrschen.

Siebecks Darstellung zerfällt in vier Hauptabschnitte; aus ihnen seien hier nur einige Punkte hervorgehoben, die sowohl für Goethe als für die Art der Behandlung charakteristisch sind. In dem Abschnitt „Erkenntniß" wird das Verhältniß zu Kant in Uebereinstimmung und Abweichung scharfsinnig und meines Erachtens durchaus zutreffend erörtert. Bei Kant überwiegt die disjunktive, bei Goethe die kontinuirliche Denkweise. Während wir nach Goethe mit jedem tieferen Eindringen in das Gegebene auch in der Erforschung des Wesens fortschreiten, bleibt für Kant das Wesen als Ding an sich der Erkenntniß immer gleich unfaßbar. „Man kann sich den Unterschied der beiden Standpunkte durch ein Gleichniß verdeutlichen. Nach der Anschauung Kants sehen wir das Wesen der Dinge immer nur in und mittels der Färbung durch die dem Bewußtsein eigenen Wahrnehmung- und Auffassungformen; und diese Färbung bleibt die selbe, mag auch der Inhalt des Gesehenen im Fortgang des Sehens immer reichhaltiger und eindringender werden. Goethe dagegen neigt zu der Ansicht, jene Färbung selbst sei zwar nie ganz zu eliminiren, wohl aber könne sie bei hinlänglicher Energie des Erkenntnißstrebens mehr und mehr abgeschwächt werden." Als ein charakteristischer Ausdruck der künstlerischen Denkart wird mit be-

sonderer Sorgfalt der Begriff des Urphänomens behandelt, in dem Siebeck mit Recht ein Stück Platonismus bei Goethe sieht. Die Natur erscheint hier als eine Musterkarte typischer Gestaltungen und Vorgänge, die der direkten sinnlichen Wahrnehmung und weiter der von dort her bedingten geistigen Anschauung gegenständlich sind, deren tieferer gemeinsamer Zusammenhang aber wissenschaftlich nicht weiter in Betracht zu kommen vermag. Nur der Phantasie und dem Gemüth kann er in Ahnungen und Gefühlen sich mehr ankündigen als aufschließen. Ueber die wissenschaftliche Unzulänglichkeit dieser Methode läßt Siebeck keinen Zweifel; bedeutend aber findet er die Tendenz, die „ruhenden Grundformen und Typen des Natur- wie des sozialen Lebens" kräftig zur Geltung zu bringen. Das scheint besonders wichtig gegenüber dem ungestümen Lebensdrange unserer eigenen Zeit, dessen Regsamkeit oft nur noch Werktage, keine Sonntagsstille mehr kennt.

Die Erörterung des Erkennens hat schon in die Nähe der Naturbetrachtung geführt, mit der sich dann ein eigener Abschnitt beschäftigt. Mit besonderem Interesse wird man die Darstellung der goethischen Entwickelunglehre verfolgen, die in den letzten Jahrzehnten dem Darwinismus oft viel zu nah gerückt wurde. Gewiß verbinden Goethe bedeutsame Züge mit der modernen Anschauung von den Lebewesen, so, zum Beispiel, die energische Abweisung der landläufigen Zwecklehre, so auch die Ueberzeugung von der Stetigkeit in der Entwickelung der organischen Formen. „Die Natur kann zu Allem, was sie macht, nur in einer Folge gelangen: sie macht keine Sprünge. Sie könnte kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter zur Struktur des Pferdes heransteigt." Auch das Prinzip der Anpassung einer Gattung an die umgebenden äußeren Verhältnisse ist schon zur Anerkennung gelangt, gelegentlich auch die Bedeutung des Gebrauches und Nichtgebrauches der Organe. Stillschweigend wird dabei die Vererbung der durch Anpassung erworbenen Eigenschaften vorausgesetzt. Auch die Wirkung des Kampfes ums Dasein bleibt nicht unbeachtet. Dagegen liegt es Goethe fern, alle Formen zuletzt aus einer gemeinsamen konkreten Stammform abzuleiten; ihm ist die gemeinsame Stammform — oder was man so nennen könnte — immer der Typus selbst als sinnlich-geistiges Abstraktum; und dieser liegt der Blutsverwandtschaft bestimmter Gattungen als das sie Beginnende immer schon voraus: Das „Urbild", nach dem Goethe alle vollkommeneren organischen Naturen geformt denkt, fällt keineswegs mit der realen Stammform zusammen. Goethe meint: „Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalt dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungverhältnissen zur Außenwelt und man darf daher eine ursprüngliche gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsam fort-

schreitende Umbildung mit Recht annehmen." So ist für ihn gerade Das die Hauptsache, was für Darwin ganz zurücktritt: die unsichtbare Wirksamkeit des Typus; seine Entwickelunglehre bleibt bei aller Annäherung an die Naturforschung an erster Stelle künstlerischer Art.

Auch die religiösen Ueberzeugungen Goethes, die der Abschnitt „Gott und Welt" behandelt, erhalten die rechte Verständlichkeit und einen inneren Zusammenhang nur aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit und aus den Bedürfnissen seines Schaffens. Es treibt ihn über alles Kleinmenschliche hinaus zu einem tiefen Erfassen des Alls; aber zugleich bildet ein persönliches Verhältniß zum Unendlichen und Unerforschlichen eine Grundbedingung der eigenen geistigen Existenz. So kann sich hier die Grundstimmung eines Naturpantheismus mit einer lebendigen Frömmigkeit verflechten. „Der pantheistische Gottesbegriff tritt bei ihm von vorn herein in direkte Verbindung und man darf sagen: unter die Vorherrschaft des Begriffes der Liebe". Die eigenartige Bestimmtheit der goethischen Frömmigkeit ist und bleibt im Wesentlichen beschlossen unter dem Gefühl der Ehrfurcht, das sich bei ihm überall, den verschiedenartigsten, vom Weltinhalt gebotenen Anlässen gegenüber, zum Beispiel auch in den anscheinend objektivsten seiner Betrachtungen über Naturobjekte, leiser oder vernehmlicher mitklingend heraushören läßt.

Bei der Darlegung der „Ethik und Lebensanschauung" wird mit Fug und Recht dem Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit bei Goethe besondere Aufmerksamkeit zugewandt; ist doch kaum ein anderes Problem so geeignet, die Eigenthümlichkeit seiner Denkweise zum Ausdruck zu bringen. Der Bedingtheit jedes Einzelnen durch das Ganze ist sich Goethe stets deutlich bewußt. Aber zugleich kann er mit seiner eminent thätigen Natur sich nicht einem überlegenen Fatum schlechthin unterwerfen; er muß inmitten der Nothwendigkeit einen Raum auch für die Freiheit, die eigene Entscheidung finden, er muß zugleich die strenge Naturordnung in ein Reich der Vernunft und Moral erhöhen. Die nähere Darlegung, wie hier thatsächlich eine gewisse Ausgleichung gewonnen ward, bildet einen Höhepunkt des Buches. Nur kraft lebendiger innerer Erfahrung der individuellen Selbständigkeit sowohl als der Bildsamkeit des eigenen Wesens konnte Goethe die Ueberzeugung behaupten, die sich in den Worten ausspricht: „Alles außer uns ist nur Element, ja . . . auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns und an uns, auf die eine oder die andere Weise, dargestellt haben."

Wie hier, so ist Goethes Denkweise namentlich darin eigenthümlich und groß, daß sie sonst starre Gegensätze aufnimmt und durch überlegene geistige Kraft wie durch persönliche Lebenserfahrung flüssig macht; so finden

wir uns überall dem peinlichen Entweder Oder enthoben und einer inneren Harmonie zugeführt. Gewiß ist die hier gebotene Ausgleichung der Gegensätze zunächst nur eine individuelle; sie läßt sich nicht ohne Weiteres auf uns Andere übertragen. Aber sie ist zugleich die Erfahrung eines Mannes, der das menschliche Dasein in weitestem Umfang in sich aufnahm und die Gegenständlichkeit der Dinge mit wunderbarer Kraft und Wahrhaftigkeit in ein eigenes Erlebniß verwandelte. Das giebt ihr bei aller Individualität zugleich eine universale Bedeutung; Das macht sie zu einer unversieglichen Quelle innerster Anregung und Veredlung.

Jena. Professor Dr. Rudolf Eucken.

Der weise Richter.

Die Straße, von der hier erzählt werden soll, muß der Leser nicht nothwendig passirt haben; es geht auch so. Es genügt, zu wissen, daß diese Straße über den Dreibuckelberg führt, der zwischen Kreisstadt und Siedeldorf steht, daß sie Stunden lang ist und daß der einsame Wanderer sich vor Räubern fürchten darf, ohne ausgelacht zu werden. Denn es begegnet ihm auf dem ganzen Weg Niemand, der ihn auslachen könnte; nicht einmal ein Räuber. Die Fuhrleute, als die Roheisenführer aus dem Oberland und die Mostführer aus dem Unterland, und die Zehentsammelwagen natürlich nicht zu rechnen. Auf der ganzen Strecke über Haideland, Almen und Legföhrenbestände nicht ein einziges Haus, mit Ausnahme der Wegmachershütte, die unter einigen Fichten in der Nähe eines Brunnentroges steht und für den alten Wegmacher und seine Tochter die Woche über nur als dürftiger Unterstand dient. Aber auch nur für die Nacht und bei besonderem Unwetter. Ansonsten aber sitzen die zwei Leutchen an irgend einem Felswändlein, wie sie hin und hin am Wege stehen, und zerschlagen mit ihren langstieligen Schlägeln die größeren Steine in kleinere, schichten diese in Schotterhaufen, darauf sie zu Mittag sich wie auf ein Sofa setzen und aus dem Zwielingstopf ihre Mahlzeit verzehren. Den Alten sehe ich in grauem Zwilchgewand, von den Steinen kaum zu unterscheiden. Die Junge aber will unterschieden sein und von den lustigen Fuhrleuten nicht für einen Stein angesehen werden. Deshalb hat sie, die Barfüßlerin, gern ein lichtblaues Küttlein an und ein rothes Tuch über dem Busen. Darauf rief ihr jener Mostführer „Guten Tag!" zu und knallte mit der Peitsche. Wenn es war, daß der alte Wegmacher weiter oben oder weiter unten mit der Radeltruhe die Straße schotterte und die Junge allein bei ihrem „Steinerschlagen" saß, ließ der Mostführer wohl auch einmal die Pferde rasten, setzte sich zu ihr, befühlte mit zwei Fingern den Rand des rothen Tuches und fragte, was es gekostet habe. Weil

aber Steinschlägerinnen das Schlagen schon gewohnt sind, so schlug sie ihm auf die Finger, — aber durchaus nicht mit dem Eisenschlägel, sondern mit der Hand, ganz glimpflich, so daß es der Zutäppische auf Weiteres ankommen lassen wollte. Nämlich auf die Frage, ob sie das schöne rothe Tuch ihm denn nicht verkaufen wolle. Er habe einen Schatz und möchte, daß Der auch so was Schönes über der Brust trage. Da sprach sie, das Tuch allein sei nicht feil.

Des selben Weges kam auch manchmal ein Landwächter, so einer, wie sie vom Kreisgericht im Lande herumgeschickt werden, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen, wie auch, um allfällig Räuber, Mörder und andere Missethäter einzufangen, die den Nächsten schädigen oder die gute Sitte verletzen. Der Landwächter hatte einen schwarzen Federhut auf, trug ein Bajonnett an der Seite und hinten ein Schußgewehr, deren weiße Riemen sich auf der breiten Brust kreuzten, weshalb er von Leuten, denen solche Gestalten mißliebig sind, die Kreuzspinne genannt wurde. Auch hatte der Mann am Riemen ein paar Handschließen hängen für Solche, denen die Einladung, im Namen Seiner Majestät freundlichst mitzukommen, nicht genügte.

So marschirte der Landwächter denn auch manchmal durch diese Gegend, um auf der langen Straße über den Dreibuckelberg nach dem Rechten zu sehen. Saß bisweilen auf dem Schotterhaufen bei den Steinschlagerleuten und erkundigte sich, ob sie keinen Spitzbuben gesehen. Der Alte wußte keinen rechten Bescheid zu geben, denn er konnte die Spitzbuben von den anderen Leuten nicht unterscheiden, „weils halt leider Gottes noch immer keine Spitzbubenuniform giebt.“ Die Junge hingegen meinte, dem Landjäger schalkhaft zublinzelnd, fast alle Mannsbilder seien Spitzbuben, ausgenommen . . . Und machte vor dem Kaiserlichen einen Knix. Nun, in manchen Stücken wollen auch die Kaiserlichen keine Ausnahme machen; und so meinte er, daß es auf dem Steinhaufen nahezu besser sitzen sei als auf der Holzbank in der Wachtstube.

Und eines Abends, es war schon spät, marschirte der Landwächter wieder einmal die Straße entlang von Siedeldorf gen Kreisstadt. Er war heute in nicht geringen Sorgen. Unten auf der Haide war er dem alten Steinschläger begegnet, der die stumpf gewordenen Steinbrecheisen zum Dorfschmied tragen mußte, um sie schärfen zu lassen. Da wolle der Steinschläger über Nacht in seinem Dorfhäuschen bleiben und am nächsten Morgen wieder in den Steinbruch hinaufgehen. Der Landwächter fragte nicht weiter, obschon es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Um so größer ward aber seine Besorgniß, die Junge möchte über Nacht allein — mutterseelenallein — in der Wegmachershütte verbleiben und Gefahren ausgesetzt sein. Denn wer bürgt, daß nicht ein schlechter Schelm oder ein Zigeunergesindel des Weges kommt und die arme Einschichtige überfällt? Wem obliegt es, wachsam zu sein, das Stromervolk abzupassen und abzufassen?

Und als er zur Hütte hinaufkam und im Fensterchen den Lichtschein sah, ging er hinein. Der unversperrte Vorraum war eng und die Kammer mochte wohl auch nicht viel geräumiger sein. So machte er sichs bequem im Vorgelaß auf dem Brett, zog aus seinem Glanzledertornisterchen Brot, Speck und Schnaps und hielt Abendmahl.

Und nun die Geschichte von der anderen Seite. Wohl Dem, der Freunde hat, die ihn auch in der Gefahr nicht verlassen! Vom Mostführer war es durch-

aus nicht ein müßiges Tändeln gewesen, wenn er auf dem Schotterhaufen mit der jungen Steinschlägerin scherzte. Jetzt, als er unten beim Wirth im Siedeldorf sein Fuhrwerk eingestellt hatte und als der alte Steinschläger in die Zechstube trat, um einen Krug Most zu trinken, obwohl weder Samstag noch Sonntag war, fiel ihm wie ein Steinschlägel der Gedanke aufs Herz: die Junge oben allein? Er verzehrte aber gelassen seinen Schafbraten, trank ein Glas Sausalerwein dazu und schloß dann mit dem Wirth ein Apfelmostgeschäft ab. „Der Most trinkt sich wie Sausaler", versicherte der Führer, „wirst es schon sehen, Wirth; Deine Gäste werdens auch sagen." Der Wirth verstand und so war der Handel richtig. Bald darauf verzog sich der Mostführer durch das Gehöft hin und hinten hinaus und im Dunkeln die Bergstraße anwärts. Er ging länger als eine Stunde. Es stieg über dem Waldrücken der Mond auf, den bald die Wolken verdeckten. Es strich ein lauer Wind, — Wetterwind. In solchen Nächten achtet man weder Most, Mond noch Wind; sein Herz gehörte der Freundschaft zum verlassenen Dirndl. Endlich kam er zur Steinschlägerhütte. Sie war dunkel, daneben rieselte der Brunnen und in den Fichten rauschte der Wind. Er drückte mit der flachen Hand vorsichtig an die äußere Thür: sie wich lautlos zurück. Er stand im Gelaß und horchte. Es war ganz finster, er wollte aber nicht stolpern, ihr nicht einen Schreck einjagen, wenn keiner nöthig ist. Ein Zündhölzchen strich er über den Oberschenkel: da ging ihm ein Licht auf, — aber was für eins! Auf dem Sitzbrett lagen Tornister, Gewehr und Bajonnett ... Na also! So wird sie ja ohnehin bewacht.

Den Augenblick, als der Wind lebhaft rüttelte an der Hütte, nahm er wahr, um die Sachen zusammenzuraffen; damit eilte er zur Thür hinaus, hastig hinan unter die Fichten.

Der Mostführer war Soldat gewesen; in der Reserve stand er noch: so wußte er mit Waffen umzugehen. Den Federhut setzte er aufs Haupt, schob das Sturmband unters Kinn, hing die Bajonnettscheide um; das Messer selbst steckte er an das doppelt geladene Gewehr. Die Handschellen öffnete er und hing sie bereit an den Riemen. So! Jetzt sind wir die Kreuzspinne, jetzt werden wir einmal Mücken fangen. Und Landwächter, und was überhaupt ins Netz geflogen ist. Er wieherte vor Vergnügen; der Spaß, den er vorhatte, war zu lustig!

Der Mostführer in solcher Rüstung schlich an die Thür, in das Vorgelaß und klebte ein brennendes Wachszündstäbchen an den Gewehrkolben. So schlich er und pochte mit starker Faust an die innere Thür. Drinnen ein Gepolter.

„Wer ists?" kreischte eine weibliche Stimme.

„Patrouill' ist da!" rief der Mostführer, stieß die Thür auf und drang mit vorgehaltener Waffe ein.

Der in Unordnung gerathene Landwächter lachte zuerst überlaut, denn er glaubte, einen Kameraden vor sich zu sehen, der einen Scherz machte. Als er aber bemerkte, daß es seine eigenen Sachen waren, mit denen der Gegner anrückte, daß er es möglicher Weise mit einem Wahnsinnigen oder gar Eifersüchtigen zu thun hatte, verging ihm das Lachen. Der Mostführer erklärte den Landwächter für verhaftet.

Der wollte sprechen, der Andere aber bedeutete kurz und fest: „Geredet wird nix. Wenns dem Herrn nit recht ist, so druck' ich los."

Der Landwächter versuchte Einwände, wollte Alles auf die spaßhafte Achsel

nehmen; lauerte dabei auf einen Moment, sich der Waffe zu bemächtigen, was aber bei der Gewandtheit des Anderen aussichtlos, nur gefährlich schien. Und als der Feind zu fluchen begann und immer wüster fluchte, fing der Landwächter zu bitten an. Dabei faltete er die Hände. Das war dem Mostführer just recht. Eine schnelle Schlingung, ein Einschnalzen der Feder, — und der arme Sünder war gefesselt mit seinen eigenen Handschließen.

„Gut ists!" sagte der Mostführer, als dieses Stück gelungen war und er ein frisches Kerzchen anzündete: „jetzt wollen wir uns gemüthlich unterhalten. Nachher spaziren wir mit einander aufs Kreisgericht."

Die junge Steinschlägerin war nicht mehr da. Auf einen Augenblick hatte er sie vorher gesehen, aber ohne das rothe Tuch, das er kaufen wollte. Die Wollendecke hatte sie an sich gerissen, zum Loch hinaus war sie gewirbelt in die schützende Nacht, zweien guten Freunden auf einmal entkommen.

Mit einem wehmüthigen Seufzer hob der Mostführer seine Stimme und sagte zum Landwächter: „Also gehen wir!"

Unterwegs wurde der Landwächter mehrmals aufgeregt und wollte die Offensive ergreifen.

„Aber Bübel, was fällt Dir ein!" beruhigte der Mostführer. „Den Most laßt man erst laufen, bis er gegohren hat. Ein Bissel Buße thun! Und Dirs auf längere Zeit merken, daß man Anderen ihre Weibsbilder in Ruh' laßt!" Das könnte ich mir eigentlich auch selbst merken, redete jetzt vorlaut sein Gewissen drein, denn mich ginge sie, Die da oben, weiter auch nichts an.

„Da in meiner Westentasche steckt eine silberne Sackuhr," sagte dann, milden Sinnes, der Gefangene; „sie gehört Dein, wenn Du mir meine anderen Sachen jetzt giebst!"

„Du, Das ist mir zu gefährlich!" lachte der Mostführer, „Du könntest den Spieß umkehren."

„Ich versprech' Dir . . ."

„Das hilft nichts, weil ichs nicht glaub'. Am Gescheitesten ists, Du machst flink voran, daß uns der Tag nicht ertappt, eh wir ins Stadtl kommen. Weißt, die Stadtfrauen sind neugierige Dinger. Die möchtens gleich wissen wollen, wer es ist, Der in Strümpfen."

Also keine Rettung. Der Landwächter gab sich drein. Noch giebts eine höhere Macht!

Es war frühmorgens, als dem Kreisrichter, der beim Kaffee saß und Knaster stopfte, gemeldet wurde, der Landwächter habe wieder einmal einen aufgelegten Spitzbuben gebracht und sie thäten warten draußen im Saal. Da ging der Richter sogleich hinaus, denn die aufgelegten Spitzbuben waren ihm noch die lieberen der Gattung. Der gefesselte Landwächter kauerte hingeduckt an der Wand, er erkannte ihn augenblicklich: der Mostführer in Waffen stand soldatisch da, legte seine Hand an die Schläfe und rapportirte: „Herr Kreisrichter! Ich habe in der vergangenen Nacht diesen Menschen bei Jemandem gefunden, bei dem er nichts zu thun hat. Er hat was Anderes zu thun als wie so was; und er hat einen Staatsmißbrauch begangen, Herr Richter! Und deshalb habe ich ihn abgefangen und eingeführt, daß er seine Straf' kriegt. Da ist er."

Der Richter war ein kleiner buckliger Mann mit grauem Schnurrbartbusch; er lachte immer fröhlich und war dabei ein gar strenger Herr. Alsbald durch-

schaute er die Angelegenheit. Den armen Sünder ließ er stehen, wie er stand, und verhörte ihn nicht. Hingegen befahl er freundlich dem Mostführer, die Waffen abzulegen und sie dem Gerichtsdiener zu übergeben. Als Dieses geschehen war, lachte der Richter und sprach: „Mir scheint, Das ist ein schwieriger Fall. Du, der Du Den da gebracht hast, bist wohl der Landwächter! Dann ist Der da, den Du eingeführt hast, nicht der Landwächter, hat also keinen Amtsmißbrauch begangen. Du hast den Mann also unrechtmäßiger Weise festgenommen und sollst deshalb gebührend gebüßt werden."

„Herr Richter!" antwortete der Andere: „Ich bin nicht der Landwächter, sondern heiße Sebastian Grünauer und bin Fuhrmann zu Siedeldorf. Ich hab' den Landwächter abgefangen, weil er oben in der Wegmachershütte einen Amtsmißbrauch begangen hat, den ich nicht weiter zu sagen brauch', weil sichs der Herr Richter selbst denken kann."

„Ich kann mirs denken" — der Richter lachte munter auf —, „aber ich denke halt auch etwas Anderes, mein Lieber! Die Gesetzparagraphen sind mir augenblicklich nicht im Kopf. Sie werden schon entschuldigen: die Sache wird nachher ohnehin schriftlich gemacht. Wir stellen jetzt den Fall fest. Sie können sich niedersetzen, wenn Sie wollen. Thuns lieber stehen? Na, ist auch gesünder. Das Ding ist so: Wenn Sie nicht der Landwächter sind, sondern ein Fuhrmann, so geht Sie der Amtsmißbrauch des Landwächters nichts an. Sie haben den Mann gefesselt, also ihn an seiner freien Bewegung gehindert: Eingriff in die persönliche Freiheit; haben ihm auch gedroht: Vergehen gegen die persönliche Sicherheit. Strafbar. Sie haben einer Amtsperson den gebührenden Respekt verweigert, haben sich sogar an ihr thätlich vergriffen: Verbrechen der Auflehnung gegen die Obrigkeit, Verbrechen der Gewaltthätigkeit im Allgemeinen, der Gewaltthätigkeit gegen ein behördliches Organ im Besonderen. Strafbar. Sie haben dem Landwächter Kleidung, Waffen und so weiter weggenommen: Verbrechen der Entwendung persönlichen Eigenthumes, Verbrechen des Raubes landesherrlicher Gegenstände. Sehr strafbar. Sie werden also entschuldigen, Sebastian Grünauer, daß ich Sie ohne Weiteres, unter Anwendung besonderer Milderungsgründe, zu acht Monaten Arrest verurtheile. Zu Hause Alles wohl? Na schön!... Zetlitschek, geben Sie dem Sternbacher seine Sachen, daß er sich zurechtbringt und den Mann gleich auf Nummer Sieben führen kann."

Als der Mostführer sich sehr bald darauf in dem wohlverwahrten schattigen Stübchen fand, war er just einmal verblüfft. Ich habe ja blos einen Spaß getrieben, dachte er, und Das vom Herrn Kreisrichter wird doch wohl um Gottes willen auch Spaß sein! Als er aber nachher das schriftliche Urtheil zu Gesicht bekam: „Im Namen Seiner Majestät" und mit dem großen Gerichtssiegel, da wurde ihm übel.

Dann stellte er auf seiner Nummer Sieben — Zeit hatte er dazu — mancherlei Betrachtungen an und faßte Vorsätze, was er in seinem Leben nie wieder thun werde. Er werde sich nie mehr in Etwas mischen, das nicht seine Pferde und seine Mostfässer betrifft. Er werde nie mehr einen weiten Weg gehen, um bei der Nacht eine Steinschlägerstochter zu beschützen. Am Allerwenigsten aber werde er je noch einmal einen Landwächter vor den Richter schleppen.

Graz. Peter Rosegger.

Selbstanzeigen.

Aus den Tagen des Knaben. E. Piersons Verlag, Dresden 1902.

Eine Probe:

Der Ritt.

Von schweren Wolken war das finstre Land verhangen.
Gebirge starr wie Eis. Dran kroch ein feuchtes Grau
Aus tiefen Schluchten, wo der kalte Wind gefangen

So wie ein Hund an Ketten winselte. Im Thale
War es noch still, unheimlich dumpf und seltsam lau,
Als sei noch eine Wärme irgendwo im Thale.

Des Oelbaumwaldes schwer gedehnter düstrer Bau
War angefüllt mit einer großen Angst; und kahle,
Verdorrte Stämme stöhnten laut in dem Verhau.

Ich wußte plötzlich, daß ich hier schon einmal war,
Vor Jahren, die seitdem verschwehlt, verloht wie fahle
Brände, und wußte, daß es so gewesen war.

So dumpf und schwer, wie heute diese Lande waren,
Und daß ich damals noch sehr jung gewesen war
Und daß seitdem viel Qualen mir gekommen waren.

Und ferner wußt' ich, daß wie dies beladne Land
Mein Leben sei, und war darinnen so erfahren,
Daß ich für jeden Berg den Eigennamen fand.

Du: Finstre Pein, Du: Starre Qual, Du: Graue Sorge
Und Du, o unser Blut, bist Gluth an Eisesrand,
Gleichst jenem Tosen, dem ich Deinen Namen borge.

So ritt ich langsam, langsam durch mein Leben hin.
Mein Thier trat sicher auf mit festem Huf ... Ich aber sorge,
Daß ich an diesen Bergen nun verloren bin

Und mich ans blaue Meer kein Weg mehr bringt.

Athen. Ernst Hardt.

Hannibal. Tragoedie. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Eine „Römertragoedie" bedarf einer besonderen Rechtfertigung, weil diese Gattung nun einmal diskreditirt ist. Aber das psychologische Problem, das mich gereizt hat, dürfte vielleicht auch den Menschen unserer Tage Manches zu sagen haben. Hannibal war sein Leben lang vom denkbar stärksten Haßgefühl erfüllt, von einem echt semitischen Ressentiment gegen den glücklichen Nebenbuhler: gegen Rom. Aber er war zugleich ein Genie und zum Wesen des Genies gehört ein freier und großer Blick für die Nothwendigkeit, eine Liebe zur Nothwendigkeit, — amor fati. Wenn der Punier trotz seiner caesarischen Anlage in der Haltung eines Cato verharrte, so kann in seiner Psyche Etwas nicht gestimmt haben; ein innerer Bruch muß vorhanden gewesen sein. Das hat mich gereizt; und

außerdem beschäftigte mich das artistische Problem des dramatischen Milieu. Das Drama bedarf autonomer, selbsthandelnder Persönlichkeiten, während wir heute wissen, wie determinirt alles menschliche Thun und Handeln ist. Es war mir immer unbegreiflich, daß man aus dieser Erkenntniß ein Argument gegen das geschichtliche Drama geschmiedet hat. Der geschichtliche Held steht in einem unentrinnbaren Milieu historischer und kultureller Verhältnisse, denen er wohl vielfach seinen Stempel aufprägt, aber nur um den Preis der Hingabe seiner feinsten Psyche, die dagegen revoltirt. Diese innerliche Tragoedie jedes historischen Helden, die ich auch an meinem Hannibal aufzuspüren suchte, dürfte dem geschichtlichen Drama gerade in der modernen Welt erst volle Existenzberechtigung erwerben.

S. Lublinski.

Sibylle. Verlag von Albert Ahn, Köln 1902.

„Sibylle" will weiter nichts sein als eine ganz einfache, reinmenschliche Geschichte ohne jede Tendenz. Die Geschichte von Paul Aßfeldt, dem großen Maler, und seiner Sybille, die „zu blond war an Leib und Seele, um ein richtiges Weib zu sein". Die zwei Leutchen haben „im Puppenspiel des Lebens" in ihrer Jugend „gar gewaltig tragirt" und sind lange getrennt gewesen. „Am Feierabend, als die Komoedie zu Ende ist", finden sie einander wieder und verbringen gemeinsam die Dämmerstunde, vor der Schlafenszeit.

Anna von Krane.

Gedankenentwürfe. Herausgegeben, damit unbefangene philosophische Köpfe über sie nachdenken. Wien und Leipzig, 1902. F. Eisenstein & Co. Preis 2 Kronen.

Inhalt: Die Relativität des Intellektes und unserer Welt im Vergleiche zu anderen möglichen Anschauungen und Welten. Der Zeitraum als einzige Realität. Bemerkungen über Psychophysik. Einiges über den Begriff Geist. Bemerkungen zu theosophischen und spiritistischen Theorien. Begründung der Ethik. Einiges über unsere Lebensweise. Ethische Aphorismen. Die historische Religion. Ein Vorschlag zur Vereinigung aller Ungläubigen. Kunstbetrachtungen. Sexuelle Philosophie. Verschiedene Aphorismen . . . Es sind kurze Gedanken, rasche Blitze im Bewußtsein, die plötzlich auftauchen, wenn man bei der Lecture wissenschaftlicher Werke, voll von einander bekämpfenden Lehren, sich hier und da ein Bischen erholen will und nun an nichts Bestimmtes denkt; oder wenn man so in den Tag hinein das Leben betrachtet und die Ereignisse halb unachtsam auf sich wirken läßt, wobei man sich auf einmal zu wundern anfängt: Ach, ist ja wahr; schau, wie Das gut zusammenfällt! Einige dieser Gedanken habe ich etwas mehr ausgeführt, den größeren Theil jedoch in aphoristischer Form gegeben. Gewiß werde ich sie einmal noch ausführlicher bearbeiten, doch sollens auch Andere thun. Mir scheint: es sind eben „gute Einfälle", die zu weiterem Nachdenken reizen.

Laibach. Demeter Drahsler.

Wanderkameraden. Gedichte. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach-Leipzig, 1902.

Versunkene Glocken.

Ihr fragt mich oft, warum durch meine Lieder
Ein Ton verhaltner, leiser Trauer klingt
Und durch die hellsten Stunden immer wieder
Der heiße Schrei versteckter Sehnsucht ringt.

Kennt Ihr die stillen blauen Havelseeen,
Aus denen in verschwiegner Mitternacht
Versunkner Glocken Klänge auferstehen,
Wie Märchenschätze aus verborgnem Schacht?

Habt mit den alten grauen Weidenbäumen
Am Uferkranz Ihr ernsten Gruß getauscht?
Saht Ihr die weißen Wasserrosen träumen,
Wenn es im Schilf wie Nixenreigen rauscht?

Kennt Ihr die tiefen dunkelgrünen Weiher,
Die trutziglich der Kiefernwald umschlingt,
Daß durch der dichten Nadeln keusche Schleier
Kein Sonnenstrahl, kein Mondenschimmer dringt?

Ließt Ihr das Auge auf der Fläche schweifen,
Die unabsehbar sich ins Weite streckt,
Bis sie ein duftig blauer Nebelstreifen
Verdämmernd fern am Horizonte deckt?

Das ist die Heimath, die mein tiefstes Leben,
Mein Träumen und mein Dichten mir erschuf;
Sie hat mir ihren Stempel mitgegeben
Und immerdar vernehm' ich ihren Ruf:

Den Ruf der Sehnsucht und den Ruf der Trauer,
Der Trauer um zerfallne Märchenpracht,
Der Sehnsucht, die in ahnungvollem Schauer
Des Zaubers wartet, der verjüngt erwacht.

Denn auf den Wassern mit den weißen Blüthen,
Auf weiter Ebne und im tiefen Wald
Ist überall von Wundern, die verglühten,
Schwermüthge Kunde meinem Ohr erschallt.

Und ewig rastlos muß ich suchen gehen...
Ich lausche auf versunkner Glocken Klang
Und nichts als Sehnsucht nach dem Auferstehen
Zerstörter Märchenreiche ist mein Sang.

Anna Behnisch-Kappstein.

Kapitalismus in China.

Das Tamtam wird wieder einmal geschlagen. In der ersten Julihälfte sollen die Aktien der Shantung Bahn an das Publikum gebracht werden. Die erste Frucht der Chinaexpedition reift also dem Großkapital. Die Shantung Bahn ist nicht das einzige von Kiautschous Pächtern deutscher Nation konzessionirte Unternehmen: sein Schwesterlein fein ist die Shantung-Bergwerkgesellschaft. Die Konzession beider Gesellschaften stammt aus dem Jahre 1900. Sie wurde einem Syndikat ertheilt, dem die gesammte deutsche Hochfinanz angehört. Es ist interessant, die Namen der im Aufsichtrath sitzenden Herren zu lesen; man findet da ein buntes Gemisch von schwärmerischen Kolonialphantasten, kühl wägenden Bodenspekulanten und bekannten Vertretern der großen Finanz. Die verschiedensten Leute ziehen also an einem Strang. Diese Zusammensetzung des Aufsichtrathes zeigt aber auch, daß man das Unternehmen als für die „Erschließung" Chines besonders wichtig betrachtet. Das giebt der Emission der Shantung-Bahnaktien, dem Ergebniß langer Vorarbeit, fast die Bedeutung einer politischen Aktion.

Es ist nicht ganz leicht, aus der Ferne sich ein Bild von der Bahn zu machen. Auf einem rund 400 Kilometer langen Eisenstrang durchsaust die moderne Lokomotive eine der am Dichtesten bevölkerten Provinzen Chinas. Nur vorläufig beträgt die Länge 400 Kilometer; die ganze konzessionirte Strecke soll 1100 Kilometer lang sein. Außer dieser Ziffer sind dem gebildeten Mitteleuropäer eigentlich nur noch die Thatsachen bekannt, daß an der Hauptlinie der Bahn drei in den Kriegsberichten oft genannte Städte liegen, Tsingtau, Weihsien und Tsinangfu, und daß die Shantung-Bergwerkgesellschaft an beiden Seiten der Bahn mehrere Kilometer ins Land hinein nach Kohlen graben darf. Viel mehr wird die Schaar Derer wohl nicht zu sagen wissen, an die jetzt der Ruf ergeht, die Aktien zu kaufen. Die Frage nach der Rentabilität der Bahn ist nicht leicht zu beantworten; wie ich glaube, auch von Denen nicht, die an der Quelle sitzen. Die Beschreibungen des Bahnbaues, der ja selbst durch das kriegerische Getümmel und die Unruhen der letzten Jahre kaum wesentlich verzögert wurde, lassen darauf schließen, daß auch in Ostasien die deutsche Technik sich bewährt hat. Doch das Beispiel der berliner Hochbahn lehrt uns erkennen, daß selbst die genialste technische Anlage nicht immer den finanziellen Erfolg verbürgt. Da die Shantung-Bahn etwas ganz Neues ist, wird man bei der Beurtheilung der Rentabilität von prinzipiellen Erwägungen ausgehen müssen. Ein ungünstiges Vorurtheil haben ja Kolonialbahnen stets gegen sich. Die Faktoren, von denen der Wirthschaftertrag abhängt, sind in exotischen Ländern schwer zu berechnen. Als warnendes Exempel sehen wir die Venezuelabahn, deren Anlage, wie mir erzählt wurde, außerordentliche technische Schwierigkeiten zu überwinden hatte und die ihre Erbauer schließlich bitter enttäuscht hat. Der Europäer und Amerikaner ist an den Satz, daß Zeit Geld ist, zu sehr gewöhnt, als daß er sich vorzustellen vermöchte, der Vortheil eines Schienenweges könne irgendwo nicht sofort gewürdigt und ausgenützt werden. Wo aber unter glühender Sonne ein phlegmatisches Volk lebt und wo die thierische Zugkraft nach unserem Begriff spottbillig ist, da kann unter Umständen noch Jahrzehnte lang das Maulthier neben dem Schienenstrang seinen Weg suchen. Wird es in China anders sein? Der Chinese ist freilich intelligent und man hofft

deshalb, er werde sehr bald die Vortheile der Eisenbahn erkennen; schon wird ja erzählt, an den Ausgangspunkten der Bahn wolle man große Speditionsgeschäfte gründen. Die Möglichkeit solcher Entwickelung soll nicht bestritten werden; zu viel aber darf man sich davon nicht versprechen. Der Chinese ist sehr konservativ, er hat alle Arbeitkräfte billig und ihm wird wahrscheinlich noch sehr lange der Zopf hinten hängen. Wenn die Thatsache, daß die Aktien der Shantung-Bahn auch in China zur Zeichnung aufgelegt werden sollen, jetzt von der Kapitalistenpresse als ein Beweis dafür angeführt wird, daß beabsichtigt sei, auch die Chinesen für die Bahn zu interessiren, so darf man diese Behauptung wohl nicht allzu wörtlich nehmen; daß man versuchen wird, die Mandarinen an der Sache zu interessiren, glaube ich gern; andere reiche Chinesen aber werden kaum geneigt sein, Aktien zu kaufen. Als man sich entschloß, die Aktien auch in China zur Zeichnung aufzulegen, hat man wohl hauptsächlich an die in Ostasien ansässigen Europäer gedacht.

Der Bahnbau soll, nach dem Wunsch der Maßgebenden, wohl nicht als einzelnes Unternehmen beurtheilt werden; er ist, sagt man uns, die erste Etappe auf dem Wege zur Erschließung Chinas. Ueber diese Erschließung ist ja viel geschwatzt worden und noch jetzt thun viele Leute, als werde es eine Kleinigkeit sein, die Chinesen an europäische Kulturbedürfnisse zu gewöhnen. Der Erfolg solchen Bemühens ist einstweilen aber höchst zweifelhaft. Dabei denke ich noch nicht einmal an das sehr stark wirkende psychologische Moment einer Jahrtausende alten Gewöhnung und an den Widerstand der nationalen chinesischen Wissenschaft gegen alle westliche Bildung. Schon wirthschaftliche Momente begründen den Zweifel. Das Elend ist in China so eng zusammengepfercht, daß man auf absehbare Zeit nicht hoffen kann, der Masse die Kaufkraft zu schaffen, die zur Befriedigung europäischer Kulturbedürfnisse nöthig ist. Es wäre unklug, die Rentabilität der Shantung-Bahn auf solche schwanke Hoffnungen zu stützen. Man rechnet vielleicht darauf, daß an der Trace eine die Bahn ernährende Industrie entstehen wird. Deshalb wurde wohl auf die Verleihung der Bergbaukonzession Werth gelegt; denn gute Frachtgelegenheit und die Möglichkeit leichter Versorgung mit Kohle ist ein starkes Lockmittel für industrielle Anlagen. Die Industrie, auf die man rechnet, wird in erster Linie nicht für die Befriedigung chinesischer Bedürfnisse zu sorgen haben, sondern reine Exportindustrie sein. Für die Entwickelung einer solchen Exportindustrie scheinen die Verhältnisse allerdings günstig zu liegen. Auf national chinesischer Basis würde sie sich freilich nie entwickeln. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, auf welchem Wege China dem modernen Kapitalismus erschlossen werden soll. Das wichtigste Wahrzeichen des Kapitalismus, die Kraft, die die Wirthschaft revolutionirt, ist die Maschine, die menschliche Arbeit ersetzt und die Produktionkosten herabdrückt. Wozu aber sollten die Chinesen freiwillig moderne Maschinen aufstellen, da in ihrem Land ja schon jetzt die Handarbeit nur mit dem zur dürftigsten Existenz Nöthigen bezahlt wird? Ganz anders stellt sich die Sache für den europäischen Kapitalisten. Das deutsche Kapital, zum Beispiel, ist zu Hause von Hindernissen aller Art gehemmt. Es wird von der sozialpolitischen Gesetzgebung bedrückt und die verhältnißmäßig hohe Lebenshaltung der Arbeiter verbietet jede wesentliche Verringerung der Produktionkosten. Wo sie für den inneren Markt, für Reichs- oder Staatsbehörden arbeitet, wird die Industrie durch die gesteigerte Kauf- und Steuerkraft des Volkes für dieses Un-

gemach wieder entschädigt. Für den Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt aber ersehnen die Kapitalisten nicht erst seit gestern eine weitere Herabdrückung des Arbeitlohnes. Längst beschäftigen gerade viele Großexporteure ausländische Arbeiter; und seit der Pachtung Kiautschous ist der Gedanke aufgetaucht, Kulis aus China zu importiren. Doch die Industriellen sind zu gescheit, um nicht zu sehen, wie rasch der Widerwille der einheimischen gegen fremde, billige und geduldige Arbeiter wächst. Ich möchte bezweifeln, ob die Regirung wagen würde, mit dem Massenimport von Kulis Ernst zu machen; sie ist wohl sehr froh, daß sie nicht, wie namentlich in Amerika, mit einer Chinesenfrage zu rechnen hat. Aber das Kapital findet stets Wege, die an sein Ziel führen. Darf der Kapitalist keine Kulis nach Deutschland bringen, so geht er selbst zu den Kulis. Er denkt gar nicht daran, China, wie es so schön heißt, zu erschließen, sondern er wird die rückständigen Wirthschaftformen des Riesenreiches für sich ausnützen. Der Kapitalismus kann in China nicht seinen Einzug als Befreier des Volkes aus alter feudaler Knechtschaft halten; denn man kann nicht unter Umgehung der wirthschaftlichen Entwickelungsgesetze in sprunghafter Willkür ohne Weiteres da modernes Leben pflanzen, wo der Boden für solchen Versuch noch lange nicht reif ist. Aber die Kapitalisten können, ausgerüstet mit der ganzen technischen Bildung ihres Jahrhunderts, nach China gehen und die Kulis zu Hundelöhnen bei der Bedienung der Maschinen beschäftigen. Solcher Kulikapitalismus könnte mit ungemein niedrigen Produktionkosten wirthschaften und hätte mehr Aussicht als sein älterer, unmodernerer Bruder, auf dem Weltmarkt über die Konkurrenten zu siegen. Vom Standpunkt des Kapitales aus könnte man diese Entwickelung vielleicht mit Freude begrüßen; vom Standpunkt der deutschen Allgemeinwirthschaft aus ist sie zu bedauern. Oder wäre es gut, wenn ein Theil unserer Exportindustrie nach China übersiedelte? Vorläufig hat die heimische Industrie ja noch einen gewissen Nutzen von der Vorbereitung solchen Wohnungwechsels. Allein zum Bau der Shantung-Bahn sollen Aufträge im Werth von über 50 Millionen Mark nach Deutschland vergeben worden sein. Die Ziffer klingt gut, hat aber nicht mehr dauernde Bedeutung als der Werthbetrag der Lieferungen, die Rußland zum Bau seiner Bahnen in Deutschland bestellt. Wir haben eine kurze Zeit Nutzen und später einen gefährlichen Konkurrenten mehr. Eine mit Kulilöhnen arbeitende deutsch-chinesische Industrie würde über kurz oder lang auch die Mutterindustrie bedrängen und das Niveau des deutschen Arbeitmarktes herunterdrücken. Man könnte erwidern, England und Holland habe dieses koloniale Raubsystem nicht geschadet. Erstens aber ist das Schicksal der englischen Baumwollpflanzung, die durch die große indische Anlage ruinirt worden ist, nicht mit der Gründung einer ganz modernen kapitalistischen Industrie in einem Lande wie China zu vergleichen. Und zweitens ist die wirthschaftliche Struktur Englands und Hollands anders als unsere. Beide Länder sind, wenn man so sagen darf, Rentierstaaten, die von der Verzinsung des seit langen Jahren erworbenen Geldes leben. Deutschland aber gleicht heute noch einem Geschäftsmann, der nur von den Einkünften aus seinem Gewerbe, nicht von seinen Renten leben kann. Eine Erschließung Chinas, die nur ein paar Großkapitalisten Nutzen bringt und zugleich die Tendenz hat, die Lohnhöhe für deutsche Arbeit herabzudrücken, wäre unter diesen Umständen sicher nicht mit freudigen Hoffnungen zu begrüßen. Plutus.

Notizbuch.

Der Dreibundvertrag ist wieder einmal verlängert worden. Das war zu erwarten. Weshalb den guten Bürger erschrecken, Interpellationen heraufbeschwören und den Zeitungmachern Futter für lange Wochen hinstreuen? Viel bequemer ist und viel stolzer klingt die Verkündung: Der Kurs bleibt der alte. Merkwürdig ist nur, daß es noch immer Leute giebt, die diese papierne Ruine wie eine Sehenswürdigkeit anstaunen, trotzdem sie schon in Bismarcks Memoiren gelesen haben, wie gering seit Jahren selbst der Schöpfer den Werth dieses Vertrages schätzte. 1879, als D'Israeli ihn, vom Standpunkt des britischen Politikers mit Recht, wie ein Heil verheißendes Evangelium begrüßte, hatte er einen Sinn. Rußland schien nachholen zu wollen, was es neun Jahre vorher versäumt hatte, und konnte alternden Staatsmännern, die in der Zeit des Krimkrieges sich feste Meinungen gebildet hatten, noch als eine Macht gelten, deren nächstes Ziel die Eroberung Konstantinopels sein müsse. Wurde dieses Ziel erreicht, dann waren dem Reich der Habsburg-Lothringer — wo damals die deutsche Hegemonie noch unerschüttert schien — die Balkanhoffnungen vernichtet. Und Bismarcks starker und kluger Wille konnte die Italiener in den Glauben zwingen, sie seien von Frankreich bedroht und müßten bei den Centralmächten Deckung suchen. Rebus sic stantibus war die Wahl der strategischen Stellung zu loben; sie sollte die Wiederkehr der kaunitzischen Politik — Bündniß zwischen Frankreich, Rußland, Oesterreich — verhüten und den schwachen Zaren Alexander dem Dreikaiserverhältniß günstiger stimmen, das der deutsche Kanzler gleich nach dem Frankfurter Frieden herbeizuführen versucht hatte. Heute sieht die Europäerwelt anders aus als vor einem Vierteljahrhundert. Rußland ist zur asiatischen Weltmacht geworden, träumt längst schon nicht mehr von der Hagia Sofia und ist mit der geräuschlosen Suzerainetät sehr zufrieden, die es über die Balkanstaaten, namentlich auch über das welke Osmanenreich, in stiller Arbeit erworben hat. Wozu die zahmen Türken noch aus Europa treiben, da sie russischen Wünschen doch willfährig sind? Wozu überhaupt noch mit Europa rechnen, da im Erdosten ganz andere, ungleich werthvollere Expansionen möglich geworden sind? Die Katkow, Milutin, Makow sind tot und Niemand denkt heute, wie Bismarck dachte, als er im September 1879 an Ludwig von Bayern schrieb: „Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß der Friede durch Rußland, und zwar nur durch Rußland, in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft, bedroht sei". Die österreichischen sind mit den russischen Balkaninteressen nicht mehr unvereinbar und Italien hat nicht den allergeringsten Grund, einen französischen Angriff zu fürchten, hat ihn erst recht nicht, seit es, nach koburgischem Muster, die Politik der gesegneten Hymenäen treibt und via Montenegro in die Sippe der Romanows gelangt ist. Nur ein argloses Thorengemüth wird glauben, Italien werde sein Heer zum Schutz der deutschen Grenzen gegen Frankreich mobil machen; der Savoyer, der solchen Plan auszuführen versuchte, wäre am nächsten Tag um seine Krone gekommen. Bismarck hat in der ersten Hälfte der neunziger Jahre geschrieben: „Wenn die geeinte österreichisch-deutsche Macht in der Festigkeit ihres Zusammenhanges und in der Einheitlichkeit ihrer Führung eben so gesichert wäre, wie die russische und die französische, jede für sich betrachtet, es sind, so würde ich, auch ohne daß Italien der Dritte im Bunde wäre, den gleichzeitigen Angriff unserer beiden großen Nachbarreiche nicht für lebensgefährlich halten. Wenn aber in Oester-

reich antideutsche Richtungen nationaler oder konfessioneller Natur sich stärker als bisher zeigen, wenn russische Versuchungen und Anerbietungen auf dem Gebiet der orientalischen Politik, wie zur Zeit Katharinas und Josephs des Zweiten, hinzutreten, dann würde der Kampf, dessen Möglichkeit mir vorschwebt, ungleicher sein." Auch damals konnte er kaum ahnen, wie schnell die Macht der österreichischen Slaven wachsen und von Osten her der Versucher dem Bundesgenossen des Deutschen Reiches nahen würde. Oesterreich kann nur gewinnen, wenn wir geschwächt, nur verlieren, wenn wir gestärkt werden: dann wären seine Deutschen — unter denen auch nur die Antiklerikalen für den Dreibund schwärmen — nicht im Reich des Doppeladlers zu halten. Und wer will der vielleicht nicht mehr allzu fernen Zeit die Prognose stellen, wo der Mann der Gräfin Chotek die Habsburgerkrone tragen wird und ein jüngerer, aktiverer Papst die Herrschaft angetreten hat? Doch nicht einmal so weit braucht man vorauszudenken. Wer die letzten Jahre nicht verschlafen hat, muß gemerkt haben, daß Italien heute mit Frankreich, Oesterreich mit Rußland intimer ist als mit dem Bundesgenossen unter der Pickelhaube, dem sie aus Liebe nie die Hand gereicht hätten. Ueber diese Erkenntniß helfen Artigkeiten, die keinen Heller kosten, nicht hinweg. Zu Schaustellungen kann der Dreibund freilich bis zu dem Tage benutzt werden, wo er aus dem papiernen ins wirkliche Leben treten soll. Ueber seine Bedeutung aber dürfte jetzt eigentlich kein Wacher sich noch täuschen. Bismarck selbst hat daran erinnert, daß die theoretisch sehr viel stärker verpflichtende Verfassung des Heiligen Römischen Reiches den Zusammenhalt der deutschen Nation niemals zu sichern vermochte, daß die Bindekraft alter Verträge die Schlacht bei Königgrätz nicht gehindert hat, und warnend hinzugefügt: „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie ‚in dem Kampf ums Dasein' auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen Beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und eben so wenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht. Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Der Dreibund hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft eben so wenig wie viele Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte." Dem Europäersyndikat, das eine Schutzwehr gegen die amerikanische Gefahr zu schaffen hätte, bringt die neue Verlängerung uns nicht um einen Schritt näher; und den Tribut, den der Caprivismus ihnen in den Handelsverträgen gewährte, werden die lieben Bundesgenossen sich wohl auch weiter gesichert haben. Doch die Menge freut sich, wenn ihrem Misoneismus kein Opfer zugemuthet wird; und die Diplomaten haben den cauchemar des coalitions und glauben vielleicht wirklich, sie hätten für ihre Länder wieder einmal Etwas geleistet, wenn sie ein funkelnagelneues Pergament in den Aktenschrank schließen können.

* *
*

Ueber Hans Merian, dem Max Klinger heute in der „Zukunft“ den Nekrolog nachruft, schreibt mir Herr Dr. Georg Göhler, der Leiter des leipziger Riedel-Vereins: „Wechselvolle Schicksale, Sturm und Drang hatten sein Leben bewegt. Seit Jahren aber war er wenigstens in seinen Kunstanschauungen zu der reifen Sicherheit gekommen, die seiner Kunstkritik wirkliche Bedeutung verlieh, sie zur produktiven Kritik stempelte. Da diese ein sehr seltenes Gewächs ist, müssen wir das Hinscheiden Merians als zu früh und als Verlust nicht nur für das leipziger Kunstleben beklagen. Es war eine eigenthümliche Begabung, die ihm verliehen war und die er durch Selbstkultur erweitert hatte. Er war in bildender Kunst eben so zu Haus wie in Literatur und Musik. Als Freund Max Klingers wie als Interpreten Richards Strauß sahen wir ihn mit allem Eifer thätig. Als Musiker gehörte er zu den wenigen Wagnerianern, die Wagner wirklich erfaßt haben und seiner überragenden Bedeutung dadurch gerecht werden, daß sie ihn nicht als Schablone zur mechanischen Beurtheilung alter und neuer Kunst behandeln. Ein Beispiel seiner Kunstkritik giebt das Fragment eines Aufsatzes, der in der Leipziger Volkszeitung erschien und jetzt, da Weingartners Werk den Berlinern nicht mehr fremd ist, auch in der Hauptstadt interessiren wird. Ueber den ‚Orestes‘ sagt er da:... ‚Bei allen Versuchen einer Wiederbelebung des antiken Theaters, von den alten Florentinern bis auf Gluck, handelte es sich immer nur um Nachahmungen der antiken Tragoedie im Sinn und nach dem jeweiligen Modegeschmack der Zeit. Man wollte Eigenes bieten, man wollte es den Alten gleichthun. So bearbeiteten die Textdichter die antiken Sagenstoffe in ihrer Weise. Die alten Tragiker selbst zu Wort kommen zu lassen: daran dachte man nicht. Glaubte man doch vielfach ganz naiv, mit den neuen, modischen Werken die antiken Dichtungen in den Schatten zu stellen. Leider entwickelte sich die Oper in den drei Jahrhunderten ihres Bestehens fast ausschließlich nach der musikalischen Seite, während der dramatische Inhalt mehr und mehr verkümmerte. Gluck suchte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts diesem Verfall Einhalt zu thun, indem er wieder auf die großen antiken Sagenstoffe (Orpheus, Alceste, Iphigenie) zurückgriff und die dramatische Handlung in der Oper wieder zu Ehren brachte. Auch ihm schwebte die antike Tragoedie als erhabenes Vorbild vor. Im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Ausgrabungen, fehlte es endlich auch nicht an Versuchen, die antiken Tragiker direkt auf die Bühne zu bringen. Da die antike Musik nicht wieder zu erlangen war, so sollte die moderne Tonkunst den Werken ihre Unterstützung leihen. Zu den berühmtesten dieser Arbeiten gehören die Kompositionen Mendelssohns zur ‚Antigone‘ und zum ‚Oedipus auf Kolonos‘ des Sophokles. Doch klafft darin ein tiefer Zwiespalt zwischen dem Geist der antiken Tragoedie und der modernen Musik, die nicht einmal formell dem scharfgegliederten antiken Strophenbau der Chorgesänge gerecht zu werden vermag. Vom wirklichen Charakter der antiken Musik kennen wir jetzt genug, um zu wissen, daß ihre Wiederbelebung heute unmöglich wäre und daß diese Art Musik, wenn sie sich wirklich noch einmal praktisch vorführen ließe, auf uns keinen oder höchstens einen sehr unangenehmen Eindruck machen würde.

Einen ganz anderen Weg beschritt Richard Wagner, als er daran ging, die Oper zu reformiren. Er wollte nicht die antike Tragoedie wieder herstellen, denn er sah ein, daß diese in unserem Sinn vollständig unmusikalischer Natur ist; sondern er wollte ein neues Musikdrama schaffen, das sich dem musikalischen Drama des Alterthumes an die Seite stellen könne, ein Musikdrama, das für uns das Selbe sei

wie einstmals für die Griechen die Chortragoedie. Wie die alten Tragiker auf die Götter- und Heldenmythen ihres Volkes, so griff er auf den Sagenstoff seines eigenen Volkes zurück und schuf damit selbständig eine neue, aus dem Geiste der modernen Zeit heraus geborene musikalische Tragoedie. Denn er war nicht nur ein großer Musiker, sondern auch ein großer Dichter, der die ihm von der Sage überlieferten Stoffe dichterisch und dramatisch zu meistern verstand. Zugleich schenkte er in seinen Werken der Oper einen neuen Stil, der Wort und Ton als gleichberechtigt vereinigte und der daher der Musik und dem Drama in gleicher Weise gerecht wurde. Er schuf aus der Oper — einer Mischgattung — das einheitliche Kunstwerk des wirklichen Musikdramas. Dieser neue Stil gestattet nun, alle dramatischen Stoffe auf die Opernbühne zu bringen, ohne daß sie deshalb in ihren dramatischen Eigenschaften Einbuße erleiden, ohne daß sie auf dramatische Charakteristik und Folgerichtigkeit zu Gunsten eines zu üppig wuchernden musikalischen Schmuckes zum Theil verzichten müssen, wie es in der alten Oper der Fall war. Unter dem Einfluß dieser Reaktion hat sich auch Felix Weingartner dem Alterthum zugewandt... Friedrich Nietzsche hat Wagners Musikdrama als die Wiedergeburt der antiken Tragoedie aus dem Geist der Musik gefeiert; und er hat damit Recht gehabt, denn Wagner hat mit seinen Musikdramen thatsächlich etwas der antiken Tragoedie Analoges geschaffen. Der Versuch, eine solche antike Tragoedie selbst in engster Anlehnung an die alte Dichtung mit den reichen Darstellungmitteln des modernen Musikdramas auf der Bühne wieder aufleben zu lassen, mußte verlockend erscheinen. Weingartner hat diesen Versuch gemacht. Was an der Aufführung seiner Oresteia völlig klar wurde — und Das ist vielleicht das interessanteste und fruchtbarste Ergebniß des Experimentes —, ist die völlig unmusikalische Natur der antiken Tragoedienstoffe, sobald wir sie in einer der Urgestalt möglichst nahekommenden Bearbeitung auf die Bühne bringen; denn die Quelle unserer Musik, das ganze Gefühlsleben, das sentimentale Element, fehlt diesen Dichtungen völlig. Die Komponisten, die diese antiken Stoffe erfolgreich behandelten, mußten den klassischen Figuren stets modern sentimentale Gefühle unterlegen und andichten, wenn sie sie für die musikalische Behandlung brauchbar machen wollten. Gluck schildert in seiner aulidischen Iphigenie den Konflikt zwischen der Vaterliebe Agamemnons und seiner Pflicht, die Tochter zu opfern. In der Oresteia finden wir solche Konflikte nicht. Skrupellos erschlägt Klytaimnestra den Gatten; fast gefüllos, ohne auch nur einen Augenblick mit der Kindesliebe in Konflikt zu gerathen, tötet Orest seine Mutter. Was soll ein Musiker mit solchem Stoff anfangen? Er müßte ihn umdichten — wie ja auch ein Goethe seine Iphigenie ins Moderne umdichten mußte — oder er muß sich darauf beschränken, Dekorationmusik zu schreiben. Natürlich könnte sich an eine Umdichtung dieses Stoffes nur ein großer Dichter wagen. Nur ein solcher kann mit einem Aischylos erfolgreich in die Schranken treten. Weingartner hat davon weise Abstand genommen und sich auf die Dekorationmusik beschränkt. Diese Musik ist — es muß ausgesprochen werden — dürr und dürftig ausgefallen. Ein Beherrscher des modernen Orchesters vom Schlage Weingartners weiß allerhand koloristische Effekte anzubringen und den Hörer durch Instrumentationkünste zu blenden. Aber die Erfindung will nicht fließen und kann nicht fließen; denn wo die menschlichen Gefühle fehlen: was soll da der Komponist schildern? Auch ein Größerer als Weingartner wäre an dieser Aufgabe gescheitert. Die Motive selbst sind dürr; einzelne, wie das — ursprünglich aus der Wolfsschlucht stammende

und über den Lohengrin (Ortrudszene) in die Oresteia gelangte — quietschende Erinnyenmotiv, wirken fast humoristisch.' Dieses Fragment kann erkennen lehren, mit welchem Ernst und in welcher starken Rüstung Merian an seine kritische Pflicht ging; auch der Musiker muß deshalb den frühen Tod des tüchtigen Mannes beklagen."

* * *

Aus Neustadt schreibt mir Herr Treutler, der Leiter des Pfälzischen Couriers:

„Sie haben gehört, daß Prinz Ludwig von Bayern neulich ein paar Stunden mit dem Großherzog von Baden in Mannheim zusammen war, von da nach dem rheinpfälzischen Ludwigshafen zurückkehrte und am Abend loyalen Staatsbürgern bei einer Serenade eine Rede hielt, in der er gesagt haben soll: ‚Ich komme soeben von einem schönen Fleckchen Erde, das man uns vor hundert Jahren gewaltsam entrissen hat'. Die Worte sind dementirt worden, werden aber geglaubt, trotzdem sie dem hohen Herrn, dessen Gast der Prinz eben erst gewesen war, nicht gerade angenehm klingen können. Prinz Ludwig spricht gern und, vielleicht weil die Konkurrenz so groß ist, manchmal recht viel. Nicht in schwungvollen Tiraden, sondern einfach, schmucklos, oft recht mäßig stilisirt, mit starkem Dialekt, aber deutlich, nachdrücklich. Wie der ganze Mann, so ist auch seine Rede. Mit breiten Beinen steht er da, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den nun schon ergrauten Kopf mit dem wenig gepflegten Haupt- und Barthaar steif auf dem fleischigen Nacken zwischen starken und hängenden Schultern. Man merkt: der Mann da hält fest an seinem Platz, weicht nicht und wankt nicht, am Wenigsten da, wo er sich in seinem guten Recht dünkt. Ein zäher Bayer. Den will er auch immer betont wissen. Wie seinen Vetter, den schwärmerischen Ludwig, ehrt man ihn nur ‚in seinen Landesfarben'. Mit scharfer Markirung pflanzt er überall und immer bei seinem öffentlichen Auftreten die weiß-blauen Rauten vor sich und sorgt, daß Keiner vor, sondern nur neben seinem Wappenschild zu stehen komme. Das nahm man ihm da und dort schon gründlich übel; und besonders im Norden ist Prinz Ludwig keine beliebte Gestalt. Da gilt er als Ultra-Partikularist. Das ist er auch; oder, besser gesagt: wurde er. Die Verhältnisse brachtens so mit sich. Früher hörte man wenig von ihm. Er ging mehr in der Stille seinen Liebhabereien nach, die er aber bei Leibe nicht etwa als ‚fürstliche Spielereien' aufgefaßt haben will. Da könnte er unangenehm werden, hat er einmal gesagt. Heute wirkt er auf öffentlichem Markt. Die Kanalisirung von Donau und Main beschäftigt ihn. Daneben will er — selbst Pferde- und Rindviehzüchter — der Landwirthschaft auf die Beine helfen. Seine Anschauungen harmoniren nicht immer mit denen der Fachleute, aber man weiß wenigstens, daß sie den Tag überdauern und morgen nicht anderen Einflüssen geopfert werden. Wie Prinz Ludwig heute ist, war er immer. Der bayerische Generalsrock sitzt ihm genau so salopp, wie ihm der des jungen Meldeoffiziers im Stab seines Vaters von anno 1866 saß. Das selbe blitzblaue Tuch, nur etwas mehr Aufputz an Goldstickerei und Fangschnüren und die Aenderung im Schnitt, die als Konzession an das uniforme Reichsmodell unerläßlich war. Ganz ähnlich sichts mit den Empfindungen des hohen Herrn aus. ‚Im tiefsten Grunde seines Herzens ist er Kernbayer und felsenfest überzeugt, daß nur mit der wohlkonservirten Eigenart der Stämme die Stabilität der deutschen Einheit verbürgt ist. Seinen Großvater, Ludwig den Ersten, citirt er bei jeder passenden Gelegenheit als Träger ‚teutscher Einheitbestrebungen'. Dem Kaiser giebt er, was des Kaisers ist nach der Verfassung, aber keinen Deut mehr. Daß er nach und nach den Partikularisten hervorkehrte, hat seinen

Grund. Der alte Kaiser sah den graden, dabei etwas knorrigen wittelsbacher Sproß gern. Und als in Ludwigs Herzen die Wunden von anno 66 mählich vernarbten, blickte er mit aufrichtiger Verehrung zu dem Primus inter pares auf. Beide hatten manche Züge gemeinsam, vor Allem die Einfachheit der persönlichen Lebenshaltung, die sich beim Prinzen bis auf Kalbshaxen und Weißwürste ausdehnt, und eine große Sparsamkeit. Allem Prunk, jeder Art szenischer Kunst und Pose waren Beide gleich abgeneigt. So störte Keiner des Anderen Kreise, zumal der alte Wilhelm vorzüglich verstand, dem eigenen Takt und seines Kanzlers Rath folgend, dafür zu sorgen, daß die weit gespannten Flügel des Zollernaars mit ihrem Schlag die Luft im Lande der Verbündeten nicht wirbelnd in Bewegung setzten. Jetzt ist Vieles anders geworden. Wie Vieles, braucht hier nicht mehr gesagt zu werden. In Süddeutschland ist man nach und nach recht unruhig geworden. Und da darf man sich im Norden nicht wundern, wenn man bei uns den Prinzen Ludwig gern dann und wann einmal in Ausfallsstellung sieht. Man freut sich darüber, daß ein Prinz mitunter der im Volke angesammelten Spannung ein Ventil öffnet. Mag sein, daß der fürstliche Redner davon unterrichtet ist und deshalb manchmal im löblichen Eifer etwas lauter, als unbedingt nöthig wäre, sein ‚Hie guet Wittelsbach alleweg' über den Main ruft; aber schaden kann es sicher nicht, wenn man in Berlin von Zeit zu Zeit daran erinnert wird, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen. Die jüngsten Tage brachten der Reden gar viele und nur wenige vermögen vor der Geschichte strengem Richterstuhl zu bestehen. Da geht die des Prinzen Ludwig von dem ‚gewaltsam entrissenen Fleckchen Erde' mit in den Kauf. In der badischen Residenz soll sie verstimmt haben. Möglich. Aber man sollte dort auch bedenken, daß von Berlin aus via Karlsruhe und umgekehrt im Lauf der letzten zwölf Jahre Allerlei geschah, was in München sehr mit Recht mißliebig empfunden wurde. Uebrigens ist man auch in anderen Theilen Süddeutschlands verstimmt. Natürlich durch den Gang der Politik. Nicht die einzelnen Maßnahmen, die heute Diesem und morgen Jenem mißfallen, sind es, die dauernd Unbehagen wecken: es ist der flackernde Geist, das unstete Wesen, die aus der Summe aller Handlungen sprechen. Keine Partei, keine Klasse fühlt sich sicher, weil keine auf beständiges Wetter rechnen kann. Man weiß wohl, von wannen der Wind kommt, aber nicht, wohin er fährt. Von Tag zu Tag springt er auch noch um. Das macht nervös, übellaunig; denn man merkt, daß man sich nicht auf Bestimmtes einrichten kann. Noch ein Anderes tritt für den Süden schärfer als für den Norden in die Erscheinung. Wir spüren die Wirkung, sind aber zu weit entfernt von der Centrale der Ursache, um Beide leicht und schnell mit einander in logische Verbindung bringen zu können. Damit kommt ein unheimliches Moment in unser Empfinden, das die Masse nicht zu fassen, sich nicht zu erklären weiß. So ist die Freude am Reich gedämpft und hat einen Stich ins Elegische. Dem Süddeutschen ist des Kaisers Wesen fremd. Er hat keinen Maßstab dafür an seinen eigenen Fürsten. Die sind Alle ganz anders geartet. Da ist der alte Luitpold, ein gar bedachtsamer, oft gut berathener Regent, der sich niemals persönlich engagirt und exponirt, nicht mehr und nicht weniger öffentlich spricht, als ihm unbedingt geboten scheint, der genau weiß, was er will, und konsequent danach handelt, in seiner stillen, allen rauschenden Festen und höfischem Ceremoniell abholden Art. Dann der König von Württemberg, der keinerlei eigene Initiative nach außen hin zeigt und sich nur mit ‚ministeriellen Bekleidungsstücken' bei Haupt- und Staatsaktionen sehen läßt. Großherzog Friedrich

geht in dem gemessenen Schritt, den Alter und Erfahrung mit sich bringt, seinen Weg, und wenn er je einmal eine jähe Wendung macht, so merkt und weiß man genau, daß ‚Berlin' den Anstoß gab. Der junge Hessenherzog lebt schlicht und recht seinem Beruf; die freie Zeit widmet er der Pflege seiner englischen und russischen Verwandtschaft und künstlerischen Liebhabereien, namentlich den Gesang, wobei er sich freut, in intimem Kreis seinen angenehm klingenden lyrischen Tenor hören lassen zu können. So weit es sich um die Fürsten handelt, führen wir also ein fast idyllisches Dasein ohne überraschende Erschütterungen. Wenn aber der Kaiser auf die Szene tritt, wetterleuchtets nur so über die Lande hin. Im Anfang weckte Das Staunen. Sprachlos stand man vor der neuen Erscheinung. Man mühte sich redlich, sie zu verstehen, sich einzuleben in den veränderten und veränderlichen Kurs. Wo es nicht ging, legte man die Erklärung, wohl auch Entschuldigung in die drei Worte: Der junge Herr! Nirgends zeigte sich böser Wille oder herbe Kritik. Selbst Bismarcks Entlassung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam, wirkte mehr schmerzlich als verbitternd. Den dritten Kaiser umhegte schirmend die Gloriole der beiden ersten. Mählich jedoch änderte sich die Situation. Mehr und mehr schwand die vom ersten Wilhelm und seinem Kanzler uns überkommene Anschauung von der ausschließlichen Haftbarkeit der verantwortlichen Rathgeber; heutzutage läßt sich der gemeine Mann die Ueberzeugung nicht ausreden, Alles in der Politik, ob gut oder schlimm nach seiner Meinung, komme vom Kaiser, der allein die Reichsgeschäfte leite. Ob diese Stimmung dem monarchischen Gedanken und dem Reich nützlich ist? Ich glaube, die Frage wird in Nord und Süd nicht sehr verschieden beantwortet werden."

* * *

In Krefeld soll der Kaiser die Ehrenjungfern, die ihn empfingen, gefragt haben, ob sie auch fleißig mit hübschen Lieutenants tanzten. Eine der Holden, hieß es, habe sich ein Herz gefaßt und geseufzt: Ach, Majestät, hier giebts keine Lieutenants; und der Kaiser habe erwidert, diesem Mangel werde er abhelfen. Ein paar Tage danach brachte eine Depesche des Kriegsherrn denn auch den Befehl, die düsseldorfer Husaren nach Krefeld zu legen. Unerhört, sagen empörte Tribunen, daß ein Festtagseinfall über die Garnison deutscher Soldaten entscheidet. Unsinn, antworten die Offiziösen; der Garnisonwechsel war schon verfügt, ehe der Kaiser nach Krefeld kam. Glauben wir nicht, grollen die Empörten; wartet nur: das Regiment braucht in Krefeld eine Kaserne und das Geld für diesen Bau wird der Reichstag verweigern. Warten wirs ab, rufen die Offiziösen zurück. Ihr Gleichmuth ist sehr berechtigt. Von der hitzigen Empörung wird nichts mehr zu spüren sein, wenn im Reichstag die Debatten über den Militäretat beginnen; Richter wird über die Ballhusaren einen guten Witz machen, vielleicht sogar zwei, Bebel wird toben, die Tage des Tiberius seien wiedergekehrt, — und das Geld wird, spätestens in der zweiten Lesung, bewilligt werden. Die Sache ist auch kaum der Rede werth; wir haben andere Dinge erlebt. Freilich: das reiche Krefeld braucht die Husaren nur als Ballsaalparadetruppe; einer armen Stadt des preußischen Ostens könnten sie mehr sein als ein Trost tanzlustiger Jüngferlein.

* * *

„Ich sehe in diesem Kongreß einen wichtigen Meilenstein auf dem Wege der Entwickelung der Schiffahrt." Also sprach bei der Eröffnung des Schiffahrtkongresses der Kronprinz von Preußen. Er wird uns gewiß bald auch Marksteine zeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Juli 1902.

Loë.

Friedrich Karl Walter Degenhart Freiherr von Loë wird im September vierundſiebenzig Jahre alt. Er ſtammt aus dem Siegkreis, ward ſtreng katholiſch erzogen, hat in Bonn ein Weilchen ſtudirt und gehört ſeit dreiundfünfzig Jahren dem preußiſchen Heer an. Er war Adjutant des Prinz-Regenten von Preußen, ſpäter Militärattaché in Paris und hat, außer den beiden deutſchen Kriegen, den achtundvierziger Sommerfeldzug mitgemacht, gegen den badiſchen Aufſtand gefochten und die Schlachtfelder im Kaukaſus und in Algerien geſehen. Weder 66 noch 70 hatte er Gelegenheit, ſich beſonders auszuzeichnen. Seit 1893 iſt er, der als noch nicht Zwanzigjähriger den Dragonerrock anzog, Generaloberſt der Kavallerie mit dem Rang eines Feldmarſchalls; und nach Papes Tode wurde er zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt. Alſo ein Mann von reicher militäriſcher, beinahe noch reicherer höfiſcher Erfahrung, der vieler Menſchen Städte geſehen und an verſchiedenen Kulturen des Weſens Kanten polirt hat. Zu den lauen Laodikaiern war er nie zu zählen; nie barg er die Inbrunſt ſeines Glaubens an die ungeſchmälerte Weltmacht, Welthoffnung der römiſchen Kirche; nie, auch nicht in den Tagen des hitzigſten Kulturkampfes. Gerade deshalb vielleicht war dieſer fromme Kavalleriſt unter den katholiſchen Offizieren, auf denen das Auge der Königin und Kaiſerin Auguſta mit Wohlgefallen ruhte. Und ſicher galt er deshalb als Gegner Bismarcks. Ein Loë hatte ſich der Reichsglöcknerſchaar geſellt und den erſten Kanzler Jahre lang mit zähem Haß befehdet; warum ſollte der General, dem allgemein politiſcher Ehrgeiz zugetraut wurde und den die Verfolgung ihm heiliger Prieſter des Herrn ſchmerzen

mußte, anders denken? Friedrich Karl Walter Degenhart, deſſen Willenssumme nicht ganz ſo ſtählern klingt wie ſein vierter Rufname, mochte fühlen, daß ſolcher Verdacht ihm den Weg ſperren könne. Am ſiebenundzwanzigſten Januar 1894, als der Kaiſer den vier Jahre vorher fortgeſchickten Fürſten Bismarck aus dem Wald ins alte Hohenzollernſchloß geladen hatte, feierte der General von Loë in Koblenz Wirth und Gaſt in einer Rede, in der die Sätze vorkamen: „Fürſt Bismarck empfangen mit all den Ehren, die der junge Herrſcher ſo gern dem unvergeßlichen, dem ruhmvollen erſten Gehilfen und Rathgeber Kaiſer Wilhelms des Erſten, dem größten noch lebenden Repräſentanten einer großen Vergangenheit aus innerſtem eigenen Antriebe ſpendet: Das iſt die Kunde, die heute alle Herzen mit Befriedigung erfüllt. Wenn aber die geſtrigen Jubelrufe ein Nachklang aus jener großen Zeit ſind, da Fürſt Bismarck, der erſte, der unbeſiegte Fahnenträger ſeines Königs, im Kampfe vorausſchritt, dann ſollen ſie nicht wie ein leerer Schall verklingen.“ Und ſo weiter. Dieſe Rede war nicht ſo kurz noch ſo ſchlicht wie die des Generals von Bronſart, der, als Kriegsminiſter, dem Kaiſer im Namen der Armee gedankt und geſagt hatte, jedem deutſchen Soldaten habe der Entſchluß des Kriegsherrn einen Alb von der Bruſt genommen; doch ſie war in ihren rhetoriſchen Mitteln klug dem Zweck angepaßt. Nur als „Gehilfe und Rathgeber“ des erſten Kaiſers war Bismarck gerühmt und kein Wort von den Dienſten erwähnt, die er zwei anderen Kaiſern geleiſtet hatte; und als „Fahnenträger“ war er auch vom Kronprinzen Wilhelm am erſten April 1888 begrüßt worden. Ein nützliches Citat. Niemand konnte künftig noch wiſpern, Loë ſei Bismarcks Feind; und die Rede konnte da nicht verſtimmen, wo unholder Widerhall gefährlich geworden wäre. Oft wurde ſeitdem der Generaloberſt von ernſthaften Leuten als ein möglicher Kanzler genannt. Hofgunſt ward ihm von der Großmutter auf den Enkel vererbt und er hätte, als Katholik, den Vortheil leichter Verſtändigung mit dem Centrum gehabt. Vielleicht wäre ſchon, als Albedyll abgelehnt hatte, an ihn die Reihe gekommen, wenn damals nicht Caprivi als ein großer Staatsmann vor dem Herrn gegolten hätte. Jetzt iſt es zu ſpät. Der Freiherr von Loë iſt älter als ſeine Jahre und kann heute ſelbſt nicht mehr wünſchen, auf eine den Greiſen gefährliche Höhe gehoben zu werden. Sein Name aber iſt ſeit drei Wochen nun allen europäiſchen Politikern geläufig geworden.

Er war der Geſandte, der Leo dem Dreizehnten zum Jubiläum das Geſchenk und den Glückwunſch des Deutſchen Kaiſers brachte. Eine halb private, halb amtliche Miſſion, die dem in Rom nicht unbekannten General die

Ehre eines „intimen Gespräches" mit dem zweiundneunzigjährigen Papst eintrug. Das ist selbst für Den ein Erlebniß, der gewohnt ist, in der Nähe regirender Herren zu weilen, und man kann sich vorstellen, wie es die firne Phantasie des lebhaften Rheinländers befruchten mußte. Als er heimkam, berichtete er dem Kaiser — ders uns in Aachen erzählt hat —, der Papst habe gesagt: „Das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrsche, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne, sei das Deutsche Reich; und Das danke er dem Deutschen Kaiser." Dieser Satz konnte, auch so, wie er im offiziellen Bericht steht, nur heißen: Das Deutsche Reich ist das einzige Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung, Disziplin herrscht, wo die Kirche geachtet wird und jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann. Ein anderer Sinn war, auch wenn kein einschränkendes Adverb hinzugefügt war, nicht herauszuhören. So aber konnte Leo, der von geistigen Merkmalen der Senilität noch ganz frei sein soll, nicht gesprochen haben. Erstens, weil Römerklugheit nie zugeben wird, daß ihr in der Diaspora eines Ketzerreiches nichts mehr zu fordern, nichts zu wünschen bleibt; zweitens, weil solche Rede die apostolische Majestät des Königs von Ungarn und manchen minder wichtigen Potentaten verletzen müßte. Hätte der nicht nur von Katholiken verehrte Greis, den der Kaiser den Heiligen Vater nennt, wirklich so gesprochen, dann wäre der deutschen Centrumspartei, deren Programm im Juni einunddreißig Jahre alt ward, nichts Anderes übrig geblieben, als sich aufzulösen, da ihr Leitwort Justitia fundamentum regnorum in Deutschland Wahrheit geworden sei. Daß die rührige Partei weder an Selbstmord noch an solches Bekenntniß denkt, weiß jedes Kind; ihre klügsten Führer sind nüchterne Realisten, die, mit dem an katholischen Priestern so oft auffallenden, von tausendfacher Pfarrerfahrung genährten Menschenverstand, die ihnen seit 1890 überreichlich erwiesenen Artigkeiten und dekorativen Ehren wohl nicht hoch genug schätzen, um unter dem Sonnenleuchten der Huld zu vergessen, daß sie im Grunde für ihre Kirche und ihren Glauben im Hauptstaat des lutherischen Kaisers bis heute noch nicht mehr erreicht haben als unter Bismarck. Der erste Kanzler war so stark und so sehr der Vertrauensmann seiner protestantischen Landsleute, daß er den Päpstlichen Zugeständnisse machen konnte, die ein Schwächerer nie vorzuschlagen noch gar durchzusetzen vermocht hätte. Mit dem Schicksal der deutschen Katholiken war Leo der Dreizehnte schon leidlich zufrieden, als er, nach dem Karolinenschiedsspruch, „dem großen Kanzler des Deutschen

Reiches, dem ausgezeichneten Manne" aus Sankt Peter seinen Segenswunsch schickte und schrieb: „Ihrer Weisheit ist nicht entgangen, wie viel sittliche Kraft zur Wiederherstellung des gestörten Einvernehmens der Staaten die von Uns geleitete Macht besitzt, besonders, wenn ihr die Hindernisse weggeräumt sind und sie frei handeln kann. Möge danach sich die Zukunft gestalten und in dem Geschehenen ein gutes Vorzeichen zu sehen sein." Anders wird kein kluger Herr der Kurie je zu Ketzern sprechen. Und welche wesentliche Vortheile hat die deutsche Papstgemeinde seit diesem Silvestertage des Jahres 1885 erlangt, der aus dem verhaßten Pfaffenhammer einen Ritter des Christusordens machte und ihm das von Leo ausgestellte Zeugniß in die Hand gab: „Ihrer Staatsweisheit vor Allem hat Deutschland eine Größe zu danken, die der Erdkreis ohne Einschränkung anerkennt"? Wer nicht an Makropsie leidet, den Eintagserfolgen politischer Mächlereien nicht hastig in lockerem, morgen vielleicht wieder umgepflügten Boden Marksteine errichtet, wird vergebens einen Fortschritt suchen, den der Papst dem dritten Kaiser zu danken habe. Das Centrum ist, wie andere Glieder der bürgerlichen Demokratie, durch die Wirthschaftentwickelung genöthigt worden, sich aus der starren Opposition zu lösen. Der Großbourgeois, der erkannt hat, was an Rüstungen zu Land und See und an fetten Staatsaufträgen anderer Art zu verdienen ist, will von den Leitern dieses ihm zinsenden Staates nicht durch eine ewig unüberbrückbare Kluft getrennt sein und läßt sich durch kein Schreckbild politischer noch religiöser Knechtschaft abhalten, mit so profitlichen Herren Geschäfte zu machen. Die schwarzen Tribunen wären, wie die röthlichen, einsame Männer geworden, wenn sie noch länger ohne Wank an der alten Parole festgehalten hätten: Keinen Mann und keinen Groschen! Sie thatens nicht; und mit der raschen Wärme seines impulsiven Wesens hat der Kaiser ihnen und ihrem Oberhaupte dafür gedankt. Windthorst, Ledochowski, Franckenstein, Schorlemer, Kopp, Lieber: für Jeden hatte Wilhelm der Zweite weithin sichtbare Zeichen hoher Schätzung bereit; und im Verkehr mit dem Papst, wie, nach dem merkwürdigen Bericht der wiener Offiziösen, bei der letzten Zusammenkunft mit Franz Joseph, „überbot er sich förmlich in Beweisen seiner Anhänglichkeit". Das wurde in Rom, Berlin, Breslau dankbar hingenommen; mehr aber vermochte auch dieser Mächtige nicht. Und um solchen Lohn sollte der Hüter des vinzentischen Kanons, der, nach wie vor Luther, Huß und Calvin, Alles umschließt, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est, sollte der unfehlbare Statthalter Petri sich dazu verstanden haben, sich einen in Deutschlands Grenzen Wunschlosen zu nen-

nen und die Schutztruppe, die drei Jahrzehnte lang in seinem Dienst focht, für jeden neuen Kampf zu entwaffnen? Mit dem Wort, das der Generaloberst von Loë den Papst sprechen ließ, war jede künftige Beschwerde des Centrums bequem abzuweisen; und zugleich weckte dieses Wort in Europa die Furcht, zwischen dem Vatikan und dem Deutschen Reich, das mit seiner Macht den Eroberer des Kirchenstaates stützt und zu stürzen vermöchte, könne ein neues, festeres Freundschaftverhältniß entstanden sein.

Der Alarm war um nichts. Leo hat nicht gesprochen, wie Loë berichtet hat. Als der Inhalt des „intimen Gespräches" vom Kaiser erzählt worden war, wurde die katholische Presse unruhig. Das habe der Papst nicht gesagt, hieß es; und in einem der dem Vatikan nächsten Blätter waren böse Sätze wider den ersten deutschen Fürsten zu lesen. Il faut faire parler les dieux. Die irdischen Vertreter der Gottheit unterscheiden sich aber auch darin — nicht darin allein — von den Himmelsbewohnern, daß sie protestiren, wenn ein auf ihre Lippe gelegtes Wort ihnen lästig wird. Der Papst konnte nicht selbst zum Protestanten werden. Und da der Deutsche Kaiser gesprochen hatte, war schroffer Widerspruch nicht rathsam. Ruhen aber durfte man, schon wegen des Unwillens österreichischer, spanischer, belgischer Katholiken, die Sache nicht lassen. Eine schwierige Situation. Und mag er nun Pecci, Rampolla, Kopp oder Hertling heißen: der Mann war klug, dem zuerst der Einfall kam, was durch Loës Schuld verwirrt worden sei, könne nur, müsse von Loës Diplomatenkunst wieder entfädelt werden.

Was nun geschah, ist den Profanen in Dunkel gehüllt. Nur vermuthen können wir, daß dem eifrigen Rheinländer in gedämpften Grolltönen zugeraunt ward: Sie haben die Farben allzu pastos aufgetragen. La vieillesse, qui fixe les fortunes, détruit les vertus. Das konnten Sie schon von dem frommen und dennoch geistvollen Vauvenargues lernen, der auch empfohlen hat, da, wo der Blick nicht bis auf den Grund der Dinge zu dringen vermochte, das Wort nie mit verwegener Sicherheit zu wählen. Das intime Gespräch zweier Greise will vorsichtig behandelt, in schwankem Gedächtniß behutsam weitergetragen sein. Der Heilige Vater ist für das Wohlwollen Seiner Majestät sehr empfänglich, wünscht aber nicht, in seinem hohen Alter an ein Zufallswörtchen geschmiedet zu werden. Er dachte seufzend, als im Auftrag eines protestantischen Herrschers ein rechtgläubiger Katholik ihm den Festgruß brachte, des Kummers, den die älteste Tochter der Kirche gerade jetzt ihm bereitet, und der Vergleich ließ ihn für Sekunden vielleicht die Herzenswünsche vergessen, deren Erfüllung ihn Königspflicht dünkt.

Wenn Sie ein Dementi meiden wollen, müssen Sie die Sache schnell in glatte Ordnung bringen, sich dabei aber hüten, wieder irgendwo anzustoßen. Und der also Ermahnte ging hin und that, wie ihm geheißen war.

Wer in der Rede, die der Generaloberst am vorletzten Junitag in Bonn gehalten hat, nicht den bangen Wunsch spürte, zwischen Klippen einer missio ex decreto bis ans umgischtete Ende zu folgen, Der muß dieses Oratorenstück unverständlich gefunden haben. Wunderlich genug klang es Dem sogar, der den transalpinen Souffleur noch einhelfen zu hören glaubte. Wie Kraut und Rüben aus einem umgestülpten Marktkorb, kollerte allerlei Hirngemüse, unreifes und welkes, über einander. „Zwischen Christenglauben und Soldatenkatechismus giebt es für mich keinen Widerspruch." Und unbedingt gelten doch die unkriegerischen Gebote: „Du sollst nicht töten!" und: „So Dir Jemand einen Streich giebt auf Deinen rechten Backen, Dem biete auch den anderen dar!" Als Corpsbefehl hätte der General der Kavallerie solche Lehre wohl nicht verbreitet. „Wir müssen die elenden konfessionellen Zänkereien lassen und ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses treu zusammenhalten." Und ein früherer Leo hat doch mit dem Bannstrahl den Doktor Martinus getroffen, der noch vom Sterbebett aus allen Nachfolgern Petri zurief: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa. Der Ruf ist unwirksam verhallt, die Stimmung den Inbrünstigen beider Lager geblieben. „Auch die Israeliten hat der Stifter unserer heiligen Religion mit Liebe und Achtung umfaßt". Wohl deshalb wollte er sie zu neuem Glauben bekehren, wurde er als ihr Todfeind ans Kreuz geschlagen. Ein mit dem Eisernen Kreuz geschmückter Jude „lebt unter dem Zeichen des Kreuzes". Das erinnert an den alten Paul Krüger, der vor erschreckenden Kindern Israels eines Tages mit entblößtem Haupt „im Namen unseres Herrn und Heilands" eine neue Synagoge weihte. „Jeder deutsche Offizier müßte bedauern, wenn die französische Gesetzgebung das tüchtige Heer unserer Nachbarn schwächte". Für die Tüchtigkeit des französischen Heeres brauchte der Oberbefehlshaber in den Marken eigentlich nicht zu sorgen, um Gesetze, die Minister und Kammern in Frankreich für nöthig halten, sich nicht zu kümmern. Wir würden barsch antworten, wenn irgend ein Franzenfeldherr unerbetene Kritiken über die Grenze riefe; und der Marquis de Galliffet, den Loë rühmt, wurde schon nervös, als Graf Münster ihm den Wunsch Wilhelms des Zweiten vortrug, der Kriegsminister der Republik möge den Text einer Gedenkrede genau zu der Stunde lesen, wo der Deutsche Kaiser sie auf dem lothringischen Schlachtfeld halten werde. Doch der greise Kavallerist aus

dem Siegkreis hatte gehört, der Papst habe in dem Jubiläumsgespräch an die französischen Freimaurerlogen gedacht, — und so ritt er mit verhängtem Zügel denn keck in fremdes Gelände. Trotz dem krausen Schnörkelwerk der Ornamente aber ist seine Rede in ihrer Art ein Meisterstück pfiffiger Hofkunst. Die Berichtigung, die ihr Zweck war, verschwindet dem nicht scharfsichtigen Auge fast hinter qualmigem Weihrauchgewölk. Die aachener Rede war „prachtvoll" und „herrlich" und hat uns — wieder einmal — einen „weltgeschichtlichen Moment" beschert. Leise, ganz leise nur, als werde des Kaisers Wort damit nicht berichtigt, sondern ergänzt, kams dann: der Papst finde nicht etwa „Alles für die Katholiken in Deutschland gut bestellt und habe keine Wünsche mehr auszusprechen. Das bedarf wohl kaum der Erwähnung." Wirklich? Hatten wir nicht eben als einen Ausspruch Leos die Kunde vernommen, „das Deutsche Reich sei das Land in Europa, wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann"? Und welcher Wunsch wäre in solchem Lande dem Haupt der katholischen Kirche unerfüllt geblieben? Zwischen Aachen und Bonn fließt viel Wasser durch die Flußbetten der Rheinprovinz. Das Centrum kann ruhig sein. Vom Apostolischen Sitz herab wird auch für deutsche Katholiken noch Mancherlei postulirt. Der Freiherr von Loë sagts und fügt nur hinzu, in Deutschland sehe es, nach der Meinung der im Vatikan Herrschenden, immerhin noch besser aus als in der Republik der Combes und André ... Die Situation war schwierig. Der Generaloberst hat sich forsch und mit einer bei seinen Jahren bewundernswerthen Geschmeidigkeit aus selbst geknoteter Schlinge gezogen. Und da er, dem antisemitische Regungen nicht stets fremd geblieben sein sollen, den glücklichen Einfall hatte, im Vorbeigehen die ganze Judenheit ans alte Husarenherz zu drücken, ist ihm Alles verziehen und er lebt der liberalen Presse als ein Held, ein leuchtender Hort modernen, humanen Empfindens.

Wie jede Altvatergeschichte, hat auch diese eine hausbackene Moral. Streitbare Protestanten könnten sagen, sie beweise, wie pünktlich heute noch Döllingers Weisung befolgt werde: „Unser Christenthum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben"; für solche Seelenverfassung zeuge der preußische Generaloberst, den der in einer stärker als alle Staatsverbände gefühlten Glaubensgemeinschaft wurzelnde fromme Wunsch für das Wohl der französischen Armee zittern läßt, — der beinahe einzigen, gegen deren Anprall wir uns rüsten. Ein skeptischer Geist könnte den Kreuzritter mit Humes Hohn geißeln: Ignorance is the mother of devotion, ein in altpreußischer Zucht erwachsenes Gemüth ihn, mit Lamartine, an die strenge

Forderung mahnen, ein Heerführer solle nicht redselig sein, sondern sich mit einem Wort, einer knappen Geberde begnügen. Doch der Feldherrntypus hat sich oft gewandelt und wir werden uns darein ergeben müssen, daß die Generale wieder, wie in Hellas und Rom, als politische Redner auf den Markt treten und preisen, was sie bei Gefahr ihres Amtes und ihrer Freiheit nicht tadeln dürften. Und vor der Wahl zwischen Waldersee und Loë wird selbst ein Lutherischer nicht zaudern. Der Name des Marschalls, der in partibus infidelium das Christenheer führte, bringt uns der einfachen Moral der Geschichte näher. Als der Kaiser sagte, die Ernennung des Generalissimus sei „dem Wunsch und der Anregung Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen" entsprungen, war er eben so ungenau informirt wie an dem Tage, da er von der Stimmung Leos des Dreizehnten eine Nachricht brachte, die er „mit Freude und Stolz" ins Volk weitergab. Der Zar hat die Ernennung Waldersees nicht angeregt, der Papst das Deutsche Reich nicht die behaglichste Wohnstätte katholischer Europäer genannt. Vor solchem widerhallenden Irrthum muß der verantwortliche Diener den Kaiser der Deutschen bewahren. Man braucht Talent und Gewandtheit zünftiger Diplomaten nicht über Gebühr zu schätzen, um sicher zu sein, daß sie so dick lasirte Berichte nicht nach Berlin schicken würden. Sie sind im Serail aufgewachsen, kennen die Bauschungen und Zierschnitzereien des dort heimischen Sprachgebrauches und wissen, wie oft das Wort eines Allerhöchsten heute noch leichter wiegt als das Blättchen aus einer welken Guirlande, die gestern den freundwilligen Herrn Vetter und Bruder festlich grüßen sollte. Der dilettirende Diplomat, der nicht rompu au métier ist, kann selbst bei bestem Willen und wachsamer Klugheit verleitet werden, mehr zu hören, als gesagt wurde, — zu öffentlicher Verbreitung gesagt werden sollte. Das scheint dem tapferen Reiter aus Siegerland geschehen zu sein; und die Wirkung war leidig: jäh aufhorchendes Staunen zuerst und dann eine in Heiterkeit umschlagende Enttäuschung. Der greise Kavallerist hat nicht nöthig, sich der Schlappe zu schämen; tröstend hat lange vor ihm der weise Staatssekretär Alfonsos von Ferrara schon gefragt, welcher Kluge im Vatikan nicht seinen Meister fände. Der Schöpfer dieser Gestalt aber, der sein Leben freilich nie unter das Kreuz gestellt hat, kannte den Hof und kannte die fürstliches Handeln umlauernde Fährlichkeit aus naher Betrachtung, da er den Thronenden nicht für Vertragsschlüsse nur, nein: für alle diplomatischen Verhandlungen als Xenion den Rath gab:

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

Chamberlain als Erzieher.

Unter einem Erzieher im großen Stil habe ich mir bisher immer einen Menschen vorgestellt, der den Willen und den Muth hat, die zur Verewigung der Mediokrität dienenden Maßstäbe zu brechen, die Kraft, die träg schlummernden, aber brauchbaren Intelligenzen einer Minderheit mit ins Herz zündender Beredsamkeit für diese Aufgabe mobil zu machen, und jenen weite Wegstrecken vor- und rückwärts überfliegenden Spürsinn, dem es in Feststunden gelingt, für neue Satzungen, Schätzungen und Werthungen neue Maß- und Gewichtseinheiten zu prägen. Und aus nicht beschränkter Erfahrung weiß ich, daß solchen Geistern kein Mittel stark genug ist, Rückständigkeiten in Verruf zu bringen. Es sind explosive Naturen, die mit Heftigkeit sich ihrer Eindrücke erledigen und mit leidenschaftlicher Erbitterung an den Grundvesten der Philisterwelt rütteln. Das färbt auf ihren Stil ab: über die logische, der Nachprüfung zugängliche Verkettung der Gedanken ragen, wie riesige Aussichtthürme, Ideen in Wolkenhöhe empor; und durch ihr Werk rieselt das Blut der Affekte, stürmen die bang und ungestüm pochenden Rhythmen eines Großes und Neues wollenden Herzens. In kritischen Augenblicken denkt sich freilich der Wache der Wirksamkeit solcher Geister auf allen Seiten Schranken gezogen, wie solche ihrem Wissen, ihrer Erfahrung, ihrer Einsicht, ihrem Willen, ihrer Weisheit jedenfalls gesetzt sind; und es scheint unmöglich, daß ein Einzelner die übersprudelnde Fülle der Erscheinungen meistere und den ungeheuren Bereich ihrer Möglichkeiten ausschöpfe. Aber wie viele solcher kritisch wachen Augenblicke giebt es, — giebt es selbst im Leben der Unzahl forschender und denkender Menschen, die sich, wie es unumgänglich ist, einem Spezialfach gewidmet haben? So geschieht heute, was von je her geschehen ist: überall, wo die reine Denk- und Wissenssphäre überschritten und die Urtheils-, Geschmacks- und Aktionsphäre betreten wird, wo kein Senkblei der Wissenschaft die Untiefen des Lebens und der Natur auszumessen vermag, erliegen wir bald dem Zauber einer machtvollen Persönlichkeit, der Suggestion ihrer Ideale und Imperative, bald der Schwarmgeisterei eines selbst verworrenen und darum in die Irre führenden Charlatans. Den Vordergrund der geschichtlichen Schaubühne nehmen von je her Genies oder Charlatans ein; meist Beide zugleich. Zu welcher Klasse gehört nun Houston Stewart Chamberlain, der Verfasser der viel genannten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“?

Ich wiederhole nur die, wie mich dünkt, an sich übertriebene kontradiktorische Fragestellung, weil sie Einem von überall her entgegentönt. Es giebt zwischen dem Genie und dem Charlatan eine so reich abgestufte Skala geistiger Werthe, eine solche Fülle von echten und Schmarotzertalenten, daß

es nicht nöthig scheint, gleich mit extremsten Maßstäben zu wirthschaften; und lebte ich zufällig in irgend einem Utopien, nur von den Wogen des Salzmeeres umrauscht, nur von frischen Seewinden umfächelt, nur in die Kontemplation ewiger Wahrheiten versunken und nur von Zeit zu Zeit durch die Erinnerung in die chaotische Menschenwelt zurückgeleitet, so würde ich von diesen „Grundlagen", wenn ein Ungefähr sie mir in die Hände gespielt hätte, den Eindruck eines stark anregenden, stark zwiespältigen, in seinen Tendenzen edlen und von Begeisterung getragenen, in seinem Unterfangen kühnen, in seinem Vollbringen aber merkwürdig, fast auffallend ungleichen, vielfach von beträchtlicher Höhe zu stammelnder Ohnmacht herabsinkenden Buches erhalten haben. Solche Bücher sind an sich nichts Neues: die innere Zwiespältigkeit, der Mangel an Endgiltigkeit im Urtheil, der jähe Wechsel zwischen grellster Helligkeit und mittelalterlichem Dunkel, zwischen kältester Verstandesnüchternheit und brühheißem, triebhaft sich äußernden Gefühl, von brutalster Grausamkeit und thränenfeuchter Weichmüthigkeit, der Drang, zu verehren, anzubeten, Autoritäten sich gefangen zu geben, und der Zwang, zu bekritteln, Kritik zu üben und dadurch die Fundamente bestehender Gewalten und herrschender Meinungen zu unterwühlen, die Sehnsucht nach Freiheit und die Gebundenheit in allem Persönlichen und allem Politischen, in Religion, Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Wirthschaft und Recht: Das stempelt sie zu modernen Büchern. Das und noch vieles Andere: der laute Ton, die Anreißergeberden, die freche Unbescheidenheit, sich, seine Art, sein Volk, seine Klasse zum Maßstab des Kulturwerthes zu machen. Genug: eine Charakteristik der Sphinx „Modernität" will ich gar nicht erst versuchen. Das ganze neunzehnte Jahrhundert nun wimmelt von solchen beunruhigenden, aufwühlenden, zerfasernden modernen Büchern: seit Goethe, „der Inhaber eines langen, unzerbrechlichen Willens", die Augen schloß, scheinen die großen Jasager, die Menschen mit ganzem, ungetheiltem, nicht zerrissenem Bewußtsein ausgestorben, wenigstens auf den Höhen der Menschheit, von wo unsere Führer, unsere Erzieher doch herzustammen pflegen. Die Signatur der Zeiten wird das mephistopheliſche Wort: Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper. Im Praktischen, Mechanischen, Materiellen überstürzen sich Wandel und Wechsel; und das sinnliche Weltbild ändert sich, in Folge berghoch anschwellender Einzelkenntnisse und der immer größer werdenden Herrschaft über sie, so rasend schnell, daß die Zahl Derer immer geringer wird, die im Stande sind, die wichtigsten dieser Wandlungen auch nur mit annähernder Zuverlässigkeit in ihrem Bewußtsein zu registriren. Der Mensch verliert sich in seiner eigenen Schöpfung; je mehr seine Sinne gefesselt werden, desto mehr entgeht ihm ihr Sinn. Im Sozialen und Geistigen mehr noch als im Mechanischen. Wer vom Kampf um die nackte materielle Existenz für einen Augenblick los-

gelassen wird und zum Frage- und Infragesteller nur einiges Talent hat, Der fühlt sich in seinem eigenen Hause, in seiner eigenen Haut unheimlich. Man möchte von sich selbst loskommen und hält Umschau unter den Denkern und Lebensdeutern: Keiner befriedigt, Keiner beruhigt ganz, Keiner hilft, im Chaos neuer Erscheinungen sich völlig zurechtzufinden; Keiner vermochte bisher, die vielen Keime und Ansätze zu neuen Einsichten zu einem organischen Weltbild zu vereinigen, in dem die gröbsten Widersprüche aufgehoben sind und unsere nächste Zukunft, sammt den Wegen (Idealen), die zu ihrer Verwirklichung die Brücke schlagen, sich spiegeln. Dieser Zustand ist nicht nur ungemüthlich: er ist vor Allem unästhetisch; das Wollen ist fahrig und widerspruchsvoll, die Instinkte haben ihre Sicherheit verloren, die konventionellen sozialen Automatismen, vor Allem die moralischen Anschauungen, die ästhetischen Maßstäbe, die Rechtsnormen, sind an vielen Stellen entgleist —: es ist nur allzu begreiflich, daß unter den „Dilettanten" die kräftigsten, begabtesten, willensstärksten, lebensvollsten von einem reinen Sauberkeitgefühl getrieben werden, ihn zu überwinden. Zu den Dilettanten dieses Schlages glaubte ich Chamberlain zählen zu dürfen, so lange der erste Gesammteindruck maßgebend blieb. Der leidenschaftliche Trieb zur Klarheit und Wahrheit war selbst an den krausesten Stellen nicht zu verkennen. Der manchmal lächerlich gehäufte Ausdruck, die Bilder- und Gleichnißwuth, die nicht selten in leeren Schall mündet, die pathetischen Deklamationen des von vorgefaßten Meinungen befallenen Geistes, die ungerecht übertreibende Parteinahme bald für, bald gegen einige ihrer bekanntesten Autoritäten, je nachdem ihre Forschungen seinen Ueberzeugungen oder seinem Rassenstandpunkt ent- oder widersprachen (Virchow, Renan, Kollmann, Marx, Engels, den Chamberlain putziger Weise für einen Juden hält, Julius Sachs, der Botaniker), sein philosophiegeschichtlicher und philosophischer Dilettantismus, die fortwährenden prinzipiellen Unklarheiten, das Schwanken also der Grundlage dieser Grundlagen: alle diese sofort in die Augen fallenden Schwächen des Buches konnten dem nicht nach rein akademischen Maßstäben urtheilenden Leser den Eindruck nicht rauben, daß hier ein frisches Temperament mit encyklopädischer Vorbildung und Belesenheit seinen Gedanken und Ueberzeugungen einen persönlichen Ausdruck suchte und oft fand. Aber: man lebt eben nicht in Utopien und bleibt nicht lange seinen platonischen Eindrücken überlassen. Dafür sorgten allein schon die Fanfaren einer — ich darf nicht sagen: „gewissen" Presse, worunter diesmal die antisemitische zu verstehen wäre, sondern — von Mosse bis zu den Judenhassern in diesem Fall merkwürdig einigen Presse. Diese seltene Einmüthigkeit brachte Unerhörtes zu Stande: ein Buch von über tausend Seiten (Großoktav fand reißend Absatz; in kaum drei Jahren drei Auflagen; in großen und kleinen Zeitschriften Besprechungen und Würdigungen. In Kreisen,

denen geſchichtphiloſophiſche und kulturkritiſche Kontroverſen nicht gerade Beſchwerden zu verurſachen pflegen, denen langathmige Verſuche, auf dialektiſchem Wege Weltanſchauung zu begründen, unbequem ſind und Chamberlains Wagnerbuch höchſtens vom Hörenſagen bekannt iſt, wurde der Verfaſſer unſerer „Grundlagen“ plötzlich ein vertrauter Name und eine nachdrücklich citirte Autorität. Und dieſer Einfluß ſteigerte ſich noch, als bekannt wurde, welche auszeichnende Beachtung ihm von Thronen her zu Theil wurde: ſeitdem empfiehlt das „Berliner Tageblatt“, in merkwürdiger Verkennung des Werthes, den Chamberlain im Syſtem kulturſchöpferiſcher Kräfte nach den chriſtlichen Inſtinkten ſeiner Seele ihm beimeſſen muß, dieſen Mann ſeinen Leſern als „Erzieher“. Nichts ſtörte die Feiertagsſtimmung der Bejahenden, den „im Großen und Ganzen“ berechtigten Jubel über die Ankunft eines neuen Wahrheitkünders und Pfadfinders ... Was war geſchehen? War die Pſychologie der menſchlichen Seele ſo von Grund aus verändert? Wird das Strahlende, die Leiſtung des ſchöpferiſchen Genies, des großen Schauenden und Wegweiſenden plötzlich zuerſt von der Maſſe erkannt? Von der Maſſe jener wohl gefeſtigten, im Beſtehenden warm und behaglich eingebetteten Exiſtenzen, die bisher jede neue That des Geiſtes als paradox, als gegen ihre Meinung gerichtet verketzert und verſchrien hat? Ich ſtelle alſo feſt: das Buch Chamberlains hat kein Aergerniß gegeben und es iſt, zum erſten Male in der Menſchengeſchichte, bei dem Erſcheinen eines Philoſophen ein Zuſtand eingetreten, für den die bekannten Worte Emerſons keine Geltung mehr haben: „Sehet Euch vor, wenn der große Gott einen Denker auf unſeren Planeten kommen läßt! Es iſt, wie wenn in einer Stadt eine Feuersbrunſt ausgebrochen wäre, wo Keiner weiß, was davor noch ſicher iſt und wo es enden wird. Da iſt nichts in der Welt der Wiſſenſchaft, was nicht morgen eine Umkehrung erfahren haben möchte ...“

Was will Chamberlain? Er will, was die Beſten unter den Menſchen von je her gewollt haben: Belehrung geben über das Woher und Wohin unſerer Entwickelung; unſer geiſtiges und materielles Erbe ſeinem Werth nach analyſiren; Kulturwerke prägen helfen, um kulturſchöpferiſch zu wirken. Er will, im Anſchluß an Leſſings Vorhaben in den „Briefen, die neuſte Literatur betreffend“, nicht das Gedächtniß beſchweren, ſondern den Verſtand erleuchten, Gedanken und Entſchlüſſe weiten. Er will dem Glauben an die Zukunft germaniſcher Kultur und der Völker, die unter ihren Einfluß gerathen ſind, neue, felſenfeſte Stützen geben. Will die Hoffnung nähren, daß dieſe Völker einſt beſſer, glücklicher und thatkräftiger ſein werden als die Völker der alten Welt, und die Gewißheit geben, daß wir einer neuen harmoniſchen Kultur entgegenreifen, „unvergleichlich ſchöner als irgend eine der früheren, von denen die Geſchichte zu erzählen weiß.“ Höher kann

menſchlicher Wille nicht geſpannt ſein. Ich füge gleich hinzu: moraliürender, abſoluter kann das geſteckte Ziel gar nicht umſchrieben werden; es ſetzt abſolutes Wiſſen um die entlegenſte Vergangenheit wie um die fernſte Zukunft voraus, dazu noch den Beſitz eines abſoluten Werthmeſſers für moraliſche Größe, für die Plaſtizität des menſchlichen Willens, für Schönheit und künſtleriſche Geſtaltungskraft. Mir ſcheint: in dieſem Unternehmen giebt ſich eine bedenkliche Ausſchweifung des moraliſchen und des nationalen Sinnes kund. Zunächſt: welche pſychologiſche Naivetät, den Geſammtcharakter ferner und fremder Kulturen, die ſo verwickelt ſind, daß die gewiegteſten Kenner nur mit Vorſicht und verklauſulirenden Vorbehalten über ihre Einzelheiten ein Urtheil wagen, moraliſch und äſthetiſch zu richten! Gelehrte und Philoſophen werden immer zurückhaltender; Burckhardt und Nietzſche eröffnen in ihren nachgelaſſenen Schriften in Bezug auf die Leiſtungen der Griechen neue Perſpektiven, von denen nur der in dreiſter Unbefangenheit urtheilende allgemein Gebildete nichts zu wiſſen braucht; Umfang und Bedeutung des orientaliſchen Lehngutes der Griechen beginnt man erſt zu ahnen; der Antheil der Semiten an der noch in ihren Ueberbleibſeln (beſonders in Architektur und Skulptur) imponirenden Kulturen der Egypter und Aſſyrer iſt von den Fachgelehrten noch nicht aufgeklärt. Dieſes und unendlich mehr müßte man wiſſen, um auf Vergleich geſtützte Urtheile über Kulturwerke und Kulturwerthe wagen zu dürfen. Thut man es dennoch, ohne durch die geniale Intuition eines Geiſtes von Gottes Gnaden einigermaßen dazu legitimirt zu ſein, ſo muß man doch wenigſtens, um gläubige Leſer zu erziehen, fein ſäuberlich den Strich hinter das wiſſenſchaftlich Geſicherte und vor das Problematiſche ſetzen; denn vor nichts ſoll der Durchſchnitt mehr bewahrt werden als vor der ſelbſtgefälligen Erhöhung der eigenen Art zum Ideal. Vor dieſem Mißbrauch, die Werthmaßſtäbe aus dem eigenen Buſen zu holen, ſchrickt Chamberlain nicht zurück; er thut es fortwährend, während er in Worten gegen ſolches Verfahren zu Felde zieht, und bringt ſo das Kunſtſtück zu Stande, in tauſend Seiten Großoktav die Theſe — nicht zu beweiſen (denn einen Beweis laſſen ſolche Werthurtheile nie zu), ſondern — zu behaupten: daß wir „eigentliche" Geſchichte erſt ſeit dem Eintritt der Germanen in die Weltgeſchichte haben, daß „moraliſche Größe", Das, was aus der Chronik, aus der bloßen Abfolge von Geſchehniſſen in der Zeit ein teleologiſch verflochtenes Syſtem ſittlicher Thatſachen mache, erſt ſeitdem oder ſeitdem doch mehr als früher vorhanden ſei, daß aller kultureller Fortſchritt der letzten fünfzehn Jahrhunderte Germanen zu danken ſei. Chamberlain beſcheidet ſich nicht, zu zeigen, wie mit dem Eintritt der Germanen ein neuer, gewaltiger Faktor in die Geſtaltung der Weltgeſchichte einzugreifen beginnt, begnügt ſich nicht, dieſe friſche, für alles Große und Edle empfängliche

Menschenrasse mit dem reichen Schatz ihrer Gaben und den sie begrenzenden Einseitigkeiten zu kennzeichnen, um in ruhiger, sachlicher Erörterung darzustellen, was unter diesen Händen aus dem Erbe der alten Welt werden mußte, was thatsächlich aus ihm geworden ist. Bei allem Ueberschwang in der Schätzung einzelner Leistungen muß die Aufgabe in einem historischen Werk immerhin doch historisch gelöst werden. Das heißt: so, daß zunächst das qualitativ Neue in Kunst, Wissenschaft, Religion und Lebenspraxis nicht verglichen, nicht verurtheilt, sondern dargestellt, die Veränderung überlieferter Kulturelemente einmal erst, ohne die lästige Abschätzung, einfach verzeichnet und der Leser zu der Vorstellung einer geschichtlichen Entwickelung gebracht werde. Erst wenn dieser Rahmen einer elementaren Geschichtdarstellung ausgefüllt ist, kann als ergänzendes Verfahren das bewerthende eingeführt werden. Seine Umkehrung hat schon Fichte als gefährliche Schwärmerei, als „das Gegentheil der Zeitaufklärung" bloßgestellt. Wir sind daher beglückt, bei unserem Autor zu lesen: „Daher müssen wir von jenem künstlerischen Gestalter eine durchaus positive Geistesrichtung und ein strenges wissenschaftliches Gewissen fordern. Ehe er meint, muß er wissen; ehe er gestaltet, muß er prüfen. Er darf sich nicht Herr rühmen, er ist Diener: Diener der Wahrheit". Kaum aber sind diese Worte verklungen, so treten wir in eine von platt moralisirenden Elementen überschwängerte Atmosphäre, in ein Durcheinander von Thatsachen und moralistischen Interpolationen, die den unkritischen Leser um den Rest von Besonnenheit bringen müssen.

Nach dem eben abgegebenen Bekenntniß muß er hoffen, in die Nothwendigkeit einer — meinetwegen — aufsteigenden Entwickelung des Menschengeschlechtes einen Einblick zu thun; die Ausführlichkeit, mit der die Griechen, die Römer und, vor Allem, die Juden behandelt und Bedeutung und Werth des von ihnen Ueberkommenen erörtert, ihr Beitrag zur heutigen Kultur abgeschätzt wird, muß ihn in dieser Hoffnung bestärken. Er sieht, wie die Grundlagen der seine germanische Kultur tragenden Ideologie auf der Antike und, auf dem beschränktem, aber so überaus wichtigen religiösen Felde, dem Judenthum beruhen. Er besinnt sich, daß die geläufigsten moralischen Kategorien (stoisch, epikuräisch, cynisch, skeptisch) bis auf die Benennungen erborgt, daß seine religiösen Erinnerungen überall an semitischen Ueberlieferungen orientirt sind, daß aus der durch diese moralischen und religiösen Vorstellungen befruchteten Phantasie die abendländischen Literaturen und bildenden Künste ihren Stoffkreis und noch viel mehr entnommen haben, daß seine in der Philosophie gipfelnde Weltanschauung durch die Begriffsdichtungen der Griechen bis auf den heutigen Tag bestimmt wird (Kant bewegt sich in platonischen Gedankengängen, wovon noch die Rede sein muß), und wird sich auf den Nachweis gefaßt machen, wie die germanische Eigenart auf der ge-

gebenen historischen Grundlage, auf der sich ihr Eintritt in die alte Kultur vollzog, eine spezifisch andere, qualitativ, aber nicht materiell neue Kultur schuf. Da wäre Zusammenhang, Entwickelung, geschichtliche Nothwendigkeit. Da wäre Wissenschaft und Wahrheit, Verknüpfung materieller Thatsachenbestände, worunter ich auch die Geschichte von Ideen, ihre Ausbildung und Umbildung, den unaufhörlichen Wechsel im Bestande ihrer Merkmale, ihre Entstellungen, Einkleidungen und Verpuppungen, schließlich auch ihre vor- und nachgesprochenen Werthschätzungen, mit einem Wort: ihr rein dokumentarisches Leben verstehe. Hätte Chamberlain Das gethan, so würde der weniger historisch gebildete Theil seiner Leser mit Staunen gesehen haben, wie Alles, was Kultur begründen hilft, durch Räume und Zeiten in einander greift, wie etwa im Einzelnen Platons Vorstellung von der intelligiblen Welt, von der Freiheit des Gewissens und der Autonomie der Vernunft bis ins Herz der deutschen Metaphysik gedrungen ist, was Kant ihm, was Leibniz dem Aristoteles, was die Naturrechtler (Grotius, Hobbes, Gentilis, Pufendorf) der Stoa, was die Skeptiker wie Montaigne dem Pyrrho und Aenesidem, was Gassendi, der an einer von gröbster Unwissenheit strotzenden Stelle in falschen Zusammenhang gebracht wird, dem Epikur, kurz: was auch nach Scholastik, Reformation und Renaissance noch alle denkenden Menschen des Abendlandes mit mehr oder minder Bewußtheit der Philosophie der Griechen verdanken, denen Chamberlain den Ruhm abspricht, die größten Metaphysiker gewesen zu sein. Wäre in ähnlich sachgemäßer Weise von dem künstlerischen Erbe der Griechen gehandelt worden, von der unvergleichlichen Plastik ihres Auges und ihrer Hände, so wäre dem Leser deutlich geworden, ein wie großer und wichtiger Theil der Kulturentwickelung dialektisch verläuft, wie wir im Netz überkommener Vorstellungen zappeln, auch wo wir originell sind oder scheinen. Aber ohne diese sachlichen Erörterungen, ohne Klarheit und Ordnung gleich zu der problematischen Werthschätzung, zur Censurenertheilung übergehen, ist wissenschaftlicher Atavismus, ist „Geschrei", um mit dem auch von Chamberlain hochverehrten Lionardo zu sprechen.

Aber ich gebe zu, daß die Werthfrage der Tradition gegenüber unvergleichlich wichtig ist: jede Kulturkritik stellt sie, muß sie stellen. Chamberlain empfindet, wie jeder moderne Mensch, das Ueberwuchern des Historischen und Ueberkommenen als Uebel; er weiß, daß es einem Amalgam aus edlen und unedlen Metallen gleicht und die Noth der Gegenwart zur Analyse drängt. Leben bedeutet das Assimiliren und Ausscheiden von Nährstoffen, auch im Geistigen: wir sind nicht nur von der Antike befruchtet, wir genießen, unendlich gefördert, nicht nur ihr Schönstes und Unentbehrlichstes, sondern wir leiden unter ihrem Zuviel, unter der ewigen Bevormundung- und Vermittlerthätigkeit der Geisteswissenschaften. Wir wollen uns jung und

frisch fühlen, wollen nicht auf Schritt und Tritt durch unverdauliche Bestandtheile des Erbes gehemmt werden. Dem jüdischen Erbe gilt Das noch in viel höherem Grade. Chamberlain hat Recht: Wir Abendländer sind sämmtlich „Judenknechte". Die Bibel ist das mächtigste Buch, auch heute noch. Ihr verdankt die christliche Welt, also der europäisch-amerikanische Kulturkreis, fast ausschließlich noch die Einführung in das Sittliche, die Einübung sittlicher Vorstellungen und Verhaltungweisen. Hier nun, bei der Behandlung der Frage, wie unser Judenthum in der Religion beschaffen, vor Allem: wie es geworden ist, wie sich um den Kern der ursprünglichen Lehre Christi allerhand Schalen und Krusten gebildet haben: jüdische Chronistik, materialistischer Messiasglaube, egyptischer Asketismus, Platonismus, Plotinismus, die krause Mystik und Kabbalistik der nach Christi Geburt sich durcheinander schiebenden Völker und Rassen, bis schließlich die Kirchenlehre, bis schließlich der Katholizismus fertig war und die Scholastik die Zucht der Geister Europas übernahm, — hier zeigt sich Chamberlain außerordentlich bewandert im Thatsächlichen; und obgleich auch hier die fanatische Leidenschaftlichkeit der Parteinahme jede ruhige Darstellung und saubere, durchsichtige Gestaltung stört, ist es doch möglich, zu sehen, nach welchen Maßstäben er urtheilt; denn auch die falscheste oder gewagteste Konstruktion von Zusammenhängen, die ungeheuerlichsten ethnographischen Verstiegenheiten und die bei der Darstellung der Lehre Christi besonders geschmacklosen Ausfälle gegen den Semitismus dienen im Grunde nur dazu, seine Meinung über die Unvergleichlichkeit ihres bisherigen Werkes und ihres dauernden Werthes ins große Licht zu rücken. Aber seinen sonstigen Bewerthungen gegenüber bleibt man fast immer im Unklaren, nach welchen Merkmalen er sie vornimmt: es fehlen die Maßeinheiten, es fehlt der Zollstock. Lesern von empfindlichem Geschmack macht diese Sünde gegen die elementarsten Erfordernisse wissenschaftlicher Reinlichkeit die langsam nachprüfende Lecture des Buches mitunter zu einer Marter.

Darin ist nun von nichts mehr als von Kultur die Rede, — in einem Werk dieser Art, dieser Bestimmung begreiflich genug, obgleich mir scheint, Chamberlain leide, mehr als er ahnt, unter dem Aufklärerwahn, Geschichte machen, die Geschichte neu anfangen zu können, wenn man nur wolle. Wenn ich an die Unterströmungen in Sinn und Haltung dieser „Grundlagen" denke, so fühle ich mich an das unzeitgemäße Wort Nietzsches erinnert: „Formt in Euch ein Bild, dem die Zukunft entsprechen soll, und vergeßt den Aberglauben: Epigonen zu sein". In einem Buche über die Nachtheile der Historie hat diese Titanenauflehnung gegen die Einspannung in eine unbarmherzige Kausalreihe Sinn; ob auch in einem Unternehmen, das sich als nächste Aufgabe stellt, unsere Kulturerbschaft auf Inhalt und Werth zu prüfen, scheint mir sehr fraglich. Wenn man Chamberlain die Klage

stöhnen hört: es sei den Germanen nicht vergönnt gewesen, aus sich selbst heraus eine nationale Kultur zu erzeugen, sie hätten sich, in der Blüthe ihrer jugendlichen Naivetät, mit der Antike und dem greisenhaft entarteten Judenthum abfinden müssen; wenn man aufgefordert wird, sich der völligen Unvergleichbarkeit ihrer Anlagen zu erinnern, und fast durchgehends die anthropologischen Verschiedenheiten der Menschenrassen so vergrößert dargestellt werden, als ob ihr Gemeinsames zum Mitleben und Mitleiden nicht ausreichte: dann ists Einem überhaupt schwer, sich unter den Begriffen „Geschichte", „Kultur", „Civilisation" Etwas wie Einheiten vorzustellen. An der Stelle, wo dem Wesen und der Entwickelungsgeschichte des Naturrechtes eine auf verblüffendem Mißverständniß beruhende Beachtung geschenkt wird, obgleich der Leser hier mehr als anderswo hätte erfahren müssen, daß dieser „durchaus unrömische" Begriff nicht asiatischer Prinzipienreiterei und Dogmatik entsprungen ist, sondern dem griechischen Denken (Siehe Aristoteles' Ethik und Stoa!), daß es also eigentlich gar nicht nach einem idealen Recht, sondern nach einer idealen Norm für alle Rechtsbildung suchte, daß das universalistische und kosmopolitisch gerichtete Christenthum diese Tendenz unterstützen mußte, daß die großen Naturrechtslehrer des siebenzehnten Jahrhunderts die Emanzipation vom kirchlichen Lehrbegriff durchsetzten, daß Rousseau, Kant, Fichte in ihren Rechts- und Staatslehren sich in den überlieferten naturrechtlichen Anschauungen bewegen, daß alle ethische (christlich-soziale) und wirthschaftliche Demokratie sie in sich aufgenommen haben, — an dieser Stelle nun feiert Chamberlain in hebräischer Terminologie den „einen einzigen" menschlichen Geist als den freien Schöpfer und herrlichen Erfinder des Rechtes; aber den Zweckbegriff als den Denkmodus, nach dem es „erfunden" wurde, haßt er. Haßt er, weil er von Aristoteles herstammt. Den teleologischen Mißbrauch, den die ganz „selbständigen" deutschen Denker der leibniz-wolffischen Schule mit ihm getrieben haben, kennt er offenbar nicht. Man begreift nicht, wie ohne ihn der Kulturkritiker sein Geschäft betreiben will. Denn er ist der einzige, mit dessen Hilfe wir uns im Labyrinth der Geschichte einigermaßen zurechtzufinden anfangen, der einzige, ohne dessen Stütze Eigenleben, Gesellschaft, Staat, Volk, Rasse, Menschheit „Narrenhäuser" werden. Erste biologische Denker, wie Baer und selbst Mach, heißen ihn sogar für die organische Naturbetrachtung unentbehrlich. Leibnizens Philosophiren gab er Mark und Odem. Die idealistisch gerichteten deutschen Systeme der Philosophie von Kant und Fichte bis auf Lotze und Wundt bewahrt er vor dem Zusammenbruch. Die „spezifisch" germanisch sein sollende Weltanschauung setzt ihn voraus, obwohl Schopenhauer, unter diesem Gesichtspunkt, das Unglück widerfährt, als nicht spezifisch germanisch gelten zu können.

Ich kehre, nach dieser — einem solchen Buche gegenüber wohl ver-

zeihlichen — Abschweifung, zu der Frage zurück: ob es für vergangene und gegenwärtige Kulturen gemeinsame Maßstäbe der Beurtheilung gebe. Zusammenhänge, Abhängigkeiten, ein tausendfältig verschlungenes Netz von Beziehungen, die, in historischer Zeit, Orient und Occident in so wesentliche, in so enge organische Berührung bringen, daß man immer wieder versucht ist, ihre Geschichte als Einheit aufzufassen und darzustellen und die Entität „Menschheit" immer wieder Gestalt annimmt, scheinen dem Bedürfniß zu wehren, einzelne Kulturausschnitte zu bewerthen, als ob sie selbständige Leistungen physischer Personen seien. Aber das Bedürfniß scheint nicht auszurotten. Daher wird die Frage immer dringlicher: Woher nimmt es seine Maßstäbe? Wir wissen heute zur Genüge, daß es gemeinsame Maße weder giebt noch geben kann. Freilich: die einzelnen Rassen, Völker, Klassen und Kasten, die einzelnen Individuen, besonders die selbständig denkenden und fühlenden, von der Masse differenzirten, haben ihre Ideale. So lange es gilt, sich im engeren Bereich einer ethnographisch, sprachlich und staatlich einigermaßen fest umschriebenen Volksindividualität (diese im Sinn der deutschen Romantik und historischen Rechtsschule) zurechtzufinden, kann man sich an die „herrschenden" Meinungen und Ueberzeugungen als an die giltigen Werthe halten. Von den Werthordnungen, die auf solche Weise zu Stande kommen, lohnt sichs aber kaum zu sprechen; oder es verlohnt sich, von ihnen zu reden, wenn man die Handlungen einzelner Menschen oder Menschengruppen in ihrer ganzen Beschränkung und Beschränktheit begreifen will. Sie sind voll widerlichen und anmaßenden Pharisäerthumes, dehnbar wie Kautschuk, instinktiv von Bedürfnissen und Interessen zurechtgebogen, auf dem schwanken Grunde der Wünschbarkeit errichtet, von allerlei Täuschungen, Illusionen und Autosuggestionen schöngefärbt, kurz: alle von Bacon so meisterlich dargestellten Ideale des Marktes spiegeln sich in ihnen. Und selbst die individuellen Beurtheilungen, die der Beachtung werth sind und die Ueberzeugungen des belehrbaren Durchschnittes bilden helfen, sind durch Milieueinflüsse und die Schranken des individuellen Geistes in einer solchen jeder Kontrole unzugänglichen Weise eingeengt, daß auch sie nicht die gesuchte Quelle der objektiven Werthe abgeben können. Wir sehen die Folgen dieses Mißstandes deutlich vor Augen: so lange die Geschichte lediglich registrirt, Statistik bleibt, Thatsachenzusammenhänge dokumentarisch nachweist, Aenderungen und Wechsel des materiellen und ideologischen Lebens verzeichnet, vermag sie Wissenschaft zu sein; so lange sie die Willensreihe, die diesen „geschichtlichen Thatsachen" parallel laufenden Motivationen festzustellen, also von der sinnlichen Symptomenreihe auf die innere Bewußtseinsreihe zu schließen trachtet, unternimmt sie praktisch Unmögliches, jedoch theoretisch wenigstens nicht Undenkbares; aber sie ist blind oder geht auf absichtliche Irreführung

unreifer Geister aus, wenn sie vorgiebt, ihren Beurtheilungen von in Zeit und Raum auseinander liegenden geschichtlichen Thatsachen gemeinsame Maßstäbe oder einen Generalnenner zu Grunde legen zu können. Die kläglichen geschichtphilosophischen Betrachtungen Chamberlains gehen an solchen elementaren Erwägungen einfach vorbei, als ob er nicht wüßte, daß die kundigsten und geistvollen Männer den uns am Wichtigsten dünkenden Abschnitten der menschlichen Geschichte entgegengesetzte Werthe beimessen. Antike, Christenthum, Mittelalter, Renaissance, Reformation und Gegenreformation (Jesuitismus), Rationalismus des siebenzehnten, Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die Revolutionen und Kontrerevolutionen im politischen und wirthschaftlichen Leben der Neuzeit: es ist wirklich unnöthig, zu sagen, daß sie höchst selten eindeutig begriffen, fast nie eindeutig bewerthet wurden. Ob etwa die Griechen der besten, stärksten, tapfersten Zeit nicht mehr eigentliche Kultur, mehr eigentliche Geschichte hatten als wir heute, ob nicht zwischen ihrem Wesen und ihrer „Erscheinung in der Zeit" mehr Harmonie bestanden habe, mehr Zusammenhang zwischen Kunst, Religion und Leben, mehr Uebereinstimmung zwischen Ideal und Wirklichkeit, als heute in irgend einem christlichen und germanischen Staate bemerkt wird, möchte erst noch zu entscheiden sein. Wie Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt und Schopenhauer ähnliche Fragen beantwortet hätten, ja, dem im Heiligthum ihrer Werke bewanderten Leser beantwortet haben, müßte Herr Chamberlain wissen. Die Schönheit und Vollkommenheit einer Kultur hängt nicht von dem Reichthum an materiellem und ideellem Besitz, sondern von dem Maße ab, in dem dieser Fleisch und Blut geworden ist, in den Handlungen seiner Eigenthümer lebt, in der Sitte sichtbar wird, im Aesthetischen in die Erscheinung tritt. Von diesem Standpunkt aus wäre es denkbar, die japanische Kultur vor der Zeit der westeuropäischen Importe einheitlicher, ganzer, schöner als unsere zu nennen, deren verfahrener, unübersichtlicher, überladener, im Moralischen, Aesthetischen, Politischen und Wirthschaftlichen dissonirender Charakter den tiefsten Beurtheilern des neunzehnten Jahrhunderts, Männern wie Fichte, Carlyle und Ruskin, den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Der Eine erklärt das Klassen- und Kastenwesen, die Zünfte und Gilden, den Feudalismus und die Glaubensstärke des Mittelalters für vollkommener, für dem Wesen und der Würde des Menschen zuträglicher als das moderne Industriesystem, die Herrschaft des mobilen Kapitals, die Freizügigkeit, die Lohnsklaverei und den Agnostizismus positivistischer Wissenschaft. Der Zweite preist die Renaissance gerade wegen ihrer heidnischen Richtung, wegen ihrer bewußten Auflehnung gegen religiöse Weltvereinung, wegen ihrer Kunst- und Prunkliebe, wegen ihrer Anbetung eines schrankenlosen Individualismus (im uomo singolare), wegen ihres Geniekultus, ihres werkthätigen Hasses der Kleinleutemoral, ihres

Machiavellismus. Für Ruskin sind Gothik und Vorrenaissance Gipfelpunkte der Kunstentwickelung, die Renaissance ist ihm eine Zeit künstlerischen Vorfalles. Herman Grimm konnte ihm diese Anschauung nie verzeihen. Carlyle nennt Goethe den wichtigsten Deutschen nach Luther, Goethe selbst aber stellt diesen wichtigsten Deutschen hinter Erasmus. Genug: Jedem ist eine Fülle antithetischer Beurtheilungen zur Hand. Sie beziehen sich auf „ganze" Kulturen und ihre einzelnen Theile. Sie beziehen sich bald auf einzelne führende Männer, deren Bedeutung Chamberlain an markanten Stellen seines Werkes manchmal à la Carlyle und Nietzsche einschätzt, bald auf die anonymen Kräfte, die an nicht weniger markanten Stellen als die Schöpfer der Geschichte in Anspruch genommen werden. Das kecke Temperament Chamberlains setzt, wie ein guter Renner, über alle diese Hindernisse unbedenklich hinweg. Durch die fortlaufenden Beurtheilungen von Individuen, Zeiten, Völkern, Rassen wird aber aller Pragmatismus unterbrochen und Einem zugemuthet, zu glauben, daß es möglich sei, die schöpferische Bedeutung aller einzelnen Determinanten nach Jahrtausenden zu bestimmen, wenn man nur die Phantasie hat, sich Begriffe wie Christenthum, Judenthum, Antike, Völkerchaos, germanische Weltanschauung und ähnliche Abstraktionen als stetige, festumgrenzte vorzustellen, und den Muth, sie als unveränderliche Maßeinheiten zu verwerthen. Dabei muß man anerkennen, daß der Text sehr oft an glücklichen Einzelbemerkungen reich ist; die Charakteristik des Zustandes, der in den ersten Jahrhunderten nach Christo durch Vermischung antiker und jüdisch-christlicher Vorstellungen, durch die (nur in Chamberlains Augen nicht) unauflösbare Verschmelzung griechisch-römischer mit orientalischen Ideen, vor Allem aber durch eine unter den Fittigen des sich machtvoll ausbreitenden Christenthumes sehr begreifliche Blutmischung und Rassenbastardirung eintrat, ist oft höchst anschaulich; aber bei der Durchführung geht es begriffswirrig zu. So soll die neue Welt aus drei Elementen entstanden sein: dem jüdischen, dem antiken, dem germanischen. Das Antike und das Germanische haben, scholastisch gesprochen, am Arischen Theil: insofern erhalten die lebensvolleren, untergeordneten Begriffe von dem leeren Allgemeinbegriff Werth und Bedeutung. Das Jüdische wird als unbequemer Eindringling betrachtet, als lästiger Konkurrent, auch im Geistigen. Seine sittlichen und Rechtsvorstellungen sind ganz schön für eine im Ganzen inferiore Rasse, aber sie fügen sich den arischen nicht ein; seine höchste Leistung geht bis zur Forderung der Unterordnung unter das Gesetz, sein Ideal auf den Glauben an die Verwirklichung des Ideals: die Juden sind, wie schon Schopenhauer sie genannt hat, ruchlose Optimisten, ihr Wille ist unersättlich auf die Güter dieser Erde gespannt. Daher ihre Kraft und ihre Beschränktheit. Genau so Chamberlain, der, aus ethnographischen und kulturellen

Gründen, dem Antiſemitismus huldigt, obwohl er, ſelbſt in dieſer Lieblingsabneigung (pet aversion) nicht konſequent, dem Juden und Judenthum Epitheta beilegt, die eigentlich den Stolz jeder Raſſe ausmachen würden. Doch herrſcht die Ablehnung vor. Im Gegenſatz dazu wird nun das Ariſche, Indoiraniſche konſtruirt. Es genüge vorläufig, zu wiſſen, daß dieſes Element alle höchſten Werthe aus ſich heraus konſtruirt und immer wieder als Das dargeſtellt wird, was „eigentlich“ die ganze heutige Kultur aus ſich heraus geſchaffen hat oder zu ſchaffen vermocht hätte. Was Chamberlains Ideal germaniſcher Weltanſchauung und germaniſcher Kultur nicht entſpricht, wird auf die Nachwirkung des Semitenthumes und des Prügelknaben „Völkerchaos“ geſetzt. Aber die Urſprünge des Chriſtenthumes gehen in jene chaotiſchen Zeiten der Raſſen- und Ideenvermengung zurück. Auguſtinus und ein großer Theil der Kirchenväter gehen auf ſie zurück, wurzeln in ihr. Jeder Schritt vorwärts ging durch ſie hindurch. Der Caeſaropapismus, die unentbehrliche, organiſirende, ſittigende und verſittlichende Macht des Mittelalters, wurzelt in ihr; er bildet dadurch auch durch Jahrhunderte die Hochſchule der Kultur für das Germanenthum und die romaniſchen, zum Theil aus germaniſchem Blut errichteten Staaten. Iſt nicht Gutes wie Schlechtes — um in der banalen, moraliſirenden Terminologie des Buches zu bleiben —, Bleibendes und Verweſendes, dauernd Werthvolles und Vergängliches aus der ſelben geſchichtlichen Lage geboren? Läßt ſich das Eine vom Anderen trennen? So trennen, als ob das Eine ohne das Andere hätte möglich ſein, hätte wirklich werden können? Und laſſen ſich, vor Allem, die von den einzelnen Elementen herrührenden Einſchläge in das einheitliche Gewebe deutlich von uns aus ſcheiden? Wir werden bald ſehen, wie radikal die ſo, vom Ethnographiſchen her, konſtruirten Werthformeln von ihrem eigenen Schöpfer wieder entwerthet werden, — man ahnt, das Chriſtenthum und die Sprengung des antiken Kulturkreiſes durch das ſogenannte Völkerchaos werden, neben ſo vielem Anderen, Schwierigkeiten machen. Aber was die meiſten Leſer, von ihren Zu- und Abneigungen heimlich unterſtützt, am Deutlichſten als Noviſſimum dieſes Werkes begriffen zu haben glauben: daß die einzelnen Raſſen der Art nach verſchiedene Werthgefühle beſitzen, daher auch der Art nach verſchiedene, einander ausſchließende Kulturwerthe ſchaffen und dieſe Erkenntniß das praktiſche Verhalten der heutigen Menſchen beſtimmen muß: Das iſt als Tendenz dem Werk ſo greifbar aufgeprägt, daß man von ihr aus verſuchen muß, es und ſeinen Erfolg zu verſtehen. Hier haben wir alſo endlich den Maßſtab, mit dem Chamberlain ſeine Kulturkritik betreibt.

Wir werden uns alſo einprägen müſſen, daß die plis de la pensée, die ganze Ideologie, die der Menſch in ſeinem Kopfe trägt, an die Windungen ſeines Gehirnes, das ganze Weſen, das er offenbart, an die anatomiſchen

Merkmale seines Baues, — nicht allein gebunden sind, denn Das wäre eine Trivialität, nein: aus ihnen allein abgeleitet werden können. Es handelt sich, wie man sieht, um eine ethnographische Lokalisirung der Kulturfähigkeiten der Mittelmeervölker. Hinter diesen ethnographischen Maßstab treten die besonderen moralischen, ästhetischen, intellektuellen und praktischen Maßstäbe zeitweilig ganz zurück. Die Vorstellung von der „Menschheit" als einer einzigen Thier-Gattung mit vielen zum Theil stark unterschiedenen Varietäten, von einer gemeinsamen Bestimmung des Menschengeschlechtes, von ihrer aufsteigenden Entwickelung zur Humanität, von Gemeinsamkeiten in Denken, Fühlen und Wollen, die an Zeit- und Raumverhältnisse gebundene Verschiedenheiten am Ende doch siegreich überspringen, ist achtzehntes Jahrhundert, ist Kosmopolitismus und Universalismus, vielleicht auch Christenthum und etwas Lessing, Herder, Kant, Fichte (Naturrecht!), Comte, stellt vielleicht auch eine Tendenz dar, die zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und mit stark abgestufter Kraft in die Geschichte der Einzelvölker eingreift, gegenseitiges Verständniß und Verträgniß schafft und gemeinschaftlichem Kulturbesitz den Boden bereitet . . . Doch ich bitte den Leser, vorläufig Anmerkungen zu unterdrücken, die in den „bodenlosen Abgrund der Allgemeinheit" führen, und sich an Chamberlains ethnographische oder, wie Baer höhnt, zoologische Gründe zu halten. Er vergesse also über der Sitte, dem ethnographisch und sinnlich Bedingten, die Sittlichkeit, über den positiven Rechts- und Wirthschaftordnungen die Gerechtigkeit, über den lokalen Regeln und Maximen des Handelns die allgemeingiltigen Normen; er vergesse, daß des größten germanischen Denkers unabläßige Sorge der Begründung der allgemeingiltigen, zeit- und raumlosen Welt der Werthe, ihrer transszendentalen im Gegensatz zur anthropologischen Grundlegung galt und daß Chamberlain ihn, Immanuel Kant, den großen Platoschüler (von welchem Schülerthum unser Autor freilich nichts ahnt), als den Felsen bezeichnet, auf den sich die germanische Weltanschauung stütze. Er vergesse über den zoologischen Gründen, von denen Chamberlain mehr noch als Gobineau (den er auf jeder Seite citiren müßte!) berauscht ist, die abertausend Thatsachen des Einzel- und des Völkerlebens, die beweisen, daß neben den differenzirenden, absondernden, ausschließenden Tendenzen der Kultur harmonisirende, aus- und angleichende im Werke sind, wie ein Feuer, das man zu ersticken sucht, das aber trotzdem bald hier, bald dort durchbricht und sich emporzüngelt. Für Chamberlain ist das national Beschränkte, die charakteristische Form menschlicher Gestalt und Bildung nicht nur der historische Anfang, sondern soll und muß — nach den markanten Stellen — Ende bleiben: ein Willensakt, wie weiland der Sozialkontrakt Rousseaus, soll ihn verewigen, soll universalistischen Stimmungen und Institutionen wehren. Der unversönliche Haß gegen den Universalismus

der katholischen Kirche, gegen die aus christlichen Prinzipien durchaus richtig begründete Vaterlandlosigkeit des Jesuitismus, gegen die auf der Erinnerung an das Naturrecht und mehr noch auf wirthschaftlicher Basis ruhenden Verbrüderungideen der Sozialisten nährt diese Ueberzeugung und hindert unseren Schriftsteller, zu begreifen; dem unbefangenen Leser aber wird die Vorstellung suggerirt, all Das hätte anders sein können: diese weltgeschichtlichen Organismen und Strömungen seien Teufelswerk, nämlich das Werk der Mächtigen des Völkerchaos, also unarisch und ungermanisch; der große Kampf des Mittelalters zwischen Kaiser und Staat hätte sich vermeiden lassen. Als ob die Civilisirung der Germanen, ihre Rüstung für die ihnen zufallende Aufgabe, die Kultur der alten Welt fortzupflanzen und neu zu gestalten, durch andere als universalistische Mittel bewirkt werden konnte, wenn dem germanischen Geist zwischen Universalismus und Nationalismus die dunklen Mächte des völkerrechtlichen Gemengsels nicht entgegengestrebt hätten und noch entgegenstrebten (Rom der „Urheber" des Völkerchaos)!

Dr. Samuel Saenger.

Ein Nothschrei.

Die folgende Supplik ist an Herrn van Zuylen, Vorsitzenden des Automobilklubs von Frankreich, abgegangen:

„Herr Präsident, La plus noble conquête de l'homme hat Herr von Buffon, der nur in Spitzenmanchetten schrieb, uns Pferde genannt. Was giebt es freilich Edleres als uns? Seiten auf Seiten, Bände auf Bände ließen sich mit den Heldenthaten unsererer ruhmreichen Ahnen füllen. Pegasus, das Trojanische Pferd, Bucephalus, Bayard, Rosinante, ja, Boulangers Rappe, der in unserer Mitte als Fiakerkollege endete: sind sie Ihnen nicht Beweis genug? Wir bilden kein Geschlecht niederer Herkunft. Klio trug unsere Namen in die Tafeln der Geschichte ein. Und wenn wir nicht Heldenthaten vollbringen, verdienen wir unser täglich Brot im Schweiße unseres Angesichtes (Ja wohl: Angesichtes, Herr Präsident). Wir tragen, ziehen und schleppen, was Eure kleine Menschenkraft nicht bewältigen kann. Selbst das freche Zweirad muß oft heilfroh sein, wenn es nur im Fiaker nach Hause gelangt. Endlich bedenken Sie, Herr Präsident, wie lieblich Ihnen eine stille Zwiefahrt durch das Bois de Boulogne einst erschien. Alles schweigt, einzig des leichtfüßigen Fiakergauls Huf tönt durch die Stille . . .

Und dieses Idyll soll fürder durch das neuerfundene Ungeheuer mit dem asthmatisch klappernden Herzschlag und dem verpesteten Odem unterbrochen werden? Der Chauffeur im stinkenden Gummikleid mit entstellender Brille soll Roß und Kutscher, ja, den galanten Liebhaber ersetzen?

Welches Gefallen könnt Ihr an der widrigen Hornisse haben, mit Laternen gleich den bösen Augen eines stacheligen Insektes, dem man den Leib

abgeschnitten hat? Dieses Wesen gefällt Euch auch gar nicht. Doch als Kilometer fressende, dem Häßlichen verfallene moderne Menschheit sagt Ihr, daß diese stählerne Hornisse Euch schneller durch den Raum trägt als wir. Das genügt Euch, Gemüthsmenschen, die Ihr seid.

Wir aber sind auf den Aussterbeetat gesetzt. Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. Und da nach Darwin nur der Schwächere im Kampf ums Dasein unterliegt, werden wir einst als ‚die Schwächeren' im Andenken der Menschen bleiben! Als ob es pferdemöglich wäre, gegen Eisen und Elektrizität, statt gegen Fleisch und Bein, im Wettbewerb zu kämpfen! Das ist zu viel der Perfidie. Und gegen diese Verunglimpfung des Nachruhmes eines starken Geschlechtes protestirt wiehernd Hottehüh, Droschkengaul.

Ich schließe mich dem geehrten Vorredner, meinem alten Freunde, in eigener Sache an. Verhungern müssen, Herr Präsident, — es ist ein gräßlicher Gedanke! Und dieses Schicksal verhängen Ihre schnaubenden, stäubenden, stinkenden Ungeheuer über unsere Spatzenhäupter.

Aux petits des oiseaux Dieu donne la pâture, sagt der Dichter. Bald, Herr Präsident, werden Sie diesen genialen Mann Lügen gestraft haben. Durch Ihre Schuld wird die tausendjährige Versicherung auf Gegenseitigkeit, die zwischen den Rossen, unseren Nähreltern, und den Spatzen, ihren Kostgängern, besteht, bald der Vergangenheit angehören. Wir fingen die lästigen Insekten weg, die Rosse aber versorgten uns mit Futter. Sie können sich ja nicht vorstellen, Herr Präsident, welch wonniges Wohlbehagen der Anblick einer Reihe goldiger, stilldampfender Häufchen einem mit Familiensorgen belasteten Spatzenherzen erweckte! Und das Schauspiel ist besonders schön, wenn es sich mit dem Ausblick auf den Karousselplatz oder die Champs Elysées verbindet. Denn, Herr Präsident, wir sind durchaus nicht nur Materialisten, mag die rauhe Presserin Noth uns auch zwingen, unsere Nahrung tief unten zu suchen.

In diesem Punkt nun, Herr Präsident, taugen Ihre Motorwagen absolut nichts. Ich will Ihr Zartgefühl nicht weiter auf die Probe stellen (die Menschen beurtheilen diese Dinge eben anders als wir), doch — Sie verstehen mich schon — mit Dem, was Ihre Töff-Töff auf der Straße hinterlassen, ist für uns nichts anzufangen. Auch der pfiffigste Spatz wird darin nichts als einen widerwärtigen chemischen Dreck entdecken. Nun stellen Sie sich aber vor, Herr Präsident, was werden soll, wenn alle Hottehühs erst abgetakelt, ausgestopft und in die Museen gewandert sind. Wie sollen wir unsere Nachkommen ernähren, wenn die schönen, sicht- und eßbaren Spuren von Hottehühs Erdenwallen außer Umlauf gesetzt, vom Straßendamm verschwunden, nur noch als Petrefakte vorhanden sind?

Deshalb flehe ich Sie, Herr Präsident, im Namen all meiner geflügelten Vettern und Basen, auf einem Beinchen stehend, unterthänigst an: Verhindern Sie das Aussterben der Hottehühs oder (denn Jeder ist am Ende doch sich selbst der Nächste) geben Sie dem Automobil einen Stoff zu fressen, dessen auf dem Straßendamm deponirte Reste jeder gute Spatz nahrhaftiglich verwerthen kann.

In sicherer Hoffnung auf Erfüllung meiner Bitte habe ich die Ehre, mich zu empfehlen als Ihr unterthänigst ergebener Frechspatz."

Die Uebereinstimmung mit dem Original bestätigt

Paris. Dr. Käthe Schirmacher.

Vom hohen Rabbi Löw.

Der hohe Rabbi Löw in Prag kann mehr als beten,
Kann Geister beschwören und aus Lehm feste Burschen kneten,
Und legt er der Puppe das Pergament auf die Zunge
Mit dem Zauberspruch drauf und: „Lauf, lauf mein Junge!"
So läuft er und thut, was der Meister ihn heißt,
Und fegt ihm das Haus und rückt ihm die Kasten,
Geht ein und aus und schleppt ihm die Lasten
Und wacht vor der Thür und rennt in die Stadt,
Weil er den Schem auf der Zunge hat.

Aber Löbls Rifke, die dumme Gans,
Ist einfach vernarrt in den lehmigen Hans,
Weil seine Wangen so rosig schimmern,
Weil seine Augen so treuherzig flimmern;
Sie träumt von ihm so Tag wie Nacht.
Wenn er sie anglotzt, glaubt sie, er lacht,
Ruft ihn und lockt ihn mit Worten und Blicken,
Möcht' ihn so gern an das Mieder drücken;
Bis Mutter Löbl dahinter gekommen
Und die blöde Rifke zum Rabbi genommen.

Der hohe Rabbi Löw hört zu; ihm ist,
Daß er, statt zu rathen, laut auflachen müßt'.
Er ruft seinen Knecht, hat mit ihm gesprochen;
Der nimmt das Mädel, ihr krachen die Knochen;
Sie schreit, sie weint. Der Bursche drückt,
Er preßt die Rifke, fast wär' sie erstickt.
„Lauf, lauf, mein Junge!" Da läßt er sie aus,
Schleppt Rifke beschämt ihre Knochen nach Haus . . .

Und wie nun die Mutter ihm danken will,
Sagt der hohe Rabbi Löw: „Du, Esther, sei still!
Hast Du Dich als Junge nicht auch in die Kraft
Und die glänzenden Glasaugen immer vergafft?
Und daß er aus Lehm ist? Ist Löbl aus Gold?
Was hast denn Du von dem Liebsten gewollt?
Die Tugend? Oder Jugend und glatte Haut?
Hast Du Deinem Schatz auf den Schem geschaut?

Und lebt Dein Löbl sein eigenes Leben?
Wer hat ihm den Schem in den Mund gegeben?"

Er schweigt. Rifkes Mutter schaut sich um,
Als stünden tausend Frauen um sie herum;
Sie nickt vor sich hin, wie für tausend, tausend Frauen,
Wagt nicht, dem Rabbi ins Auge zu schauen.

Prag. Hugo Salus.

Moderne Wohlthätigkeit.

Die Glossen, die Frau Sabine Lepsius in der „Zukunft" über moderne Wohlthätigkeit veröffentlicht hat, haben mich seltsam angemuthet und mein lebhaftes Nachdenken über diesen Gegenstand herausgefordert; nicht in dem Sinn, daß ich nun erst begann, über Wohlthätigkeit, Bettelwesen und ähnliche Dinge Gedanken zu haben. Denn seit langen Jahren bilden in Praxis und Theorie Armenpflege und Wohlthätigkeit für mich Gegenstände täglichen Erlebens und täglichen Denkens. Aber wenn von einem temperamentvollen und unmittelbar empfindenden Menschen Einem ein Einwurf entgegengehalten wird, den man für längst beseitigt gehalten hat, weil unendlich reiche Erfahrungen und theoretische, anscheinend unanfechtbare Schlußfolgerungen gegen ihn vorhanden sind, dann wird man stutzig und fragt sich doch, ob man nicht auf falscher Fährte ist.

Noch ein Umstand kommt hinzu. Gerade weil ich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der städtischen Armendirektion, als Vorstandsmitglied zahlloser Wohlfahrt- und Wohlthätigkeitvereine und als Verfasser vieler Schriften über diesen Gegenstand mit den hierher gehörigen Begriffen und Dingen wie mit den mir vertrautesten Erscheinungen des Lebens umgehe, habe ich vielleicht, so sagte ich mir, das naive Verständniß für sie verloren. Darf ich doch gestehen, daß mich unendlich oft ein innerer Schreck befällt über die Art, wie wir Armenpflege und Wohlthätigkeit treiben, und daß mich oft vor den Worten „Humanität, Philanthropie, Wohlthätigkeit" und ähnlichen ein geheimes Grauen beschleicht. So oft schreit es in mir: Nicht Humanität, sondern Gerechtigkeit, nicht Wohlwollen, sondern Verständniß, nicht Hingabe von Geldmitteln, sondern Hingabe der Persönlichkeit! Wie oft müssen wir uns bei Ausübung unserer Arbeit erschüttert von dem Anschauen namenlosen Elends abwenden und uns sagen, daß wir mit aller Kunst, mit allem Nachdenken, mit aller Liebe doch nicht helfen können. Und all die Zweifel und Sorgen und Bedenken kommen nun auf einmal zu einer Art grellen Bewußtseins, wie Gegenstände, die dauernd in einer Dämmerung für uns liegen und unerwartet von einem hellen Schlaglicht beleuchtet werden. So hat Sabine Lepsius für mich ein Schlaglicht auf diese Dinge geworfen mit den Worten von der dekadenten modernen Wohlthätigkeit. Vielleicht erhellt dieses Schlaglicht sogar Gegenstände, von deren Vorhandensein die Verfasserin nichts geahnt, weckt Empfindungen, die sie selbst, als sie schrieb, gar nicht gehabt hat.

Ich versetze mich in den Gedankengang der warmherzigen Frau, die da weiß, daß in tausend Ecken und Winkeln das Elend heimisch ist, dessen Träger sich nicht herauswagen zu all der wohldisziplinirten Wohlthätigkeit: ich empfinde ihr nach, wie sie all den satten und selbstgefälligen Tugenden wünscht, von dem hungrigen, lechzenden und gierigen Laster der Armuth überfallen zu werden. Ich stelle mir einen Augenblick vor, daß es gelingt, die taktvolle berliner Portierfrau zu überwältigen, so daß die Bittenden unaufgehalten in die Häuser dringen, das stumpf gewordene Gewissen aufrütteln und daß nun, durch den Anblick solchen Leidens im Innersten aufgeregt, nicht nur die Hände, sondern auch die Herzen sich öffnen und ein Strom warmer Menschenliebe und befruchtender Barmherzigkeit sich auf all das kümmerliche Elend ergießt. Und dennoch: ich kann bei noch so lebhaftem Empfinden, bei noch so eindringendem Nachdenken nicht glauben, daß die Verwirklichung dieser Vorstellung das soziale Empfinden der bemittelten Bevölkerung wesentlich fördern, den Bedürftigen wesentlich helfen würde. Solcher Anblick und solche ungeheuren Erregungen wurden den großen charitativen Erscheinungen des Mittelalters zu Theil, einem Franz von Assisi, einem Filipo Neri, später dem Vinzenz von Paul und neuerdings Persönlichkeiten wie Bodelschwingh und Wichern in Deutschland, Barnardo in England. Die Kranken, die Aussätzigen, die Verwaisten und Verlassenen traten ihnen zunächst in Einzelerscheinungen so lebhaft vor Augen, daß sie, betroffen von dem ungeheuren Elend auch nur eines einzelnen Falles, still standen, nachforschten, ob solch ein Zustand sich etwa wiederholte, und nun in alle Winkel und Ecken leuchteten, um all diese Unglücklichen hervorzulocken und ihnen nach Möglichkeit und Kräften eine Heimstätte, eine Pflege, eine Hilfe zu Theil werden zu lassen. Die auf diesem Gebiete modernste Schöpfung ist die Fürsorge für die verlassenen Straßenkinder vom Dr. Barnardo, der in seiner einzigen Person unzählige moderne Wohlthäter aufwiegt. Und wir Anderen, die wir täglich aus Beruf oder Neigung mit diesen Dingen uns zu schaffen machen, auch wir gehen den Erscheinungen dahin nach, wo wir ihre öde Heimstätte vermuthen dürfen, und versuchen, Mittel und Kräfte, die helfen könnten, zu organisiren.

Das führt mich auf die von Frau Lepsius aufgeworfene Frage zurück, ob es einen wesentlichen Gewinn für die Uebung unserer Wohlthätigkeit bedeuten würde, wenn wir den Anblick des Leidenden täglich vor unsere Augen brächten, und ob wirklich, wie sie meint, der Anblick dieser großen Unannehmlichkeit helfen würde, den Menschen zu entwickeln und zu stärken. Ich muß diese Frage aus zwei Gründen verneinen. Es ist nach aller Sachverständigen Erfahrung durchaus unwahrscheinlich, daß die im Innersten von Kummer Gedrückten von der Möglichkeit, sich persönlich zur Schau zu stellen, Gebrauch machen würden. Gerade dieses tiefste Elend verbirgt sich, läßt sich suchen und ist auch dann noch scheu, wenn es gefunden ist. Sich offen darzustellen und an der Thür durch ihren Anblick zu rühren, ist Sache Derer, die das feine Schamgefühl und die Scheu verloren haben und die mit der Schwäche des Menschen am Besten zu rechnen wissen. Sicher wird die Erzählung, daß Einer sieben hungernde Kinder zu Hause habe, daß der Mann gestern vom Dachstuhl gefallen, daß ein Sohn lahm und der andere blind sei, den unerfahrenen und nicht bösartigen Menschen im Augenblick aufregen und ihn bewegen, eine Gabe

irgend welcher Art darzubieten. Kommt dazu der Anblick dürftiger oder gar zerlumpter Kleidung, fließen die Thränen des Bittenden reichlich, ruft er mit brechender Stimme den Segen des Herrn auf den gütigen Geber herab, so wird er gewiß nicht unbeschenkt von dannen gehen.

Ist solche Hilfe nun aber Das, was der wirklich Bedürftige braucht? Ist dem Familienvater, falls er wirklich die sieben hungernden Kinder hat, damit geholfen, daß er an den Thüren ein paar Mark zusammenbettelt? Ist dem Blinden damit geholfen? Wird die Bemühung, dem Familienvater Arbeit, dem Gebrechlichen eine dauernde Pflege zu schaffen, nicht viel wirksamer für ihn sein als eine so zufällige, willkürliche und planlose Hilfe?

Nun wird mir Frau Lepsius vielleicht entgegen: „Das ist ja gerade, was ich wünsche. Ich will die Empfindungen meiner Mitmenschen herausfordern, daß sie persönlich an den Bittenden herantreten, daß sie ihm von Mensch zu Mensch zu helfen bemüht sind, daß sie den Hungernden speisen, den Dürstenden tränken, den Obdachlosen herbergen, den Nackten kleiden, dem Kranken Pflege gewähren." Wird sie aber mit ihrem Mittel dieses Ziel wirklich erreichen? Glaubt sie ernstlich, daß die durch den unangenehmen Anblick Aufgeschreckten nun den Ursachen der Bedürftigkeit nachgehen, Zeit und Mühe aufwenden werden, um in all die Verhältnisse einzudringen, deren Uebersicht nöthig ist, um zweckmäßig helfen zu können? Wird der Einzelne, selbst wenn er sich dieser Mühe unterziehen wollte, die besten Mittel finden, finden können und wird er wissen, wo und wie er sie anzuwenden hat? All diese Fragen sind auf Grund reichster Erfahrung aller Sachkundigen rund zu verneinen.

In den allermeisten Fällen kauft sich der Geber mit der Spende, die er dem Bettler an der Thür oder auf der Straße giebt, von dem unangenehmen Eindruck los: er wünscht, sich den Anblick aus dem Gesicht zu schaffen, und hat noch obendrein das Gefühl billig, ein guter und wohlthätiger Mensch zu sein. Mit dem Augenblick, wo die Gabe empfangen ist, ward das Verhältniß zwischen Gebenden und Nehmenden schon wieder gelöst, ohne Nachwirkung für den einen und für den anderen Theil. Namentlich der Empfänger kommt sehr wesentlich dabei zu kurz, weil Das, was der wirklich Bedürftige braucht, die individualisirende Hilfe, ihm doch nicht zu Theil wird. So hat sich denn da, wo der Wunsch der Frau Lepsius in Erfüllung gegangen ist, in neuerer Zeit namentlich in den Großstädten, eine organisirte Bettelindustrie ausgebildet, deren Vertreter alle Register der Rührung und des Mitleids zu ziehen wissen. Und dennoch ist in der modernen Zeit das Bettelwesen auf ein verhältnißmäßig bescheidenes Maß herabgedrückt. Wer die Schilderungen aus der Zeit des Mittelalters, des Dreißigjährigen Krieges, der beginnenden philanthropischen Bewegungen liest, merkt bald, daß keine Zeit, die lediglich mit einem prüfunglos gegebenen Almosen den Darbenden abzuspeisen suchte, irgendwie der inneren Bedeutung der Sache nah gekommen ist und daß weder das von Behörden — auch hier in Berlin — noch im vorigen Jahrhundert gewährte Bettelprivilegium noch die harten, ja, grausamen Bettelverbote der Reichspolizeiordnungen an diesen Zuständen Etwas gebessert haben.

Ich habe 1900 im Maiheft der „Deutschen Rundschau" eine Studie über das Bettelwesen in Großstädten veröffentlicht, auf die ich mich hier beziehen

möchte und die ich Frau Lepsius mit freundlicher Empfehlung übersenden werde. Vom feuilletonistischen Standpunkt gesehen, sind die dort gesammelten zahllosen Beispiele aus aller Herren Ländern höchst amusant. Oekonomisch betrachtet, bieten sie eins der traurigsten Blätter in dem Buch unserer wirthschaftlichen Zustände.

Freilich wird Niemand als Bettler geboren. Immer kommt in dem Leben Dessen, der zum gewerbmäßigen Bettler wird, ein Tag, da er ein wahrhaft Bedürftiger war, von der Noth gedrängt, sich an fremde Personen wandte, die Erfahrung machte, wie unendlich leicht es sei, ohne voraufgehende Prüfung Almosen zu erhalten, und nach und nach aus einem wahrhaft Bedürftigen und Bittenden ein unechter Bedürftiger und Bettler wurde. Wenn man die Wahrnehmung machen mußte, daß fast Keiner von Allen, denen der Bittende unmittelbar gegenübertrat, sich die Mühe nahm, in die inneren Verhältnisse des Bedürftigen einzudringen, ihm eine wirklich nachhelfende Thätigkeit zu widmen, wenn man ferner sah, daß dem Einzelnen, wenn er auch ernstlich wollte, Mittel, Kräfte und Erfahrungen beim besten Willen nicht zu Gebote standen, so mußte man instinktiv auf den Ausweg kommen, sich zusammen zu thun, gemeinschaftlich eine Stelle zu schaffen, wo diese mangelnde Prüfung ausgeübt wurde und wo man mit den Mitteln und Wegen der Abhilfe nicht nur vertraut, sondern auch in der Lage war, sie zu benutzen. Es handelte sich um die Ersetzung der hunderttausend Einzelnen durch eine Organisation, die all Das thut, was der Einzelne nicht thun will oder nicht thun kann. So ist man zu den großen Wohlthätigkeitgesellschaften gekommen. In London und in vielen englischen und amerikanischen Städten sind es die Charity Organisation Societies, in Paris, Marseille, Nantes, Bordeaux, Lille u. s. w. die Offices centraux des oeuvres de bienfaisance, in Deutschland die Vereine gegen Verarmung und Bettelei, in Berlin speziell die Centralstelle der Stiftungdeputation, der Verein gegen Verarmung, die Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur u. s. w. Diese Centralstellen, Vereine und Gesellschaften haben die nöthigen Kräfte, um die Verhältnisse der Bittsteller zu prüfen, die von den Mitgliedern des Vereins ihnen überwiesen werden; sie können in jedem einzelnen Fall die richtigen Wege weisen und die zweckmäßigste Art der Hilfe vermitteln. Insbesondere darf die Auskunftstelle der Gesellschaft für ethische Kultur, was Prüfung des Falles, menschlich wohlwollende Behandlung und praktisch zugreifende Hilfe betrifft, als musterhaft bezeichnet werden; nur stehen ihr noch nicht genug helfende Kräfte zu Gebote, um den an sie herandringenden Anforderungen völlig gerecht zu werden. Das von ihr in zweiter Auflage herausgegebene Werk: „Die Wohlfahrteinrichtungen Berlins und seiner Vororte" (Berlin, bei Julius Springer) zählt in ausgezeichneter systematischer und alphabetischer Ordnung alle Einrichtungen und Anstalten auf, die Berlin und seine Vororte für ihre bedürftigen Einwohner besitzen; es übertrifft an Klarheit und Uebersichtlichkeit die gleichartigen Werke von London, Paris, New-York, Chicago u. s. w. und ist bereits für eine Reihe größerer Städte zum Muster geworden. Die neueren Einrichtungen dieser Art wollen eben auch nicht unmittelbar Wohlthätigkeitvereine sein, sondern große Vermittelungstellen, die den reichen Strom der privaten Wohlthätigkeit in die einzelnen Kanäle des ihnen bekannt gewordenen Elends hineinlenken. Auf die Einzelheiten dieser höchst interessanten Einrichtungen kann ich hier nicht eingehen, bin aber gern bereit,

jedem Leser, der es wünscht, Material über den Gegenstand nachzuweisen. In Parenthese bemerke ich, daß hier in Berlin, abgesehen von den erwähnten örtlichen Wohlthätigkeiteinrichtungen, eine von mir geleitete Centralstelle für Armenpflege besteht, die sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, über alle Wohlthätigkeiteinrichtungen Material zu sammeln und darüber auf Erfordern Auskunft zu geben.

Nun denkt der Leser: „So herrlich weit haben wir es gebracht mit der Vertretung der Gesammtheit durch centrale Organisationen! Da dürfen wir uns doch beruhigt schlafen legen, nachdem wir ein Schild an der Hausthür befestigt haben, auf dem gemeldet wird, daß wir Mitglieder einer dieser centralen Organisationen sind. Eine köstliche Sicherheit, daß Niemand mehr in unserer Umgebung zu darben und zu sorgen braucht."

Hier münden meine Betrachtungen wieder in die Gedanken der Frau Lepsius; trotz all den geschaffenen Einrichtungen hat ihr Wort von der modernen dekadenten Wohlthätigkeit mich tief berührt. Denn es ist richtig: für Viele sind diese Einrichtungen nur Schlafmittel, nach deren Genuß sie sich unbekümmert all ihren egoistischen Trieben und Neigungen hingeben zu dürfen glauben. Natürlich genügt das Geschaffene aber nirgends auch nur entfernt dem Bedürfniß. Durch Agitation, durch Belehrung, durch Wort und Schrift suchen wir die private Wohlthätigkeit zu beleben, die Gewissen wach zu rütteln, den Besitzenden das Loos des Entbehrenden vor Augen zu führen, den sozialen Sinn zu schärfen, der im Aermsten den Menschen und Genossen sieht. Sollen wir nun, weil diese Bemühungen noch nicht bis ans Ziel geführt haben, den richtigen Weg verlassen, sollen wir Formen wieder einführen, die als gemeinschädlich und nebenbei nutzlos längst anerkannt sind? Ich kann diese Frage mit gutem Gewissen verneinen und muß immer wieder die planmäßige Ausbildung und Organisation der privaten Wohlthätigkeit empfehlen.

Noch ein Wort über die wohlthätige Frau. Sie kann eine Gefahr werden, seit es modern geworden ist, an Wohlthätigkeitveranstaltungen aller Art theilzunehmen, in Vereinssitzungen das Wort zu führen, zu recherchiren und sich als Vertreter des öffentlichen Gewissens zu fühlen. Neben der stillen und milden Weise, die der Frau gerade auf diesem Gebiete eigen sein soll und oft ist, kommt so eine vielfach laute und unerfreuliche Geschäftsmäßigkeit zur Geltung, die mehr an dem eigenen Thun als an dem zu erreichenden Zweck Befriedigung findet. Aber auch hier kann das Gegenmittel nicht darin gefunden werden, daß wir die Frau in ihre frühere Stellung zurückzwingen; nein: wir müssen sie zu erziehen, den reichen Schatz weiblicher Hilfbereitschaft nutzbar zu machen suchen. Die arbeitscheuen Elemente der besseren Stände, wie Frau Lepsius sie nennt, wollen wir zu arbeitfreudigen Helferinnen ausbilden; die Aufgaben, die ihrer harren, wollen wir ihnen zeigen, ihren Besitz an positivem Wissen mehren und sie aufrufen, Alles, was sie als Frauen und Mütter für die eigene Familie thun, auch der unabsehbaren Schaar Derer zu gewähren, denen die Kraft zur Selbsthilfe fehlt. Ich hoffe zuversichtlich, daß diese im besten Sinn modernen Bestrebungen, denen leider ein Element des Sports nicht fern geblieben ist, einen wesentlichen Theil künftiger Frauenbewegung bilden werden.

Stadtrath Emil Münsterberg.

Die Aera Budde.

Leichter als sonst scheinen die Besucher der deutschen Börsen diesmal die sommerliche Müdigkeit zu überwinden. Die Tendenz der Kurse ist fest, trotzdem Amerika versagt und in den deutschen Kartellen eigenthümliche Zersetzungmerkmale sichtbar werden. Die Zuversicht stützt sich auf psychologische Momente merkwürdiger Art, die dem der Börse fern Stehenden kaum begreiflich sind. Man hofft, im Dezember, spätestens aber im Januar die Börsenreform durchzubringen, und diese Aussicht erfüllt die Gemüther mit so hoher Freude, daß sie schleunigst in irgend einer Spekulation ihre neue Lust am Leben auslassen müssen. Die Börsenreform spukt ja schon lange in den Köpfen; und sie wird eines Tages kommen, — weil sie kommen muß. Aus reiner Liebe zu den Herren Börsianern wird die Regirung sich aber das Konzept ihres Zolltarifes nicht noch mehr verderben wollen. Ich glaube deshalb nicht, daß der Reformplan noch dem jetzigen Reichstag vorgelegt werden wird; wahrscheinlich wird er erst nach den Wahlen, als Köder für neue Marineforderungen, verabreicht werden. Doch die Börse hofft auf schnellere Erfüllung ihrer Herzenswünsche. Der neue Minister für öffentliche Arbeiten, Herr Budde, der sich auf so ungewöhnliche Weise zum Generalmajorstitel die Excellenz geholt hat, soll der Haute Finance in einer während der vorigen Woche abgehaltenen Konferenz das beschleunigte Verfahren versprochen haben. Die Nachricht ist natürlich sofort dementirt worden. Irgend einer der hohen Finanzherren scheint aus der Schule geplaudert zu haben; und da man den neuen Minister bei seinen Kollegen nicht diskreditiren wollte, mußte man mit einiger Entrüstung bestreiten, daß er jemals ein solches Versprechen gegeben habe. Ob Dementis dieser Sorte noch immer Gläubige finden? Man möchte Herrn Budde wohl erst ein Bischen warm werden lassen. Er soll sich auf der neuen Höhe nicht gleich zu unliebsam bemerkbar machen.

Wenn heute ein Diplomat der alten Schule aus seinem Erbbegräbniß ins Leben zurückkehren könnte: er würde die Welt nicht mehr verstehen. Zur Rettung der heiligsten Güter deutscher Nation wird Herr Professor Levy von Halle nach Posen entsandt und ein preußischer Generalmajor konferirt feierlich mit Bankiers. Solche kleinen Symptome bezeichnen deutlich den Weg, den die Entwickelung der preußischen Politik geht, weil sie ihn gehen muß. Von Zeit zu Zeit ward ja seit den Tagen der bürgerlichen Revolution auch Bourgeois im Rath der preußischen Krone ein Plätzchen eingeräumt. Von der Heydt, Delbrück, Hansemann, Camphausen waren die Vertreter des Geldhandels, die Verfechter des nachmärzlichen, aber vorsintfluthlichen Manchesterthums der sechziger und siebenziger Jahre. Dann dauerte es lange, bis einem Klassenvertreter der Bourgeoisie wieder ein Portefeuille anvertraut wurde. Miquel, den Proteus unter den Excellenzen, kann man zu dieser Gruppe nicht rechnen; er fühlte schließlich zu feudal, und wo er nicht fühlte, da stand ihm doch stets die Geste zu Gebot. Auf seine Empfehlung aber kam Thielen. Der war zwar auf den gebahnten Pfaden der Bureaukratie in die Höhe gelangt, konnte aber, da er den Kreisen, die sich in Westelbien für die künftige Herrschaft vorbereiten, verschwägert war, als Ehrenmitglied der Großbourgeoisie gelten. Er war der Schutzpatron der Kartelle, vertheidigte die Ausfuhrtarife für Kohlen und spielte mit Arnhold und Loewe

Skat. Er ebnete den Weg für Herrn Möller, der als Vertreter des mächtigen Centralverbandes ins Ministerium einzog. Herr Budde ist wieder eine andere Nummer; seine Ernennung kündet eine neue Form kapitalistischer Machtvertretung an. Möller ist selbst Kaufmann und auf der bequemen Stufenleiter des Mehrwerthes zur Millionärswürde emporgestiegen. In ihm verkörpert sich der alte Stamm der Industriebarone, die zur Kapitalskraft auch die eigene Arbeitkraft in die Wagschale warfen. Diesen Individualkapitalisten sind im Lauf des vorigen Jahrhunderts die juristischen Personen des Kapitalismus weit über den Kopf gewachsen. Heute herrscht die Aktiengesellschaft. In ihr ist die Trennung von Kapitalbesitz und persönlicher Tüchtigkeit am Besten durchgeführt. Die Großaktionäre, die einen Theil des Risikos auf Herrn Toutlemonde abgewälzt haben, miethen sich Leute von Tüchtigkeit und Einfluß, am Liebsten mit Geheimrathstiteln, wenn nicht gar mit Excellenzglorie, die ihnen der Staat in langer, strenger Beamtenzucht vorgebildet hat. Die Aktiengesellschaften zahlen Riesengehälter und die armen Excellenzen, die bis zur Reife ihrer Töchter unter harten Entbehrungen sich das zur Repräsentation Nöthigste abgespart haben, nehmen mit wahrem Wonnegefühl aus den Gefilden des Großkapitalismus die reichen Spenden hin, die ihnen ermöglichen, der Töchter Morgengabe angenehm abzurunden. Diese Excellenzen, Generale oder Geheimräthe sind für den Großkapitalismus wichtig; immer größer werden ja die Lieferungen, die der Staat zu vergeben hat, und immer komplizirter die Beziehungen zwischen den Aktiengesellschaften und den Gesetze gebenden und Gesetze verhindernden Faktoren.

Der Generalmajor Budde war, wie sein Bruder, bisher im Dienst des Großkapitals angestellt; er war Direktor der Deutschen Munition- und Waffenfabrik und saß im Aufsichtrath der Maschinenfabrik Ludwig Loewe & Co. Er soll eine ungewöhnlich gute technische Vorbildung mitgebracht haben und wurde in einem allermodernsten Finanzklüngel kaufmännisch geschult. Wenn er halbwegs aufmerksam war, muß er das Gründen comme il faut gelernt haben und alle graden und krummen Wege des Kartellwesens kennen. Man darf annehmen, daß er ähnliche Wege wandeln wird wie sein Vorgänger Thielen. Fast wie ein Witz wirkt die Thatsache, daß in einer Zeit, die an nationalen Phrasen früher Ungeahntes leistet, ein Mann, der dem Aufsichtrath der belgischen Kriegswaffenfabrik zu Herstal angehörte, in Preußen Minister wird. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß Herr Budde im Dienst der Goldenen Internationale stand, die ohne Ansehen der Nation jedem Zahlungfähigen Kohle, Pulver und Waffen liefert. Natürlich ist er jetzt aus all seinen gut dotirten Aemtern geschieden. Wie aber Herr Möller, wenn er die Ministerbank verläßt, wieder zu seinem Kupferhammer zurückkehren wird, so wird auch Herr Budde seinen Platz im Loewe-Concern wieder offen finden, wenn ihm Lucanus einst unsanft winkt. Er hat sicher die besten Absichten, glaubt, mindestens eben so national zu fühlen wie irgend einer seiner Kollegen, und bringt gewiß gerade aus Loewes Fabrik Erfahrungen mit, die ihm auf dem neuen Posten nützen werden. Seine schon in den Mußestunden des Militärlebens bethätigte Neigung für das Verkehrswesen hat sich inzwischen zu stärken und in der Praxis zu schulen vermocht. Er weiß die Kraft der Elektrizität zu schätzen und ist des industriellen Geistes wohl so voll, daß er vielleicht in schnellerem Tempo als Thielen die schlimmsten Verkehrshindernisse beseitigen wird. Handelt er, wie mans von ihm

erwarten darf, dann wird er als Minister der gesammten Industrie Vortheile schaffen. Wie aber wird er, nach seiner kaufmännischen Schulung, sich zu dem Interessengegensatz zwischen der nationalen Industrie und der internationalen Kartellindustrie stellen? Ist nicht zu befürchten, daß er auch als Minister, sicher gegen seinen Willen, wahrscheinlich ohne sich der Thatsache auch nur bewußt zu werden, ein Vertreter des Großkapitals und der Börse bleiben wird? Man erzählt, nach der Ernennung habe Frau Isidor Loewe stolz und froh gerufen: „Einer aus unserem Bureau wird Minister!" Se non è vero, bleibt selbst die Erfindung noch charakteristisch, mag sie immerhin auch von neidischen Kaffeeschwestern aus einem minder hell beleuchteten Kommerzienrathshause stammen.

An der Börse wittert man in der Ministerschaft Buddes den Beginn einer neuen Aera. Die Direktoren der Dresdener Bank und der Inhaber einer ihr und dem Loewe-Concern befreundeten Bankfirma laufen mit Hochgefühlen im Busen durch den Burgstraßensaal, als sollten sie selbst nächstens ins Ministerium berufen werden. Sie sehen den Himmel offen und ihre Stimmung hat so ziemlich die ganze Börse angesteckt. Sogar an Herrn Ballin wird wieder geglaubt; und seit der Generaloberst von Loë die jüdischen Soldaten über den grünen Klee gelobt hat, munkelt man, der Einfluß des den Agrariern verhaßten Rhedereidirektors sei stärker als je vorher. So thöricht wie einzelne freisinnige Parlamentsgrößen, die täglich, wenn sie in die Weinstube gehen, zu Haus hinterlassen, wo sie zu finden seien, falls der König sie rasch ins Ministerium zu rufen wünsche, — so thöricht sind praktische Börsenleute selten; sie glauben kaum, morgen werde die Aera liberaler Gerechtigkeit in Preußen tagen. Um die formale Politik kümmern sie sich überhaupt wenig; und wichtiger als die Epoche eines idealen Liberalismus ist ihnen die des „reinen" Kapitalismus, die Aera Budde, mit dem in der alten Römerstadt am Main hausenden Deutschen Bankiertag als konstituirendem Parlament.

Plutus.

Notizbuch.

Das preußische Herrenhaus ist besser als sein Ruf. Nicht viel, aber ein Bischen. Mancher gescheite, durch Unterricht und Erfahrung gebildete Mann sitzt da; und die Summe des Geleisteten könnte, schon weil nicht ängstlich auf Wünsche und Wallungen des lieben Wählers zu horchen ist, ansehnlicher sein, wenn die Herren immer Muth und Selbstachtung genug hätten, um jeden Versuch, sie als quantité négligeable zu behandeln, schroff zurückzuweisen und dafür zu sorgen, daß sie wenigstens in wichtigen Stunden gehört und nicht als ein funktionenloser Wurmfortsatz des durch öffentliche Wahl geweihten Parlamentes betrachtet werden. Die schlichte und starke Rede, die Graf Schlieben in der Alkoholdebatte hielt und in der er warnte, gegen den Schnaps des armen Mannes zu wettern und den Rothspohn des Begüterten als das germanische Heldentugend nährende Nationalgetränk zu preisen, hätte verdient, im ganzen Reich gehört zu werden, dessen dünne Kulturansätze die gekelterte oder gebraute Fluth immer wieder wegzuschwemmen droht. Es handelte sich um eine

Angelegenheit von größter Bedeutung, — von unendlich größerer, als fast alle Themata der widrigen Rednerei, die uns täglich heimsucht, sie besitzen; doch welcher Ganzmoderne kümmert sich um die Peerskammer, deren Verhandlungen in der Presse bis zu völliger Unverständlichkeit verkürzt werden? Haus und Tribüne sind fast immer leer, in die Zeitungen kommen die Reden nicht: ja, warum bemühen die Herren sich dann eigentlich überhaupt? Auch die — recht lehrreiche — Polendebatte des Herrenhauses ist kaum beachtet worden. Lehrreich war sie nicht nur durch die verständigen Reden des Herzogs zu Schleswig, des Fürsten Bismarck und namentlich des Oberbürgermeisters von Posen, der die Entwickelung in der Nähe gesehen hat und leider nur allzu fest auf die legendäre, in den Ostmarken noch nie bewiesene Vortrefflichkeit des preußischen Beamtenthumes baut; noch lehrreicher war das Auftreten des preußischen Ministerpräsidenten. Wieder der alte, steifbeinige Gaul, die alte, längst vom Rost zerfressene Rüstung. Er las wieder aus obskuren Blättchen vor, um die Verruchtheit des polnisches Volkes zu zeigen, behauptete wieder, der Polen ganzes böses Sinnen und Trachten sei auf das Ziel eines selbständigen Jagellonenstaates gerichtet. Nicht die leiseste Ahnung von der wirthschaftlichen Evolution, von der veränderten sozialen Schichtung des Stammes, der drauf und dran ist, den Osten Preußens zu reslavisiren. Graf Bülow hat sich offenbar Mühe gegeben, sich in diese schwierige Materie hineinzuarbeiten. Aber er lernts nicht. Er versagt eben jedesmal, wenn er vor der Aufgabe steht, einen ernsten Gegenstand ernsthaft zu behandeln. Für Mosse ein bijou, für Preußen eine crux. Das wäre noch nicht so schlimm, wenn dieser Mann nicht der einzige Minister wäre, der Gelegenheit hat, den Kaiser und König oft zu sehen. Trotz dem Handschreiben, das dem verabschiedeten kümmerlichen Bureaukraten Thielen den königlichen Dank „insbesondere für die mannhafte Art, mit der Sie jeder Zeit meinen Intentionen gefolgt haben," aussprach, wird die Mehrheit der Deutschen heute noch glauben, eines Ministers erste Pflicht sei, den Monarchen zu berathen, nicht, sich von ihm berathen, leiten und lenken zu lassen. Vielleicht gehört zu dieser Mehrheit auch Graf Bülow, obwohl er sich früher, ganz im Sinn des citirten Handschreibens, den „Manager Seiner Majestät" zu nennen pflegte. Wie aber berath er den König? Sechs Tage vor der Polendebatte des Herrenhauses hielt Wilhelm der Zweite auf der Marienburg eine Rede, in der er die Deutschen und „alle Brüder" des — internationalen — Johanniterordens gegen „polnischen Uebermuth" aufrief. So las mans im offiziellen Bericht. Ohrenzeugen erzählen, der König habe von „polnischer Unverschämtheit" gesprochen: auch von „sarmatischer Frechheit" wollen Einzelne gehört haben. Dieses Wort, das in die Zeitungen kam und in der ganzen Slavenwelt ein für die Reichsinteressen höchst unerfreuliches Echo weckte, hat besonders die Polen bitterlich gekränkt; und thöricht ist der Kulispott über die würdige Erklärung, in der die polnischen Mitglieder des posener Provinziallandtages dem Oberpräsidenten mitgetheilt haben, daß sie durch die Anschuldigungen der marienburger Rede gezwungen seien, den in der Provinz Posen geplanten Kaisermanöverfesten fern zu bleiben. Die Herren sind in ihrem guten Recht; und wer etwa wähnt, uns könne gleichgiltig sein, ob die Reste der Szlachta sich gekränkt fühlen, Der kennt die Verhältnisse eben nicht. Die polnische Aristokratie war im nationalen Leben vereinsamt; wer sie gewaltsam zwingt, wieder ins Volk zu gehen und ihren Frieden mit der trotzig erwachsenen Demokratie zu machen, Der erschwert der deutschen Sache den Sieg. Doch die Hoffnung auf den Sieg dieser Sache

muß man nachgerade wohl aufgeben. Graf Bülow ist kreuzvergnügt, wenn Herr von Wittenburg, der sonderbare Schwärmer, der leider noch immer der Ansiedlungskommission vorsitzt, ihm die falsche Behauptung soufflirt, alles Unheil komme daher, daß die Polen sich wie Kaninchen, die Deutschen nur wie Hasen vermehren — ein wahres Wunder, daß der brave Herr von Koscielski sich den nah liegenden Witz vom Hasenpanier entgehen ließ —, und Graf Bülow berät den König von Preußen. Die Polen sind weder so blitzdumm, jetzt, zwischen Rußland und dem Deutschen Reich, an einen eigenen Staat zu denken, noch von unheimlicher Genitalkraft und Fruchtbarkeit; sie sind auch nicht „unverschämter" und „frecher" als andere Menschen. Sie wollen wirthschaftlich vorwärts kommen und erreichen ihr Ziel, weil alle Konationalen ihnen Relais legen und weil die im Osten ansässigen Deutschen für diesen Kampf nicht gerüstet und von ihrer Regirung in unklügster Weise vernachlässigt sind. Das Problem ist wirklich nicht gar so schwer zu verstehen. Ausrotten kann man die Polen nicht, auch nicht nach dem erfolgreichen russischen Muster germanisiren. Das wäre wirksam — die baltischen Polenbefehder sind eine putzige Spezies des homo sapiens —, geht aber nicht. So bleibt nur die Möglichkeit, das Deutschthum wirthschaftlich zu stärken, damit es dem slavischen Ansturm früh genug Widerstand zu leisten vermag. Das kann nicht still, nicht stetig genug geschehen, kann nur gelingen, wenn jede Unklugheit, jede Verletzung des berechtigten Nationalgefühls vermieden wird. Denn — traurig, daß mans erst noch sagen muß — dieses Gefühl ist genau so berechtigt wie das des Deutschen, der seine Sprache und Sitte bewahren, Kindern und Enkeln vererben will. Wird von der „Polengefahr" im politischen Sinn, von der „Losreißungtendenz" nicht mehr geredet, der Pole, wenn er mal seiner Neigung zur Phrase den Zügel lockert, nicht mehr trakassirt, sondern ausgelacht: dann erst kann auch in den Ostmarken sich ungehemmt die Evolution vollziehen, die in den Tagen des allmächtigen Kapitalismus politische überall in wirtschaftliche Kämpfe umwandelt und ein Volk oder einen Volksrest, statt ihn durch festen Zusammenschluß zu stärken, durch die soziale Scheidung in einander feindliche, einander befehdende Schichten schwächt.

* * *

Herr Dr. Moritz Naumann schreibt mir aus Hamburg:

„Im letzten Juniheft der ‚Zukunft' hat Karl Jentsch einen Satz wiederholt, er zum eisernen Bestande der Freihandelslehre gehört und den man in jeder Polemik gegen das Agrarierthum findet, den Satz: ‚daß die Erhöhung der Getreidepreise durch Zollerhöhung der Landwirthschaft nicht nützen werde, weil sie zugleich den Güterpreis erhöhe.' Allerdings ist die von Jentsch gewählte Fassung noch die mildere, ältere Form dieses Satzes, die man schon bei Roscher findet; die neueren Vorkämpfer des Freihandels gehen weiter und behaupten kurzweg, eine Erhöhung der Getreidepreise werde die Lage der deutschen Landwirthschaft nicht nur nicht verbessern, sondern ‚direkt verschlechtern' (Helfferichs ‚Handelspolitik'). Begründet wird diese merkwürdige Lehre durch eine künstliche Scheidung zwischen dem Eigenthümer des Landes und dem Landwirth, den man sich dem Besitzer als Pächter gegenüberstehend denkt. Wenn die Getreidepreise steigen, so erhöht der Eigenthümer die Pacht und der Pächter, der Vertreter der deutschen Landwirthschaft, ist dann nicht besser daran als zuvor, nach Helfferich sogar schlechter, denn er braucht nun mehr Kapital als früher, die Landwirthschaft wird daher den weniger Bemittelten verschlossen. Daß in Deutschland Grundeigenthümer und Landwirth in den meisten Fällen die selbe

Person sind, stört diese Theoretiker nicht; auch wo die Landwirthschaft auf eigenem Grunde betrieben wird, bedeutet die Getreidepreiserhöhung, indem sie den Bodenpreis steigert ‚nur ein Kapitalgeschenk für den gegenwärtigen Besitzer'; die Landwirthschaft bleibt wiederum unberührt oder wird sogar geschädigt, denn wer sich nun ein Landgut kaufen will, muß es ja theurer bezahlen, braucht also mehr Kapital, als früher zum Eigenbetrieb auf gleicher Fläche nöthig war, und verzinst sich dies Kapital nicht besser als vorher. Daß solche Sätze ohne Beklemmung niedergeschrieben werden können, scheint mir ein Beweis, wie weit weltfremde Gelehrsamkeit von der Wirklichkeit abzuirren vermag. Nach dieser Theorie wäre die Landwirthschaft das einzige Gewerbe, das sich niedrige Preise für seine Produkte wünschen müßte, das Schaden leidet, wenn seine Erzeugnisse gut bezahlt werden. Es macht die klugen Theoretiker nicht einmal stutzig, daß kein Landwirth, ob Eigenthümer oder Pächter, nach dieser Lehre handelt, daß nach wie vor Jeder um hohe Preise kämpft und über niedrige klagt. Sie sind eben Alle mit Blindheit geschlagen. In einer Schrift über ‚Kornzölle und Volkswirtschaft' habe ich den Nachweis zu führen gesucht, wie diese Lehre entstanden ist: durch ein Mißverständniß an sich ganz richtiger Sätze der ricardoschen Grundrentenlehre; ich habe gezeigt, daß aus dieser Lehre gerade das Gegentheil von Dem folgt, was unsere Freihändler folgern, daß nämlich Eigenthümer, Pächter und landwirthschaftlicher Arbeiter sich in den Gewinn theilen müssen, der der Landwirthschaft im Ganzen aus dem Steigen der Getreidepreise erwächst. Ich möchte aber den Lesern der ‚Zukunft' nicht zumuthen, mir in die schwierigen Abstraktionen der Grundrentenlehre zu folgen, und es hier einmal mit einer Berufung an den gesunden Menschenverstand versuchen, der meines Erachtens auch ohne alle spitzfindigen Erörterungen in dieser Frage das Richtige zu erkennen vermag. Es ist ja klar, daß man ganz dieselbe Beweisführung, die unsere Theoretiker auf die Landwirthschaft anwenden, auch auf die meisten anderen Erwerbszweige anwenden kann und dabei zum gleichen Ergebniß gelangt. Kann man nicht auch das Gewerbe des Wohnungvermiethers von dem Besitz des Hauses trennen? Was würden aber die Wohnungvermiether antworten, wenn man ihnen sagte: In Eurem Interesse liegt es, daß die Miethen niedrig sind, weil Ihr dann billig Häuser pachten und mit dem Vermiethen der einzelnen Wohnungen mindestens eben so gute Geschäfte machen könnt? Und wenn sie antworteten: Ja, die Häuser gehören uns selbst, und man ihnen erwidert: Thuts nichts; immerhin werden Alle, die von jetzt ab Häuser kaufen wollen, bei billigen Miethen besser daran sein als bei theuren, denn sie brauchen nun weniger Kapital als früher; eine Miethsteigerung wäre nur ein Kapitalgeschenk an Euch in Eurer schlechten, gemeinschädlichen Eigenschaft als Hausbesitzer, schadete Euch dagegen in Eurer volkswirthschaftlich guten Thätigkeit als Wohnungvermiether? Man dürfte wohl kaum auf Zustimmung rechnen. Und kann man nicht auch in der Rhederei zwischen dem guten Beförderer von Menschen und Waaren und dem bösen Schiffsbesitzer unterscheiden? Nehmen wir an, die befürchtete wilde Konkurrenz komme; die Frachten nach Amerika sänken tiefer und tiefer und mit ihnen ginge der Kurs der Packetfahrtaktien bis auf 20 herunter. Der Anhänger der von Jentsch und Helfferich verkündeten Lehre würde dann die bestürzten Hamburger mit den Worten trösten: Das trifft die Schiffahrt nicht im Mindesten; im Gegentheil: die niedrigen Frachten nützen ihr, denn sie gestatten, mit viel geringerem Kapital als bisher Schiffahrt zu treiben. Während bis jetzt nur ein amerikanischer Dollarkönig wie Morgan auf den

verwegenen Gedanken kommen konnte, die Hamburg-Amerika-Linie aufzukaufen, kann Das künftig schon ein simpler deutscher Zwanzigmarkmillionär und er wird dabei sein Kapital gerade so gut zu sechs Prozent verzinsen, wie es Morgan bei fünfmal höherem Kurs gethan hätte. Ich glaube kaum, daß die Hamburger solche Blüthe der Rhederei mit großer Begeisterung begrüßen würden. Dann aber wird man auch den deutschen Landwirthen nicht verdenken können, wenn sie der freihändlerischen Lehre skeptisch gegenüberstehen und vorläufig bei dem Köhlerglauben verharren, daß auch bei ihnen Arbeiter, Unternehmer und Kapitalist gleichmäßig an einem hohen Rohertrag des Unternehmens, also an hohen Preisen der Erzeugnisse interessirt seien."

Herr Karl Jentsch erwidert darauf:

„Aus dem ledernen Ricardo, den ich sammt seiner Grundrententheorie sehr niedrig einschätze, habe ich gar nichts gelernt und von Helfferichs Theorie weiß ich nichts. Ich selbst habe keine Theorie, sondern spreche nur aus, was die Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte deutscher Landwirthschaft lehrt, die ich in der Brochure ‚Die Agrarkrisis' skizzirt habe. Daß jeder Landwirth, gleich jedem anderen Produzenten, seine Waare so theuer wie möglich zu verkaufen strebt, ist selbstverständlich, eben so selbstverständlich aber, daß eine längere Zeit andauernde Preissteigerung zu einer Krisis führt, die freilich in der Industrie in anderer Form verläuft als beim landwirthschaftlichen Grundbesitz, nämlich in der bekannten Form der Handelskrisen: der hohe Gewinn verleitet zur Ueberproduktion und die Ueberproduktion stürzt den Preis. Jedem Produktionzweig sind die steigenden Konjunkturen von Herzen zu gönnen; aber wenn der Staat auf künstlichem Wege die sinkende Konjunktur in die steigende umbiegen will, muß man doch auf die wahrscheinlichen Folgen hinweisen. Herr Dr. Naumann zieht Häuserpreis und Miethzins zum Vergleich heran. Der Miethzins wird, wie jeder andere Waarenpreis, durch das Spiel von Angebot und Nachfrage geregelt, so lange kein Monopol störend eingreift. Giebt es in einer aufblühenden Stadt zu wenige Wohnungen, so steht der Miethzins hoch, die Häuser rentiren also gut. Das lockt die Bauspekulanten, sie bauen eine Menge Häuser, der Miethzins sinkt und die Bauperiode endet vielleicht mit einem Krach. Die Sache kann aber auch anders verlaufen. Nicht alle Hausbesitzer werden getroffen, sondern nur die Besitzer der unbequemen Häuser in der alten Stadt, da Alles, was nicht an den inneren Bezirk gebunden ist, in die schönen Wohnungen der neuen Vorstädte zieht. Und nun würde die Parallele zu den Kornzöllen hergestellt werden, wenn Staat und Magistrat allen städtischen und Staatsbeamten verböten, in die neuen Wohnungen zu ziehen. Die Parallele ist ganz genau: in beiden Fällen wird die Benutzung einer außerhalb einer gewissen Grenze produzirten Waare unmöglich gemacht oder wenigstens erschwert. Das Verbot würde gewiß die Miethen und damit die Häuserpreise in der inneren Stadt steigern; Kauflustige würden einander überbieten, aber das Verbot ließe sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten und der Krach könnte nicht ausbleiben. Keine Leiter reicht bis in den Himmel; ist Einer hoch genug geklettert, so muß er wieder herunterklettern, wenn er nicht purzeln will. Das gilt auch von der Leiter der steigenden Konjunktur, und zwar für alle Gewerbe und Besitzarten ohne Ausnahme. Aber auch auf der selben Sprosse des mittleren Preises ewig stehen zu bleiben, ist dem seine Ruhe Liebenden, der nicht spekulirt, auf dieser bösen Erde nicht gestattet. Ihm bleibt daher nichts Anderes übrig, als die Gesetze der Preisbewegung zu studiren und sich danach zu richten."

* * *

Im Palais Bourbon sollen neulich viele Abgeordnete und unter ihnen auch ein Minister a. D. nicht gewußt haben, was der Name Canossa bedeute. Schrecklich. Durch alle deutschen Zeitungen ging die Kunde und von den jungen Männern, die für die Feuilletonbranche gemiethet sind, hing beinahe jeder ein Witzchen dran. Diese Franzosen sind wirklich zu ungebildet; kaum noch ein Kulturvolk zu nennen. Ein paar Tage danach behauptete der Staatssekretär Graf Posadowsky in der Zolltarifkommission, Mirabeau habe im Konvent gesagt, er sei auch für die Abschaffung der Todesstrafe, müsse aber fordern, daß die Mörder damit den Anfang machen. Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau, der Sohn des Physiokraten, ist am zweiten April 1791 gestorben. Der Konvent, die convention nationale, war am einundzwanzigsten September 1792 zum ersten Male versammelt. Im Konvent kann Mirabeau also nicht gesprochen haben. Das Wort, an das Graf Posadowsky dachte — Que messieurs les assassins commencent! — stammt aber überhaupt nicht von Mirabeau, sondern von dem vor zwölf Jahren gestorbenen Satiriker Alphonse Karr, dem Verfasser der Guêpes, denen Herr Stettenheim den Wespenstachel entlehnte. Graf Posadowsky, der schon früher einmal das holde Mädchen, um das der junge Werther litt, im Reichstag „Schillers Lotte" genannt hat, sollte zu stolz sein, um den schreckenden Spuren des Kollegen Bülow zu folgen. Will er durchaus Mirabeau citiren, so mag er dem preußischen Staatsministerium, den Reichsämtern und Volksvertretern die nie veraltende Wahrheit einschärfen: qu'il est plus important de donner aux hommes des moeurs et des habitudes que des lois et des tribunaux. Doch auch die edlen Abgeordneten wollten die Gelegenheit zu einer Blamage nicht ungenützt vorbeigehen lassen. Einer meinte, der Staatssekretär verwechsle Mirabeau wohl mit Robespierre, traute dem steifen, pedantischen ami de la vertu also einen Wortwitz zu. Ein Anderer, auch ein Sozialdemokrat, glaubte, der Staatssekretär habe sich versprochen und nicht Mirabeau, sondern Millerand gemeint. Es war wunderschön. Und nun, nachdem dem Kanzler, dem Meister des falschen Citates, solche Gesellen erwachsen sind, werden wir nächstens wieder lesen, die Franzosen seien wirklich zu ungebildet; kaum noch ein Kulturvolk zu nennen.

* * *

Millerand: der Name klingt uns beinahe schon fremd. Und der Handelsminister Waldeck-Rousseaus war doch ein viel genannter und interessanter Herr. Als sozialdemokratischer Abgeordneter ein Gegner der Wiederaufnahme des Dreyfusprozesses, parce qu'il y a trop d'argent dans cette affaire; dann, als er das Portefeuille erlangt hatte, begeisterter dreyfusard und Mitglied des Ministeriums, das den General Galliffet zwingen wollte, das in Rennes versammelte Kriegsgericht zum Freispruch zu drängen. Ein Marxist, der als Minister die schönste Bourgeoispolitik trieb, auf strikende Arbeiter schießen ließ, die Juwelen seiner lieben Frau auf der Weltmesse ausstellte, von Nikolaus, Franz Joseph und dem schwedischen Oskar huldvoll gespendete Orden dankbaren Herzens annahm und seine Gäste an Prunktafeln mit dem besten Samoswein bewirthete. Der arriviste, wie er im Buch steht; skrupelloser noch als Maupassants Bel-Ami. Nun ist die Herrlichkeit verblichen. Der entkuttete Herr Combes, eine prachtvolle Mittelmäßigkeit, ist Ministerpräsident und Herr Millerand plaidirt wieder vor den pariser Gerichtshöfen. Sozialdemokrat aber ist er geblieben; voll und ganz natürlich. Doch ein Sozialdemokrat von besonderem Schlage. Ehe er unter den Genossen im Parlament wieder seinen Platz ein-

nahm, hielt er eine Rede; Programmrede nennt mans, glaube ich. Vom Klassenkampf und von proletarischer Revolution — auch nur im neusten Sinn des Herrn Kautsky — will er nichts mehr wissen. Er verwirft les moyens d'action revolutionnaires, y compris la grève générale, den Generalstrike, den selbst der sanfte Herr Bernstein organisirt sehen möchte, und hofft Alles von der Mitregirung der Vertreter des Proletariates. Damit haben seine Genossen nun bisher recht üble Erfahrungen gemacht und deshalb vielleicht ward der reulos Heimkehrende ohne Feierlichkeit empfangen; sogar die Petite République, das Hauptblatt der Sozialisten, hat seine kompromittirende Rede totgeschwiegen. Seine Taktik aber ist noch nicht entthront. Zwar sitzt in dem neuen Ministerium ein so waschechter Kapitalist und übel riechender Panamist wie Herr Rouvier, dessen Silhouette Barrès mit feinster Kunst geschnitten hat, und kein Ernsthafter zweifelt, daß für die Interessen des Proletariates von dieser bunten Zufallsregirung nichts zu erreichen sein wird. Das hindert den ehrlichen, nur leider stets vom eigenen Stimmklang berauschten Heldentenor Jaurès und den politischen Gourmet Millerand aber nicht, auch mit diesem herrschenden Klüngel die zärtlichsten Beziehungen zu unterhalten und sich stolz als Theilchen des republikanischen bloc zu fühlen. Sozialdemokraten, denen das Wort Klassenkampf nur noch ein Spuk ist und die Schulter an Schulter mit den korruptesten Kapitalisten für das Heil der Enterbten kämpfen: die Guesdisten haben Recht, wenn sie der Sippschaft nur die Wahl lassen, als Narren oder als gewissenlose Streber betrachtet, verachtet zu werden. Und weil mit dieser Entwickelung des französischen Sozialismus der Name Millerands untrennbar verbunden bleibt, sollten auch Deutsche, denen soziale Verschiebungen nicht ein Schauspiel nur sind, ihn in treuem Gedächtniß bewahren.

* * *

Der Bundesrath der Eidgenossenschaft hat einen Freiherrn von Richthofen aus dem schweizer Gebiet gewiesen. Diese Ausweisung war längst gefordert worden; denn der deutsche Freiherr, der angeblich in Genf als Generalkonsul die Türkei vertrat, war mit deutlichster Derbheit beschuldigt worden, dem Sultan Spitzeldienste gegen die Jungtürken geleistet zu haben. Trotzdem diese Anklage schon recht alt ist, konnte man noch vor ein paar Monaten im Reichsanzeiger lesen, dem Beschuldigten sei die kaiserliche Genehmigung zur Annahme eines türkischen Ordens ertheilt worden. Und trotzdem aus der Geschichte leicht eine Sensation zu machen war, ist sie in der bürgerlich wohlerzogenen Presse kaum flüchtig erwähnt worden. Warum? Weil der Ausgewiesene ein Bruder des im Auswärtigen Amt, also auch im Preßbureau herrschenden Staatssekretärs ist, dessen Familiengefühl geschont werden muß? Der in der Wilhelmstraße thronende Freiherr von Richthofen kann doch nicht im Ernst dafür verantwortlich gemacht werden, daß er einen mißrathenen Bruder hat.

* * *

Der französische Kollege des Freiherrn von Richthofen, Herr Delcassé, hat sich in einer Rede, deren ironische Färbung auf Deutsche nicht gerade angenehm wirken konnte, über den eben unter Fanfarenstößen erneuerten Dreibund lustig gemacht. Die harmloseste Sache von der Welt. Italien sei unter keinen Umständen für eine Mobilisirung gegen Frankreich zu haben. Und die offiziösen Blätter des Ministeriums Combes versichern, Herr Delcassé habe mit seiner Rede einen Wunsch des italienischen Kollegen erfüllt. Der heißt Prinetti und wurde vom Kanzler des Deutschen Reiches vor einem Weilchen erst im Reichstag sein „verehrter Freund" genannt.

* * *

Zu der „Kieler Woche" — die offenbar zur Reichsinstitution geworden ist; sonst könnte sie in den Zeitungen nicht so viel Raum einnehmen — hat der Kaiser, wie hier schon vor vierzehn Tagen erwähnt wurde, Herrn Pierpont Morgan eingeladen, den Beherrscher des Stahl- und des Ozeantrusts. Der große Spekulant, den die deutsche Industrie wie den leibhaftigen Satan fürchtet, kam und hatte die einem Deutschen bisher kaum je gegönnte Ehre, auf seiner Yacht den Kaiser empfangen zu dürfen. Ruhige Geschäftsleute glauben, namentlich in England, Morgans Trustunternehmungen würden, weil fast alle dazu gehörigen Werthobjekte viel zu theuer, zum großen Theil sogar zu lächerlich hohen Preisen gekauft worden sind, noch vor dem Nahen des neuen Lenzes zusammenbrechen. Wenn diese Prophezeiung sich erfüllt, wird man am Hofe vielleicht bedauern, dem Kaiser solche Auszeichnung des Gründerriesen empfohlen zu haben. Auch Herr Armour, der Großschlächter von Chicago, dem die Führer unserer Agrarier Jahre lang die schlimmsten Schmutzereien im Fleischexporthandel nachsagten, war eingeladen. Es ist begreiflich, daß der Kaiser gern mit diesen modernsten Vertretern des Großkapitalismus plaudert; sie haben viel Interessantes zu erzählen und können, als die eigentlichen Weltregenten up to date, auch einem durch den Zufall der Geburt auf der Menschheit Höhen Gelangten die Sehweite schärfen. Ob es nöthig ist, ihnen Ehren zu erweisen, die auch die tüchtigsten deutschen Industriekapitäne und Großhändler vergebens ersehnen, ist eine andere Frage, die Jeder, je nach Temperament und Neigung, selbst beantworten mag. Unglaublich aber klang zunächst die Kunde, der Theaterdirektor Conried sei aus Karlsbad zu feierlicher Audienz nach Kiel befohlen worden. Die Meldung war nicht falsch; der Mann ist wirklich vom Kaiser empfangen worden. Er hat in New-York eine Galavorstellung „zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preußen" gegeben. Aufgeführt wurde das „Weiße Rössel". Und der Prinz soll, so las man, gesagt haben, dieser Abend sei der amüsanteste von allen in Amerika verlebten gewesen. Für solche Leistung konnte man den Günstling des Botschafters von Holleben mit einer goldenen Dose belohnen. Daß man aber Herrn Conried, dessen new-yorker Geschäftsbetrieb mit Kunst nicht das Allergeringste gemein hat und der froh sein sollte, wenn man von seiner Schmierenwirthschaft und seinen persönlichen Praktiken nicht spricht, die Möglichkeit giebt, mit einer ihm vom Deutschen Kaiser gewährten Audienz Reklame zu machen und die Depesche, die ihn nach Kiel rief, triumphirend herumzuzeigen: Das ist ein Heldenstück, an das die verantwortlichen Hofbeamten denn doch nicht ohne Reue zurückdenken sollten. Auch nicht ohne Angst. Ihr Herr, der sich um Kleinigkeiten nicht kümmern kann, könnte eines Tages doch zufällig erfahren, wer Fräulein Durand, wer Herr Conried ist, und seine Leute recht rauh fragen, woher sie den Muth nahmen, ihm zum Empfang solcher Zeitgenossen zu rathen.

* * *

Am fünften Juli 1902 war im Hofbericht zu lesen: „In der vergangenen Nacht ist der Kaiser um 12 ¼ Uhr an Bord des ‚Meteor' in Travemünde eingetroffen und hat sich auf die ‚Hohenzollern' begeben. Der Monarch hörte während der Fahrt auf dem ‚Meteor' den Vortrag des Reichskanzlers Grafen von Bülow." Und noch immer giebts böse Menschen, die nicht einsehen wollen, daß Graf Bernhard von Bülow leistet, was Fürst Otto von Bismarck niemals zu leisten vermocht hätte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Juli 1902.

Adolf Schmidt.

In Venedig, mitten in dem engen Gäßchengewirr zwischen dem Rialto und dem Campanile, der nun in Trümmern liegt, starb 1729, sechs Tage nach den Iden des März, der Schotte John Law. Er starb, noch nicht sechzigjährig, als ein armer, einsamer Mann und hatte ein paar Jahre vorher doch Welten in Bewegung gesetzt und Riesenziffern ins Traumbuch der Menschheit geschrieben. Bis zum letzten Wank hielt ihn die Hoffnung. Wie Ibsens Borkman, glaubte auch dieser John, der nächste Morgen werde, müsse ihn in den Glanz eines großen Lebens zurückrufen. Nicht in ein Prasserleben, dessen Durst die theuersten Weiber und Weine stillen, nein: in die Schöpferarbeit eines durch ungemeine Willenskraft und durch die Gabe, neue Entwickelungmöglichkeiten früh wittern zu können, zur Herrschaft über schwächere Menschen Prädestinirten. Der Sohn des edinburger Goldschmiedes und Bankiers hatte sich das Ziel nicht niedrig gewählt. Als Jüngling war er, in London, Amsterdam, Genua, Venedig, ein Spieler und Schwelger gewesen, hatte allerlei Händel gesucht und gefunden und sogar, als er wegen einer Weibergeschichte einen Gentleman im Duell getötet hatte, im Gefängniß gesessen. Dann aber wurde er ernst. Wirthschaftprobleme, die uns noch heute zu schaffen machen, waren ihm aufgetaucht, seit er Pattersons Bankgründung in der Nähe sah. Getreidesilos, Einschränkung des Pauperismus durch öffentliche, vom Staat vergebene Arbeiten, Handelskammern, verbesserter Minenbetrieb, Herabsetzung des Zinsfußes, Förderung des Exporthandels und Meliorationen des Ackerbaues: das Alles schwebte ihm in deutlichen Umrissen vor und der Instinkt wies ihm den Weg, den zwölf

Jahrzehnte später die greifende Phantasie unseres Faustdichters gehen sollte. Da der Waarenwerth des als Geld umlaufenden Silbers sich durch einen wechselnden Zuschlag erhöhte und so schädliche Schwankungen des Geldpreises entstanden: warum sollte man künftig nicht mit Kreditgeld zahlen, mit durch Hypotheken gedeckten Banknoten? Law empfahl dem englischen Parlament das Papiergeld als legal tender. Doch die Lords und Gemeinen riefen nicht, wie Mephisto am Hof des eben noch darbenden Kaisers: „Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt, ist so bequem; man weiß doch, was man hat." Sie lehnten die Vorschläge ab, die der Schotte ihnen in einer Denkschrift unterbreitet hatte. Im Frankreich der Regentschaft erst fand er den Boden, auf dem sein Genie sich tummeln durfte. Der Sonnenkönig hatte eine Staatsschuld von zwei Milliarden und einer halben hinterlassen; alle Reichskassen waren leer und von den Steuereingängen blieben nach Verzinsung der Staatsschuld jährlich höchstens siebenzig Millionen übrig. Und nun trat ein Fremdling auf, der eine überfließende Geldfülle verhieß. Eine Weile wehrten sich die Perrücken und der Herzog Adrien von Noailles wetterte gegen den Abenteurer. Dem Regenten aber blieb nur die Wahl zwischen dem Staatsbankerott und dem System Law; und Philipp von Orleans war ein Herr, der gern was Gutes zu schmausen hatte. Nach zähem Widerstand mußten Noailles und D'Aguesseau weichen und der Schotte behauptete das Feld. Natürlich; gar zu lockend klang die Weise, als er in den Bankbriefen an Monseigneur schrieb, sein Weg werde Frankreich ohne Gewaltanwendung zur Weltherrschaft führen. Die nächsten Etappen hießen nun Banque Générale, Compagnie d'Occident, Banque Royale. Lustig wird einem kränkelnden Unternehmen durch die Fusion mit einem gesunder scheinenden für kurze Zeit auf die Beine geholfen, wird, um den Kurs in die Höhe zu treiben, eine Dividende zugesichert, die der wirkliche Geschäftsgewinn nicht rechtfertigt, werden junge und jüngste Aktien ausgegeben; und alle, die mères, filles und petites filles, wurden stürmisch umworben. Wer Geld genug finden konnte, lief in die Rue Quincampoix und pries sein Geschick, wenn er eine Aktie im Werth von fünfhundert Livres für den zweiunddreißigfachen Betrag noch erstehen konnte. So war die Konjunktur im November 1719. Acht Monate danach war vor dem Bankhaus der Andrang noch dichter — drei Menschen wurden erdrückt —, aber diesmal wollten die Leute nicht neue Noten kaufen, sondern für die alten Metallgeld holen. Und wieder ein paar Monate danach mußte Law, der Kolonisator, Sozialreformator, Tabakregisseur und noch manches Andere gewesen war und es bis

zum Rang eines Generaldirektors der Staatsfinanzen gebracht hatte, bei Nacht und Nebel vor der Volkswuth fliehen. Lange hat der Glanz also nicht gedauert; aber er leuchtete wie ein gleißendes Dorado — goldfield nennt mans heute — über eine kleine Welt hin und der Mann, der ihn gewirkt hatte, konnte nicht, wollte nicht glauben, all die Herrlichkeit, deren Strahl eben noch Schätze spendete, sei für immer versunken. Wenn er vom Campanile herabsah: öde lag unten die Stadt in grünlichem Schlamm; doch auf die Ebbe folgt eine neue Fluth und weckt die schlummernden Wunder der Lagune. So mußte auch in seinem Leben auf die Dürre wieder Fruchtbarkeit folgen; er hatte sein letztes Wort noch längst nicht gesagt; die an Schöpferintelligenzen arme Menschheit brauchte ihn und würde ihn zurückrufen. Er war seiner Sache gewiß, — und starb im tröstenden Gefühl solcher Gewißheit... Ein Schwindler oder ein kühnes Genie, dem das Jahrhundert nicht reif war? Niemand noch hat von dieser Psyche den Schleier gelüftet und heute, wie in den Tagen der Thiers und Daire, streiten die Fachmenschen darüber, ob John Law ein Spekulant wie andere Spekulanten war oder Einer von den Großen, die nie, auch wenn es von fern so aussieht, an persönlichen Vortheil denken und deren Vision früher als Anderer tastende Kurzsicht in der Summe des Möglichen das in diesem Augenblick Nothwendige zu erkennen vermag.

Die zeitgemäßere Frage, ob Johann Philipp Heinrich Adolf Schmidt, der frühere Generaldirektor der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung, ein Schwindler ist, wird ziemlich einstimmig ohne Zweifelspause bejaht werden; die Meisten werden staunend hören, daß man ihnen solche Frage überhaupt zu stellen wagt. Und doch ist die Antwort nicht so einfach. Der Mann ist nicht gewöhnlich, ist kein Dutzendgründer. Er ist vom Stamm Laws und scheint dem Schotten näher verwandt als irgend ein Anderer aus der Schaar dunkler Ehrenmänner, die seit der ersten Blüthezeit des Merkantilismus geräuschvoll über den mit dem Abfall tropischer Schätze gedüngten Boden Europas stampften. Man könnte an Bethel Henry Strousberg denken. Der aber sieht nur groß aus, weil eine Konjunktur ihn hob, und war im Grunde nur ein ungewöhnlich starkes Agententalent. Er kam aus englischer Schule in die Zeit wachsenden Eisenbahnbedarfes und erfand, da er weder Geld noch Kredit hatte, das auf dem Kontinent vorher noch unbekannte Auskunftmittel, die Lieferanten mit Aktien, also mit selbst geprägten Werthen, zu bezahlen. Er war ein Enkel, kein Ahn; und Law hätte den Juden, der alle Künste der mimicry aufbot, um für einen Briten gehalten zu werden, über die Achsel angesehen. Schmidt könnte ihm eher gefallen. Zwei stattliche Männer, die mit dem Kraftreiz

ihrer Männlichkeit zur rechten Stunde zu wirken wissen. Zwei rastlos ins Große strebende Arbeiter, die auf Finanzgeschäfte politische Mittel anwenden. Zwei Hypnotiseure, die alle Erfolge der schwächere Seelen mühelos zwingenden Macht ihres Willens zu danken haben. Beide sind, als sie zusammenbrechen, nicht reiche Leute, trotzdem hundert Millionen durch ihre Finger gingen: sie glaubten eben nicht, ihnen könne ein letzter Glückstag dämmern, und hatten zu Ameisensorgen niemals Muße. Beide waren nicht „solid"; wie konnten sies sein, da sie ohne eigenes Kapital, ohne stützende Sippe Riesenpläne ausführen wollten? Schmidts Unterfangen scheint freilich klein, wenn mans dem des Mississippigründers vergleicht. Nur muß man vor dem Urtheil den Wandel der Zeiten bedenken. Law war der Günstling des Regenten von Frankreich; und von zehntausend Menschen wußte 1720 nicht einer, wie in Louisiana, Ostindien, China, den Ländern, auf die der Gründer ihre Sehnsucht wies, die Welt wohl aussehen möge. Unwissende, die noch nie auf den Leim gelockt wurden, sind leicht zu bethören. Schmidt hatte es schwerer. Ein Privatmann, der — in einer Zeit, die manchen Krach erlebt hat und mißtrauisch geworden ist — in Kassel sitzt und, wenn er nach Berlin oder Frankfurt kommt, als Provinziale bewitzelt wird: weit ausgeschnittene Weste, altmodisch gestickte Hemdbrust, Lackstiefel und in der Stimme den metallischen Timbre eines Heldenmimen, der auf Applaus spielt. Aber der große blonde Herr mit dem klugen Blick zeigt sich gar nicht verlegen; und nach einem Weilchen denken die stolzen Großstädter: Nicht übel; offenbar ein ehrlicher Kerl, der das Herz auf der Zunge trägt; was er sagt, klingt verständig; und daß er nicht nach der neusten Mode geschniegelt ist, zeugt für die kerndeutsche Solidität seines Wesens. Solcher Eindruck ist ein halber Sieg. Und Schmidt ist ja kein Finanzmann, der ins Blaue hinein gründen und Gimpel fangen will, sondern sucht auf einem eng beschränkten Industriegebiet redlichen Gewinn. Malzhülsen und ausgepreßte Trauben, die als Viehfutter lohnend zu verwenden wären, wurden, wenn warme Luft auf die Feuchtigkeit schlug, schnell sauer und waren deshalb schwer zu transportiren. Schmidt wollte sie trocknen und hatte wirklich einen Apparat, der bis zu vierzig Prozent trockene, versandfähige Treber lieferte. Das war der Anfang, auf den sich eine kleine Aktiengesellschaft mit 350000 Mark gründen ließ. Doch der erfinderische Direktor sorgte für Abwechslung. Er brachte das Otto-Patent — verbesserte Trebertrocknung —, das Bergmann-Patent — Verwerthung von Holzabfällen —, den Entwurf zu einer rotirenden Retorte, die Wunderdinge leisten sollte, er lieferte den externen Trebertrock-

nern und Holzverkohlern Maschinen und Anlagen aller Art, kaufte Wälder, verkaufte Viehfutter und Chemikalien, machte aus unbrauchbaren Abfällen Nutzholz und setzte eine ganze Horde von Tochterfabriken in die Welt. Die wuchsen nicht in Louisiana noch in Ostindien auf. Jeder konnte sie sehen, ein Aufsichtrath war verpflichtet, ein Zeitungschreiberheer mindestens nicht gehindert, ihren Geschäftsgang zu kontroliren. Und Schmidt erreichte, was er erreichen wollte. Seine Aktien stiegen auf 800 und auf 890, seine Dividendenziffern erinnerten an Goldlandmärchen. Dabei wurde ringsum gezischelt, die ganze Geschichte sei frecher Schwindel, und in der Frankfurter Zeitung, deren Verdienst in dieser und in der Spielhagen-Sache nicht laut genug gerühmt werden kann — auch die Antisemiten sollten sich merken, daß der Mann, der Schmidt und Sanden entlarvte, Cohnstädt heißt —, konnte man beinahe täglich lesen, die Treberei sei schamloser Betrug. Das hemmte Schmidt nicht auf seinem steilen Pfad. Er hatte die alte Leipziger Bank, die als besonders solid und vorsichtig galt, geködert; sie finanzirte seine Unternehmungen und glaubte so lange an seinen Stern, bis sie nicht mehr zurückkonnte. Und wenn sie schwach wurde, mußten die großen berliner Institute sie stützen, um die Panik zu vermeiden, die der Sturz dieser ehrwürdigen Genossin dem ganzen Bankenmarkt heraufbeschwören würde. Die Rechnung war richtig; so richtig wie die des großen schottischen Gründers. Auch den Direktor Johann Adolf Schmidt trifft das Urtheil, das Louis Blanc über John Law sprach: Il avait commencé par où il aurait dû finir. Beide hatten, als echte Merkantilistenschüler, geglaubt, die Hauptsache sei der Kredit, der alte Bedürfnisse steigern, neue schaffen müsse und durch deren Befriedigung bequem wieder gedeckt werden könne. Beide hatten die Dauerbarkeit der Konjunktur verkannt. Als die Leipziger Bank, die — ein in der Wirthschaftgeschichte noch nicht verzeichneter Fall — einem einzigen Industrieunternehmen, der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung, neunzig Millionen Mark geliehen hatte, in den Fugen zu krachen begann, konnten die Berliner beim besten Willen nicht helfen, weil sie mit Sanirungpflichten schon fast über Vermögen bebürdet waren. Doch dieser Mangel an Augenmaß löscht Schmidts persönliche Kraftleistung nicht aus. Auch Laws stärkster Epigone war nie nüchtern genug, um auf den Stein zu achten, über den er beim nächsten Schritt stolpern konnte.

Er ist auch jetzt noch nicht nüchtern. In der Hauptverhandlung wider Exner und Genossen wurde er neulich vor dem Schwurgericht als Zeuge vernommen. In Leipzig, wo die ausgeplünderte Bevölkerung ihn als den Schwarzen Mann haßt, als den bösen Dämon, der Exners Arglosigkeit in

den Abgrund riß. Er hat in Kassel Passiva im Betrage von 183 Millionen hinterlassen, ist als Flüchtling durch Europa geirrt, in Paris gefangen und in die Heimath ausgeliefert worden, sitzt seit Monaten im Untersuchungsgefängniß und kann sich über die Strafe, die ihn erwartet, kaum täuschen. Das sind Gründe genug, das stolzeste Siegerbewußtsein zu schwächen. Gewiß, dachten die dem Gerichtsspektakel Zuschauenden, werden wir wieder einen winselnden Direktor sehen, einen neuen Sanden, Gentzsch oder Puchmüller, der den reuigen Ehrenmann mimt und leider allzu lange ein allzu reiner Thor war, ein Ausbund an gemüthvoller, rathloser Menschenschwachheit. „Ja, wenn wir damals Alles vorausgeahnt hätten . . !" „Ja, wenn wir nicht von Sanden, von Exner getäuscht worden wären . . !" Und so weiter. Der Typus, dem meist noch ein weinerlicher Anwalt mit melodramatischen Geberden zur Seite stand — „Daheim harren Weib und Kind in Elend und Herzenspein des geliebten Ernährers; greifen Sie in ihre Brust, meine Herren Geschworenen; nicht nach dem starren Buchstaben . . ." Und so weiter —, der Typus war schon zum Anspeien widrig geworden. Schmidt schlug einen anderen Ton an. Man mußte annehmen, der Gang der Verhandlungen sei ihm sorgsam verheimlicht worden; denn sein Zeugniß konnte nur nützlich werden, wenn er die Aussagen der Angeklagten, der vorher vernommenen Zeugen und Sachverständigen nicht kannte. Er aber hatte offenbar die Berichte genau durchstudirt und gleich sein erstes Wort traf den faulsten Fleck des ganzen Verfahrens: die Gutachten der Sachverständigen. Das sind prachtvolle Gestalten, die einem Molière oder Swift zu wünschen gewesen wären. Von einer jüngferlichen Tugendhaftigkeit, die boshafter Menschenwitz geriebenen Bankleuten nie zugetraut hätte, unkundig aller halbwegs schlimmen „Usancen" und immer bereit, die Brauen hochzuziehen und entsetzt zu seufzen: Unerhört! Nie ist in einem anständigen Geschäftshaus Aehnliches vorgekommen! Schmidt scheint so viel rauhe Tugend nicht vertragen zu können und geht stracks auf die sehr Ehrenwerthen los. Statt auf die Frage des Vorsitzenden zu antworten, will „er eine generelle Erklärung abgeben"; und so sicher ist sein Auftreten, daß der Landgerichtsdirektor sich fügt. „Die hier anwesenden Herren sind nicht nur befangen, sondern überhaupt unfähig zum Amt eines Sachverständigen; sie müßten ein unendlich höheres Verständniß für industrielle und kaufmännische Verhältnisse haben, um sich über unsere Geschäfte ein Urtheil erlauben zu dürfen." Ganz John Gabriel Borkman: „Das ist der Fluch, der auf uns auserwählten Menschen lastet. Die Masse der Durchschnittsmenschen kann uns niemals verstehen." Und in dieser

Tonart gehts weiter. „Der Status der Trebergesellschaft ist von den Sachverständigen ganz falsch aufgestellt worden.“ Weder der Vorsitzende noch der Staatsanwalt findet zum Schutz der Angegriffenen ein armes Wort. Adolf Schmidt sagt, was er sagen will, nicht mehr und nicht weniger; fast jede Antwort ist klar, klärend und im Augenblick mindestens unwiderleglich. Und die hypnotische Wirkung seiner ruhigen, von jedem Wimmerlaut freien Rede, seiner furchtlosen, aufrechten Haltung ist so stark, daß der Gedanke, hier stehe der seit Wochen erwartete Hauptzeuge, unbemerkt aus den Hirnen schwindet. Nicht eine einzige unbequeme Frage wird ihm gestellt, keine, auch die wichtigste nicht, von deren Beantwortung eigentlich Alles abhängt: ob er nicht in einer bestimmten Stunde Exner durch das Versprechen reichen persönlichen Gewinnes bestochen und so die Leipziger Bank an seine Malzhülsen und Holzabfälle gekettet habe. Jeder hat das ungeheure Trebergagement der Leipziger unbegreiflich gefunden; jetzt forscht Keiner nach dem Motiv. Keiner denkt auch nur daran, in einem Kreuzverhör Exner und Schmidt, deren Interessengemeinschaft jetzt ja durchlöchert ist, gegeneinander zu hetzen und so neue, weiter leuchtende Wahrheit zu hören. Exners gewandter Vertheidiger hatte vielleicht triftige Gründe, Schmidt nicht zum Reden zu drängen. Aber Gerichtshof und Ankläger? Sie wollten mit diesem Mann wohl nicht gern länger zu thun haben. Der hat ja nicht nur die leicht durchschaute Grimasse des Redlichen. Der spricht ja, als wäre er auf dem Schlachtfeld für eine gute Sache verwundet worden ... Adolf Schmidt verließ nach kurzem Verhör wie ein Sieger ungebeugten Hauptes den Saal. Und wirklich: nie war seiner Suggestivkraft größerer, schwererer Sieg gelungen.

Solche Wirkung vermag nur Einer, der an sich glaubt, der seine Vision lebt, nicht ein bewußter Schwindler. Schmidt hat ausgesagt, er habe Gehalt und Tantieme oft nicht erhoben, um das Geld in der Trebergesellschaft arbeiten zu lassen. Das mag wahr sein. Kleine Leute reizt der Gewinn und sie drücken gern beide Augen zu, wenn sie hoffen dürfen, bald über einem Banknotenbündel die Finger schließen zu können. Stärkere Naturen, die gerade deshalb meist gefährlicher sind, lockt nur die Möglichkeit ungehemmter Bethätigung und der Drang, herrisch über Menschenschicksalen zu walten. Wir werden uns mählich gewöhnen müssen, die kräftigen Kapitäne der Industrie nicht anders zu beurtheilen als irgend einen Condottiere, Conquistador, Diktator oder anderen Ehrgeizigen großen Stils. Noch regt der Gedanke uns Ekel, daß sie im schlechtesten Stoff schaffen, im gemeinsten; aber sie sind die Gebieter der Stunde und der schnöde Stoff, der so häß-

lich ſtinkt, düngt heutzutage beſſer als Blut. Auch über das Lebenswerk dieſer Promotoren wird, wie über das der großen und kleinen Bonaparte, das Urtheil nicht nach einer feſten moraliſchen Norm, ſondern nach dem Erfolg gefällt. Mancher hat eben ſo unſolid gebaut wie der Trebertrockner und ſitzt heute trotzdem warm in Ehren und Würden, runzelt am Ende gar an der Barre die Sachverſtändigenſtirn ob der Verruchtheit eines in ſeiner Maienblüthe geknickten Sünders. Wenn den Leipzigern nicht in den Tagen des Niederganges, wo überall Stützbalken und Pumpwerke angebracht werden mußten, der Athem verſagt hätte, dann wäre Schmidt vielleicht heute noch ein Held und Niemand würde ihm die geſchminkten Bilanzen, die ſiechen Tochtergeſellſchaften, die Transaktionen und Fuſionen vorwerfen, deren jedem mit kleinem Kapital arbeitenden Geſchäftsmann klarer Zweck war, in ſchwieriger Zeit den Schein der Kreditfähigkeit zu wahren. Er ſtreute ja nicht nur werthloſe Papierfetzen aus: er baute ſichtbare, greifbare Fabriken und Maſchinen, er gab auch der nicht ſpekulirenden Menſchheit zu verdienen; und wenn ſeine Patente verſchrien wurden: auch die Auer-Patente waren lange zu Spottpreiſen vergebens angeboten; und Goldſhares ſind an der hamburger Börſe als Tapetenmuſter für Rumpelkammern empfohlen worden. Schmidt hatte ſich mit unzureichenden Mitteln an ein großes Unternehmen gewagt und mußte ſchieben und tünchen, um weder ſeine Aktionäre noch Tantchen public opinion aus dem Schlaf zu wecken; morgen früh konnte ein glückender Handſtrich Alles wieder in Ordnung bringen. Nur leider: der Glücksmorgen tagte ihm nicht mehr; und ſo iſt er nach allen Regeln der Geſchäftsmoral verdammt, — von Rechtes wegen. Mit Borkmans megalomaniſchem Wort mag er ſich einen Napoleon nennen, der in der erſten Feldſchlacht zum Krüppel geſchoſſen ward, einen flügellahmen Jagdvogel, der unthätig zuſehen muß, wie die Anderen ihm die Beute wegfangen, „Stück vor Stück“... Die Dichtung kennt den Typus längſt. Balzac, der nicht nur ein Meiſter phantaſtiſcher Satire, ſondern nebenbei auch ein roſtendes Händlergenie war, ſah ihn zuerſt heraufkommen, Zola zerrte ihn ins Symboliſche und nannte ihn Saccard, Ibſen gab ihm die bleibenden Züge einer deutlich abgegrenzten Perſönlichkeit und grub den Namen John Gabriel in die Ahnentafel moderner Krüppelheroengeſchichte. Dieſer Typus differenzirt ſich einſtweilen wenig; und er ſieht im Leben nicht anders aus als im Gedicht. Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf. Wenn Adolf Schmidt aus der Zelle in die Freiheit ſchreitet, wird der Glockenthurm von San Marco wieder aufgebaut ſein. Dann mag er, wie John Law einſt, hinunterhorchen in den grünlichen Schlamm; dann wird er, wie Saccard im Gefängniß, wie Borkman, ehe auf dem Abhang ihn die Erzhand mit tötlichem Griff packte, gewiß ſein, daß der nächſte Glockenton die Stunde einläuten muß, die ihn zurückruft und den Entſchuldeten krönt.

Bella und Anna.

In meiner Studienzeit wurde ich einmal mit einem ausgedienten und mit Auszeichnung verabschiedeten Offizier bekannt, mit dem ich manche gemüthliche Stunde beim Bier oder beim Schachspiel verlebte. Es war ein wackerer, zuverlässiger, höchst ehrenhafter Mann, wie mir solche im Leben nur selten begegnet sind; dabei offen, mittheilsam, mit gewissen knappen, festen Geberden, mir an Bildung und Erfahrung natürlich weit überlegen. Als Fremder in der Stadt und ohne Bekanntschaft nahm mich Alexander von Wendel offenbar als Lückenbüßer. In unserer Unterhaltung war ich der Empfangende; was hätte auch ich Studentlein mit meiner grünen Philosophie ihm geben können? Doch bringt Reden die Leute zu einander; und so wurden wir bald sehr vertraut. Spät abends, in stillen Sommernächten, pflegten wir in den Prater zu gehen, weit hinaus, und dabei wurde über Allerlei debattirt, über Geschichte, Kunst, Politik, Metaphysik; namentlich über Metaphysik, die er für höchst nutzlos und unfruchtbar hielt, zu seinem eigenen drolligen Aerger aber nicht lassen konnte.

„Glauben Sie mir: einen Kerl, der spekulirt, soll man totschlagen, mit einem dicken Knüppel; er ist schädlich, der Welt und sich zur Last."

„Wenn man nun das Unglück hat!"

„Aha, kommen Sie darauf? Haben Sie einen glücklichen Menschen gesehen, der aus freiem Willen zu spekuliren begonnen hätte? Es ist nichts als Raisonnement gegen ein Schicksal."

„Dieses Laster ist weit verbreitet."

„Ja. Warum spekuliren die Frauen nicht? Sie sind glücklicher."

„Schwächer! Schwache Männer philosophiren nie."

„Im Gegentheil: starke. Ein Mensch, der lebt, hat keine Zeit zur Philosophie. Ein Tag gelebt ist mehr als ein Jahr gegrübelt. Als ich lebte, ist es mir nie eingefallen. Die Gedanken kommen erst später und saugen uns den Rest an Kraft aus. Sie verstehen mich nicht?"

„Sie meinen: der Intellekt hemmt den Willen."

„Ich meine so: That, verstehen Sie, die richtige That, nicht etwa der Ankauf einer Hose, geschieht immer ohne Ueberlegung, von Phantasie ungeschwächt. Wenn man erst anfängt, Verlauf, Folgen, Möglichkeiten zu überdenken, verliert man die Thatkraft weil die Phantasie das Gemüth befriedigt. Denken Sie die Freuden einer Reise durch und es ist, als ob sie die Reise gemacht hätten. Ich habe in schrecklichen Augenblicken meines Lebens erfahren, was es heißt, sich frei zu bethätigen oder von der Phantasie gehemmt zu sein."

„Erzählen Sie mir. Wir können diese schöne Nacht nicht besser ausfüllen."

Er sagte ohne Verlegenheit: „Sie sind jung, so weit verständig, — mir ists gleich. Wenn es Sie interessirt: vielleicht bringt Ihnen meine Erfahrung einmal Nutzen. Die Luft ist angenehm und die Stille thut wohl."

Er legte den Kopf zurück und sah hinauf; wir gingen langsam in der Hauptallee, dem Lusthause zu. Es war wonnig still; ich ging schweigend neben ihm und überdachte seine Worte. Eins meiner Mittel, einem Menschen näher zu kommen, besteht darin, ihn so weit zu bringen, daß er mir darlegt, wie er über das Leben denkt, wie er sich die Welt zurechtlegt. Darin hat Jeder seine

besondere Art, an der kein Schicksal und keine Enttäuschung viel ändern. Offenbar stand die Phantasie im Mittelpunkte von Wendels Weltkugel.

Er fuhr nach einer Pause fort: „Unter den Kräften, die die menschliche Gesellschaft beeinflussen, ist die Phantasie die stärkste: Ruhm, Liebe, Reichthum, Ehre sind Träume. Wenn man so unvorsichtig ist, sie durchzudenken, sie mit den Händen zu greifen, — kein Spinnengewebe ist so leicht; kaum berührt, ist es nichts, ein Schmutz an den Fingern, was vor einem Augenblick noch in tausend Farben geschillert hat; nur Phantasie. Sie ist die wahre, Alles bewegende Kraft der moralischen Welt, die Kraft, die Religionen, Philosophien, Kunst und Wirthschaft aus sich gebiert. Sie geht allen anderen Kräften voraus, begleitet sie, und wenn sie vergangen sind, überzieht sie ihre Spuren mit ihrem schönen Glanz. Unser Gewissen, unsere Erinnerung, Ernst und Spiel, Wohl oder Uebel: phantastische Lügen.

Ich bin der Sohn eines älteren Offiziers, eines Grenzers, und habe meine Jugend in Instituten und Militärschulen verbracht; Familie, Mutter, Geschwister habe ich nie gekannt. Man sagt, Leute, die keine Jugend hatten, bleiben lange jung. Mag sein: kindisch, spielsüchtig; von einer verlängerten Jugend weiß ich nichts. Man lernt da die Menschen früher kennen, auf eigenen Füßen stehen; und man erreicht früh die traurige Kunst, sich auf Keinen zu verlassen, von Keinem Hilfe zu erhoffen als von sich allein.

Ich war ein guter Soldat, ein strenger Offizier und kannte keine andere Sorge als meine Mannschaft. In B. wurde ich in ein Haus eingeführt, bei einem Fabrikanten, dessen Tochter mir sehr gefiel. Es war noch eine Tochter da, die von ihrem Mann getrennt lebte, die Mutter eines kleinen Jungen. Sie wohnte beim Vater, die Hausmutter war gestorben und sie führte die Wirthschaft; eine große Wirthschaft; die Geschäfte gingen gut und man hielt den Mann für sehr reich.

Also diese Tochter, Bella, war ein Frauenzimmer recht nach meinem Geschmack: eine üppige Blondine, lebhaft, mit grünen Augen, mit allen Instinkten des Weibes, ganz ohne Verstand und Ueberlegung, immer dem Augenblick vollständig hingegeben. Ich habe dieses Mädchen sehr geliebt. Sie gab mir nicht Das, was ich brauchte, ein Herz, verstehen Sie, das ich ja immer entbehrt habe, den inneren Anschluß, das Gefäß, in das man schüttet, was Einem das Gemüth abdrückt. Das aber wußte ich damals noch nicht; ich lechzte nach anderem Anschluß ... Die Menschen sind so dumm! Für den Mann ist das Weib keineswegs eine Episode, sondern eben so Schicksal und Lebensbahn wie für das Weib der Mann.

Wenn man mir damals die leichte Schwester als Warnung vorgehalten hätte und alles Mögliche: ich hätte Bella doch geheirathet. Sie gefiel mir und damit basta!... Ich möchte Ihnen nicht Alles erzählen. Sie gab mir, was sie zu geben hatte, und machte mich dann sehr unglücklich.

Ich kam in eine andere Garnison und Bella aus dem Vaterhaus. Sie hatte nun das Leben einer Soldatenfrau vor sich und ich kann mir denken, daß es ihr nicht schmeckte. Sagen Sie einem solchen rosigen, lustigen Geschöpf, das an sich Freude hat, sich gern putzt, lacht, an Gesellschaft gewöhnt ist und nun allein sitzen muß, sagen Sie ihr, daß Niemand am Leben Geschmack hat, —

Unsinn! Ich hatte viel zu thun und ein Civilarzt, mit dem wir schon von B. aus bekannt waren, leistete ihr Gesellschaft.

Um diese Zeit hatte ich einen Burschen, einen merkwürdig versonnenen, aber nicht ungeschickten jungen Soldaten, einen Bauernsohn aus Polen; mir ergeben wie ein Hund. Er sah mich manchmal an; wenn ich ihm einen Auftrag gab, blieb er stehen und sah mich an. Kehrt, marsch! Verfaulter Kerl, dachte ich, was gafft er mich an? So ein dummer Lümmel! ... Ich hatte keine Ahnung. Was hätte ich auch thun können, wenn mir meine Frau verdächtig gewesen wäre? Gar nichts? Wer kann ein Weib bewachen?

Einmal komme ich von der Uebung in die Kaserne zurück und stehe mit Kameraden im Hofe. Jonak nimmt mir das Pferd ab und bleibt stehen. Ich sehe mich nach einer Weile um: der Mann steht noch immer. Das Pferd ist unruhig, der Kerl rührt sich nicht vom Fleck.

Ich gehe zu ihm. Was willst Du? ‚Ich... Ich, Herr Hauptmann?' Was willst Du, krepirter Mistkäfer! Er bringt kein anderes Wort heraus als: ‚Hauptmann, pane Hauptmann!'

Man ist nicht gut gelaunt im Dienst, müssen Sie wissen. Ich gab ihm eine Ohrfeige, daß es knallte. Der Kopf fiel ihm zwar nicht ab, was mich noch heute wundert, aber zwei Bäche Thränen rannen ihm über die blassen Wangen.

‚Hauptmann, lieber: der Doktor ist bei ihr.'

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich . . . Ich dachte, ich müsse versinken. Er schob mir das Pferd hin und hielt den Bügel. Nun verstand ich. In den Sattel und wie toll zu meinem Haus!

Weiß Gott, das Mädchen, holte es Wasser oder welcher Satan hatte die Hand im Spiel . . . kurz: die Wohnungthür war offen. Ich hinein, durch die Zimmer zu ihr, sprenge die Thür, die sie verschlossen hatten, mit einem Stoß auf und finde sie.

Ich habe den Menschen erstochen. Dann riß ich das Fenster auf und warf sie hinaus. Es ist ihr nichts geschehen. Die Wohnung war zu ebener Erde. Im bloßen Hemde zwar, aber wohlbehalten kam sie im Hotel an.

Gott und die Menschen haben mir den Tod dieses Unschuldigen verziehen. Er war unschuldig; er war in ihrer Hand. Nicht Sünde noch Betrug, nicht Diebstahl und Ehrverletzung darf man ihm vorwerfen, nicht daran denken, wie schön die Sünde ist und wie verführerisch, nur daran, wie schön und verführerisch Bella war. Ich hätte eben so gehandelt. Zufällig aber kam er an mich. Das kostete ihn das Leben.

Vielleicht hat die Welt an ihm Etwas verloren, vielleicht nicht. Ist das Leben wirklich so kostbar? Das Leben der Thiere wird wenig geschätzt; sie werden seit je her in ungeheurer Anzahl, in allen Arten, nach allen möglichen Methoden getötet. Nur die Tötung des Menschen wird unter ganz bestimmten, außerordentlich einengenden Umständen als Mord bezeichnet und nur diese Bezeichnung, dieses Wort, das mit klugem Bedacht seit Jahrtausenden mit allen Schrecken des Gewissens umhüllt wird, dieses Wort ist es, das die Tötung des Menschen schauerlich macht. Die Sache selbst ist etwas ganz Gewöhnliches. Ich sehe vom Kriege ab; täglich und stündlich kommen Hunderte von Menschen durch ihren Beruf, im Wald, auf dem Meer, in Fabriken, Ställen und überall auf

ganz unnatürliche Weise ums Leben; sie werden von Pferden und Rindern geschlagen, sie ertrinken, werden überfahren, vergiftet, verhungern und so weiter. Der einzige natürliche Tod, der an Altersschwäche, — wie selten kommt der!

...Später habe ich noch einmal geliebt. Ich war vierzig Jahre alt, als mich dieses zweite Unglück traf; eine gute, liebe Seele, die meine Neigung erwiderte, in der ich jene tiefe Ruhe sicher gefunden hätte, die allein das wirksame Sprungbrett für den Lebensschwimmer ist. Man muß sicher abstoßen können, die ersten Tempi sind die wichtigsten, man muß eine Hand kennen, die Einem ans Ufer hilft. Es kann nur die Hand einer Frau sein.

Also ... Da war ein Hinderniß. Das gewisse Hinderniß, das bei jedem Menschen ein anderes Gesicht hat. In diesem Fall war es der Glaube. Bella und ich sind katholisch und Anna auch. Da Anna von ihrem Glauben nicht lassen konnte, ging es nicht. Wir Drei sind an einander gebunden. Erinnern Sie sich an die Galeerensklaven, die an einander geschmiedet, mit einander gelebt haben, bis einer tot hinfiel? Unausdenkliche Qualen! Sehen Sie: Das ist phantastisch.

Können Sie fassen, daß in mir der Gedanke wie ein Dämon aufstand, mich von Bella zu befreien? Man sollte glauben, ein Mann von vierzig Jahren sei über die Leidenschaft der Jugend hinaus. Ich war aber von einer heißen, schmerzlichen, sehnsüchtigen Liebe zu Anna ganz erfüllt, war so von Sinnen, betäubt, voll Angst und Hoffnung wie ein Junger und riß wüthend an meiner Fessel und war bereit, ein Verbrechen zu wagen und zu opfern und niederzuschlagen, wie Einer, der um Alles kämpft. Und wenn ich das Glück haben sollte, mich als Fünfziger wieder zu verlieben, wird es gerade so sein. Man thut immer das Selbe; der Charakter steht fest wie ein Berg von Granit.

Ob ich schlecht bin oder gut, werthlos oder unschätzbar, ich, Alexander von Wendel, war noch niemals auf der Welt, es giebt nicht Meinesgleichen und nie, mag die Menschheit noch Millionen Jahre leben, nie wird es Einen geben, der mir gleicht: einzig bin ich! Da kommen sie nun und predigen für Alle, stellen Sittenlehren auf für Alle, nützliches Verhalten für Jedermann. Ich bin aber nicht Jedermann, sondern für mich und für Dich und für Jeden ist ein eigenes, besonderes Gesetz und das macht sich Jeder selbst. Jeder sehe, wie ers treibe.

Einmal saß ich im Restaurant des Hotels Continental. Man trank dort damals einen guten Wein und die Musik des benachbarten Tanzsaales kam herüber in meine stille Ecke und erweckte in mir angenehme Erinnerungen. Als es spät wurde, saß ich ganz allein. Die Kellner standen im Korridor und sahen durch die Luken der Vorhänge dem Tanze zu. Da wurde es mir langweilig und ich ging auch hin.

Mein erster Blick fiel auf Bella, die, aufgeputzt, heiter und ohne Sorgen, sich dem Vergnügen hingab. Ich konnte nicht lange zusehen, zahlte und ging.

Es war mir ganz heiß und dann wieder kalt; meine Gefühle stürmten auf meine Gedanken ein und die Vernunft rang mit der Phantasie. Ich lief in den Prater, den selben Weg lief ich, auf dem wir jetzt stehen. Was thun? Herrgott droben zwischen Deinen ewigen Sonnen: gieb mir armem Wurm ein Zeichen! Und wie ich so rathlos dahinstürmte, ordneten sich in mir die ver-

wirrten Fäden, es wurde deutlicher in mir und allmählich stieg ein Vorsatz in mir auf und legte sich einen Plan zurecht.

Du wirst zurückgehen und dem Kutscher fünfzig Gulden geben. Du wirst ihm sagen, er soll Dir Wagen und Pferde anvertrauen, Du wirst Frau von Wendel, die er hergebracht hat, in ihre Wohnung zurückfahren und wirst ihm dann den Wagen wieder herbringen. Er wird es thun. Es ist zwar nicht erlaubt und er wird entlassen, wenn sein Chef davon erfährt; aber wie sollte ers erfahren? Fünfzig Gulden sind ein Stück Geld. Du wirst es also erreichen. Wirst Dich auf den Bock setzen; und wenn gerufen wird: ‚Nummer 248!' wirst Du vorfahren, den Schlag öffnen und davon.

Wohin? Hierher in den Prater. Es wird schon spät sein, zwei Uhr nachts. Die Rößlein werden sich ordentlich strecken, und ehe sie im Wagen nur zur Besinnung kommt, ehe sie daran denkt, hinauszuschauen, ob sie den rechten Weg fährt, bist Du mit ihr irgendwo in einer stillen Allee oder gar hinter dem Lusthaus bei den Schiffsmühlen. Wenns dann ganz still und menschenleer ist, wirst Du halten, den Wagen öffnen und hineinsteigen.

Sehen Sie, in dieser Art ließ ich meiner Vorstellungskraft freien Weg. Oeffnen Sie aber die Schranken, geben Sie die Bahn frei, dann verlieren Sie die Herrschaft über Ihre Kräfte und sie rennen Ihnen davon.

Sie wird schreien. Wer sind Sie? Hilfe, Hilfe! Mörder!... Oder sie wird nicht schreien. Sie hat Dich beim Einsteigen erkannt, sie weiß, daß Du auf dem Kutscherbock sitzest, und erwartet Dich. Gleichviel: Du wirst hineintreten und Dich neben sie setzen.

Wirst Du sie knebeln, binden, fesseln, schlagen? Das hängt von ihr ab. Wird sie mich ruhig anhören und gewähren lassen, — gut; wenn nicht, so sei Alles der Eingebung des Augenblickes anheimgestellt.

Wie fürchterlich wird das Wiedersehen sein! Sie, vom Tanz noch erregt, von den Kosenworten ihrer Kavaliere erhitzt, in frohen Hoffnungen und Erwartungen, mit ihrem angenehm ermüdeten, wollüstigen Fleisch... Und auf einmal die häßliche Vergangenheit, der Verrathene, der Unglückliche, der Rächer!

Wonne, Wonne der Minute!

Schreie nicht! Hier kann Dich Niemand hören, und wenn Du nicht gleich still bist: sieh diesen getheerten Werglappen, den stopfe ich Dir in den Mund!

Oder: Warum schreist Du nicht? ‚Warum sollte ich? Ich kenne Dich, besser, als mir lieb ist; Du bist Alexander, mein Gatte.'

Dein Gewissen ist wohl rein genug, um mich ruhig anhören zu können?

‚Ich habe kein Gewissen, ich lebe jeden Tag, wie ihn der Himmel sendet. Was ich that, that ich. Du thue, was Du willst: ich bin in Deiner Gewalt.

Das bist Du. Höre mich an: Du bist ein Thier. Ein Thier bist Du! Das ist Dein Verbrechen und Deine Entschuldigung. Was war ich, als ich Dir zu Füßen fiel? Meine Seele war ganz rein, mein Tag wie ein heiterer Maimorgen, meine Zukunft lag ohne Freuden, aber auch ohne Reue und ohne Qualen vor mir. Ich habe Dich gefragt: Glaubst Du, Bella, daß Du fähig wärest, Hand in Hand mit mir durchs Leben zu gehen, hast Du so viel Neigung zu mir, so viel Nachsicht mit meiner Stellung, so viel Rücksicht gegen meine Schwächen, daß Du es mit mir wagen könntest? Du sagtest: Ja. Warum?

Du hätteſt eben ſo gut Nein ſagen können. Dein Ja lag ſo meilenweit von dem Sinn Deines innerſten Weſens wie Dein Nein. Aber Deine Weigerung wäre ehrlich geweſen. Doch Du kannſt nicht ehrlich ſein, Du wirſt einer Lüge zu Liebe ſelbſt Dein eigenes Leben und ein Glück hinwerfen. Da Du aber einmal mein Weib wurdeſt: warum haſt Du Dich nicht an mir zerſtreut? Warum haſt Du mich nicht gepeinigt, warum haſt Du mich nicht eiferſüchtig gemacht, mich mit Thorheiten und Launen gequält, mir mein Herz aus dem Leibe geriſſen und Dich an ſeinen Zuckungen erfreut? Es hätte Dich viel beſſer animirt, Du hätteſt ein angeregtes, unruhiges Leben gehabt. Du hätteſt mich reizen können, mich mit Reden und Schweigſamkeit in Wuth bringen und ich hätte Dich dann wahrſcheinlich geſchlagen. Du wäreſt nach Hauſe gefahren, wir hätten uns verſöhnt, wieder geſtritten und wieder beglückt.

Aber nein: Du haſt meine Kameraden gehabt, liebe, unkluge, harmloſe junge Männer; welche einzige, üppige Weide für Deinen Laſtertrieb! Ich hätte mich für Dich geſchlagen, einmal, zehnmal, fünfzigmal. Mit meinem oder fremdem Blut hätte ich Dich jedesmal reingewaſchen, unbefleckt und tadellos wäreſt Du nach jeder dieſer Schlachten hervorgegangen und dabei wäreſt Du mir doch näher gekommen. Du hätteſt mich kennen gelernt, wie ich wirklich bin, und hätteſt mich ſpäter doch geliebt.

Zu Allem aber gehört Muth. Du biſt feig wie jedes Thier. Du haſt vorgezogen, mich ahnungloſen, vertrauenden Mann zu betrügen, der Lächerlichkeit und Verachtung preiszugeben.

Wer gab Dir das Recht dazu? Denn Dir fehlte nichts. Vor Allem kein Geld, keine Kleider. Du hatteſt nichts, aber auch gar nichts zu entbehren.

Du mußteſt wiſſen, daß Du mich mit Deinem Handeln um Das brachteſt, was mir durch Herkunft, Erziehung und Stand das Werthvollſte iſt: meine Ehre. Ein Mann, den man verlacht, weil er blind iſt, oder den man verachtet, weil er ſehend iſt, ein ſolcher Mann iſt ehrlos. Dort haſt Du mich verwundet, als Dank für meine hingebende Liebe.

Wenn ich hoffen könnte, Du habeſt jenen Menſchen leidenſchaftlich begehrt, es habe Dich ein Widerwille gegen meine Liebkoſungen erfaßt, dann wäre es ein Troſt für mich. Nein: wie Du gleichgiltig gegen mich warſt, ſo biſt Du ohne Widerſtand und auch ohne Trieb in den Sumpf gefallen, — einfach, weil der Sumpf Dein wahres Element iſt.

Ich habe Deinetwegen einen Menſchen getötet, ich habe lange Jahre des Grams an mir zehren laſſen. Wenn es Dich froh macht, ſo wiſſe, daß ich bis in die unterſten Wurzeln erſchüttert war, daß mir mein Leben widerwärtig geworden war, daß ich Tag und Nacht an Dich gedacht habe. Denn ich habe Dich immer geliebt.

Sieh: es ward mir aber eine himmliſche Botſchaft zu Theil; ich ſollte nicht an Dir untergehen. Ich habe Dich vergeſſen und liebe eine Andere. Eine, die eben ſo ſchön und beſſer iſt als Du. Sie iſt ein gutes Weſen, das mein werden will, weil es ſein Schickſal iſt, mein zu werden, das nicht Nein oder Ja ſagen kann wie Du.

Du haſt mein Leben zerſtört: richte es wieder auf!

Was treibſt Du, was iſt Dein Zweck, wohin geht Dein Weg? Du biſt

in keiner guten Gesellschaft gern gesehen, Du schleppst also meinen Namen, den viele wackere Männer zu Ehren gebracht haben, durch allen Schmutz und alles Gerede und vergrößerst den Klatsch und lässest nichts ungeschehen, damit das alte Unglück stets in den Mäulern der Leute bleibt. Wie Viele hast Du seitdem wieder in Deinen Pfuhl geschleppt? Sollen ich und sie auch daran verderben?

Wie entledigt man sich eines schädlichen Thieres? Man ersäuft es. Du wirst sterben. Willst Du?

Da sagte sie ruhig: ‚Ich will!'

Es war mir bei dieser ganzen eingebildeten Szene, als ständen wir so wie jetzt neben der Böschung, hinter der die Donau fließt. Ich faßte sie am Handgelenk wie ein Schraubstock, zog sie aus dem Wagen, die Böschung hinauf, die wir jetzt gehen, und hinunter dann zum Wasser, wo ein großer Kahn weit hinein ins tiefe Wasser reichte. Ich faßte sie um den Leib und trug sie hinein bis ans andere Ende. Dort stellte sie sich mit beiden Füßen auf den Rand des Kahnes und sagte zu mir: ‚Alexander, ich liebe Dich!' Sie faßte mich unter den Armen, drückte mich fest an sich und bedeckte mein Gesicht mit ihren mir wohlbekannten weichen und heißen Küssen. Ehe ich wußte, wie es geschah, sprang sie ins Wasser, riß mich mit, schlang im Fallen ihren Leib fest um meinen und im Augenblick versanken wir in die rauschende, gurgelnde Fluth. Wir kamen Beide ums Leben.

. . . Alles war nur Phantasie, freilich; aber wie ich gesagt habe: der Wille zur That, zu eben der That, die ich mir so lebhaft vor Augen geführt hatte, war nun gebrochen. Es war mir, als wäre es, wie gedacht, so auch geschehen, wie ersonnen, so schon ausgeführt. Meinem Wunsch, meinem Begehren war sein Recht geworden, — in der Vorstellung.

Damals, als Soldat, handelte ich ohne Ueberlegung; auch dieser Augenblick meines Lebens war weit entfernt von aller Vernunft, sondern ausschließlich ein Spiel der Vorstellung. Bella ließ ich laufen; sie lebt vergnügt in Monte Carlo. An Anna schrieb ich einen Abschiedsbrief."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir standen auf dem Damm angesichts des großen Stromes. Der Mond ging hinter einem weißen Dunst rasch dahin. Ein unbestimmtes Licht lag über der Landschaft, nur undeutlich sah man die Linien des anderen Ufers und unbeweglich schien das Wasser zu ruhen wie ein Teich. Aber in der Stille der Nacht hörte man, wie die Wogen an die Steinblöcke des Dammes schlugen, fühlte man, wie die tiefe, grüne Donau dahinschoß, wie unter ihrer ebenen Fläche die Wasser fortglitten, ahnte man die Nähe der großen Natur. Und auch der Wind schien sie zu ahnen; denn mit mächtigen Stößen hub er an und über den unabsehbar im lichten Nebel verfließenden Wasserweg warf er sich in die Kronen der starken Bäume, verjagte die Elfen, die in den Aesten sangen, weckte die Riesen, daß sie wie trunken vom Schlaf aufrauschten, und kehrte im Augenblick den Himmel sauber.

Da stand der Mond still und sah aus seinem schwarzblauen Feld herab mit seinem gleichmüthigen Gesicht. Großartig flammten die Sterne.

Wien. Philipp Langmann.

Ahnenproben auf Kunstwerken.

Jeder Mensch hat bekanntlich 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Urururgroßeltern und so fort. Eine Tafel, die diese Verhältnisse für eine bestimmte Person zur Anschauung bringt, nennt man eine Ahnentafel; und zwar spricht man von einer Ahnentafel zu 8 Ahnen, wenn sie bis zur Reihe der Urgroßeltern, von einer solchen zu 16 Ahnen, wenn sie zur Reihe der Ururgroßeltern, und von einer solchen zu 32 Ahnen, wenn sie zur Reihe der Urururgroßeltern hinaufgeht. Geht sie noch eine Reihe weiter hinauf, so nennt man sie eine Ahnentafel zu 64 Ahnen; und so weiter. Die lateinische Bezeichnung für Ahnentafeln ist tabulae progonologicae. Johannes Hübner jr. definirt in seiner Bibliotheca genealogica den Begriff der Ahnentafel sehr hübsch mit den Worten: „Es stehe eine hohe Person unten zum Grunde und über ihr kommen seine väterlichen und mütterlichen Vorfahren zum Wenigsten bis ins achte Glied.“ Philipp Jakob Spener, der große Theologe, Genealoge und Heraldiker, nennt Das die analytische Methode der Genealogie. Den Gegensatz zur genealogischen Grundform der Ahnentafel bildet die Stammtafel, bei der man, wie Hübner sagt, „einen Stammvater oben setzet und alle ihr Nachkommen darunter verzeichnet“. Der lateinische Name für Stammtafeln ist tabulae genealogicae. Spener nennt Das die synthetische Methode der Genealogie. Im französischen Sprachgebrauch nennt man eine Ahnentafel: généalogie ascendente und eine Stammtafel: généalogie descendente.

Handelt es sich nun darum, für eine adelige Person nachzuweisen, daß sie 4, 8, 16, 32 und so weiter adelige Ahnen hat, so wird die Ahnentafel zur Ahnenprobe. Meist wird bei solchen Rechtsbestimmungen, die eine Ahnenprobe zu 4, 8, 16 u. s. w. adeligen Ahnen verlangen, auch gefordert, daß für jeden adeligen Ahnen das ihm zustehende Wappen nachgewiesen werde. In der Ausführung findet man hier Verschiedenheiten. Entweder wird bei allen Personen, die auf der Ahnentafel stehen, das Wappen hingemalt oder die Wappen werden nur in der obersten Reihe angebracht. Das ist ein ganz vernünftiges Verfahren, da Vater, Sohn und Enkel gewöhnlich das selbe Wappen haben. Eine solche Ahnenprobe mit den Wappen nennt man eine heraldische Ahnenprobe. Eine heraldische Ahnenprobe sieht also meist so aus: auf ein großes Stück Pergament wird unten der Name Dessen geschrieben, für den die Ahnenprobe aufgestellt werden soll; darüber stehen die Namen von Vater und Mutter, über diesen beiden Namen die Namen der vier Großeltern und über diesen wiederum die Namen der acht Urgroßeltern; über den Namen jedes der vier Urgroßväter und der vier Urgroßmütter des Probanten wird dann das Wappen hingemalt. Das wäre also eine heraldische Ahnenprobe zu acht Ahnen.

Nun war der Brauch sehr beliebt, auf Werken der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes Ahnenproben anzubringen, aber meist nur den heraldischen Theil der Ahnenprobe, also nur die Wappen, manchmal unter Hinzufügung des Familiennamens, und die Namen der Personen wegzulassen. In einem solchen Falle findet man also auf dem Kunstwerk die Familienwappen stets in bestimmter Anzahl, nämlich 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w. Diese dem Heraldiker wohlbekannte Erscheinung ist den Kunstverständigen und Kunsthistorikern heutzutage meist ziemlich unbekannt; und doch bieten solche Wappengruppen die Möglichkeit, die Herkunft und Entstehungzeit, aber auch die Fälschung eines Kunstwerkes festzustellen.

Stark betont werden muß, daß jedesmal, wenn auf einem Werk der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes älterer Zeit Wappen in der Zahl von 4, 8, 16, 32 u. s. w. auftreten, in erster Linie vermuthet werden darf, es handle sich um Das, was ich eine heraldische Ahnenprobe nannte. Das heißt: auf dem Kunstgegenstand sind die Ahnenwappen des Stifters oder Herstellers bis zu einer gewissen Ahnenreihe hinauf angebracht. Die Kunst- und Lokalhistoriker nehmen merkwürdiger Weise häufig an, das Vorkommen von — zum Beispiel — 8 Ahnenwappen auf einem solchen Kunstwerk lasse darauf schließen, daß dieses durch eine Kollekte auf Kosten von 8 verschiedenen adeligen Personen hergestellt sei. Dieser Irrthum stellt die Forscher dann vor ein Räthsel, da oft nicht zu erklären ist, wie Mitglieder der acht adeligen Familien in die Gegend, um die es sich handelt, gekommen sein sollen. Sobald man dagegen erkannt hat, daß es sich um eine heraldische Ahnenprobe handelt, kommt man mit der nöthigen genealogisch-heraldischen Kenntniß und einem gewissen Aufwand an Zeit und Mühe häufig genug dahinter, was die Wappengruppe auf dem Kunstwerk zu bedeuten hat. Wie oft solche Ahnenproben auf Kunstwerken vorkommen, ist aus einer Abhandlung des Herrn von Oppell: „Die mit Wappen verzierten Altargeräthe der evangelischen Kirchen des Kreises Fraustadt" zu ersehen.

Die Auflösung einer solchen heraldischen Ahnenprobe, also die Ermittlung der Person, deren Ahnenprobe auf dem Kunstgegenstande durch die Wappen zum Ausdruck gebracht ist, die Ermittlung der Namen all dieser Ahnen gehört freilich zu den schwierigsten Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie. Musterhaft ist sie gelöst worden von Hermann Hahn in einer Abhandlung: „Die Brunnenschale in der Burgruine Nannenstein bei Landstuhl" (Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, 26. Jahrgang, Berlin, Karl Heymanns Verlag). Nannenstein ist die Veste, in der am siebenten Mai 1523 Franz von Sickingen starb. Da giebt es eine Brunnenschale mit acht Wappen. Die Formen der Schale und der Wappen zeigen, daß sie der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts angehört. Ab-

geſehen von der Zahl Acht, wird ſchon deshalb erſichtlich, daß es ſich auf dieſer Brunnenſchale um eine heraldiſche Ahnenprobe zu acht Ahnen oder um zwei ſolche zu je vier Ahnen handelt, weil die acht Wappenſchilde ſich bei näherer Betrachtung als vier Paare von Wappenſchilden darſtellen. Hahn hat mit einem großen Aufwand an Gelehrſamkeit und mit ſtaunenswerthem Fleiß und Scharfſinn den meines Erachtens zwingenden Beweis geführt, daß es ſich auf der Brunnenſchale von Rannenſtein um die Ahnenwappen des Franz Konrad von Sickingen und ſeiner zweiten Gemahlin Alverta von Milendonk handelt. Hier liegen alſo thatſächlich zwei Ahnenproben zu je vier Ahnen vor. Da dieſes Paar im Jahre 1565 die Ehe ſchloß, ſo ergiebt ſich, daß der Brunnen ſicher nicht vor dieſem Jahr errichtet worden iſt. Da aber Alverta Franz Konrads zweite Ehefrau war und dieſe zweite Ehe kinderlos blieb, während Franz Konrad aus erſter Ehe lebende Kinder hatte, ſo ergiebt ſich weiter der Schluß, daß er aus Rückſicht auf ſeine Kinder erſter Ehe, ſobald die zweite Frau verſtorben war, keinen Brunnen mehr herſtellen laſſen konnte, der nur mit den Ahnenwappen ſeiner zweiten Gemahlin geſchmückt war und nicht auch die Ahnenwappen der erſten Frau trug. Da Jene am fünfundzwanzigſten September 1564 ſtarb, kann der Steinmetz nicht mit der Herſtellung des Brunnens nach ihrem Todestage beauftragt worden ſein. Die Brunnenſchale iſt alſo zwiſchen 1556 und dem fünfundzwanzigſten September 1564 in Auftrag gegeben worden. Das lehren uns die Wappen und deren Anordnung. Freilich war in dieſem Fall die Löſung des Räthſels dadurch erleichtert, daß über jedem Wappen auch der zugehörige Familienname in den Stein gehauen iſt (nicht der Perſonenname). Doch dieſe Erleichterung iſt ſehr gering. Denn wer ſich einigermaßen mit Wappenkunde beſchäftigt hat, weiß genau, daß es nicht ſchwer iſt, wenn man ein Wappenbild vor ſich hat, an der Hand der großen Nachſchlagewerke feſtzuſtellen, welche Familie dieſes Wappen zu führen berechtigt war. Schwierigkeiten auch dieſer Richtung entſtehen nur dann, wenn mehreren Familien das ſelbe Wappen angehört. Als Beiſpiel führe ich an, daß ſich in der Kirche zu Pforzheim das Grabdenkmal des Markgrafen Ernſt von Baden und ſeiner Gemahlin Urſula von Roſenfels mit Ahnenwappen befindet. Der Umſtand, daß die Familien Boecklin von Boecklinsau und Leutrum von Ertringen das ſelbe Wappen führen, hat zu der irrigen Annahme verleitet, ein Boecklin von Boecklinsau trete unter den Ahnen der Urſula von Roſenfels auf, während mir unzweifelhaft iſt, daß dieſer Ahne ein Leutrum von Ertringen war.

Die Aufgabe, eine ſolche heraldiſche Ahnenprobe ohne Perſonennamen aufzulöſen, könnte man mit der Löſung eines Bilderräthſels vergleichen. Die Methode der Auflöſung kurz zu ſchildern, iſt unmöglich, weil für die Anordnung der Ahnenwappen nicht eine beſtimmte Regel der Reihenfolge

gegolten hat, die sich überall nachweisen läßt; es gab in verschiedenen Gegenden verschiedene Systeme, die Reihenfolge anzuordnen. Vor allen Dingen muß natürlich gefordert werden, daß man unbefangen vor die Aufgabe tritt. Nicht allzu schwer wird gewöhnlich sein, festzustellen, wo die Ahnenprobe anfängt. Sind acht Wappen auf einer Abendmahlskanne angebracht, so wird man annehmen können, daß die Ahnenprobe an der einen Seite des Henkels beginnt und an der anderen Seite endet; denn der Künstler wird die Wappen nicht so angeordnet haben, daß der Henkel der Kanne die Ahnenprobe zerschneidet. Einen weiteren Fingerzeig giebt der Umstand, daß man die Wappen eines Ehepaares und die darüber stehenden Helme, wenigstens in der guten Zeit der Heraldik, einander zuzuneigen pflegte. Die Wappenbilder durften einander nicht den Rücken zukehren. So erkennt man wenigstens die zu einander gehörenden Wappenpaare, also Ehepaare, und kann bald feststellen, daß 8 oder 16 Ahnenwappen aus vier oder acht Ehewappenpaaren bestehen und welchen Familien diese Ehepaare angehörten. Hat man weiter keinen Anhaltspunkt, so muß man nun allerdings an die Genealogien der Familien herantreten und aus der nach dem Stil des Kunstwerkes in Betracht kommenden Zeit zu schließen versuchen, welche ehelichen Verbindungen es zwischen je zwei der Familien gab.

In ähnlicher Weise sind auch Fälschungen festzustellen. Die einfachste Form der Ahnenprobe ist natürlich die zu zwei Ahnen; sie enthält lediglich das Wappen eines Ehepaares. Sind zwei Wappen auf einem Kunstwerk durch Anordnung, Gegeneinanderstellung, Unterbringung unter dem selben Helm oder unter der selben Krone zweifellos als Ehewappen gekennzeichnet und läßt sich nachweisen, daß es eine eheliche Verbindung zwischen den beiden Familien, deren Wappen vorliegt, nie gab, dann liegt eben eine Fälschung vor. So wurde vor einiger Zeit in Berlin eine gemalte Glasscheibe mit den beiden Wappen zweier sehr vornehmen Adelsfamilien zu hohem Preis versteigert. Das Wappenpaar mußte nach der Anordnung ein Ehewappen sein. Eine eheliche Verbindung war zwischen den beiden Familien nachweislich nie geschlossen worden. Die Genealogie beider Familien kann als völlig aufgeklärt gelten, so daß es sich um ein unbekanntes Ehepaar nicht handeln kann. Die Wappenscheibe war also unzweifelhaft eine Fälschung.

Vor einigen Jahren wurde mir ein Messingkasten zur Prüfung der Echtheit vorgelegt. Auf dem Deckel war ein großes Wappen der bekannten Familie von A., auf den vier Seiten waren zusammen acht andere Wappen eingegraben. Aus dieser Anordnung war zu schließen, daß die acht kleineren Wappen eine Ahnenprobe zu acht Ahnen eines Mitgliedes der Familie von A. sein sollten. Es war mir nicht schwer, festzustellen, daß in der Familie von A. eine Ehe, die die aus den acht angebrachten kleinen Wappen ersicht-

liche Ahnenprobe ergeben konnte, nie geschlossen war. Alle denkbaren Möglichkeiten wurden berücksichtigt. Vergebens. Da das Messingkästchen selbst echt schien, mußte also wenigstens die Gravirung gefälscht sein. Durch diese Gravirung wäre, wenn sie echt war, der Werth des Kästchens verzehnfacht worden. Ich gelangte auf diesem rein genealogisch-heraldischen Wege zu der Ueberzeugung, daß eine Fälschung vorliege, und konnte die Familie von A., der das Kästchen zu hohem Preis zum Kauf angeboten wurde, vor beträchtlichem Schaden bewahren. Bald darauf hatte ich die Genugthuung, daß ein Kenner, Professor Emil Doepler der Jüngere, auf Grund der übrigen Ornamente, die in das Kästchen eingravirt waren, die Fälschung als zweifellos erkannte. Diese Ornamente waren nämlich nach einer Ornamentvorlage getreulich kopirt, die erst in unseren Tagen entdeckt worden und in der Zeit, aus der das Messingkästchen selbst stammte, völlig unbekannt war.

Großlichterfelde. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Juristische Ferienkurse.

Der Vortragende Rath im preußischen Justizministerium Professor Dr. Vierhaus hat im vorigen Jahr die Einführung juristischer Ferienkurse angeregt. Die Aufgaben der juristischen Praktiker — so sagte er in einem Artikel der Deutschen Juristen-Zeitung — haben sich in unseren Tagen beträchtlich vermehrt. Um die deutsche Rechtspflege auf der Höhe zu halten, ist es nöthig, die Fortbildung der Richter und Anwälte mehr als bisher zu fördern. „Soll der Jurist den unzähligen Problemen gewappnet gegenübertreten, die die Fortschritte der Technik (immaterielles Güterrecht), die Neubildungen des Wirthschaftlebens (Trusts und Kartelle), die Zuspitzung sozialer Kämpfe (Dienstvertrag, Strike und Aussperrung), die Entstehung neuer Formen des Güteraustausches (Börsenverkehr) aufweisen, so darf er sich nicht mit dem einst erworbenen Rüstzeug juristischer Technik begnügen. Er muß die volle Herrschaft auch über die moderneu Formen jener Technik besitzen. Die Rechtswissenschaft schwebt auch hier in Gefahr, ins Hintertreffen zu gerathen, wenn sie nicht das Beispiel anderer Wissenszweige nachahmt und den Versuch macht, ein dort bewährtes Hilfsmittel in freier Fortbildung sich anzueignen. Es ist die Errichtung akademischer Ferienkurse. Wenn an allen oder an einigen Universitäten während der Gerichtsferien Rechtslehrer in einem etwa zweiwöchigen Kursus über die neusten Erscheinungen des Rechtslebens, über den juristischen Gehalt neuer Gesetze, über neue Probleme der Wissenschaft, endlich über gesetzgeberische Fragen nicht in sich abgeschlossene, alle Einzelheiten umfassende, wohl aber über die wichtigsten leitenden Gedanken unterrichtende Vorträge hielten mit Hinweisen auf Literatur und sonstige Materialien, wenn mit diesen belehrenden Kursen Konversatorien über die erörterten Fragen verbunden würden: so würde in die Kreise der praktischen Juristen ein Bildungstoff und ein Maß von Anregung getragen werden, die sich reichlich lohnen

würden." Im Anschluß an Vierhaus hat sich neuerdings auch der Amtsgerichtsrath Dr. Warnatsch mit großer Wärme für die Errichtung juristischer Fortbildungskurse ausgesprochen. Er fordert, das Wort solle nun in die That umgesetzt werden, und schlägt vor, die ersten Kurse im Herbst dieses Jahres gleichsam als Vorbereitung für den vom neunten bis zwölften September in Berlin stattfindenden Juristentag abzuhalten. Auf diese Anregungen hin hat sich die Redaktion der Deutschen Juristen-Zeitung bereit erklärt, „die Angelegenheit in die Wege zu leiten". Sie will versuchen, „die Veranstaltung von Ferienkursen kurz vor dem Juristentag, also etwa von der zweiten Hälfte des August ab, auszuführen", und fordert die Juristen zu reger Betheiligung auf, um, wenn eine genügende Zahl von Anmeldungen eingegangen ist, einen oder mehrere geeignete Vortragende für die Sache zu gewinnen.

Man wird gegen die Einführung juristischer Ferienkurse gewiß wenig einzuwenden haben. Kein Verständiger zweifelt daran, daß dem juristischen Praktiker die wissenschaftliche Fortbildung dringend noththut, daß er, um nicht zu rosten, ganz und gar nicht rasten darf. So wird man denn einer Einrichtung, die dieser Fortbildung dienen soll und in gewissem Maße auch zu dienen vermag, gern alles Gute wünschen. Nur soll man sich keinen Illusionen hingeben, soll sich vor dem Glauben hüten, daß jetzt mit einem Male ein erlösendes Wort gesprochen und eine befreiende That zu erwarten sei. Der positive, praktische Nutzen der Ferienkurse wird im Gegentheil ganz bescheiden sein; und wenn es wahr ist, daß unserer heutigen Judikatur die Gefahr des Niederganges droht, so können die jetzt emphatisch begrüßten Ferienkurse diese Gefahr nicht abwenden oder auch nur aufhalten.

Zunächst erscheint es verfehlt, die Nothwendigkeit solcher Kurse, wie es regelmäßig zu geschehen pflegt, durch den Hinweis auf ähnliche bei den Medizinern erprobte Einrichtungen beweisen zu wollen. Wenn Adolf Stölzel, der ausgezeichnete Präsident der preußischen Justizprüfungskommission, in einem seiner im Wintersemester 1893/94 an der Universität Berlin gehaltenen Vorträge sagte, die Zuhörer möchten sich die Rechtsfälle, die er mit ihnen erörtern wolle, als Das vorstellen, was für den Mediziner seine Präparate, seine Kranken, seine Leichen seien, und wenn er von seinen Vorlesungen als von einer „juristischen Klinik" sprach, worin lahme Eide, schielende Gründe und Dergleichen behandelt würden, so mag eine solche bildliche Ausdrucksweise erlaubt sein. Doch der Gebrauch der Medizin entlehnter, bei den Juristen neuerdings in Mode gekommener Redewendungen darf nimmermehr dazu führen, zwei so grundverschiedene Disziplinen wie Medizin und Jurisprudenz nach dem selben Rezept behandeln zu wollen. Was jener frommt, taugt deshalb noch lange nicht für diese. Schon der junge Mediziner im ersten Semester weiß, daß eine seiner wichtigsten Aufgaben in einem fleißigen Kollegienbesuch besteht. Aus Büchern allein, und seien sie selbst so fesselnd und glänzend geschrieben wie Joseph Hyrtls „Lehrbuch der Anatomie des Menschen", kann er sein Wissen nicht erwerben. Um ein anschauliches Bild von den Organen des Menschen, von Gestalt, Bau und Lage der Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Nerven und Eingeweide zu bekommen, muß er Leichen seziren und präpariren. Um sich über die Funktionen der einzelnen Organe zu unterrichten, muß er den physiologischen Versuchen

beiwohnen. Um eine richtige Diagnose stellen zu lernen, muß er am Krankenbett sehen, wie man einen Menschen befühlt, behorcht und beklopft, welches Verfahren, welche Mittel man bei der Untersuchung zur Anwendung zu bringen hat. Mit eigenen Augen muß er sich überzeugen, welche pathologisch-anatomischen Veränderungen eine Krankheit bewirkt, welche lokalen Produkte sie hervorruft. Rein theoretisches Studium hilft in der Medizin wenig oder nichts. Anschauung und Uebung geben dem abstrakten Wissen erst Farbe und Leben.

Und was von der Ausbildung des Studenten gesagt ist, gilt — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — auch für die Fortbildung des Arztes. Auch ihm nützt Bücherweisheit nicht viel. Will er sich mit neuen Untersuchungmethoden vertraut machen, sich über den Gebrauch neuer Instrumente, etwa eines neuen Kehlkopfspiegels oder elektro-endoskopischer Beleuchtungapparate unterrichten, will er die Fortschritte der Massagebehandlung, der Elektrotherapie kennen lernen oder sein Wissen auf dem Gebiete der Bakteriologie bereichern, so muß er wieder in den Hörsaal, in das Demonstrationzimmer des Dozenten treten, muß sich das von der alten Uebung abweichende Verfahren sammt allen erforderlichen Handgriffen und technischen Mitteln zeigen lassen, muß — mit anderen Worten — an medizinischen Fortbildungskursen theilnehmen, deren Schwerpunkt nicht in akademischen Vorträgen, sondern im Anschauungunterricht und in praktischen Uebungen liegt. In der Rechtswissenschaft sind die Verhältnisse völlig anders. Ob der junge Jurist sein Wissen aus Büchern zu erlernen vermag, braucht hier nicht untersucht zu werden. Daß aber der wissenschaftlich herangebildete, durch seine Berufsthätigkeit erfahrene Richter oder Anwalt sich über die neuen Rechtsgebilde und Rechtsprobleme eben so gut aus Zeitschriften und Büchern orientiren kann wie aus Vorlesungen und Besprechungen während eines zweiwöchigen Kurses, ist klar. Juristische Ferienkurse, die von Theoretikern abgehalten werden, können Praktikern nichts Anderes und nicht mehr bieten, als es die juristische Literatur vermag. Und auch nicht einmal insofern, als das lebendige Wort stärker wirkt als der tote Buchstabe, verdienen jene Kurse vor dem Studium der Fachliteratur den Vorzug. Denn für wissenschaftliche Themata gilt erst recht die alte Gassenweisheit: das gesprochene Wort verhallt und wird vergessen, den Inhalt einer gedruckten Abhandlung dagegen kann man sich stets ins Gedächtniß zurückrufen. Auch wende man nicht ein, es sei den meisten juristischen Praktikern nicht möglich, die Fachliteratur zu verfolgen und so mit der Theorie in Fühlung zu bleiben, da Zeit und der Kostenpunkt hier ein unerbittliches Halt zuriefen. Noch vor einem Jahrzehnt mag dieser Einwand berechtigt gewesen sein; heute ist ers nicht mehr. Die juristische Literatur bestand bis zum Jahre 1896 — so weit nicht Monographien in Frage kommen — aus Spezialblättern, die sich entweder der Entwickelung eines bestimmten Zweiges der Rechtswissenschaft (des Handelsrechtes, des Strafrechtes) widmeten oder die Förderung eines der damals in Geltung befindlichen Sonderrechte zum Zwecke hatten. Diese Zeitschriften waren recht eigentlich gelehrte Erzeugnisse und enthielten zwar regelmäßig sehr umfangreiche wissenschaftliche Aufsätze, trugen dagegen den Interessen und Bedürfnissen der Praxis nur in geringem Maße Rechnung. Ihre großen wissenschaftlichen Abhandlungen hielten sich von doktrinärer Weitschweifigkeit nicht immer frei; und für den vielbeschäftigten Richter oder Anwalt, dem

das eine oder andere dieſer Spezialblätter zur Verfügung ſtand, war es oft wirklich eine ſchwere Aufgabe, ſich in die detaillirten, gründlichen, aber nicht immer feſſelnd geſchriebenen Erörterungen zu vertiefen. Da wurden in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre zwei Fachblätter gegründet, die weſentlich andere Zwecke verfolgten als alle früheren und in der juriſtiſchen Literatur eine völlig neue Zeitſchriftengattung zur Geltung brachten: die „Deutſche Juriſten Zeitung“ und „Das Recht“. Dieſe Blätter weichen von den älteren rechtswiſſenſchaftlichen Zeitſchriften namentlich dadurch ab, daß ſie ſich von jedem Spezialismus fern halten und die ſämmtlichen das Rechtsleben irgendwie berührenden Gegenſtände in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen. An keiner bedeutſamen juriſtiſchen Frage gehen ſie achtlos vorüber; und da ſie ſich einer einfachen, ſchlichten Ausdrucksweiſe befleißen, ſo wird der Juriſt, der ſich in ihnen über Rechtsfragen orientirt, ſchwerlich mit Jung Werner ſeufzen:

Römiſch Recht, gedenk ich Deiner,
Liegts wie Albdruck auf dem Herzen,
Liegts wie Mühlſtein mir im Magen,
Iſt der Kopf mir brettvernagelt.

Es giebt heute alſo vorzügliche Mittel, die verhüten können, daß der in der Praxis ſtehende Juriſt der Rückſtändigkeit verfällt. Lieſt er eine der genannten Fachzeitſchriften oder, beſſer noch, beide und ſieht er ſich daneben noch in der doch immerhin die eine oder andere Neuerſcheinung enthaltenden Gerichtsbibliothek um, ſo wird ihm nicht leicht ein die Zeit bewegendes juriſtiſches Problem verborgen bleiben; auf alle der Beachtung werthen Fragen des Rechtslebens wird er hingewieſen und über den Stand und die Aufgaben ſeiner Wiſſenſchaft wird er ſtets gut und gründlich unterrichtet ſein. Will er dann einen beſtimmten Gegenſtand, der ihn beſonders wichtig oder intereſſant dünkt, noch genauer verfolgen und erforſchen, ſo können ihm auch hier die „Deutſche Juriſten-Zeitung“ und „Das Recht“ als Führer und Wegweiſer dienen, da die Juriſtenzeitung eine ſehr ſorgfältig zuſammengeſtellte Literaturüberſicht bringt und „Das Recht“ nicht nur eine Bücherſchau hat, ſondern auch über den Inhalt aller bedeutſamen Fachzeitſchriften berichtet. Auch ohne den koſtſpieligen Beſuch von Ferienkurſen iſt alſo dem Richter und Anwalt Gelegenheit gegeben, ſich die Rüſtzeuge zu verſchaffen, mit denen gewappnet er den neuen Aufgaben der Wiſſenſchaft erfolgreich entgegenzutreten vermag.

Nothwendig ſind die Kurſe alſo nicht. Und auch der Gewinn, den ſie bringen werden, wird ſich in beſcheidenen Grenzen bewegen. Aller Vorausſicht nach werden ſich zu den Kurſen in erſter Linie die Juriſten einfinden, die von dem ernſten Beſtreben erfüllt ſind, ihr Wiſſen zu erweitern und zu vertiefen. Gerade ſie aber verſchaffen auch heute ſchon, ohne Ferienkurſe, durch geeignete Lecture ſich dieſe Bereicherung. Und die Anderen, die herbeieilen, weil die Kurſe zu zweiwöchigem Aufenthalt in Berlin die erſehnte Gelegenheit bieten, werden . . . nun, ſie werden durch den Ferienunterricht ohne Zweifel die Förderung erfahren, nach der ſie inbrünſtig verlangen.

Chemnitz. Landrichter a. D. Ernſt Mumm.

Chamberlain als Erzieher.*)

Die Haupttendenz Chamberlains macht begreiflich, daß ethnographische Exkurse einen großen Raum in seinem Werk einnehmen. Er behandelt Rassenunterschiede mit dem selben Respekt, mit dem die Metaphysiker früher ihre Windeier, die Entitäten, behandelten. Sie begründen nach ihm absolute Verschiedenheiten der seelischen Anlagen, erzeugen Weltanschauungen, die durch Klüfte geschieden sind. Jeder seiner Begriffe schillert zwar in allen Farben, aber durch alle Nuancenverschiedenheiten und Widersprüche blickt das heiße Bemühen, die Begriffe, „Arisch" „Indogermanisch", „Slavokeltogermanisch", „Semitisch", „Mongolisch" als kontradiktorische zu erweisen. In tausend Wendungen wird die „unvergleichliche Bedeutung" der Rasse hervorgehoben. „Am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts durfte ein Gelehrter noch nicht wissen, daß die Form des Kopfes und die Struktur des Gehirnes auf die Form und Struktur der Gedanken von ganz entscheidendem Einfluß sind, so daß der Einfluß der Umgebung, wenn er noch so groß angeschlagen wird, doch durch diese Initialthatsachen der physischen Anlagen an bestimmte Fähigkeiten und Möglichkeiten gebunden wird. O Mittelalter! Wann wird Deine Macht von uns weichen? Wann werden die Menschen begreifen, daß Gestalt nicht ein gleichgiltiger Zufall ist, sondern ein Ausdruck des innersten Wesens?..." Es ist daher, wie man sieht, von allergrößter Bedeutung, zu erkunden, welcher Rasse ein großer Mann — zum Beispiel Jesus von Nazareth, die mächtigste Individualität, die je gelebt hat — angehörte. Die Entscheidung Révilles und Renans: „Christus war Jude" ist entweder ein Zeichen von Dummheit oder bewußte Lüge: Renan wußte es besser, verschwieg aber, aus Gefälligkeit gegen die ihm befreundete Alliance Israélite, die unbequeme Wahrheit, daß Jesus kein rassereiner Jude gewesen sein kann. Man beachte, daß Jude und Semit nicht gleichwerthige Begriffe sind. Doch soll die Wahrscheinlichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaumes groß sein, damit nämlich erklärlich werde: daß von Anfang an Etwas vom — Arier in ihm steckte; daß seine Leistung, das Christenthum, in die — indoeuropäische Geistesrichtung falle. Bei Paulus ruhen These und Beweis auf ähnlichen Fundamenten. Es möchte scheinen, daß hier, wie in unzähligen anderen Fällen, die Rassenzugehörigkeit aus moralischen Merkmalen zuertheilt werde. Der Beweis verläuft dann, im angezogenen Fall, etwa so: Jahrtausende vor Christo hat der Rigveda den Kern seiner Lehre ausgesprochen („Die Wurzelung des Seienden fanden die Weisen im Herzen"). Nun mangelt den Juden, als geborenen Rationalisten mit abnorm stark entwickeltem Willen, gerade dieser religiöse Instinkt, „den Kern der Natur des Menschen im Herzen zu suchen", in auffallendem Maße. Also

*) S. „Zukunft" vom 12. Juli 1902.

laſſe ſich rückwärts von den plis de la pensée auf die Gehirnwindungen und die entſprechende „organiſche Geiſtesanlage“ ſchließen. Wo alſo die anthropologiſchen Beweiſe fehlen, treten die moraliſchen ſtellvertretend ein. Der Verfaſſer ließ uns glauben, daß charakterologiſche Behauptungen („moraliſches Arierthum“, „moraliſches Semitenthum“) zunächſt anthropologiſch (oder zoologiſch) bewieſen werden können. Der Beweis ſtößt auf unüberwindbare Schwierigkeiten. Nun wird plötzlich das Verfahren umgekehrt: die Behauptung wird zoologiſch, der Beweis moraliſch. Beide Verfahrensarten ſtehen aber, in behaglich naivem Wechſel, dicht neben einander. Réville hatte behauptet: der Menſch gehöre der Nation an, aus deren Mitte er hervorgegangen ſei. Dieſe Anſchauung rügt Chamberlain als abſurd. Wird aber durch die Forſchungen von Anthropologen und Linguiſten (Ratzel, Topinard, Uſſalvi, Reinach) die Exiſtenz einer ariſchen Raſſe ſtark in Zweifel gezogen, ſo zieht ſich Chamberlain aus dem nüchternen Bereich der Schädelmeſſungen und philologiſchen Tüfteleien flugs in die Sphäre eines moraliſchen Arierthumes zurück: „Die Verwandtſchaft im Denken und im Fühlen bedeutet auf alle Fälle eine Zuſammengehörigkeit.“ Behauptet Jhering, „der große Rechtslehrer“, die angeerbte phyſiſche Struktur des Menſchen — „denn Das iſt wohl doch, was der Begriff Raſſe bezeichnen ſoll“ — habe gar keinen Einfluß auf ſeinen Charakter, ſondern einzig die geographiſche Umgebung, ſo daß der Arier, nach Meſopotamien verpflanzt, eo ipso Semit geworden wäre, ſo wird Chamberlain einfach grob. Handelt es ſich um die Exiſtenz der hypothetiſchen Arier, ſo muß Chamberlain, bei ſeiner genauen Kenntniß der wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der ſomatiſchen Anthropologie und Linguiſtik, zugeben, daß die Arier höchſt wahrſcheinlich gar kein Urvolk, ſondern eine Erfindung der Studirſtube ſeien; beſonders, ſeit erwieſen iſt, daß die Völker, die wir unter dem Namen „Arier“ zuſammenzufaſſen pflegen, den verſchiedenſten Schädelbau und verſchiedene Farben der Haut, der Haare und der Augen aufweiſen, alſo von gleicher angeerbter phyſiſcher Struktur nicht die Rede ſein kann. Aber Das war doch wohl, was der Begriff Raſſe bezeichnen ſoll? An anderen Stellen wird auf Darwins free crossing obliterates character — fortdauernde Blutmiſchung richtet die ſtärkſte Raſſe zu Grunde — verwieſen, auf D'Jſraelis Erkärung: „Raſſe iſt Alles: es giebt keine andere Wahrheit. Und jede Raſſe muß zu Grunde gehen, die ihr Blut ſorglos Vermiſchungen hingiebt“, auf die Geſchichte der Juden, unter denen durch die Exile und die fortwährende Ausſcheidung minderwerthiger Elemente in die Diaſpora eine fortwährende Zuchtwahl den Durchſchnittscharakter befeſtigte und erhöhte, beſonders auf die Ergebniſſe der Thierzüchtung, um zu beweiſen, daß edle Raſſen nicht aus beliebiger Vermengung, ſondern aus den nahverwandten Typen edler, reinen Raſſen gezüchtet werden. Dieſe Ausführungen im Kapitel „Völkerchaos“ ſind reich

an fesselnden Bemerkungen und scharfsinnigen Kombinationen, die, gestützt auf eingehende geschichtliche Studien, in der Aufstellung von vier Grundgesetzen gipfeln, die die Entstehung edler Rassen beherrschen sollen. Das sind 1. vortreffliches Material; 2. Inzucht; 3. Zuchtwahl; 4. beschränkte Blutmischung zwischen nächstverwandten Elementen. Es giebt, scheint Chamberlain zu meinen, eine anthropologische Affinitätskala unter den verschiedenen Völkerstämmen. Da aber stoßen wir plötzlich auf das Zugeständniß: die Forschung häufe täglich neues Material, das wahrscheinlich mache, daß ganz unverwandte Typen (Virchows berühmte Praekelten, nach Hueppe, Ammon und Anderen: Turanier) von je her in unseren heutigen, sogenannten arischen Nationen reichlich vertreten seien, „wonach man höchstens von einzelnen Individuen, nimmer von einem ganzen Volk sagen dürfte, es sei arisch." Thatsächlich geht, nach den neusten anthropologischen Untersuchungen, das typisch Germanische (der Längsschädel, der hohe Wuchs, blondes Haar, blaue oder graue Augen) immer mehr zurück, das Turanische nimmt immer mehr zu. Für Baden sollen die Gräberfunde aus der Zeit der Völkerwanderung für diese 69,2 Prozent Langköpfe, 9,4 Prozent Rundköpfe ergeben haben; jetzt ist das Verhältniß wie 10,4 (L) zu 40,3 (R). Nach Hueppe sind rein arisch, treffen also alle Merkmale der reinen Rasse zusammen bei 1,45 Prozent; rein turanisch sind 0,39. Ein typisch taciteischer Germane ist daher in Baden eine rein atavistische Erscheinung. Das scheint zu beweisen, daß die heute führenden Kulturnationen (die indogermanischen) aus der Vermengung anthropologisch ferner und fremder Elemente entstanden sind. Ammon folgert — aus Einzelheiten, auf die ich hier nicht näher eingehen kann —, daß in den oberen Schichten der Bevölkerung, den führenden Klassen, der germanische Typus überwiege und daß ihnen die ganze geleistete Kulturarbeit gutzuschreiben sei. Aehnlich Chamberlain. Er scheint zu meinen, daß, ehe der Aberglaube an „gleiche Menschen" den sozialen und ethnographischen Mischmasch erzeugt habe, die Herrenrasse der ethnographisch minderwerthigen Rasse differenzirt gegenübergestanden und ihr mit ihrem Erbreichthum an Kraft, an Seele, an Geist, an Kulturtrieben ihre Werthe, ihre Lebensoptik aufgezwungen habe. Der Kampf, den das Germanenthum in ganz Europa gegen seine Feinde auszufechten hat, von denen es sich überall bedroht sieht, ist schon nicht mehr ein Kampf zwischen feindlichen Brüdern, sondern zwischen feindlichen Rassen, wobei nicht an die paar Juden, sondern an die europäische unarische Urbevölkerung und die Mestizen aus dem Völkerchaos zu denken ist. Es ist ein Kampf gegen die Ueberherrschaft der Heerdeninstinkte der Sklavenrassen. „Aber Ihr habt die Zahl für Euch, und insofern Ihr tyrannisirt, wollen wir Euch den Krieg machen." Wir stecken manchmal wirklich schon tief im Nietzsche drin; natürlich lehnt ihn Chamberlain mit Entrüstung ab: er weiß

nicht, wie sehr er mit seinem Werthunterschiede physiologisch begründenden Rassenfanatismus sich ihm nähert. Germanisch ist gleichbedeutend mit Aristokratisch; und daß der Aristokratismus die Zahl, die Vielzuvielen, gegen sich hat, versteht sich. Der Germane ist der ethnographische Uebermensch, begabt mit einem Uebermaß von Kraft für Schönheit, Tapferkeit und Kultur, — freilich auch für Moral und Civilisation: was bei Nietzsche sich ausschließt, läuft bei Chamberlain scheinbar einträchtig neben einander her. Uebrigens ist es nur natürlich, daß Nietzsche dem Ausnahmemenschen die Ausnahmerasse an die Seite stellt; doch ist die Verwerthung des Gedankens durch Abgründe von der bei Chamberlain getrennt: sein Mensch der Zukunft ist europäisirt und entnationalisirt; seine Kraft liegt in der Emanzipation von den nationalen Vorurtheilen (Heerdeninstinkten); sein Vorrecht ist ein unvergleichliches Geschenk der individualisirenden Natur. Chamberlain dagegen sieht die andere Seite des Verhältnisses und sagt sehr schön: Das menschliche Individuum kann nicht als Brettstein beliebig vertauscht werden, sondern nur als Theil eines organischen Ganzen sein Bestes geben, seine höchste Bestimmung erfüllen. Das aber konnte Ziel erst werden nach dem Durchgang durch eine nationalitätlose Zeit; durch eine Zeit, in der die germanischen Staatenbildner ihre Ideale, ihre Kultur aus Hellas und Judäa bezogen und als Glieder der allumfassenden Kirche das Organisiren lernten. Es grenzt daher schon fast an Blindheit, das „aus der Rassenvermischung und dem antinationalen Universalwahn hervorgegangenen Chaos" ausschließlich für eine Quelle des Unheils zu halten. Schon deshalb irrt diese Auffassung, weil Jeder fühlt, daß der Nationalismus höchstes Ziel nur bleiben kann, wenn zwischen den nationalen Instinkten und den durch Christenthum, moderne Wissenschaft und kapitalistische Verkehrswirthschaft erzeugten und wachgehaltenen kosmopolitischen Bedürfnissen des differenzirteren Europäers ein anderer Ausgleich gefunden wird als der durch nationalen Terrorismus dekretirte.

Nun: über dieses ungeheure Problem, die Quelle der tiefsten politischen Zeitfragen, sieht Chamberlain hinweg. Er stellt dafür die Bedeutung der „reinen, edlen" Rasse in den Vordergrund. Als er sieht, daß dieser Begriff, in Folge des uns bekannten ethnographischen Thatsachenbefundes, sich nicht glatt konstruiren läßt und in das dornigste Gebiet moderner Wissenschaft führt, giebt er der Wissenschaft für einmal ungnädigen Abschied und bescheidet sich: „Ist nicht Rasse Menschen im Herzen?" Rasse: Das heißt: Nation. Das ist zwar etwas ganz Anderes, da diese, bei politisch-geographischer Abgeschlossenheit, thatsächlich eine sogenannte völkerpsychologische Einheit bilden kann, es aber in ganz Europa keine einzige Nation giebt, die nicht aus ethnographisch heterogenen Bestandtheilen gemischt wäre. Erst hieß es: nur die aus nah verwandten Elementen entstandene Rasse gebe Größe, gebe Ueber-

ſchwängliches. Jetzt muß dieſes Ueberſchwängliche ſchon die Nation verleihen. Das Reſultat ſcheint mager; aber „eine der verhängnißvollſten Verirrungen unſerer Zeit iſt die, die uns dazu treibt, den ſogenannten ‚Ergebniſſen' der Wiſſenſchaft ein Uebergewicht in unſeren Urtheilen einzuräumen." Mit dieſem Ausfall à la Brunetière nimmt zwar unſer Gewährsmann den Wind aus den Segeln des Schiffleins, auf dem er durchs Leben zu ſteuern verſprach; und es wäre ein Leichtes, Hunderte ſeiner markanteſten Stellen gegen ihn zeugen zu laſſen. Aber ich denke nicht daran, ihm dieſe biedermänniſche Argumentation zu verübeln; wenn nur das Thema ſo behandelt würde, daß das erſtrebte Ziel: Kulturgeſchichte aus raſſenphyſiologiſchen Geſichtspunkten neu zu konſtruiren, eine neue Werthſkala auf dieſer Grundlage zu errichten, konſequent im Vordergrunde bliebe. Raſſe — oder Nation?! — ſei Alles: Einheit der Herkunft wie Gleichheit des Zieles; das Band, das die ungleichſten Kräfte, das Genie und Heerdenmenſchen in die gleiche überindividuelle Richtung ſpannt; der unergründliche Untergrund, aus dem ſich das „Weſentliche" an den Handlungen, Ueberzeugungen, Glaubensvorſtellungen der Einzelnen „erklären" oder ableiten und dieſem die nationale Gebundenheit als nothwendige Beſtimmung, als Quelle und Norm ſeiner Aufgaben, als Quinteſſenz ſeiner „Menſchenrechte" ewig vorhalten läßt. Der Leſer fühlt, hoffentlich mit Abſcheu, welcher Abgrund zwiſchen dieſer phyſiologiſchen Geſchichtphiloſophie und dem anarchiſtiſchen Grundſatz Fichtes klafft: „Das Ich iſt Alles". Der edelgezüchtete Menſch, der im Ideengeſtrüpp ſtrauchelt, achte nur auf ſeinen Raſſeninſtinkt; der trügt und belügt nicht, „die Tyche ſeines Stammes weicht nicht von ſeiner Seite: ſie trägt ihn, wo ſein Fuß wankt, ſie warnt ihn, wie der ſokratiſche Daimon, wo er im Begriff ſteht, auf Irrwege zu gerathen, ſie fordert Gehorſam und zwingt ihn oft zu Handlungen, die er, weil er ihre Möglichkeit nicht begriff, niemals zu unternehmen gewagt hätte" (Goethe). Alſo keineswegs das Allgemeinmenſchliche, ſondern das hiſtoriſch und anthropologiſch Bedingte macht ſelig, — die Umkehrung des fichtiſchen Satzes: „Nur das Metaphyſiſche, keineswegs aber das Hiſtoriſche, macht ſelig." Aus dieſer Präformation und Prädeſtination der individuellen Seele giebt es nach unſerem Gewährsmann kein Entrinnen, wenigſtens dem Prinzip nach; denn er muß an ſehr markanten Stellen wieder zugeben, daß dieſer ſo unerbittliche Mechanismus der phyſiologiſchen Natur ſich doch durchlöchern laſſe, muß betrübt vermerken, „wie ſpäter gerade Germanen ſich umgarnen und zu Rittern der antigermaniſchen Mächte machen ließen." Eine Natur, die das Gegentheil von Dem wirken kann, was ſie wollen muß, — vor ſolchem Gedanken wird Einem bang. Doch laſſen wir die Anforderungen jener „logiſchen Pünktlichkeit" der Begriffe, die Kant an Herders Ideen bekanntlich ſo ſchmerzlich vermißt hat. Welcher Tendenz ſie geopfert wird, bleibt ſtets deutlich. Und

wenn wir bei Fichte, dem alternden, seine Weltanschauung endgiltig formulirenden, die Aeußerung finden: „Mögen die Erdgeborenen, die in der Erdscholle, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben: sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt; der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht", so wird gesunder Rasseninstinkt sie sofort als die eines unarischen Geistes erkennen und in Bann thun. Man beachte wohl: in dieser Rassenprädestinationlehre, in dieser Abwehr aller freien Willensbestimmung (Autonomie der Vernunft) steckt der reinste Naturalismus, der allergröbste Materialismus, der irgendwo und irgendwann zu geschichtphilosophischem Gebrauch gelehrt wurde. Houston Stewart Chamberlain bekennt ihn . . .

Aber nur den? Ich setze eine Stelle her, keine von den vielen, die von einem Augenblick geboren, vom nächsten verschlungen werden; sondern einen Wegweiser durch Chamberlains Ideenland, einen höchsten Aussichtsthurm über Welt, Leben, Geschichte. „Die Geburt Jesu Christi ist nun das wichtigste Datum der gesammten Geschichte der Menschheit. Keine Schlacht, kein Regierungantritt, kein Naturphänomen, keine Entdeckung besitzt eine Bedeutung, die mit dem kurzen Erdenleben des Galiläers verglichen werden könnte; eine fast zweitausendjährige Geschichte beweist es und noch immer haben wir kaum die Schwelle des Christenthumes betreten. Es ist tief innerlich berechtigt, wenn wir jenes Jahr das erste nennen und wenn wir von ihm aus unsere Zeit rechnen. Ja, in einem gewissen Sinn dürfte man wohl sagen, eigentliche ‚Geschichte' beginne erst mit Christi Geburt. Die Völker, die heute noch nicht zum Christenthum gehören — die Chinesen, die Inder, die Türken u. s. w. —, haben Alle heute noch keine wahre Geschichte, sondern kennen auf der einen Seite nur eine Chronik von Herrscherhäusern, Metzeleien und Dergleichen, auf der anderen nur das stille, ergebene, fast thiermäßig glückliche Hinleben ungezählter Millionen, die spurlos in der Nacht der Zeiten untergehen. Ob das Reich der Pharaonen im Jahr 3285 vor Christo oder im Jahr 32850 gegründet wurde, ist an und für sich belanglos; Egypten unter einem Ramses zu kennen, ist das Selbe, als kenne man es unter allen fünfzehn Rameſſiden. Eben so verhält es sich mit den anderen vorchristlichen Völkern (mit Ausnahme jener drei, die zu unserer christlichen Epoche in organischer Beziehung stehen und von denen ich gleich reden werde): ihre Kultur, ihre Kunst, ihre Religion, kurz, ihr Zustand mögen uns interessiren, ja, Errungenschaften ihres Geistes oder ihrer Industrie können zu werthvollen Bestandtheilen unsereres eigenen Lebens geworden sein, . . . ihrer Geschichte jedoch, rein als solcher, fehlt das Moment der moralischen Größe, jenes Moment, durch das der einzelne Mensch veranlaßt wird, sich seiner Individualität im Gegensatz zur umgebenden Welt bewußt zu werden,

um dann wieder — wie Ebbe und Fluth — die Welt, die er in der eigenen Bruſt entdeckt hat, zur Geſtaltung jener äußeren zu verwenden. Der ariſche Inder zum Beiſpiel, in metaphyſiſcher Beziehung unſtreitig der begabteſte Menſch, den es je gegeben, und allen heutigen Völkern in dieſer Beziehung weit überlegen, bleibt bei der inneren Erleuchtung ſtehen: er geſtaltet nicht, er iſt nicht Künſtler, er iſt nicht Reformator, es genügt ihm, ruhig zu leben und erlöſt zu ſterben, — er hat keine Geſchichte.“ Die Erſcheinung Chriſti gewinnt ſo die entſcheidende Bedeutung einer markanten Zeitſcheide und eines oberſten Werthmeſſers: ſie ſcheidet die Zeiten in nachchriſtliche und vorchriſtliche und ſtempelt den Thatſachen ihren Werth auf, je nach dem Mehr oder Weniger ihres chriſtlichen Charakters. Daß Thatſachen des europäiſchen Kulturkreiſes einen Kulturwerth haben können ohne eine poſitive Beziehung zum Chriſtenthum, leugnet Chamberlain in dem allerwichtigſten Kapitel ſeines Werkes, das der Erſcheinung Chriſti gewidmet iſt. Die Kapitel über Religion und Weltanſchauung bewegen ſich in ähnlichen Vorſtellungen. Kultur iſt nur dort vorhanden, wo ſie von der inneren Erfahrung her beſtimmt iſt. Jeder weiß, von welchen Urthatſachen dieſe ausgeht (vom Sündentrieb und dem Bedürfniß nach Erlöſung von ihm), und daß ſie eine Aenderung der Willensrichtung herbeizuführen trachtet: eine Abkehr vom Sinnlichen, eine Erlöſung durch den Glauben, eine Befreiung durch die Gnade. Man weiß, wie durch dieſes Verhältniß zur angeborenen Natur alle Lebenswerthe unter eine neue Optik geſtellt ſind; und wer nicht einſieht, daß dadurch aus der Werthbetrachtung und Werthordnung alle ethnographiſchen und anthropologiſchen Beſtimmungsgründe ausgeſchieden werden, wer nicht begreift, daß die chriſtliche Werthſkala raum- und zeitlos iſt, daß ſie überall und immer gilt und, prinzipiell wenigſtens, zu den von unten, von den Sinnen, dem Fleiſch, dem Sündentrieb aus geſchaffenen Lebensordnungen in einen unüberbrückbar feindlichen Gegenſatz tritt, dieſe prinzipiell verurtheilen muß, — mit Dem iſt ernſtlich nicht zu reden.

C'est à tes jugements à prouver tes idées; und umgekehrt. Ich widerſtehe der Verſuchung, Ideen und Urtheile Chamberlains noch eingehender zu prüfen, obwohl ein Buch von Notizen dazu lockt; ich wünſche mir keine Leſer, die durch das mitgetheilte Nebeneinander kontradiktoriſcher Gedanken und Bekenntniſſe nicht längſt ſchon zum Verzicht auf die Hoffnung veranlaßt worden ſind, Etwas wie einheitliche Weltanſchauung oder, beſcheidener, einheitliche Maßſtäbe zur Beurtheilung des bisherigen Kulturverlaufes und der Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts von Chamberlain zu erhalten. Seine Millionen Worte gravitiren nach zwei Polen: dem transſzendent ſittlichen und dem materiell ſinnlichen, ſeiner Verleugnung. Es gilt, eine Weltanſchauung zu konſtruiren. Aus welchem Material? Vom Boden aus oder

vom Himmel her? Vom Blute aus oder von der Idee her? Vom engen Bezirk der Raſſe oder von der Menſchheit her? Und ſind unſere Werthe ethnographiſch determinirt oder nach Herkunft und Beſtimmung überindividuell? Auf jede dieſer Fragen antwortet unſer Gewährsmann mit einem unentwirrbaren Knäuel von Ja und Nein, von Nein und Ja. Aber nicht in der Art eines Eklektikers, der entgegengeſetzte Standpunkte zu vereinen, in einer Syntheſe die Gegenſätze aufzuheben ſtrebt. Das kann er nicht, da er ſie mit äußerſter Vehemenz als abſolute, als in der Sache, nicht im Worte liegend, darſtellt. Er ſagt: Seit dem Eintritt der Germanen in die Weltgeſchichte pfropft ſich ihrer Art, ihrer ganz eigen gebildeten Sitte eine fremde Lebens- und Werthbetrachtung auf: die chriſtlich-orientaliſche. Die meiſten inneren Erſchütterungen, faſt alle Reformationen und Revolutionen ſtammen daher, — daher, daß dieſe Werthbetrachtung gewiſſermaßen dem Kreislauf des germaniſchen Blutes zuwider läuft; daß die neue Sittlichkeit wie ein Fremdkörper im Blute empfunden wird; daß die nazareniſche Lebensſtimmung mit der thatſächlichen Entwickelung der Kultur und Civiliſation bei den germaniſchen Völkern nicht eigentlich verträglich iſt. Nun kann man dieſe Entwickelung als Verſuch darſtellen, dieſen Fremdkörper auszuſcheiden. Nietzſche unternimmt dieſen Verſuch, — im Grunde konſequent, da er außer Stande iſt, irgend welche wohlthätige kulturfördernde Beziehung zwiſchen „jaſagenden" Raſſen und Individuen und dem Chriſtenthum anzuerkennen. Die von Saft und Kraft ſtrotzenden Stellen im Chamberlain, Perioden von großer Wucht, weiſen in die ſelbe Richtung, verrathen eine ähnliche Gemüthsſtimmung allem Ungermaniſchen gegenüber: ſein Blut, ſeine angeborenen Inſtinkte empören ſich gleichſam gegen den Orient als Lichtbringer: Ex septentrione lux, ruft er frohlockend. Eine Aſſimilation kann nur dann eintreten, iſt prinzipiell nur dann möglich, wenn der occidentale und der orientaliſche Menſch unter der Kruſte verſchiedener Eigenſchaften eine ähnlich beſchaffene und bedürftige Pſyche haben. Kants höchſte Normen und Werthe ſind zeit- und raumlos. Eben ſo Platons. Eben ſo Spinozas; Chamberlain freilich hält ihn für einen typiſch unariſchen Geiſt, citirt, um deſſen Rechtsvorſtellungen als unariſche zu brandmarken, einige Sätze der Ethik, interpretirt ſie in einer Sinn und Zuſammenhang lächerlich entſtellenden Weiſe und kann überhaupt nie die Neigung unterdrücken, dieſen unjüdiſchſten aller großen Juden, dieſes unvergleichlich hohe und reine, von Leſſing, Goethe, Herder, Schleiermacher, Fichte, Schelling und den erleſenſten ihrer deutſchen Geſinnungsgenoſſen vergötterte Philoſophengemüth wie „einen toten Hund" zu behandeln, ohne im Geringſten zu ahnen, daß die angeſchwärzten Stellen faſt bis auf den Wortlaut von ſeinem Landsmann Thomas Hobbes aus Malmesbury ſtammen. Aber Jeſus Chriſtus gilt ihm doch mehr als Alle und Alles: und daß ein

Mann, der mit so viel Geist, Liebe und Hingabe sich in Christi Lehre und Leben versenkt hat, ihre absolute Unverträglichkeit mit allem Anthropologischen und Ethnographischen nicht herausgefühlt hat, wird stets ein psychologisches Räthsel bleiben. Ja, wo er sich von seinen Instinkten treiben läßt, protestirt Chamberlain, wie immer wieder betont werden muß, eigentlich fortwährend gegen die platonische und christliche Anschauung, die er doch wieder der spezifisch germanischen Weltbetrachtung zu Grunde legt. Er konstatirt, scheinbar mit heimlicher Freude, daß da und dort unter christlichem Gewande heidnische Vorstellungen fortleben. Er stellt das seit anderthalb Jahrtausenden am Marke der germanischen Völker zehrende Antigermanische immer so dar, als ob es wie durch eine Pest aus dem Orient eingeschleppt sei; der Leser wird sich erinnern, daß römische Historiker (Rutilius) unter solchem Bilde des Nazareners Lehre darzustellen liebten. Warm, tief und leidenschaftlich bewegt wird sein Vortrag erst da, wo er den kräftigen, aber stacheligen Wildwuchs heimischer Sitte schildert, ihre kriegerisch robuste Kraft, ihren Drang, zu gestalten, sich auszubreiten, über Dinge und Menschen zu herrschen, ihren Hang nach Abenteuern und Entdeckungen, die Diesseitigkeit ihrer Wünsche und Hoffnungen, die gleichsam physiologische Herkunft ihrer Schätzungen und Werthe. Es ist verblüffend, plötzlich zu vernehmen: zum eigentlichen „urchristlichen" Protestantismus hätten die Germanen keine Anlage, der sei Erzeugniß des Paulus und der Pauliniſten; — verblüffend, weil tausend andere Stellen gegen solche Ergüsse protestiren. Aber man sieht, wo alles Das hinaus will, hinaus muß: auf die Konstruktion weltbejahender Werthe, auf die Leugnung der Erlösungmoral und ihrer Jenseitigkeiten, auf den übrigens mit nicht geringem Erfolg unternommenen Nachweis, daß die mit Phantasie so stark begabten Germanen die heutigen Träger aller Civilisation und Kultur seien. Man begreift nun, wie Chamberlain entzückt Beethovens Wort reproduziren konnte: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor Anderen auszeichnen". Bei der Bildung der Nationalstaaten im Mittelalter wird die Wirksamkeit dieses Prinzipes so dargelegt, daß sich der Leser an Napoleons berüchtigtes Wort erinnert fühlt: „Die Gesetze gleichen den Standbildern gewisser Gottheiten: man verhüllt sie bei manchen Gelegenheiten". Aber schade: nicht lange dürfen wir dies Schauspiel einheitlicher Kulturbetrachtung genießen; bald schwimmen wir wieder in moralinsaurem Wasser; die Rassenzuchtwahl, die ethnographischen Werthe werden über den Haufen gerannt und das Panier der transszendenten, vom Jenseits stammenden, ins Jenseits führenden Weltanschauung flattert von allen Zinnen des Gedankenbaues. Ex oriente lux. Es ist tröstlich, daß der Verfasser auf dem Umweg über tausend Seiten Großoktav zum alten Bekenntniß sich zurückfindet. Aber wozu dann der Lärm?

Dr. Samuel Saenger.

Selbstanzeigen.

Die Grundsätze und das Wesen des Unendlichen in der Mathematik und Philosophie. B. G. Teubners Verlag.

Seit undenklichen Zeiten macht der Menschheit die Anschauung und der Begriff der Unendlichkeit zu schaffen. Die Unendlichkeit des Raumes, manchmal auch der Welt, scheint Vielen beinahe sinnlich anschaulich zu sein, wenn sie die Sterne betrachten. Sicher aber verweist die Anschauung, der kontinuirliche Zusammenhang des Räumlichen, die Vorstellung von immer kleineren und größeren Raum- und Körpertheilen auf Etwas, woraus man den Begriff des Unendlichen bilden möchte. Aber so alt der Begriff ist, so alt ist der Streit darüber; und wenn auch die Wissenschaft viele alte Streitfragen entschieden hat: die Frage der Unendlichkeit ist nicht beantwortet. In meinem Buch gebe ich natürlich auch eine Uebersicht über die verschiedene Auslegung bis heute, besonders, um zu zeigen, daß bis jetzt von einer Einigkeit nicht einmal in der Mathematik die Rede sein kann, die doch seit Leibniz und Newton, seit Begründung der sogenannten höheren Mathematik, der Differential- und Integralrechnung das unendlich Kleine als ihren Hauptbegriff betrachten muß. Nicht nur im gewöhnlichen Leben kann sich Niemand dem Nachsinnen über Ewigkeit und Unendlichkeit ganz entziehen; selbst in den einfachen Fragen der Schule, im Feststellen des Begriffes der Parallelen, des Winkels, des Bruches 0 : 0, in der Berechnung eines Kreises, der Pyramide, der Kugel u. s. w. spielt das Unendliche eine sehr anregende, aber auch in schweres Sinnen und in Streitigkeiten versetzende Rolle. Mein Buch sucht zunächst alle diese Fragen in der Mathematik eingehend zu behandeln, und zwar auf einem selbstgefundenen Wege. Es giebt bei dieser Gelegenheit anschauliche Methoden, um Vorstellungen, wie die der Berührungen von Geraden und Kurven, sogenannter Oskulation, nicht nur, wie bisher, durch Rechnung, sondern durch unendlich kleine Größen genau unterscheiden und klären zu können. Es findet dabei große Gruppen neuer, bisher nicht bekannter Größen, nämlich solcher, die nicht schlechthin unendlich groß oder unendlich klein sind, sondern die zwischen dem Endlichen und jenen liegen und doch ganz bestimmten Grundsätzen gehorchen. Allgemeinstes Interesse wird der philosophische Theil beanspruchen dürfen. Wie die ersten Grundlagen jeder Wissenschaft zugleich der Philosophie, insbesondere der Lehre vom Sein, der Metaphysik, angehören, so kann auch der Begriff der Unendlichkeit kein ganz abgeschlossen mathematischer sein, wenn auch die Mathematiker zum Theil versuchen, sich von der Philosophie zu emanzipiren. Ganz gelingt es niemals. Insofern werden auch Resultate der Unendlichkeitlehre in der Mathematik allgemeiner giltig sein und in naher Beziehung stehen zum Unendlichen beim Gottesbegriff, in der Physik u. s. w. Das Buch will nicht etwa die große Zahl der philosophischen Systeme vermehren, deren Finder auf ihre Lehre schwören und alles Andere verwerfen. Vielmehr geht eine neue Lehre durch das Ganze, eine Auffassung der Metaphysik, nach der keine einzige Grundlehre vom Sein einen Beweis für ihre Richtigkeit führen, sondern nur nach Widerspruchlosigkeit und damit nach Möglichkeit streben kann.

Dr. Kurt Geißler.

Herbſt. Gedichte. Umſchlag von Schartmann. Verlag Schuſter & Löffler, Berlin. Preis 2 Mark.

Willkommen, mein ſtolzer, mein wilder Geſell!
Zieh den Wolkenſchleier, den dunkeln,
Der Sonn' übers Antlitz; ſie lacht ſo grell.
Laß das Gold Deiner Lieder funkeln,
Greif' in die Harfe . . Wie tönt ſie ſchrill!
Die kreiſchenden Vögel werden ſtill.

Treib die Blätter hinweg, ſie ſind verſengt,
Der Blumen ſchreiende Pracht.
O die Gluth, die der Erde die Farben mengt,
O die Gluth, — wie ſie elend macht!
Nimm ſie mit auf wehendem Flügel,
Du Sturm, mit verhängtem Zügel.

Wenn Dein heiliger Zorn ſie reingefegt,
Die Welt, von Liebe und Sünde,
Wenn, des Schmuckes beraubt, ſie ſich kaum bewegt,
Dann ſchmilzt Dir am Herzen die Rinde.
Mein Herbſt, dann ſitzeſt Du, wie einſt,
Die Wildheit zerbrochen, am Grab und weinſt.

Miriam Eck.

Standpunkte. Satiren und Fabeln. Dresden 1903. E. Pierſons Verlag.

„Ich bin treu und Du biſt falſch,"
Sprach der Hund zur Katze.
„Ich bin klug und Du biſt dumm,"
Sagt die Katz' zum Hunde.

Dieſe das Buch einleitenden Verſe ſollen erklären, weshalb ich den ſo wenig klingenden Titel „Standpunkte" für das Buch gewählt habe. Da kommen nämlich Standpunkte zur Sprache, die vielfach eingenommen werden; manchmal auch ſolche, die ein gewiſſes Recht darauf haben, eingenommen zu werden; und zwiſchen den Zeilen iſt oft mein eigener Standpunkt zu finden. Ihn der Welt zu zeigen, halte ich nicht für unbedingt nöthig. Auch ſonſt lagen keine zwingenden Gründe vor, das Buch zu ſchreiben. Aber ich wollte gern einmal ein Buch ſchreiben; ſagen wir: um mein Selbſtgefühl zu ſtärken — Eitelkeit würde weniger gut klingen —, und da kramte ich denn einige Gedanken zuſammen, brachte ſie in paſſable Form und ſchrieb ſie nieder. Hier eine Probe: „Ich kann am Höchſten von Euch Allen fliegen," ſagte der Adler. „Ja, am Höchſten wohl. Doch fliegſt Du ſchlecht. Ganz anders, als es unſere Schule lehrt!" So ſagte der Sperling, ein allgemein anerkannter Kritiker.

Hamburg. Felix Heilbut.

Adonis. Ein Idyll in drei Gesängen. Neue Literatur-Anstalt in Wien.

Ich singe nicht von Männerstreit und Waffen,
Nicht rauhem Tosen ist mein Lied geweiht;
Ich will ein lachendes Idyll nur schaffen
Aus unsrer Erde Rosenjugendzeit.
Laßt künden mich von den vergangnen Tagen,
Da Pan auf seiner Syrinxflöte blies
Und Erdensein noch Erdenglück verhieß,
Ohne das Heute dabei anzuklagen.

Mein Sang erzählt von längst entschwundnen Aeren,
Von liebetrunkner Göttertändelei,
Von halbverklungenen, fast vergessnen Mären, —
Die alte Welt ist immer wieder neu.

Wien. Josef Schicht.

Aus zwei Welten. Gedichte. Selbstverlag. Verkaufsstelle: C. Witter. 19 South Broadway, St. Louis, Mo.

Die Herausgabe deutscher Gedichte ist in Amerika ein so unsicheres Geschäft, daß der Dichter sie auf eigene Rechnung und Gefahr zu bewerkstelligen hat. Bücher dieser Art sind Luxusausgaben, wenn auch nicht der äußeren Erscheinung nach. Als solche Luxusausgabe stellt sich meine Sammlung vor, die, wie der Titel andeutet, ihr Stoffgebiet über die alte und die neue Welt erstreckt und deren hundert Gedichte sechs Gruppen bilden: Oden, Balladen, Lieder, Satiren, Glossen und Epigramme, Betrachtungen. Bei der Behandlung dieser verschiedenen Gattungen der Lyrik habe ich mich nicht überall an das Herkömmliche gehalten. Nur drei der Balladen haben historische Unterlage (Washington in Newburgh, Miramar, Der Gefangene von Sedan), während eine vierte (Der Sergeant von Bourg-la-Reine) lediglich als Gefäß meiner Ansichten über Krieg, Mord, Todesstrafe und Thierquälerei diente, die übrigen aber Gleichnisse in Balladenform sind. Die Glossen haben mit der in der spanischen Poesie gepflegten zierlichen Spielerei, wie sie durch die beiden Schlegel auch in die deutsche Literatur eingeführt und namentlich durch Uhland weitergebildet wurde, nichts gemein; sie sind im Sinn der Umgangssprache ein Mittelding zwischen Satire und Epigramm ... Von den mir zu Gesicht gekommenen Besprechungen meiner Gedichte will ich nur die aus der londoner „Westminster Review" erwähnen, weil dort nach überaus wohlwollender Kritik zum Schluß bemerkt wird: „Der Dichter, obwohl teutonischer Abstammung, ist ein leidenschaftlicher Bewunderer Amerikas". Nun, so leidenschaftlich ist diese Bewunderung nicht, wenn ich auch alles Rühmenswerthe gern rühme an einem Lande, das mir und vielen anderen Deutschen, ja, den Enterbten der ganzen Welt Schutz und Existenzfähigkeit gewährt. Außer der Ode „An Amerika", die vermuthlich die Bemerkung veranlaßt hat, sind in der Sammlung Gedichte enthalten, die tadelnswerthe oder lächerliche Seiten Amerikas und der Amerikaner nicht verschonen.

St. Louis. Berthold Kalfus.

Pariſer Kunſt.

In dieſer Saiſon gab und giebt es ein paar ſchöne Sachen. Man hat Maeterlinck aufgeführt und eine Geſammtausſtellung der Werke Lautrecs veranſtaltet. Geſammtausſtellung iſt wohl zu viel geſagt; manche den wenigen Intimen bekannte Gemälde und Lithographien fehlten und unter den Plakaten das ſchönſte, die unvergleichliche Reine de Joie. Immerhin zeigten die zweihundert ausgeſtellten Sachen ein Werk, das man nie wieder ſehen wird, einen ganz großen Künſtler, an dem Paris vielleicht Den verloren, der es am Intenſeſten geliebt und gehaßt, am Genauſten gekannt hat. Das Staatsſtück der Ausſtellung, die in den Haupträumen Durand-Ruels ſtattfand, war eine Tanzſzene: Au moulin rouge. Das Bild hing bis dahin verſteckt in dieſem Muſentempel. Der geſchäftige Beſitzer des Moulin wird ſich ins Fäuſtchen lachen und, ſtatt das Gemälde aus Pietät zu bewahren, wohl die Hauſſe benutzen. Und doch iſt vielleicht das Bedeutendſte an ſeinem Moulin, daß ihn und wie ihn Lautrec gemalt hat. Er malte ihn etwa ſo, wie gefühlvolle deutſche Maler eine deutſche Ruine malen: mit Seele. Was den deutſchen, von angenehmen Erwartungen geſchwängerten Spießer nur enttäuſcht, wenn er den Eingang unter dem rothen Rad durchſchritten hat — „Jott, mehr nich?“ —, das Milieu, das ſich unter Banalitäten, Häßlichkeiten, unter Gemeinheit und Dummheit verſteckt: Das malte Lautrec. Seine ganze Kunſt iſt eine Geſte, wie es nur Geſten ſind, die er im Leben ſah; aber ſie ſind ſo ſtark wie Handzeichnungen von Michelangelo und über dem Schmutz ihrer Ereigniſſe lebt eine Größe, die Häßlich und Schön nicht mehr kennt.

Es wäre ſehr lächerlich, in Lautrec einen keuſchen Jüngling zu ſehen, und es wäre brutaler als Alles, was er gemacht hat, wollte man ihn einen guten Kerl nennen; er war auch nicht der kühle Beobachter, der nur des Regiſtrirens wegen in die Rothe Mühle ging oder ſich Monate lang in gewiſſe Penſionen einmiethete, die beſſeren Familien nicht zu empfehlen ſind. Er fand die Befriedigung ſeiner ſtärkſten Triebe in der Kunſt. Das giebt ſeinem Werk das Sataniſch-Animaliſche, das ſo ſtark nackt iſt, daß man bei Durand-Ruel vor dieſer Rotte toller Weiber faſt erſchauerte. Die Proſtitution aller Art, wie er ſie geſehen, hat etwas Säkulares; es iſt ein ganzer Kosmos von Unkeuſchheit, mit eigenem Licht, eigener Luft, eigenen Menſchen. Zolas und Balzacs menſchliche Komoedie ſind im Vergleich dazu romanhafte Phantaſien. Hier iſt Leben. Das Leben daran iſt auch die Kunſt. Eine große Groteske, vielleicht die einzige, die in unſeren Zonen noch natürlich iſt, die wir brauchen, um nicht ganz im Bratenrock aufzugehen, die erſprießlich iſt, ſelbſt dem Spießer, dem ſie das Laſter vergrault. Als vor ein paar Jahren, gerade vor der großen Ausſtellung, die Folies-Bergère

hier die ſpaniſchen Tänze brachten, da gab es ähnliche Freuden wie bei Lautrec; bei den Rückenmarktänzen dieſer halberwachſenen Burſchen mußte ich an den verkümmerten Cancan des zotteligen Vortänzers im Moulin denken, der die Geſten ſozuſagen nur ſtottert. Die Spanier haben Tradition in ihrem Milieu. Lautrec hat geſammelt, was in Paris an ähnlichen Elementen vorhanden iſt. Nichts Geſchloſſenes, Abgerundetes; jene Frauen ſind nicht lediglich Typ: es iſt die Typwerdung, das ſich als Maſſe Aufdrängende, in dem die Individualität entartet; aber man erkennt noch originale Züge. Uebergangsmenſchen, von denen man nicht weiß, ob das Frühere oder das Zukünftige ſchlimmer oder beſſer iſt, die gerade in dieſem Moment intereſſant ſind. Und Lautrec ſelbſt iſt darin ihnen ähnlich: auch er iſt intereſſant in dieſer ſchwer definirbaren Uebergangsphaſe und er hätte, trotzdem er erſt Achtunddreißig war, kaum noch Etwas hinzufügen können. Eine grandioſe Skizze, die nie ein fertiges Gemälde geben konnte, als unmittelbarer Perſönlichkeitreflex vielleicht der Genialſte der Pariſer ſeit fünfzig Jahren, intenſiver ſelbſt als Degas, der Einzige, den er in dem ihm möglichen Ernſt maître nannte und dem es nie gelungen iſt, ſo ſehr er ſich quälte, ſo aufrichtig zu ſein wie dieſer Blagueur. Lautrec iſt die Beleuchtung, die ein langzüngelnder Blitz in den Tanzſaal wirft. Man kann ſolche Effekte nur Sekunden lang ertragen; ſie graben ſich mit einer Vehemenz ein, die einen Augenblick jeden Pulsſchlag hemmt. Die Geſichter ſind wie verſteint, die Bewegungen verzerrt, das Licht der Lampen ſcheint verglaſt, jeden Augenblick muß der Saal brennen, — und in der Mitte tanzt die Bender oder die Goulue in faſt feierlichem Rhythmus ihren letzten Cancan.

Das Pſychiſche in Lautrec ſchmeckt bitter nach Decadence. Etwas von dem erſchlafften Paris iſt in ihm; man ahnt in ihm einen der letzten Zeugen der großen noce, die zu Ende geht und ſich kurz vorher noch einmal beſonders grell geberdet. Es war ſicher eine tiefe Tragik, die ihn dazu beſtimmte; die Wehklage des Menſchen, der gern ſchön geweſen wäre und durch ein Unglück in früher Jugend zur zwerghaften Verſtümmelung verdammt war. Er war bei den tollſten Ausſchweifungen altjüngferlich für ſeine Körperpflege bedacht, träumte von Sport, fuhr zu den Rennen nach England und ſprach davon, als ob er mitreiten ſollte. Vielleicht hat dieſe Ironie ſein Genie gerettet; er war bei aller Modernität noch Einer der alten Kunſtſchule, ein Impreſſioniſt in ganz anderem Sinn als die Schule Monets und Seurats, ein Schickſalsimpreſſioniſt, der in eine vollendet objektive Form die ſtärkſte Subjektivität bannte. Er hat nie mit ſeinen Frauen geweint, ſondern iſt ſtets der geiſtvolle Spötter geblieben, auch zuletzt, als er nicht mehr gehen konnte und mir einmal ſagte, die barmen ſeien darauf eingerichtet, ihm den Whisky in den Wagen zu bringen . . .

Seine allerbesten und allerletzten Sachen, die er im Süden Frankreichs gemalt hat, waren nicht ausgestellt. Es sind Portraits, in denen er einen kurzen Augenblick die Größe der größten Spanier erreicht, von verblüffend ruhiger Technik und monumentaler Haltung. Sonst war er unstet und flüchtig in seiner Maltechnik wie eine echte Grisette. Nur den Schmiß hat jeder Strich, den er gemacht hat; seine Zeichnung ist immer eminent, von ganz alleinstehender Distinktion; wie es Menschen giebt, die trotz allem Elend immer gut angezogen aussehen, so war er als Zeichner stets Gentleman. Er ist oft nicht nüchtern bei der Arbeit gewesen, hat aber nie das Bewußtsein verloren.

Das war das Hauptereigniß der Saison. Daneben gab es für die Amateurs ein feines Fressen bei Bing in dem Ausverkauf der Sachen Hayashis, eines der erlauchtesten Japanhändlers — und natürlich Sammlers — von Paris, der die schönsten Lacke besaß, die je in Paris unter den Hammer gekommen sind und dessen Handzeichnungen- und Holzschnittsammlung wahre Perlen aller großen japanischen Meister, namentlich der älteren Schule, enthielt. Es gab da Blumenstücke von Hokusai — der überhaupt prachtvoll vertreten war — von einer Saftigkeit und Frische, wie man sie nur an Monets Stilleben kennt, bei denen es schier unbegreiflich scheint, wie die Technik dieses fast zuckende Leben in der Farbe zu geben vermag. Da waren Drucke zu sehen, von denen man glauben konnte, sie seien gleich nach dem Abzug in einen Kasten gelegt und erst zur Versteigerung von Hayashi wieder herausgenommen worden. Darauf kommt es oberflächlichen Leuten nicht an. Der Antiquitätentrödel hat es mit sich gebracht, daß man bei Japandrucken die verblaßten — um nicht zu sagen: verdorbenen — besonders schön findet, gerade wie man an den Fresken Botticellis am Meisten in der Regel das malerisch Ausgeblichene liebt, dem wir die dünne Libertypalette und manches Andere verdanken. Es ist ein Verbrechen wider die Natur. Dieser abgeblaßte Eindruck kann auch von einem präraffaelitischen Thumann oder Bodenhausen erzielt werden; die Malerei, die erst Schimmel ansetzen muß, um Ton zu bekommen, ist keinen Schuß Pulver werth. Der Ton aber an einem vollendeten, frischen Hokusai oder so einem Harunobu, wie das berühmte Paar unter dem Regenschirm im Schnee, ein göttliches Blatt; die Blüthenfrische, die nach Millionteln abgewogen zu sein scheint, an einem Koriusai, die Pracht der Farben des Hintergrundes an einem Schauspielerblatt Sharakus oder die fast in Linien schwebende Koloristik der Portraits von Shunyei: Das sind unsterbliche Schönheiten, die ein Hauch zerstört und die nur alle Jahre oder Jahrhunderte von erwählten Augen betrachtet werden dürften. Was hat Lautrec, was hat Degas, was haben die Größten aus diesen Blättern gezogen! Und wie viel haben sie noch drin gelassen!

Neben dieser überlieferten Kunst gab es japanische Zwergbäume. Die

Japaner vermögen Senſationen zu verbinden, die für uns unvereinbar ſind: darin liegt wohl ihr größter Reiz für ſehnſüchtige Leute; dieſe Bäume vereinen Ehrwürdigkeit mit kindlicher Süße; es giebt nichts Niedlicheres als dieſe Zwerge, die heute in Paris in einem modernen Kunſtladen ihr tiefes Grün ausſtrahlen und geſät wurden, als der große Primitive Moſſanoban ſeine erſten Schwarz-Weißidyllen in das Holz ſchnitt...

Bing rührt ſich. Nach den Japanern brachte er Signac mit ſeinen Lichtbildern. Es war für zarte Nerven eine Douche, aber keine unerfreuliche. Dieſe Farbenkunſt iſt nicht das Genialſte unſeres alten Erdtheils, aber ſicher das Geſündeſte und der Kontraſt ihrer Wirkungen und der japaniſchen Senſationen weniger intenſiv als die Gegenſätze zwiſchen europäiſchen Richtungen. Signac hatte vorher mit ſeinen Freunden bei den Indépendants ausgeſtellt, die gewöhnlich den Kunſtfrühling in Paris eröffnen. Die Neoimpreſſioniſten auf der einen Seite, Vuillard, Bonnard, Vallotton, Guérin, Denis, Rouſſel auf der anderen bildeten die Haupttreffer zwiſchen vielem talentvollen und anderen Volk. Sie ſind heute wohl auch die Träger der franzöſiſchen Kunſt, ſeit die glorreiche Generation der Impreſſioniſten ſich rüſtet, den Kampfplatz zu verlaſſen. Die Wiener Sezeſſion will eine Ausſtellung dieſer Elemente veranſtalten, der Impreſſioniſten mit ihren Vorgängern und Nachfolgern. Kommt es dazu, dann wird zum erſten Mal ein großes Bild dieſes rieſigen Raſſenwerkes gegeben, das uns die einzige Malerei unſerer Zeit geſchenkt hat und über das der Fremde in Paris, der immer noch an die „Salons“ glaubt, ſelbſt ſich ſo ſchwer Rechenſchaft zu geben vermag. Ich möchte bei dieſer Gelegenheit wenigſtens mit einem Wort das bei Floury erſchienene Buch des alten Duret über Manet erwähnen, des größten Helden dieſer Epoche, deſſen Schaffen in dem reich illuſtrirten Werk endlich dokumentariſch feſtgelegt iſt.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Goldminen.

Aus unſeren Jugendtagen iſt der Goldgräber uns eine vertraute Geſtalt. Seit der Zeit aber, da unſer Kindermagen Indianergeſchichten ohne Beſchwerde verdauen konnte, hat ſich die Thätigkeit des Goldgräbers weſentlich verändert. An den Ufern des Sacramento ſaßen früher Schaaren abenteuernder Geſellen aus aller Herren Ländern und wuſchen den Flußſand oder gruben nach Schätzen, wie es, mit geringerem Ertrag, ihre Vorfahren einſt in mittelalterlich abergläubiger

Beschränktheit gethan hatten. Daneben freilich gab es in den alten Kulturländern einen verständig eingerichteten Goldbergbau, den schon Roms Caesaren auf ihre Weise gefördert hatten. Jetzt ist auch in der Goldgräberei der Einzelne längst von der Aktiengesellschaft abgelöst worden. Wo man früher, um Alluvialgold zu finden und zu reinigen, mit Hacke, Spaten und roh gefügtem Sieb auskam, steigt man heute durch sorgsam angelegte Schachte ins Erdinnere und läßt, um Gestein und Metall zu trennen, von der modernsten Technik Pochstampfen in feinster Ausführung herstellen. Amerika hat im Lauf dieser Entwickelung den Nimbus des Goldlandes eingebüßt. Südafrika ist an seine Stelle getreten. Und wir Jüngeren sind so gewohnt, mit der südafrikanischen Goldproduktion zu rechnen und sie als Argument im Währungstreit zu benutzen, daß wir gar nicht mehr bedenken, wie kurze Zeit uns dieser Segen erst quillt. Für Forscher und Märchenerzähler, für große und kleine Kinder war Afrika freilich von je her das Goldland, das Ophir Salomos. Aber man achtete wenig darauf, weil die zur Bearbeitung nöthige Technik fehlte und weil man nicht ahnte, daß die Tiefe ganze Goldgesteinadern barg. Das weiß man erst seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten. Die Entdeckung der südafrikanischen Goldreefs lehrt, auf wie seltsamen Wegen Einer zum Kulturpionier werden kann. Fortunas Gunst lächelte einem Sechzigjährigen, dem vorher in der Heimath und überall, wo er sein Glück versucht hatte, das Geschick unhold gewesen war. Dieses Mißgeschick folgte ihm auch in die Capkolonie. Wo der greise Bergingenieur nach Gold grub, fand er taubes Gestein. Die Lust zu weiteren Versuchen schwand; und mit leerem Beutel war ja auch nichts Gedeihliches zu leisten. Nur einen Dynamitrest hatte der Aermste noch. Weshalb sollte er ihn nicht eben so verbrauchen wie das frühere Material? Mit dumpfem Krach barst das Gestein; der oft Enttäuschte grub, halb automatisch, halb vielleicht in der Hoffnung, dem müden Leib das Grab zu öffnen, — da blinkte Goldglanz aus dem Quarz: eine mächtige Mine war geöffnet. Die Revolutionirung des Weide- und Ackerlandes, die schon durch die Diamantfunde eingeleitet worden war, ging nun rascher und in viel größerem Umfang vorwärts. Von der ersten, 1886 gegründeten Mine bis zu den heutigen Riesengesellschaften war der Weg kapitalistischer und technischer Entwickelung beinahe eben so weit wie vorher von Bret Hartes Goldwäschern bis zu dem mit Dynamit arbeitenden Bergingenieur. In hellen Haufen eilten die nach Gold oder Abenteuern Lüsternen nach Südafrika und bald hallte das Transvaal, das sonst in Friedenszeit nur den Knall der Jagdflinten gehört hatte, vom Krachen der Explosivstoffe wider. Da erschien ein neuer, wilderer Jäger auf dem Plan: das Großkapital.

Als Stützpunkt der Goldgräber wuchs Johannesburg aus der Erde. Und mit der Stadt entstand die Börse. Die Aktien der Shebamine wurden zum Gegenstand hitzigen Spieles. Auch andere Goldshares wurden allmählich in Johannesburg und London eingeführt; der Einpfundshare erleichterte die Verbreitung. Jeder wollte mitspielen und das Ende war der Krach, der die Aktien zu Spottpreisen den Großen in den Schoß warf. Damals häuften den Rhodes, Beit, Barnato und vielen Anderen sich die Riesenvermögen. Das Großkapital brachte modernste Technik, aber auch modernsten Finanzschwindel nach Südafrika. Jahre lang wurden die Minen nun ausgebaut; wichtig war besonders, daß die Deep Levels gefunden wurden, zu denen man durch tiefe Schachte hinabsteigen

mußte. Das Gutachten des englischen Bergingenieurs Hamilton Smith und das des bald darauf von unserer Bergbehörde entsandten Bergrathes Schmeißer verbreiteten die Kunde von den ungeheuren Schätzen, die da unten zu heben waren. Nicht so schnell, wie mans eigentlich erwarten durfte, kam die Wirkung. Die Menschheit schien sich erst besinnen, den Glauben an das Unerhörte lernen zu wollen. Dann aber brach der Sturm los: zuerst in Paris, dann auch in Deutschland. Das Jahr 1894 führte die Bewegung auf den Höhepunkt. In Paris, wo Barnato und sein Sozius Wolf Joel Hof hielten, entstand ein Taumel, wie er selbst in den historischen Rauschperioden dieses Marktes kaum erlebt worden war. Die relativ kurze Lebensdauer der einzelnen Goldadern und die daraus sich ergebende Verwässerung des Grundkapitales: das Alles erwog man nicht mehr. Man kapitalisirte mit sechs Prozent; wer sich diesem Leichtsinn entgegenstemmte, ward ein Narr gescholten. Und nicht etwa nur kleine Leute, nein: auch die Haute Finance lebte in solchen Wahnvorstellungen und die londoner Firmen konnten den Weltbedarf an Shares zu manchen Zeiten gar nicht befriedigen. Im Herbst des Jahres 1895 kam dann der Krach, der kommen mußte. Abertausende verloren ihren ganzen Besitz. Als die Kurse ins Wanken geriethen, hoffte man, den Rückgang noch aufhalten und das Schlimmste vermeiden zu können. Barnato besonders kaufte, was zu kaufen war, wurde als Held gefeiert und opferte diesen Interventionen einen wesentlichen Theil seines Vermögens.

Auch in Deutschland hatte das Fieber gewüthet. Die Dresdener Bank gründete, um auch mit dabei zu sein, schnell noch die General Mining Company, die zu Riesenpreisen die Werthe der verwegenen Spekulanten Gebrüder Albu aufnahm. Auch die Deutsche Bank — es genügt, den Namen Goerz zu nennen — interessirte sich via Siemens für die Goldfelder; und dieses Interesse zweier großen Banken war wohl der Hauptgrund, der in den letzten Jahren unsere Kapitalisten bestimmte, sich wieder stärker in Kaffernwerthen zu engagiren. Der Gesundungprozeß, den die Minen nach der Krisis durchmachten, als sie vom Raubbau zu verständiger Produktion übergingen, wurde durch den Transvaalkrieg und Alles, was ihm seit Jamesons Einfall vorherging, jäh unterbrochen. Die ersten Unruhen hielten die Kurse zurück. Der Krieg aber wirkte eher stimulirend. Er wurde ja nicht der — vorgeschobenen — politischen Ausländerrechte wegen geführt, sondern, weil man die Minen von der antikapitalistischen Bevormundung durch die rückständige Burenverwaltung befreien wollte. Zunächst glaubte man, der Krieg werde schnell zu Ende sein und die englische Herrschaft dann paradiesische Zustände bringen. Inter arma stiegen die Kurse. Wieder spielte dabei Paris eine Hauptrolle. Der Krieg zog sich zwar in die Länge; eines Tages aber mußte ja Friede werden. Hinzu kam noch, daß in allen Ländern die Hochkonjunktur abzuflauen begann; für Südafrika war ihr Beginn erst zu erwarten. Kein Wunder also, daß die Menge gierig nach Minenshares griff.

In Deutschland hatten verschiedene Umstände den Boden besonders gut vorbereitet. Die Jahre lang dauernde Lethargie der deutschen Börsen, die beständige Furcht vor inneren Krisen stachelten die Lust zu Anlagen in Goldminenwerthen und in den durch Börsengesetz und Krisis brotlos gewordenen Maklern und Bankiers erwuchs den englischen Minenjobbern ein Heer eben so intelligenter wie profitsüchtiger Werber. Schon öfter sprach ich hier von der zunehmenden Zahl der Remisiers.

Aber auch für die kleinen Bankiers, die ihr mühevolles Geschäft im Inland weiterführten, waren Aufträge in Minenaktien wahre Leckerbissen; die Konkurrenz der Großbanken hatte die Provisionsätze für Börsenaufträge in deutschen Papieren ja auf einen kaum erträglichen Tiefstand herabgedrückt. In dieser Stimmung konnten dem deutschen Publikum große Posten Shares verkauft werden. Zum Theil auf Prämien; doch auch der feste Besitz ist nicht gering zu schätzen.

Dem londoner Kaffernzirkus scheint nun eine neue Krisis zu nahen. All die kleinen Leute, die namentlich die Hoffnung auf den Friedensschluß zum Kauf gedrängt hatte, fangen nach und nach zu zweifeln an. Man überlegt jetzt, daß viel Zeit, Arbeit und Kapital nöthig sein wird, um den Minenbetrieb wieder in ertragreichen Gang zu bringen. Die schwarzen Arbeiter — auf diese Schwierigkeit wurde in der „Zukunft" schon vor Jahresfrist hingewiesen — sind einstweilen nicht wieder in die Minen zurückzulocken, aus denen der Krieg sie vertrieben hat. Die allmählich, auch durch den Aufschub der Königskrönung entstandene Ungeduld der Kleinen ist aber beim heutigen Kurs nicht ungefährlich. In der folgenden Tabelle findet man die wichtigsten Minenwerthe mit den höchsten und niedrigsten Kursen der drei Jahre vor dem Krieg; zum Vergleich stehen die heutigen daneben. Die große Differenz bei Randmines ist dadurch zu erklären, daß im November 1901 die frühere Einpfundaktie in vier Aktien zu je fünf Shilling zerlegt worden ist. Der jetzige Kurs von $11^{7}/_{8}$ bedeutet in Wirklichkeit also $47^{1}/_{2}$ für die alte Aktie.

	Höchster Kurs 1896—1899	Niedrigster Kurs 1896—1899	Kurs am 10. Juli 1902
Chartered	$1^{3}/_{16}$	$0^{1}/_{8}$	$3^{3}/_{8}$
East Rand	$8^{7}/_{8}$	$1^{7}/_{16}$	$8^{7}/_{8}$
Goldfields	14	$3^{3}/_{8}$	$8^{11}/_{16}$
Randmines	$45^{1}/_{16}$	$15^{3}/_{8}$	$11^{7}/_{8}$
Crown Reef	20	$8^{3}/_{8}$	18
Geldenhuis	$8^{7}/_{8}$	$2^{1}/_{8}$	$7^{1}/_{8}$
Langlaagte	$6^{9}/_{16}$	$2^{5}/_{8}$	4
Meyer & Charlton	$6^{7}/_{8}$	$3^{3}/_{4}$	6
Modderfontein	$13^{1}/_{4}$	$1^{1}/_{8}$	$11^{3}/_{4}$
Randfontein	$4^{1}/_{8}$	$1^{1}/_{16}$	$3^{7}/_{16}$
Rose Deep	$11^{3}/_{8}$	2	$9^{7}/_{8}$
Sheba	$2^{7}/_{8}$	$1^{1}/_{4}$	$1^{5}/_{16}$
Geduld	$4^{5}/_{8}$	$2^{5}/_{8}$	$7^{7}/_{8}$

Die Tabelle zeigt, daß die kühnsten Zukunfthoffnungen in der Kurshöhe bereits escomptirt sind. Der leiseste Stoß kann das steile Gebäude stürzen. Daß man in London an einen Krach nicht glauben will, ist begreiflich. Wie 1895, möchte man auch jetzt wieder mit Interventionen die Menge des angebotenen Materials vermindern. Nicht Jeder aber ist ein Barnato, der an solchen Plan Millionen setzen kann und toll kühn genug ist, das Spiel zu wagen. Plutus.

Notizbuch.

Seit sechs Monaten schwebte auf aller öffentlich meinenden Briten Lippe die bange Frage, ob der Krönungtag die Friedenspost bringen werde. Den Frieden haben sie; ihr Eduard aber ist noch ungekrönt. Sicher, nicht mehr Gegenstand zweifelnder Frage war längst, daß gleich nach der Krönung Robert Cecil Marquis von Salisbury zurücktreten werde. Auch in diesem Punkt kam es anders, als man erwartet hatte. Die Krönung ist aufgeschoben und Salisbury ist aus dem Amt geschieden. Es ging nicht mehr. Der Zweiundsiebenzigjährige war senil geworden; er schlief ein, während Botschafter im Namen ihrer Monarchen zu ihm sprachen, und athmete auf, wenn er aus London nach Hatfield Lodge oder Beaulieu flüchten konnte. Ein großer Name und eine ansehnliche Lebensleistung entschwindet da dem Blick. Robert Cecil war ein jüngerer Sohn und hat sein Schifflein tapfer durch alle Fährlichkeiten gesteuert, die arme Edelmannschaft umdräuen; er hat sogar für Zeitungen geschrieben und seine Artikel sollen lesbar gewesen sein. Dem Politiker halfen common sense, Temperament und Tradition vorwärts. Er hatte die gute alte Manier englischer Staatsmannskunst, sah die Vorgänge nüchtern, ohne Ungeduld, blieb bis an die Siebenzig, wenn es sein mußte, zu schnellem Entschluß fähig und gebot, in einem Lande, wo beinahe jeder clerc ein gewandter Redner ist, über eine angenehme Rhetorengabe; er hatte Humor — ein Zeichen, daß er die Distanz zu sich selbst nie verlor — und wußte die Stichwaffe der Ironie wirksam zu brauchen, ohne allzu tief zu verwunden. Keine weithin glänzende Gestalt; aber ein sehr gebildeter, erfahrener, in seinem Geschäft tüchtiger Mann. Und Einer, der Glück gehabt hat. Nicht am Anfang seines Weges schon, den sein Name und der hohe Rang des Vaters — James Cecil war unter Derby Großsiegelbewahrer und Präsident des Geheimen Rathes — ihm erleichterte. Auf dem Berliner Kongreß zeigte er sich als behenden und zähen Diplomaten, konnte neben D'Israeli aber nicht so hervortreten wie Schuwalow neben Gortschakow. Spät erst, am Abend seines Lebens, brachte er reiche Ernte in die Scheuer. Während er regirte, wurde der Sudan, wurden die Burenstaaten dem Empire einverleibt. Er hat nicht viel dazu gethan; aber die Eroberung Afrikas bleibt an seinen Namen geknüpft. Vielleicht hatte die Erinnerung an dürftige Jugendtage ihn armen Verwandten mitleidig gestimmt. Er zog als Greis die Nepoten ruhigen Muthes zu sich auf die Höhe; und diese Sucht, die liebe Familie im Staatsdienst unterzubringen, fiel so auf, daß der Gassenwitz, wie hier schon erwähnt wurde, das letzte Ministerium Salisbury das Hotel Cecil Illimited taufte. Sein Neffe, der ihn als Premierminister jetzt abgelöst hat, bedurfte freilich der Gunst des Onkels nicht, um auf die Spitze der Pyramide zu kommen. Arthur James Balfour — die Leser der „Zukunft" kennen ihn aus manchem politischen, ökonomischen, philosophischen Beitrag — hätte in jedem Lande die Blicke auf sich gelenkt. Er hat Fehler gemacht und wird vielleicht noch größere machen; aber er ist eine Persönlichkeit, nicht ein von der Hand in den Mund lebender Politiker, und hat eine Gesammtauffassung menschlicher Dinge, mit der man rechnen kann und die ihn von dem Versuch abhält, mit hohlem Phrasengedröhn die Kosten politischer Kämpfe zu bestreiten. Der Gedanke, die Leitung der Staatsgeschäfte in der Hand eines wirklich gebildeten, nicht nur gefirnißten Mannes zu wissen, muß sehr beruhigend sein. Als Balfours Ernennung bekannt wurde, riefen thörichte Schreiber triumphirend: Also nicht Chamberlain! Natürlich hatte Cham-

berlain nicht einen Augenblick daran gedacht, jetzt Premierminister zu werden; er konnte, da er nicht zur konservativen Partei gehört, gar nicht daran denken. Er bleibt auch ohne den höchsten Titel der mächtigste und populärste Politiker des Inselreiches; und er wird sich mit Balfour leichter noch als mit Salisbury verständigen. Denn der Onkel war stockkonservativ — freilich nicht im preußischen Sinn —, der Mann starren Beharrens auf dem festen Boden der Tradition; und der Neffe, der einst als Tory-Demokrat ins Unterhaus trat, ist zu modern, zu sehr Skeptiker und zu wenig Parteigeist, um am Alten, Hergebrachten zu kleben. Chamberlains Gebiet ist die internationale Reichspolitik; Balfour, der als Privatsekretär mit seinem Onkel auf dem Berliner Kongreß war, hat sich hauptsächlich mit innerer Politik beschäftigt. Die Beiden können einander ergänzen und, wenn Balfour nicht bald müde wird und seine Bücher oder das Golfspiel dem Unterhausgezänk vorzieht, gemeinsam, auch ohne Rosebery, die Reichspartei schaffen, deren Gründung Chamberlain schon vor fünfzehn Jahren, unter Churchills Beifall, empfahl, als er die Ohnmacht des durch Manchesterei und Homerule geschwächten Liberalismus erkannte. Daß die Umwandlung der alten Parteien fortan rascher vorwärts schreiten wird, scheint gewiß. Und daß dieses schnellere Tempo möglich wurde, wird man später wohl die wichtigste Folge des Tages nennen, an dem Salisbury sich zum Scheiden entschloß.

* * *

Und Eduard? Noch ists nicht lange her, seit wir hörten, kein Aktenstück dürfe ihm vorgelegt, kein politisches Thema in seiner Krankenstube auch nur gestreift werden; streng sei ihm verboten, zu lesen oder gar zu diktiren. Das wurde offiziell gemeldet, trotzdem vorher zwei Depeschen mit des Königs Unterschrift an den Deutschen Kaiser abgegangen waren. Jetzt kommen bessere Krankenberichte; das Schreckwort Appendizitis ist verschwunden und nun erinnert man sich erst, daß es in den von den verantwortlichen Aerzten gezeichneten Bulletins nie angewandt worden war. Man hat die Sache sehr geschickt vertuscht und, ohne es ausdrücklich zu sagen, den Glauben geschaffen, der König leide an Wurmfortsatzgeschwüren. Nach den bekannt gewordenen Symptomen wird jetzt angenommen, daß es sich um Bubonen handelt, die man in diesem Fall nicht einmal in die Kategorie der „sympathischen" einreihen könnte. Ist diese Diagnose richtig und wird der Körper des Königs nicht noch von anderen Uebeln zerstört, dann ist eine schnelle Wiederherstellung möglich. Der Arme bliebe dennoch zu bedauern. Wie ein Kind auf die Weihnacht, hatte er sich auf seine coronation gefreut. Und nun muß er froh sein, wenn er, wie ein mühsam hingefristeter Säugling die Nothtaufe, die traurige Nothkrönung erlebt, deren Ceremonial gleich nach der Operation seine Fieberträume mit bunten Kostümbildern füllte.

* * *

Aus dem Brief eines Deutsch-Amerikaners:

„Daß Berlin den Namen der Stadt der Intelligenz ohne jede ironische Nebenbedeutung verdient, beweist man dort nicht nur durch Das, was geschieht, sondern auch durch Das, was unterlassen wird. Zu diesen Unterlassungtugenden rechne ich, daß Berlin trotz dem imponirenden Rang, den die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt einnimmt, noch keine Weltausstellung veranstaltet hat. Andere europäische Großstädte, wie London und Wien, haben das Experiment gemacht, aber mit so wenig Glück, daß es seit vier oder mindestens drei Jahrzehnten nicht wiederholt wurde. Nur das unverwüstliche Paris fährt fort, die Welt alle elf Jahre zu einem großen

Jahrmarkt einzuladen; dort allein bringt die Sache Geld, da, abgesehen von dem Inszenirungtalent der Pariser, die Stadt an sich ein Ausstellungobjekt ist, das Jeder gern besichtigt, sogar mehrmals. An einem solchen Anziehungpunkt fehlt es Amerika ganz. Selbst New-York, trotz der oft behaupteten Rivalität Chicagos die einzige Weltstadt des Landes und zugleich dessen kommerzieller und finanzieller Mittelpunkt, ist Alles, nur keine Stadt des Vergnügens, hält sich übrigens, gerade wie Berlin, klug von Weltausstellungplänen zurück und überläßt solche Unternehmungen neidlos Städten zweiten und dritten Ranges: Philadelphia, Chicago, St. Louis. Wie kühl man dort der Weltausstellung in St. Louis gegenübersteht, beweisen die armseligen 100 000 Dollars, die der Staat New-York für seine Betheiligung aussetzte, nachdem zuerst nur 50 000 Dollars bewilligt werden sollten. Man wird sich gesagt haben: St. Louis und eine Weltausstellung? Welche Großmannsucht!

In der That muß zugegeben werden, daß St. Louis sich an eine Aufgabe gewagt hat, die in drastischem Mißverhältniß zu seinen Kräften steht. Die Stadt hat zwar 600 000 Einwohner, großstädtisch in ihrer Erscheinung und ihren Einrichtungen ist sie aber durchaus nicht. Die mangelhafte Straßenbezeichnung (an nur einer der vier Ecken bei jeder Kreuzung), die ungenügende Beleuchtung, Pflasterung und Reinhaltung der Straßen, das schmutzige Trinkwasser, die dürftigen Hotelvorkehrungen fallen jedem Fremden auf. Der Mayor von Chicago, der vor einigen Wochen auf der Durchreise einen Tag in St. Louis verweilte und im größten Hotel der Stadt kein freies Zimmer fand, fragte unter Hinweis auf die in Chicago gemachten Erfahrungen verwundert, wo man die 300 000 Fremden unterbringen wolle, die in St. Louis unter Umständen an einem Tage während der Weltausstellung zusammenströmen mögen. Zwar sind neue Hotels projektirt und einige werden auch wohl gebaut werden, aber schwerlich mehr, als die Stadt in normalen Zeiten existenzfähig erhalten kann. Niemand wird Lust verspüren, große Kapitalien festzulegen, deren Verzinsung nach einem halben Jahre stockt. Die Beherbergung von 300 000 Fremden, die einer Stadt von anderthalb oder zwei Millionen Einwohnern keine Schwierigkeiten bereitet, grenzt in einer Stadt von 600 000 Einwohner eben an das Unmögliche.

Die Ausstellung, als hundertjährige Jubiläumsfeier der Erwerbung Louisianas durch die Vereinigten Staaten zuerst für 1903 festgesetzt, wurde bekanntlich vor Kurzem auf 1904 verschoben, nachdem seit Monaten öffentliches Geheimniß gewesen war, daß bei der Mangelhaftigkeit der Vorbereitungen der ursprüngliche Eröffnungtermin nicht eingehalten werden könne. Die Direktion der Ausstellung sträubte sich lange, Das einzugestehen, und würde am Liebsten die Verschiebung als einen Akt der Courtoisie gegen das ungenügend vorbereitete Ausland hingestellt haben, wenn ihr das Ausland den Gefallen gethan hätte, in diesem Sinnn bei ihr vorstellig zu werden. Aber dort rührte sich Niemand; und so mußte man schließlich selbst die Initiative ergreifen. Wie sehr man bestrebt war, den Schein, als ob mit der Ausstellung Alles im besten Zuge sei, namentlich dem Ausland gegenüber zu wahren, geht unter Anderem daraus hervor, daß man den Besuch des Ausstellungplatzes auf das Programm für den Empfang des Prinzen Heinrich setzte. Der Verlegenheit, dem Prinzen zeigen zu müssen, daß nichts da war, entzog man sich dann durch Verlängerung des Frühstücks, nach dessen Beendigung die Fahrt nach dem Ausstellungplatz nicht mehr allzu weit ausgedehnt zu werden brauchte, weil der Prinz

abreisen mußte. Damals waren noch nicht einmal alle Bäume verpflanzt, die den für die Ausstellung zu errichtenden Gebäuden weichen mußten. Außer Grundaushebungen und einem Zaun war auch im Juni noch nicht viel zu sehen. Bei dem langsamen Tempo der Arbeiten soll es mich gar nicht wundern, wenn bis zum nächsten Frühjahr sich die Nothwendigkeit ergiebt, die Ausstellung für ein weiteres Jahr, also auf 1905, zu vertagen. An einem plausibeln Vertagungsgrund wird es dann nicht fehlen. 1904 ist ein Präsidentenwahljahr. Solche Jahre sind wegen der politischen Unsicherheit nach alter Erfahrung schlechte Geschäftsjahre in den Vereinigten Staaten, besonders, wenn eine der beiden großen Parteien so umstürzende Dinge auf ihr Programm setzt wie Freiprägung des Silbers. Ein schlechtes Geschäftsjahr aber bedeutet ein schlechtes Ausstellungjahr, da Geldknappheit Beschickung und Besuch aus dem Inland beeinträchtigen muß. Beschickung und Besuch aus dem Ausland werden ohnehin nicht überwältigend groß ausfallen. Die Beschickung nicht, weil es keinen greifbaren Nutzen bietet, in einem Lande auszustellen, das die Einfuhr fremder Erzeugnisse durch hohe Schutzzölle erschwert. Der Besuch nicht, weil eine Reise nach Amerika lange dauert und kostspielig ist. Der Amerikaner, der sich amusiren will, geht, wenn er Zeit und Geld hat, nach Europa; warum sollte der Europäer da das Vergnügen suchen, wo es nicht einmal der Eingeborene findet? Wie und wo soll in St. Louis der Fremde, der sich den Tag über in der Ausstellung abgerackert hat, den Abend zubringen? Sommerlicher Theaterbesuch, selbst wenn die Theater gut wären, ist nicht zu empfehlen in einer Stadt, wo schon an einem der ersten Maitage dieses Jahres das Fahrenheit-Thermometer 91 Grad (etwas über 26 Grad Réaumur) zeigte. Die Beschickung wird noch durch zwei andere Bedenken ungünstig beeinflußt werden. In Chicago erlitten fremde Aussteller empfindliche Verluste durch Brandschaden; und die Besorgniß, daß Aehnliches sich in St. Louis wiederhole, mag Manchen abhalten, auszustellen. Jedenfalls werden Deutsche gut thun, der Ausstellung keine werthvollen Objekte anzuvertrauen, bevor sie gegen Feuergefahr absolut gesichert sind, am Besten durch Garantie der Bundesregirung, die für die Gesammtheit der deutschen Aussteller auf diplomatischem Wege zu erlangen sein dürfte. Das zweite Bedenken bezieht sich auf die Prämiirung. In Chicago war die Jury nicht unparteiisch; wird sie es in St. Louis sein? Internationale Höflichkeit gehört im Allgemeinen nicht zu den Tugenden des Amerikaners, jetzt noch weniger als früher, denn der leicht errungene Sieg über Spanien hat das nationale Selbstgefühl sehr geschwellt. Wenn eine ganz oder der Mehrheit nach aus Amerikanern bestehende Jury, zum Beispiel, von Maschinen ähnlicher Bestimmung zwei preiswürdig findet, die eine amerikanischer, die andere ausländischer Provenienz, die ausländische aber die bessere ist, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie die goldene Medaille dem einheimischen, die silberne dem fremden Produkt zuspricht.

Zur Unterstützung der Weltausstellung giebt die Stadt St. Louis fünf Millionen Dollars $3^1/_4$ prozentiger Bonds aus, die von zwei Bankfirmen zum Pariwerth übernommen wurden, wahrscheinlich aber höher anzubringen gewesen wären, wenn man sie zu öffentlicher Subskription aufgelegt hätte. Die Größe dieser Anleihe beweist, daß es der Stadt mit der Förderung der Ausstellung Ernst ist. Fragt man, was sie dagegen eintauscht, so läßt sich erwidern, daß sie außer der Möglichkeit, durch die Eintrittsgelder der Ausstellung schadlos gehalten zu werden, Aussicht auf reichlichere Steuereingänge während der Ausstellung hat. Fragt man jedoch, was

die Stadt nicht als Munizipalverwaltung, sondern als Vereinigung von 600 000 Individuen durch die Ausstellung gewinnt, so kann die Antwort nur ein Achselzucken sein, wobei ich allerdings nicht an Häuserspekulanten und sonstige Glücksritter denke, auch nicht an Hotels, Transportgesellschaften und Tageszeitungen — sie alle finden schon jetzt ihre Rechnung bei der Sache und werden sie vermuthlich später noch besser finden —, wohl aber an die schlichte Masse der Bevölkerung. Die Ankündigung der Ausstellung lockte aus allen Theilen des Landes Arbeitlose in die Stadt, die jede lokale Arbeit, so weit sie nicht durch Trade-Unions geschützt war, entwertheten und während des letzten Winters große Ansprüche an die Armenpflege stellten. Die Hausmiethen wuchsen ins Maßlose und zwangen zahlreiche Familien zum Umzug in entfernte Stadttheile. Auch sonst wurde und wird noch immer im Namen der Ausstellung so vielfach gesündigt, daß Jeder, der nicht ein Achtelchen in dieser großen Lotterie mitspielt, sie von Herzen verwünscht. Wenn St. Louis schon im Brautstand mit der Ausstellung so wenig anziehend erscheint: wie wird es erst in der Ehe und nach der Scheidung, also während und nach der Ausstellung, dort aussehen?

Etwas dauernd Gutes mag die Ausstellung immerhin bewirken. Wie die Stadt jetzt einem inneren Reinigungprozeß unterworfen wird — eine Anzahl ehrenwerther Stadtväter ward wegen Bestechlichkeit und anderer Untugenden vor das Strafgericht citirt —, so wird sie vielleicht auch den Ehrgeiz haben, eine äußerliche Reinigung vorzunehmen, um in den Augen der Gäste präsentabler zu werden. Ferner ist zu hoffen, daß sie Etwas für die Besserung des Bahnhofes thut. Das Gebäude an sich ist hübsch, kommt aber nicht zur Geltung, da es an einer nicht allzu breiten Straße steht und als Gegenüber recht armsälige Häuser hat, in denen Neger wohnen. Das in St. Louis ohnehin stark vertretene farbige Element fällt nirgends mehr auf als da, so daß der ankommende Fremde sich nach Afrika versetzt fühlen könnte, namentlich, wenn die Sonne ein Uebriges thut. Diese Häuser sollte man abtragen und einen freien Platz mit hübschen Anlagen und einem monumentalen Brunnen schaffen, und zwar einem Brunnen, der keine Lehmbrühe, sondern appetitliches Wasser spendet."

* * *

Nachdem Herr Delcassé in der Kammer mit ironischer Tonfärbung erklärt hatte, das deutsch-italienische Bündniß werde, nach der feierlichen Versicherung des Ministers Prinetti, nie, unter keinen Umständen, zu einem feindlichen Akt gegen Frankreich führen, ist der König von Italien nach Peterhof gereist und hat beim Festmahl Worte zärtlicher Freundschaft mit dem Zaren gewechselt. Wer nun noch bezweifelt, daß die Erneuerung des Dreibundes ein weltgeschichtliches Ereigniß ist, Der sollte verurtheilt werden, bis an sein Lebensende Leitartikel lesen zu müssen.

* * *

Im vorigen Heft wurde ein Bruder des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen erwähnt. Es giebt noch einen. Und Dem kann selbst die Bosheit nichts Uebles nachsagen. Er ist Legation-Sekretär, Konsul der Dominikanischen Republik und von Venezuela mit dem Orden der Büste Bolivars geschmückt. Merkwürdig, welche Fülle diplomatischer Talente die Familie der Freiherren von Richthofen vereint.

* * *

Die Thatsache, daß der Kaiser an der norwegischen Küste dreimal an einem Tage mit Herrn Waldeck-Rousseau zusammengewesen ist, wird in einzelnen Zeitungen zum politischen Ereigniß aufgebauscht. Herr Waldeck sei zum Besuch auf die „Hohen

zollern" geladen worden; dann habe der Kaiser an Bord der Yacht des Chokoladefabrikanten Menier, dessen Gast Waldeck ist, den Besuch erwidert und abends den früheren französischen Ministerpräsidenten vier Stunden lang bei sich gesehen. Das ist richtig. Nur waren mit Herrn und Frau Waldeck noch Herr und Fräulein Menier und andere Franzosen bei Tisch und man darf nicht annehmen, daß in solcher Gesellschaft Staatsgeheimnisse erörtert worden sind. Herr Waldeck ist heute ein erster pariser Anwalt, nicht mehr als bei uns die Herren Kleinholz, Kempner oder Staub; und es ist nicht gerade wunderbar, daß er sich der Gelegenheit freut, mit einem Kaiser diniren und plaudern zu können. Der Kaiser findet offenbar Vergnügen daran, Ausländern besondere Höflichkeit zu erweisen. Dem vom Vasallen Ballin pilotirten Herrn Pierpont Morgan und dessen Reisebegleitern hat er in Potsdam Hofkutschen zur Verfügung gestellt; in Sanssouci fanden die Reisenden ein auf Befehl des Kaisers angerichtetes Frühstück und im berliner Museum stand, wiederum auf allerhöchsten Befehl, der Direktor bereit, um den illustren Gästen Führerdienste zu leisten. Das Heldenherz Pierponts Morgan aber blieb ungerührt. Einen Interviewer fertigte er mit dem trockenen Wort ab: „Ja, den Kaiser sah ich; er gefällt mir." Und als er von der Spree an die Seine gelangt war, wo kein offizieller Mensch sich um ihn kümmerte, schenkte er dem pariser naturgeschichtlichen Museum eine sehr kostbare Sammlung aller in amerikanischer Erde gefundenen Edelsteine.

* * *

Die Bayern bekommen einen neuen Kultusminister. Der alte, Herr von Landmann, hatte würzburger Professoren beleidigt, weil sie einen Außerordentlichen Professor nicht nach seinem Wunsch zum Ordentlichen machen wollten. Die Professoren hatten zwar nicht ihr besoldetes Amt, aber ihre Senatorenbürde niedergelegt und wurden darob den Göttinger Sieben verglichen. Der Unterschied ist nicht ganz gering. Denn die Göttinger opferten Gehalt und Lehrmöglichkeit einer politischen Sache, dem Zorn über ein vom Landesherrn begangenes Unrecht, das sie persönlich nicht schädigte und um das sie sich ex professo gar nicht zu kümmern brauchten. Der würzburger Handel riecht ein Bischen nach Klüngelintrigue; und das gebrachte Opfer ging nicht über die Kraft eines in jedem Sinn Ordentlichen Professors. Einerlei. Um den Herrn von Landmann werden die Bayern nicht trauern. Er wäre zum Fall schon reif gewesen, als er in München vor ein paar Jahren auf einem Psychologenkongreß höchst unkluge Worte gegen den Determinismus sprach. Auch damals lauschten ihm viele Professoren; und sogar sehr berühmte waren darunter, die in der Beurtheilung menschlicher Willensfreiheit noch weit über Schopenhauer hinausgehen. Kein Einziger von ihnen aber hat gegen die Beleidigung protestirt, die der modernen Wissenschaft vom bayerischen Kultusminister zugefügt wurde.

* * *

Den Schaffnern der berliner Hochbahn soll vom Polizeipräsidium befohlen worden sein, die Züge sofort halten zu lassen, wenn sie sehen, daß der Kaiser in seinem Wagen durch eine Straße fährt, über deren Niveau der Bahnstrang liegt. Hoffentlich ist den Leuten, die während der Eilfahrt ihre ganze Aufmerksamkeit der Maschine und dem Gleis zuwenden müssen, auch einleuchtend erklärt worden, wie sie, ohne andere Pflicht zu versäumen, diesem Befehl prompt nachkommen können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Juli 1902.

Directoire.

Die Militärkapelle spielte ein Potpourri. In langer Linie schob die Menge sich zwischen den Biertrinkern am See hin und her. Meist Fremde; nichts Besonderes an Toiletten. Aus Berlin der bessere Mittelstand, der, während die Reicheren in den Bädern sind, sich auch an Wochentagen mal den Zoologischen Garten gönnt. Die Einheimischen sind daran zu erkennen, daß sie froh aufzucken, als aus dem Faultöpfchen, das die Kapelle kredenzt, das liebe Schmatzantlitz des Kleinen Cohn auftaucht; im Reich der Töne wenigstens giebt es für begrenzte Gebiete des deutschen Vaterlandes doch schon eine einheitliche Kultur. Oben, hoch über der Biergemeinde, thronen die Reste der society. Ein paar Offiziere. „Kann den ollen Jubelverdy nicht so enorm finden; allerdings immer guten Riecher gehabt. Aber Bismarck kriegte 'ne weiße Zunge, wenn er den Namen hörte." Ein Bischen Universität. „Renvers gilt als der Nächste zu Gerhardts Klinik; sehr gut angeschrieben, Kaiserin Friedrich behandelt, militärische Vergangenheit, Kanzlerdoktor und Leydenschüler: wenn er ernstlich will, hat er die Erbschaft." Zolltarifkommissionäre. „Posadowsky ist eben überreizt; kein Wunder nach so langer Galeere; schließlich wirds aber nicht so heiß gegessen werden". Potpourri. Natürlich auch die noch nicht Abgelösten aus Industrie, Finanz, Advokatur. Und was man an der Spree so Cocotten nennt. Winterkundschaft von Apollo und Arkadia; wer auf sich hält und einen michet für den Schlafwagenplatz gefunden hat, ist in Ostende oder mindestens in Düsseldorf, wo, trotz dem wankenden Montanmarkt, Galanteriewaaren noch hoch notiren. An einem Ecktisch zwei elegant gekleidete Herren. „Was nicht zu lange dauert", sagt der Dicke; „also

meinetwegen zunächst Hummer à la Delmonico.“ „Nee,“ sagt der Dünne; vor Karlsbad können Sie sichs leisten. Ich nehme Timbale von Krebsschwänzen; mehr darf ich mir nicht zumuthen. Proponire: dann Poularde in Halbtrauer; und Schluß. Abgemacht? Aber nicht zu viel Trüffeln und nicht zu wenig Bechamel; mehr halb als Trauer. Und einen leichten Moët, white star, und nachher Mouton Rothschild von 78, nicht allzu warm.“

...„Eklig bleibt die Geschichte immer. Reinigung der Atmosphäre: sehr schön, macht uns aber nicht satt. Und noch lange nicht zu Ende. Die Pommern Schulz und Romeick kommen noch dran, Schmidt in Kassel, Terlinden, — was weiß ich? Bis Weihnachten werden die Zeitungen zu thun haben.“

„Und bis dahin ist vielleicht Neues fällig. Sie kennen meine Litanei: der Hauptstoß kommt erst. Lieber Freund, ich weiß: Sie liegen gut und könnens mitansehen. Wenn aber die feinste Industrie so um vierzig bis fünfzig Prozentchen purzelt, wirds Ihnen auch in die Nase steigen. Wir haben uns zu hoch gebläht, sagt der Dichter. Armes Land; nichts zu machen. Den Prozeßkram aber kann ich nicht so tragisch nehmen. Na ja, angenehm ists für Unsereinen nicht; die Reputation ist ein Bischen in die Brüche gegangen und ich rathe Ihnen, sich an der Tepl einfach als Kaufmann in die Liste zu setzen; nicht Direktor, namentlich nicht Kommerzienrath. Olet. Wir sind für das Volk nun mal sämmtlich ins Abruzzenhafte gerückt. Genirt Sies sehr? Mich nicht. Mariechen Stuarts Renommee roch noch schlechter und sie hat doch ganz fidel gelebt. Bis sie eingelocht wurde, allerdings nur. Kann uns auch passiren; gewiß. Aber weil noch das Lämpchen glüht, wollen wir uns das Leben nicht saurer machen, als es so schon ist. Prosit! Wenn den Ruf Du erst verloren, kannst Du leben ungenoren, pflegte der selige Bamberger zu sagen.“

„Sie spaßen! Ich war in Paris, als der alte Reinach sich vergiftete. Gehirnschlag nannte mans. Alles ist daraus entstanden, inclusive Dreyfus, und heute noch ists nicht vorbei. Und die selbe Erschütterung von Treue und Glauben haben wir jetzt. Die Solidesten werden mit den Schwindlern in einen Topf geworfen. Ists denn erhört, daß in Leipzig der Staatsanwalt sagen darf, nur aus Geldgier könne ein Rechtsanwalt Bankdirektor werden?“

„Hummer Delmonico, Timbale von Krebsschwänzen!“

„So. Nehmen Sie die Petersilie gleich mit; ich bin nicht für Grünfutter... Ja, Klein-Paris liegt noch immer nicht am Montmartre. Wirthschaft, Horatio. Die ganze Juristerei wird jedesmal grüngelb, wenn sie von unseren Einnahmen hört, die, entre nous soit dit, ja wirklich nicht immer der Leistung entsprechen. ‚Der Angeklagte hatte eine prächtige Villa und

pflegte im Februar nach Monte Carlo zu gehen': bei solcher Feststellung sind wir schon dicht am Zuchthaus. Daß die Gefahr noch größer wäre, wenn wir wie arme Schlucker abgelohnt würden, und daß es, so lange wir überhaupt in Klassenstaat machen, auch Leute geben muß, die mal theure Bilder kaufen, Säuglingheime bauen und unsere kümmerlichen Luxusgewerbe leben lassen, daran denkt Keiner. Ganz Unrecht hat der sächsische Sittenwächter trotzdem nicht. Hand auf den Herzklappenfehler! Mit welcher Sorte Speck fangen wir heutzutage denn die Ministerialdirektoren und noch größere Mäuse? Im Durchschnitt, kann man sagen, kommt bei uns kein Staatsbeamter standesgemäß aus, weder der Briefträger noch der Minister, wenn er nicht von Vater oder Schwiegervater einen Haufen Groschen mitgebracht hat. Das war Preußens Stolz, dieweil mehr nicht zu haben war. Jetzt aber, Verehrtester, winkt der Versucher mit goldenem Finger; ergo laufen die Leute in die nachgepfuschten Florentinerpaläste, so man Banken nennt; an die Eisengitter vorm Fenster gewöhnt man sich da drin allmählich. Spaß bei Seite! Sie unterscheiden zwischen Soliden und Schwindlern. Wer ist, bei unserer Kreditausdehnung, denn solid? Und wo fängt der Schwindel an? Wo im Geschäftsbericht nicht, wie auf dem Wäschezettel, jede schmutzige Windel aufgezählt wird? Blödsinniger cant! Die Bilanzen frisiren wir Alle; müssen wir, von wegen der allerwertheften Oeffentlichkeit und der Konkurrenz. Jede Regirung thuts auch im Etat, wenn sie nicht gerade eine Riesenerhöhung des Aktienkapitals durchsetzen will, und vor den großen Paraden werden die schlappen Kerls zum Kasernendienst kommandirt. Solid ist man, so lange man dafür gilt. Wenn morgen irgend ein Krach, mit dem sie gar nichts zu schaffen hat, zu einem run auf die Deutsche Bank führt, kann selbst dieser Großmacht bei ihrer ungeheuren Depositenmenge der Athem stocken. Das ist ja eben das Putzige in all diesen Prozessen, daß man mit löblichstem Aufwand von Eifer festzustellen sucht, ob Direktion und Aufsichtrath ihre Bank absichtlich ins Verderben gesteuert haben, und ihnen, wenns mit diesem Beweis hapert, das Flanellhemd der Ehrenrechte läßt. ‚Eduard Sanden war ernstlich bemüht, seine Bank vorwärts zu bringen'. Kunststück! Exner etwa nicht? Und Schmidt und die Pommern? Dann müßten sie entmündigt werden. Aber was wollen Sie? Wir werden nun mal bis an den Hals mit Sozialethik gestopft. Schon das Wort macht mich seekrank. Als ob mit Ethik Reiche und Aktiengesellschaften gegründet würden. Ofenheim war einfach erhaben, als er Gevatter Schneider und Handschuhmacher zurief, daß man mit Moral keine Eisenbahn baut. Ein Minister, ein Botschafter lügt den anderen an,

daß es nur so raucht; falsche Statistiken, heimliche Verträge, die abgeleugnet werden, Spionage und Contrespionage: alle Mittel gelten. Da heißt mans Politik; bei uns ists Verschleierung, Untreue, Betrug. Wir sollen die Jungfernschaft bis ins Erzväteralter bewahren. Ein Trost, daß unsere Kunden es nicht verlangen; und ein zweiter, daß die Justiz in ihrer Schlepprobe immer nur nachhumpeln kann. Sie sehen ja, was herauskommt... Darf ich?"

„Danke; nicht zu voll! Wieso? Sechs Jahre! Mit der Kundschaft kommen Sie wenig in Berührung und wissen deshalb nicht, wie uns da jetzt auf die Finger geguckt wird. Sogar der Aufsichtrath ist ängstlich geworden."

„Macht nichts, carissimo; uns kann doch Keiner. Den Aufsichtrath möchte ich sehen, der mich hindern wollte; selbst wenn nicht ein aufgebrauchter Minister oder eine andere adelige Nonvaleur vorsitzt. Bei uns gehts nur mit der Diktatur; Jeder in seinem Ressort Selbstherrscher aller Reußen. Und Herrn Publikus haben Sie nicht ins Herz gesehen. Wer ruhig schlafen will, kauft Konsols. In einem Lande, das seine Staatsanleihen mit Ach und trotz Krach nicht höher als bis 93 bringt, wäre, in Parentheſe, das äußerste Mißtrauen gegen Industrie- und Bankpapiere übrigens kein Nationalunglück. Natürlich will Niemand sein Geld verlieren; stärker als alle Angst aber ist die Gewinnsucht, wie mans, sehr moralisch, bei Anderen nennt. Setzen Sie Vestalinnen ins Direktorenbureau und morgen können Sie Ihre Sandsteinburg als Nachtcafé vermiethen. Protzerei mit Ehrlichkeit rentirt auch heute noch nicht. Ich glaube, Kant wars, der irgendwo von chinesischen Krämern erzählte, die über ihre Ladenthür schreiben: ‚Allhier betrügt man nicht.' Detailliſtenkniff; nichts für uns. Sehen Sie sich um. Welche Anglerin hat den fettsten Karpfen an der Leine? Ich meine den blöden Swell da drüben, der die letzten Haare so patent gescheitelt hat. Seine Kleine — die große Hellblonde — diente anno ‚Excelsior' im Viktoriatheater und ist seitdem blonder, doch nicht jünger geworden; dick geschminkt, ganz in Eisen, aber Erfahrung, daß selbst Mikosch sagen würde: Alle Achtung. Von ähnlicher Schätzung hängt der Kursstand jedes Unternehmens ab, das auf Massenkundschaft angewiesen ist. Ueb immer Treu und Redlichkeit, dann kommst Du nicht drei Stunden weit. Deshalb hat an der ganzen Geschichte mich nichts so geärgert wie das gräuliche Flennen der Vertheidiger. Die Civiliſten, die tüchtig in den Sachen gearbeitet hatten, gingen noch; aber die Kriminalhengste! Jeden Augenblick konnte man erwarten, sie würden für ihre Mandanten eine Bürgerkrone oder mindestens Speisung auf Staatskosten beantragen. ‚Unermüdliche Treue im Dienst seiner Bank. Rastlose Sorge für das seinen treuen Händen Anvertraute. (Treu-

händer!) Beim hohen Sonnenflug schmolz freilich das Wachs seiner Flügel; aber aus seinen Briefen spricht das strenge Ringen einer mit ernsten Dingen beschäftigten Mannesseele und das ganze Leben des Angeklagten bietet das rührend schöne Bild treuer und ernster Mannesarbeit. Wohl waren die Angeklagten untreu, doch nur gegen sich selbst; und dieser Untreue rühmen sie sich laut.' Und so weiter. Der Mann mit den treuen Händen und dem geschmolzenen Wachs ist der Right Honourable Otto Sanden, der Portraitist der Justizrath Sello. (Wir wollen einen Cognac trinken, Martell, und café double.) Andere haben ähnliche Register zu ziehen versucht. Ich bin nicht sehr für große Worte und will nicht, wie entrüstete Zeitungleute, von Advokatenskandal sprechen. Aber wozu? Geglaubt wirds nicht, auf die Richter wirkts nicht und draußen machts böses Blut. Zehntausendmal besser ist das Argument der Dummheit und geschäftlichen Unfähigkeit. Das wird, wie der Differenzeinwand, von den Gerichten stets anerkannt. Nicht immer treffen die Vertheidiger es so bequem wie hier, wo von drei angeklagten Bankdirektoren einer mit dreizehn, einer mit vierzehn Jahren die Schule verlassen, einer in einer Materialwaarenhandlung, einer in einer Schlosserwerkstatt das Hypothekengeschäft gelernt hat. Auf den Einwand der Unfähigkeit aber können sie rechnen. Unsere Gerichte sind sehr streng gegen die Intelligenz; nicht nur in Finanzprozessen. Ich würde einen klugen, energischen Menschen, der in wüster Arbeit zum Verbrecher geworden ist, noch milder beurtheilen als den feigen Schwächling, der nichts leistet, mit geschlossenen Augen die zweite Unterschrift giebt, froh ist, wenn er von den dessous nichts sieht und am Jahresschluß doch seine zweihundert braunen Lappen zusammen hat. Fängt bei uns der Staatsanwalt aber erst von dem hohen Bildungsgrad und der unzweifelhaften Intelligenz des Angeklagten zu reden an, dann hats schon Halbzwölf geschlagen. Darum, Verehrter, beherzigen Sie das elfte Gebot vor den anderen zehn: Du sollst stets weniger intelligent scheinen als Dein Mitdirektor, auf daß es Dir wohlergehe, falls Du verhaftet wirst!"

„Zustand! Aber ganz falsch ists nicht. Keiner will was gethan haben. Keiner wußte, was los war. Und Die, denen mans glaubt, kommen gut weg. Puchmüller und seine Kumpane waren Werkzeuge Sandens, Gentzsch und Konsorten Werkzeuge Exners. Eduard Sanden selbst war wieder von Spielhagen, Exner vom Treberschmidt und von Sachsenröder in Versuchung geführt. Klug genug, um Geld einzustecken, waren Alle. Die jetzt am Meisten dran glauben müssen, sind schließlich doch die Einzigen, die fürs Geschäft was geleistet haben. Mit Nullen macht man auch ohne Betrug Bankerott."

„Natürlich. Zuſatzſtrafen für Intelligenz. Iſt des Landes ſo der Brauch. Welcher Ankläger und Richter will denn in ſolcher Hauptverhandlung auch feſtſtellen, wer nützlich gearbeitet, wer fruchtbare Gedanken gehabt hat und welche Geſchäfte Chancen boten? Alle Fäden ſind längſt abgeriſſen, alle Werthe verſchrien, alle Verbindungen von der Konkurrenz madig gemacht. Nun dauerts Wochen lang. Der Referent kennt die Akten genau. Vorſtellen, ſo daß ers entſtehen und wachſen ſieht, kann auch er ſich kein Geſchäft. Alſo Sachverſtändige heran! Je einen liefern Staatsanwaltſchaft und Vertheidigung. Los! Was für den Einen Schwarz, iſt für den Anderen Weiß. Und ſie werden nicht etwa über Grundſätze vernommen, nein: täglich, über jedes ruppige Detail. Die Richter können ſich, und wärens die beſten in ihrem Fach, im Dickicht nicht zurechtfinden und danken zu Gunſten der Sachverſtändigen ab. Die herrſchen; gottähnlich; und unter ihnen herrſcht wieder, wer die geringſte Schüchternheit und das zahlungfähigſte Mundwerk hat. Denken Sie ſich einen Landgerichtsrath, ders fertig bringt, mit den Worten Neue Berliner Baugeſellſchaft, Grundſchuldbank, Grunderwerbsgeſellſchaft, Märkiſcher Immobilienverein, Kreditgeſellſchaft für Induſtrie und Hausbeſitz, Waſſerwerke von Skutari — dies Alles und mehr war Sanden ja unterthänig — konkrete Begriffe zu verbinden. Den Schwarzen Adler für den Mann, der mit ſolchen Fähigkeiten für fünftauſend Mark Kupplerinnen und Taſchendieben das Recht ſpricht. Das iſt unſer Trumpf: die Dame mit der Binde kann in einem noblen concern immer nur Blindekuh ſpielen. Aber der Trumpf hilft nicht, wenn eine andere Farbe im Skat liegt. Das heißt: wenn der Gerichtshof nicht dem Gutachter glaubt, den wir ausgeſucht haben. Der günſtigere Fall iſt: beide Sachverſtändigen machen gleich guten oder ſchlechten Eindruck; ſo ſcheints in Moabit jetzt manchmal geweſen zu ſein. Dann ſagt der gewiſſenhafte Richter: Das iſt die Tintenflaſche, die ich nicht durchſchauen kann; alſo ſpreche ich frei, wo der Beweis nicht ſo dick wie ein Galgenſtrick iſt.“

„Glauben Sie wirklich? Ich bin ganz anderer Meinung. Und meine Frau ſchrieb geſtern aus Franzensbad: Ein Glück, daß kein Jude dabei iſt!“

„Das letzte Glas auf das Wohl Ihrer weiſen Gattin! Sie hat ja ſo Recht. Es wäre anders gekommen, wenn die Mobilmachung gegen jüdiſche Bankdiebe gerufen hätte. Wolff und Sommerfeld waren doch Läppereien im Vergleich mit den neuſten Niederbrüchen; und welcher Lärm damals! Leipziger und Löwy Zuchthaus, der alte Wolff zehn Jahre Gefängniß. Jetzt iſt kein einziger Sohn Abrahams auf der Strecke. Der deſſauer Cohn, dem die Zeugenausſage nicht zu erſparen geweſen wäre, ſtarb noch zur rechten Zeit

und ist inzwischen ein kleiner Heiliger geworden, aus dessen geruchlosem Nachlaß die deutsche Kunst gefördert wird. Höre, Israel, und jauchzet, alle Lande! Feine Sache. Die Antisemiten können nur auf umflorten Hörnern Trauerchöre blasen und unsere herzigen Judenblätter knirschen zwar grimmig, die moabiter Strafen seien zu gering, dürfen aber nicht generalisiren, sondern müssen nach jedem Urtheilsspruch die ‚moralische Atmosphäre' für gereinigt erklären. Trotzdem glaube ich nicht, daß die Rassenverwandtschaft die Richter milder stimmt; nicht mal in Leipzig, wo Sem tief unter Pari. Nur ließ der Einwand der Arglosigkeit sich unter diesen Umständen mit Erfolg verwerthen. Unsere Leute werden nicht für naiv gehalten; und wenn von den treuen Händen des Herrn Hirsch und vom Flügelwachs des Herrn Tinkeles gesprochen worden wäre, hätte der Hohe Gerichtshof sich Vomirens halber zurückgezogen. Wo aber der Thatbestand dunkel bleibt, entscheiden Eindrücke und Sentiments. Jedenfalls hat Ihre Frau ins Schwarze getroffen: Ein Glück, daß kein Jude dabei ist! Wir hätten nicht so viele funkelnde Schächtmesser gesehen, aber den Stoß mit ganz anderer Wucht gefühlt. Jetzt konnte Tubal in der Thiergartenstraße schmunzeln: ‚Andere Leute haben auch Unglück!' Und ich halte die rein arische Besetzung der Anklagebank nicht etwa für bloßen Zufall. Wir sind auf dieser Branche, die uns so lange trägt, schon weiter geklettert und wissen ungefähr, was sie an Last schleppen kann, ohne zu brechen. Schachtelgesellschaften, nachweisbar falsche Bilanzen und Buchungen —: Das lassen wir längst von Anderen machen, wie der alte Fontane sagte, der so erstaunt war, als ihm zum Siebenzigsten fast nur Jakobssöhne gratulirten. Alles will auf dieser gräßlichen Welt eben gelernt sein. In älteren Finanzländern ist man über den Sturm und Drang der ewigen Bankdirektorenprozesse hinaus und hat eingesehen, daß man bei Geschäften, wie wir sie machen, mit einem in die Puppen wachsenden Risiko rechnen muß. Denn was man, theuerster Kollege, so gemüthvoll ‚Bank' nennt, Das ist nicht blos Geschäft, sondern eine Kulturform. Dem Menschenschlag hier gehts noch nicht ein. Der möchte Alles beim Alten lassen und das Neue, mit Sozialethik und brauner Butter angerührt, dazu genießen. Daher die Konflikte. Daher Eduard Sanden, der Gottesmann mit dem geistlichen Zug und den Nebengleisen für weltliche Schiebungen; der famose, vollkommene Typ einer Uebergangszeit. Nach jeder faulen Sache Andacht in der Hauskapelle. Sicher ganz aufrichtig ... Aber ich möchte zahlen."

... In langer Linie schob die Menge sich zwischen den Biertrinkern am See hin und her. Die Militärkapelle spielte die Preußenhymne. Und die erste Leuchtkugel stieg kerzengrade zum wolkigen Nachthimmel empor.

Die Wagner-Frage.

Unter dem Titel „Der Kern der Wagner-Frage“ ist jüngst eine Brochure von Paul Marsop erschienen. Sie trägt den Untertitel „Museumskunst oder Bühne der Lebenden?“ und will „die Diskussion über die wichtigste, zur Zeit völlig versumpfte Frage unseres heutigen Musiklebens erst einmal einleiten und in Fluß bringen.“ Leider ist heutzutage, dank den Zuständen, die auf dem Gebiete der Wagnerschriftstellerei herrschen, dank der Einseitigkeit, dem Dilettantismus und der künstlerischen wie kunstgeschichtlichen Unfähigkeit, die sich dort breiter machen denn je, und schließlich dank der Kritiklosigkeit des Publikums, das jedes Feuilletongeplauder als geistige Offenbarung hinnimmt, ein sachliches Urtheil über die historische Stellung Wagners und seiner Nachfolger höchst selten zu finden. Und so hats vielleicht für den einen oder anderen Kunstfreund Zweck, sich das hohle, freilich schön und stark aufgeblasene Ding, an das wir als Ideal der Zukunft glauben sollen, den Kern der Wagner-Frage, näher anzusehen.

Der Kern der Wagner-Frage ist nach Marsops Schrift die Zukunft des Musikdramas. Die wichtigste, zur Zeit völlig versumpfte Frage unseres Musiklebens lautet: „Wie gewinnen wir für das Musikdrama die nöthigen deutschen Spielhäuser à la Bayreuth, wie das nöthige Geld, die nöthigen Repertoirestücke und das nöthige Publikum?“ Natürlich einfach dadurch, daß wir unser ganzes Interesse auf diese eine Sache konzentriren. „Man beschränke sich im Konzertsaal darauf, das Andenken der klassischen Meister pietätvoll zu ehren, gebe auch mitunter jüngeren, ernst vorwärts strebenden deutschen Tonsetzern Gelegenheit, ihre kompositorische Technik ebendort lernend zu überprüfen: wende aber das beste Theil der verfügbaren Kräfte fernerhin an die Pflege des musikalischen Dramas.“ Sehr schön nimmt sich bei diesem Vorschlage bereits der Konzertsaal als Uebunglokal für spätere Theaterkomponisten aus. Doch die Hauptsache ist ja: das Musikdrama muß durchgesetzt werden. Warum? Ja, warum wohl? Weil dann erst die Wagner-Frage beantwortet ist. So stehts zu lesen: „Das beste Theil der verfügbaren Kräfte muß der Bühne zu Gute kommen. Bricht sich diese Ueberzeugung nicht Bahn, wird sie nicht in vollgiltige Thaten umgesetzt, dann darf man fürderhin nicht mehr von einer wagnerischen Reform reden, dann kann dereinst die Geschichte Wagners Auftreten und Wirken nur als eine Episode in der Tragikomoedie der neueren Kunstentwickelung charakterisiren. Ist Das zu befürchten? Wollen wir in der traurigen Wahrheit einen kümmerlichen Trost suchen, daß die Geschichte der Verbreitung eines großen Gedankens von je her die seiner Verflachung war? Oder sollte es doch noch in letzter Stunde gelingen, das bereits stark herabgebrannte Feuer des Idealismus wieder kräftig

anzufachen, das einſt unter ſo ſchweren Kämpfen Gewonnene zu erhalten und für die Zukunft fruchtbar zu machen?“ Das klingt hübſch. Es macht ſich ſtets gut, wenn man einer Sache eine tragiſche, welterſchütternde Bedeutung giebt, mit dem Geſchick des Schriftſtellers, der das Verdienſt hatte, zur Zeit eines großen Mannes gelebt zu haben, ſich in den Mittelpunkt einer künſtleriſchen Aktion ſtellt und von Idealismus und Kampf und Aehnlichem redet. Leider beruht die ganze Sache auf einem Mißverſtändniß. Wagners Auftreten wird nicht Epiſode, noch Tragikomoedie werden, auch wenn noch Schlimmeres paſſirt als die Vernachläſſigung des Muſikdramas.

Und wenn wir das Feuer des Idealismus anfachen, was nützts? Wofür ſollen wirs anfachen? Für das Muſikdrama. Warum? Da ſind wir wieder bei der Anfangsfrage und müßten antworten, weil ſonſt Wagners Reform zu Grunde geht. Alſo: warum geht ſie denn damit zu Grunde? Etwa, weil ſeine Werke nicht mehr ſtilvoll aufgeführt werden? Nein. Das giebt uns der Verfaſſer gleich zu; er nimmt an, deren Weſen bleibe rein und echt erhalten. Nur um die Zukunft iſt ihm bang: die Nachfolger ſollen aufgeführt werden. Warum? Weil ſie die Lebenden ſind, die Förderung brauchen, und weil ſie Muſikdramen geſchrieben haben.

Es kann uns hier gleichgiltig ſein, ob dieſer Kult der Lebenden nicht raſch in einen Kult der Freunde ausarten könnte. Nur das Eine iſt wichtig: nicht, weils gute Muſik iſt — die vielen Schwächen der Werke werden bereitwillig zugegeben —, ſondern, weils Muſikdramen ſind, ſollen wir alle beſte Kraft für dieſe „Bühne der Lebenden“ frei machen. „Denn“, ſo fragt der Verfaſſer, „giebt es in den bereits vorhandenen, ernſthaft angelegten und liebevoll fleißig durchgebildeten Werken nicht Stellen, Szenen, ja, ganze Abſchnitte, bei denen mit Einſatz keineswegs alltäglicher Gedanken und Motive bereits eine erfreuliche Einheit der dichteriſch-muſikaliſchen Wirkung in bühnengemäßem Gewande erzielt wird? Fragmente freilich; aber tragen dieſe durchaus gelungenen Theilergebniſſe nicht in ſich eine Art Gewähr dafür, daß man dereinſt wieder vollwichtige muſikaliſche Dramen erwarten darf?“ Alſo für dieſe Wechſel auf eine eventuelle beſſere Zukunft, für dieſe Stellen, Szenen, ja ganze Abſchnitte, für die ſelbſt der Verfaſſer nur ſehr eingeſchränkte Prädikate weiß, ſollen wir alle Kraft einſetzen und dafür all den „hiſtoriſchen Krimskrams“, alle vor Wagner liegende Muſik nur aus Pietät dann und wann einmal aufführen dürfen. Iſt Das die wichtigſte, bisher verſumpfte Lebensfrage der Muſik? Man begriffe das Alles nicht, wüßte man nicht, welche bedauerliche Folgen perſönliche Erlebniſſe und einſeitiges Eindringen in eine Sache für die Entwickelung der geſammten Anſchauungen ganzer Kreiſe und Cliquen haben können.

Diesmal iſt die Lampe, um die die Motten fliegen, das blendende

Wort: Musikdrama. Das Musikdrama ist der Gipfel der Kunst. Das hat Wagner gesagt oder gemeint oder bewiesen oder ahnen lassen oder ... Doch darauf kommts ja gar nicht an, was er wirklich damit gethan hat. Jedenfalls ist es so: Das Höchste ist das Musidrama. Nach dem Höchsten aber soll man immer streben. Folglich sammelt alle Kraft fürs Musikdrama. Das ist ein Rattenkönig von Irrthümern. Erstens giebt es keine höchste, keine alleinseligmachende Kunstform, weder in den bildenden Künsten noch in den redenden. Zweitens, wenn es sie gäbe, wäre es nicht das Musikdrama. Denn weder ist die Welt der Bühne der Gipfel der Kunst noch ergiebt die Addition, ja, selbst die organische Verschmelzung mehrerer Künste ein Höheres als eine Einzelkunst. Das ist arithmetische Täuschung. Drittens, selbst wenn das Musikdrama das Höchste wäre, ließe es sich nicht züchten; denn gerade so komplizirte Erscheinungen, in denen mehrere Künste zugleich vollkommen entwickelt wirken sollen, sind äußerst seltene Gaben genialer Naturen. Viertens ist es ganz zwecklos, gerade, nachdem sie einen Höhepunkt erreicht hat, diese selbe Kunstgattung künstlich weiterbilden zu wollen. Das müßte schon die Geschichte lehren, wenn sich unsere Feuilletonschreiber um die bekümmern wollten. All Das, was jetzt nach Wagner aufwächst an Musikdramen, wird einst die Bedeutung haben, die heute die Masse der nach Schiller geschriebenen Jambendramen hat ... Der Kern der Wagner-Frage hat sich also recht wurmstichig erwiesen. Soll ich im Einzelnen noch alle die falschen Behauptungen aufzeigen, die mit unterlaufen?

Das Wichtigste bleibt doch, einzusehen, daß wieder, wie leider so oft, das Mißverstehen oder Uebertreiben wagnerischer Gedankengänge das erste Uebel ist. Hätte man Wagner wirklich erfaßt, so wüßte man, daß es nur wenige Musikdramen in seinem Sinn geben kann. Denn die Stoffe, die sich dazu eignen, sind bald erschöpft. Will man aber den Begriff weiter ausdehnen und alle möglichen Arten deutscher musikalischen Bühnenwerke mit einbezirken, so muß man fallen lassen, was selbst Wagner nur für die größten gelten lassen konnte, nämlich: daß sie den Gipfel der redenden Künste bedeuteten. Dann aber ist nicht einzusehen, warum man gerade diese Gattung der Kunst mit aller verschwenderischen Liebe bedenken soll. Denn daß ein gutes deutsches Bühnenwerk mit Musik mehr werth sein soll als eine gute symphonische Dichtung oder gute Chorwerke oder gute Kammermusik: dafür bringt wohl Niemand einen Beweis. Es sei denn der, daß Wagner gesagt habe, die absolute Musik sei bankerott und die Entwickelung der symphonischen Musik münde ins Musikdrama ein. Wenn eine geniale Natur, um ihr Lebenswerk durchzusetzen, zu solcher Einseitigkeit gelangt, raubts ihrer Größe keinen Zoll. Aber wenn die Nachläufer, die ihre ganze Bedeutung nur dem Umstande verdanken, daß sie Zeitgenossen eines Großen waren, dessen

Ideen sie breit treten konnten, dann diese Ideen auch noch mißverstehen und blind nachmurmeln oder nachschreien, dann fangen allerdings die großen Ideen zu versumpfen an oder werden wenigstens von dem Schlinggewächs marktschreierischer Redensarten überwuchert.

Einer Parteischablone zu Liebe braucht kein Volk Kunst zu treiben, auch das deutsche nicht; und die Erhaltung des wagnerischen Lebenswerkes ist nicht gebunden an die Pflege der musikalischen Bühnenkunst, sondern an den lebendigen Fortschritt auf allen Gebieten der Kunst, an die Ueberwindung aller toten Tradition in der Entwickelung jeder musikalischen Kunstform. Die Forderung, alle Kräfte der Bühne zuzuwenden, ist nichts als eine Artistenlaune, als ein ästhetischer Sport. Mit der Kunst, die mit dem Leben Fühlung hat, die fürs Leben und durchs Leben da ist, hat sie nichts zu thun.

Auch in der Kunst ist doch schließlich der Mensch das Maß aller Dinge. Was für den Menschen, für sein Leben, für die Bereicherung und Entfaltung seines Empfindunglebens ein Kunstwerk bedeute: Das ist das Ausschlaggebende. Alles Andere ist Spielerei von Aestheten, die nichts zu thun haben und ihre freie Zeit und ihre eigene Oberflächlichkeit dazu benutzen, sich dann und wann feiertäglich erheben zu lassen. Das sind die Pächter des Allerheiligsten in der Kunst, die ihr doch ferner stehen als der schlichte Arbeiter, der sich plötzlich beim Holzhacken über die Gluth des Sonnenunterganges freut. Was aber gewinnen wir fürs Leben, für unser eigenes Weiterwachsen, für den Reichthum unseres Fühlens, wenn wir Prinzipienreiter werden und deutsche musikalische Bühnenkunst pflegen? Sind die dort aufgehäuften ästhetischen Werthe wirklich so neu und so reich, daß wir darüber ruhig alle große Kunst unserer Vergangenheit möglichst rasch vergessen können? Lohnt es für größere Kreise der Kunstfreunde der Mühe, in diese Novitäten sich einzuarbeiten, oder wird nicht überall Enttäuschung und Bedauern über die verlorene Zeit sich einstellen, die man besser der großen Kunst aller Zeiten und Formen zugewandt hätte? Es wäre sogar erst nachzuweisen, ob selbst für die technische Entwickelung der Kunst, für rein fachmusikalische Dinge diese Werke Eroberungen von der Wichtigkeit bedeuteten, wie sie frühere Fortschrittswerke gebracht haben, so daß selbst für den Fachmusiker die Nothwendigkeit noch nicht unbestritten wäre, all dieser neuen Kunst näher zu treten.

Viel verhängnißvoller als alle diese Bedenklichkeiten ist aber die Stellung, die dem modernen Kunstfreund gegenüber der alten Kunst aufgezwungen werden soll. Um nämlich für die Bühne Raum, Zeit, Kraft und Geld zu gewinnen, muß alle andere Musik als vorweltlich gebrandmarkt werden, als Kunst, über die wir mit unserem modernen Geist hinausgewachsen sind, der wir nur noch historisch gerecht werden könnnen und die darum für die Lebenden keine Bedeutung hat. Der Grundgedanke ist dabei immer der

Irrthum: Alle Kunstformen sind nur Vorbereitungen, Vorstufen für das Musikdrama. Nun wir dieses haben, ist alles Befassen mit jenen eigentlich Zeitverschwendung und verräth Inferiorität des Geistes.

Marsop legt seine Meinungen über die Entwickelung in den Künsten ziemlich ausführlich dar und kommt dabei, ähnlich wie Arthur Seidl in seinem „Modernen Geist", zu einem Lob der zeitgenössischen Kunst. „Was gemäß der historischen Entwickelung in der Periode seines Entstehens einen unermeßlichen Fortschritt in sich begriff, muß hundert Jahre später rückständig erscheinen. Wollen wir uns nun darauf versteifen, daß, während Wissenschaften, Rechtspflege, Techniken, Malerei, Architektur, Dichtung in fortwährendem Umwandlungprozeß begriffen sind, bei denen jedesmal der Lebende Recht hat, der etwas Ordentliches kann, die Musiker sich bis zum Weltuntergang krampfhaft um ihre eigene Achse drehen müssen?" „In unserem Kunstleben macht sich der Herbariums-Geist, der Geist des ‚Konservators' und Professors weit über Gebühr geltend." „Das historische Kunstmuseum nnd alles mit ihm in engerer Beziehung Stehende schluckt viel zu viel von Dem auf, was billiger Weise für ehrlich in der Gegenwart sich mühende Talente zu verausgaben wäre."

Also immer wieder der Jammer um die Lebenden, bei denen man den Gedanken an das Mitleid mit guten Freunden nicht los wird. Aber die Geschichte ist nicht nur grausam, wie Marsop meint, da sie das Alte durch Neues verdrängt werden läßt, sondern noch viel grausamer dem Neuen gegenüber, das erst beweisen muß, es sei nicht nur neu, sondern auch gut. Es ist eine echt moderne Redensart, wenn man den Kultus des Neuen um seiner Neuheit willen predigt und mit Stentorstimme ruft: „Der Lebende hat Recht!" Der Lebende, dem ja meist eine bessere Vergangenheit zum Glück im Wege steht. Man braucht nicht zu befürchten, daß diese Schreier ihr Ziel erreichen werden; aber ein kunstgeschichtlicher Irrthum, den sie dabei mit muthiger Unverfrorenheit immer wieder ausposaunen, muß doch endlich zurückgewiesen werden. Er liegt in der Verständnißlosigkeit gegenüber dem bleibenden Werth aller echten Kunst, auch der der Vergangenheit. Die Herren, meist wieder Wagnerianer, für deren beschränkte Weisheiten Wagner nicht verantwortlich gemacht werden kann, folgern so: Jede Zeit hat ihre bestimmte geistige Physiognomie; jede Zeit hat ihre eigene Lebensauffassung, die sich auch in der Kunst ausspricht. Da ich in der Zeit lebe, hat nur Das für mich Bedeutung, was ihr gemäß ist. Was einst groß war und Zeitbedeutung hatte, ist jetzt nicht mehr bedeutsam, denn jetzt hat sich die Zeit geändert. Darum ist etwas Minderwerthiges, wenns nur zeitgemäß ist, immer noch wirksamer auf mich als etwas Großes, das der Vergangenheit angehört hat und jetzt überwunden ist. Das ist ungefähr der Gedanken-

gang, der der ganzen „Modernität“ zu Grunde liegt. Seltsam, daß er nur in Zeiten und in Köpfen auftaucht, die zur Größe nicht fähig sind, weder in der Produktion noch in der Lebens- und Geschichtauffassung. Seltsam, daß er besonders bei den Kunstgenießlingen unserer Tage und ihnen verwandten überspannten Frauen Mode ist.

Es wäre lächerlich, wollte man im Streit mit solchen Eintagsnaturen Begriffe wie Unsterblichkeit und Ewigkeit heranziehen, die sich zwischen dem Salongetön dieser Kunstsportsmen zu fremdartig ausnehmen würden. Man braucht ja dieser Sorte von Menschen, die sich moderne Gegenwartleute dünken, nur den Typus des wirklich gebildeten, des durchgebildeten Kunstkenners gegenüber zu stellen. Ist Der mit seinem Verständniß für alle Lebensäußerungen aller Zeiten, mit seinem Streben, den ganzen Reichthum der Kulturentwickelungen in sich aufzunehmen, wirklich durch das Bild des „retrospektiven Konservators“ gezeichnet? Ist die menschliche Natur wirklich so arm, daß sie nur das ihr Zeitgemäße, den berüchtigten „Zeitgeist“ erfassen und alles Andere nur indirekt, historisch genießen kann, „mit künstlich eingesetztem Athmungapparat“, wie Marsop sagt? Alle großen Menschen und alle großen Künstler jeder Zeit und jedes Volkes sind ganze Söhne ihrer Zeit gewesen. Gewiß. Aber waren sie wirklich groß, so gingen sie um Jahrhunderte über ihre Zeit hinaus, vorwärts und rückwärts. Und gerade ihr Verhältniß zur Vergangenheit war kein totes, kein imaginäres, sondern oft und mit Recht lebendiger als das zu ihrer Zeit. Denn es ist besser, ich stehe mit einem Großen von anno 1600 auf Du und Du als mit einem Gerngroß, der anno 1900 vielleicht Musikdramen schreibt.

Wer den modernitischen Standpunkt festhält, wird obendrein nicht einmal zum eigentlichen Kern auch seiner eigenen Zeit und deren Fragen vordringen — wie ja der vorliegende Fall zeigt —, denn dieser ist eben auch nur mit dem umfassenden Blick des Menschen zu packen, der seine Zeit als Glied im großen Lauf der Zeiten erkennt. Nicht etwa, weil es pietätlos wäre, die Großen der Vergangenheit bei Seite zu schieben, fordern wir die Anerkennung ihrer noch immer lebendigen Kraft — Pietät ist überhaupt in der Kunst sehr überflüssig und meist mit Heuchelei zu verdeutschen —, sondern, weil es sinnlos ist, um der sogenannten zeitgenössischen Kunst und der Idee von ihrer höheren Lebensberechtigung willen den Weg zu den Lebensströmen zu verlegen, die von den großen Menschen der Vergangenheit und ihren Werken ausgehen. Es giebt eben noch Größeres als die Zeitwerthe, die die Modernen allein in ihre Berechnung einzustellen belieben, und ich kann viel mehr „Museumskunst“ treiben, wenn ich Phantome moderner Komponisten mit aller Liebe hege, als wenn ich aus den lebendigen Gebilden der Alten mir künstlerische Anregung und Genuß hole. „Bühne der Lebenden“ ist ein

Schlagwort, das gut klingt, wie so viele Feuilletonistenerfindungen. Aber es ist eine klingende Schelle, so lange man „Lebende" die „Mitlebenden" nennt, ob sie schon vielfach tote. taube, faule Früchte sind. Allerdings hat in der Kunst nur der Lebende Recht. Das heißt aber: der Lebendige, der Unsterbliche, der Lebende aller Zeiten. Die konfuse Geschichttheorie der Modernsten, die plötzlich alle Maßstäbe zu Gunsten des heute Lebenden umändern wollen und damit meist noch einen einseitig engen nationalen Standpunkt verbinden, der auch in Zeiten von Befreiungskämpfen recht und gut sein mag, aber, Gott sei Dank, bei den größten deutschen Geistern niemals engherzig geworden ist, zeigt sich schließlich auch noch darin, daß plötzlich, nachdem Jahrhunderte lang alle Formen der Kunst in der reichsten und mannichfachsten Weise geblüht haben, jetzt eine Idealform gefunden sein soll, die einzig noch entwickelungfähig sei. Wenn Wagner als Schöpfer dieser neuen Form alles Andere als überwunden ansah, so war Das eine Folge der dementia, die bei allen Genies nothwendig ist und die mit der Blindheit eines Liebenden zu vergleichen wäre, dem neben seiner Erkorenen alle Schönheiten der Erde farblos scheinen. Aber was dem Liebenden erlaubt, ja, Nothwendigkeit ist, wird darum nicht allgemeingiltig, sondern verliert allen Sinn ohne jene Vorbedingungen der Ekstase.

Das Wort vom Bankerott der reinen Instrumentalmusik ist ein grandioser Gedankenblitz jener dementia im Haupte des Schöpfers des Musikdramas, aber reiner Unsinn, sobald es nur nachgeplärrt wird. Es wäre die größte kunstpolitische Verkehrtheit, wenn wir jetzt uns auf die musikalische Bühnenkunst versteifen und alle anderen Kunstformen als damit überwunden ansehen wollten. Und es kann nur, obwohl Marsop sehr gern und viel mit seiner Unabhängkeit paradirt, als die Wirkung engster Parteischablone angesehen werden, wenn zu Gunsten einer so speziellen und einseitigen, künstlerisch wie kunstgeschichtlich gleich anfechtbaren Tendenz selbst Institute, wie der Allgemeine Deutsche Musikverein, mobil gemacht werden sollen, der das überwundene Konzertwesen aufgeben und sich dem Theater zuwenden soll.

Theater, Theater im üblen Sinn ist diese ganze mit kolossaler Wichtigthuerei in Szene gesetzte Agitation für die nothleidenden deutschen Bühnenkomponisten. Daß dabei mit den Thatsachen und mit der Logik sehr übel umgesprungen wird, werden Alle, die das Heft in die Hand nehmen sollten, bald selbst merken, so weit sies nicht schon aus den angeführten Behauptungen ersehen haben. Wenn, zum Beispiel, behauptet wird, daß die Dirigenten der ständigen Abonnementsveranstaltungen den schönsten Wetteifer darin entwickelt hätten, stets das Neuste des Neuen und das Gewagteste des Gewagten zu bringen, so daß der Allgemeine Deutsche Musikverein keine Aufgabe mehr habe, so spricht doch dagegen die Thatsache, daß weder Liszts noch Bruckners

noch Draeſekes Schaffen, um nur ein paar der nächſtliegenden Namen zu nennen, auch nur einigermaßen im Konzertſaal zur Geltung gekommen iſt. Wenn Richard Strauß und einige durch Zufall aufgegriffene Novitäten von Saal zu Saal wandern, ſo iſt Das nicht ausſchlaggebend. Denn wir wollen uns doch nicht verhehlen, wie ſchwer bei dieſen Werken heutzutage leider noch das Senſationbedürfniß ins Gewicht fällt.

Doch für die Anhänger der Parteimeinung, die Marſops Brochure ausſpricht, iſt ja die ſymphoniſche Bewegung überhaupt abgeſchloſſen und muß allmählich verſanden. Wäre Dem ſo, dann könnten wir allerdings nichts Beſſeres thun, als Alleſammt den Brettern unſer Hab und Gut, Weib, Kind, Kraft, Zeit und Geld ſo ſchnell wie möglich zuzuwenden. Aber der Wagner-Frage Kern ſitzt, wie es bei Kernen üblich iſt, zum Glück nicht unter einer dünnen Schale aus Feuilletonpapier, ſondern erheblich tiefer.

Entſprechend der Natur der Kunſtgattung, in die das Lebenswerk Wagners gehört, müſſen wir zwei Fragen ſtellen oder zwei Kerne enthülſen. Wagners Wirken hat Zweierlei beeinflußt: die Produktion und die Reproduktion. Ich beginne mit der Reproduktion, weil ſie ſich im engſten Anſchluß an Wagners eigene Werke behandeln läßt, und frage nach dem weſentlich Neuen und Bedeutungvollen, das wir auch in der Zukunft feſthalten müſſen, um den Erfolg von Wagners Reformen nicht wieder zu verlieren.

Im Weſentlichen handelt es ſich dabei um die künſtleriſchen Anſchauungen, die Wagner in dem „Bericht über eine in München zu errichtende deutſche Muſikſchule“ und in der Schrift „Ueber das Dirigiren“ niedergelegt und auch ſonſt öfter im Vorbeigehen geſtreift hat. Behält man für die Summe aller dabei geltend gemachten Anforderungen das Wort Stilbildung bei, ſo darf man nicht überſehen, daß man das Wort Stil nicht nur auf die verſchiedenen Zeiten, ſondern vor Allem auch auf die verſchiedenen Kunſtformen anzuwenden hat, mit anderen Worten, daß die Bühne einen anderen Vortragsſtil verlangt als der Konzertſaal, genau ſo wie Mozart einen anderen als Beethoven. Im Vortrag aber iſt das Ausſchlaggebende die Deutlichkeit der muſikaliſchen Linien und damit zugleich des inneren Gehaltes der Muſik.

Noch heutzutage kann man längſt nicht behaupten, daß dieſe Grundgedanken, zu denen Wagner wohl auch mit durch die Interpretation beethovenſcher Werke durch Liſzt angeregt worden iſt, und die daran geknüpften Einzelforderungen auch nur zu einem guten Theil verwirklicht wären. Als der allgemeinſte ſeiner muſikaliſchen Zukunftgedanken, der bis in die beſcheidenſten Verhältniſſe hin verwirklicht werden und wirken kann, ſei er an den Eingang dieſer Unterſuchung der Wagner-Frage in der Zukunft geſtellt. Scheint er nicht lernhaft genug, ſo iſt doch zu bedenken, daß ohne die Erfüllung dieſer erſten Forderung alle etwa möglichen Verbeſſerungen in der Wiedergabe muſikaliſcher Kunſtwerke des eigentlichen Haltes entbehren.

Viel handgreiflicher sind natürlich die ausführlichen Angaben Wagners, die sich im Speziellen mit dem Theaterwesen befassen und fast in allen seinen Schriften bald als Hauptinhalt, bald als Nebenertrag zu finden sind. Wenn ich auch nicht mit Marsop übereinstimmen und diese Reformen als den eigentlichen Kern der Wagner-Frage ansehen kann, so liegt mir doch nichts näher, als eine kräftige und baldige Verwirklichung der vielen werthvollen und praktisch bequem durchführbaren Anregungen aufs Innigste zu wünschen. Gewiß sollen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um Theaterneubauten, die das bayreuther Vorbild dankbar benutzen, überall da entstehen zu lassen, wo die Bühnenkunst in großem Stil gepflegt werden kann. Gewiß sollen in diesen Häusern die Werke Wagners mit aller künstlerischen Hingabe lebendig werden; was Wagner über Schauspielwesen und über den Vortrag seiner und fremder Werke in mustergiltiger Weise festgestellt hat, soll nicht verloren gehen. Es ist viel, sehr viel zu thun; und Vieles, was in der Brochure von Marsop als weitere Ausführung wagnerischer Gedankengänge vorgebracht wird, ist völlig zu unterschreiben. Es wird noch unendlich viel an Wagner gesündigt und die Vergeistigung des Vortrages, das völlige In- und Miteinandergehen aller Faktoren bei der Wiedergabe seiner Tondramen wird fast nirgends völlig erreicht. Viel ist noch zu arbeiten und nicht oft genug kann auf die Pflichten aller betheiligten Kreise gegenüber dieser Kunst hingewiesen werden. Aber: der Kern der Wagner-Sache ist auch in dieser Theaterfrage nicht beschlossen. Er kann überhaupt auf dem Gebiete nicht liegen, obgleich ich die künstlerische Durchgeistigung aller Wagner-Aufführungen und ihre Darbietung in wagnerischen Spielhäusern für viel wichtiger halte als das praktische Ausprobiren der Bühnenfähigkeit so und so vieler neudeutschen Musikdramen jüngsten Datums.

Der wichtigste Punkt in Wagners Reformen der Reproduktionweise und zugleich der, dessen Sicherung als unverlierbares Gut noch eine Wagner-Frage ist, bleibt die Gewinnung eines wirklichen Vortragsstils und einer völlig durchgeistigten Vortragskunst, die beide von der Sache und von dem Schöpfer des einzelnen Kunstwerkes ausgehen und in allen Kunstformen, nicht nur in den Bühnenwerken, die Person des vermittelnden Künstlers, sei er nun Sänger, Spieler oder Dirigent, völlig zurücktreten lassen. Schon diese kurzen Andeutungen genügen wohl, um zu beweisen, welche fragwürdigen Verhältnisse hier noch im Geiste Wagners zu bessern sind, und um zu zeigen, daß es sich hier um Lebensfragen der Musik handelt, gegenüber denen die Förderung der jungen Musikdramatiker ein recht nebensächlicher Privatsport erscheint. Den Kern der Frage aber können wir nun erst enthülsen.

Raunhof bei Leipzig. Dr. Georg Göhler.

Ein Wunder der Telegraphie.

Ich habe einen sehr vertrauten Freund, der sich seit Jahren mit den Geheimnissen der drahtlosen Telegraphie beschäftigt und auch ein paar den Fachleuten wohlbekannte Verbesserungen zu dieser vielleicht großartigsten Entwickelungsstufe des Nachrichtenwesens beigesteuert hat. Er ist mit Marconi, Slaby, Arco u. s. w. natürlich genau bekannt, doch hat er mich, als ich ihm meine Absicht kundthat, von ihm zu berichten, dringend gebeten, seinen Namen zu verschweigen, wie er denn überhaupt an einer so weitgehenden Bescheidenheit leidet, daß er eben schon deshalb der großen Menge nicht annähernd so bekannt ist wie andere Erfinder. Sein Bild hat nicht einmal in der „Woche" gestanden. Ich traf ihn ein paar Tage nach dem Friedensschluß von Pretoria im Thiergarten; er schien mir grüblerischer als je und nur meinem unablässigen Bohren gelang es, ihn so weit zu bringen, daß er sich mit mir in ein sachliches Gespräch einließ und gestand, daß er sich in den letzten zweiunddreißig Monaten, also während der Dauer des Krieges der Engländer gegen die Buren, mit der Ergründung des allerdings merkwürdigsten aller telegraphischen Geheimnisse abgegeben habe: auf welchem Wege die Nachrichten aus Südafrika, die unmöglich durch die Drähte der englischen Kabel gelaufen waren, dennoch nach Europa gelangt sein könnten. In seiner streng wissenschaftlichen, ein Wenig pedantischen Weise sagte er: „Stellen wir zunächst die Thatsachen fest. Sie, wie alle Zeitungleser, werden sich erinnern, daß außer und neben den englischen Depeschen, den amtlichen wie den nicht amtlichen, Tag vor Tag telegraphische Nachrichten aus Südafrika nach Europa gelangten, deren Herkunft nicht nur den Zeitungslesern, sondern selbst den erfahrensten Redakteuren und nun erst den berühmtesten Technikern der Telegraphie vollkommen verborgen blieb und bis zum heutigen Tage geblieben ist. Allerdings: die entscheidenden Thatsachen vor dem Kriege und während des Krieges, solche Thatsachen, die wir Alle als unzweifelhaft wahr anerkennen müssen und die den Rahmen jeder geschichtlichen Darstellung des Kampfes der Engländer gegen die Buren bilden werden, sind auf dem ganz gemeinen, abgeklapperten Wege der Kabeldrahttelegraphie nach London gelangt und von dort verbreitet worden. So wurde das Telegramm mit dem Ultimatum des Transvaal-Staatssekretärs, Herrn Reitz, an England vom neunten Oktober 1899 auf dem gewöhnlichen Drahtwege nach London befördert. Auch die sämmtlichen Nachrichten der englischen Generale von ihren furchtbaren Niederlagen haben auf keinem anderen als dem Drahtwege, und zwar durch die englischen Kabel, London und von da aus die ganze Leserwelt erreicht. Die Niederlagen Methuens bei Magersfontein und Bullers bei Colenso, der siegreiche Ueberfall der Buren bei Tweebosch — so hieß doch das Nest? — und Methuens Gefangennahme durch Delarey wurden ohne Verzug von den Engländern gemeldet und die deutschen ‚Extrablätter der Freude' über alle diese Siege der Buren beruhten ausschließlich auf den amtlichen Kabeltelegrammen der englischen Heeresleitung in Südafrika an das londoner Kriegsamt. Bemerkenswerth ist auch, daß die Nachrichten von den gelegentlichen unbestreitbaren Erfolgen der Engländer, die ja viel geringer an Zahl waren als ihre Niederlagen, sämmtlich nur auf dem gewöhnlichen Drahtwege zur Kenntniß der Menschheit außerhalb des südafrika-

nischen Kriegsschauplatzes gelangten: so die Gefangennahme Cronjes und seiner tapferen Streiter, so die Entsetzung von Ladysmith, von Mafeking und von Kimberley. Mit diesen untergeordneten Leistungen der Telegraphie habe ich mich natürlich nicht beschäftigt, denn dabei war nichts zu lernen. Nun aber erkären Sie mir einmal, auf welchem geheimnißvollen Wege all die Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatz nach Europa gelangt sein mögen, mit denen die ganze europäische und außereuropäische Presse zweiunddreißig Monate lang ihre Feldzugsspalten gefüllt hat! Täglich kamen aus Afrika Nachrichten vom selben Tage oder vom Tage vorher, also doch nur auf telegraphischem Wege, die ganz andere Dinge zu melden wußten als das gemeine Kabel."

Ich wagte den Redestrom meines Freundes durch die Bemerkung zu unterbrechen: „Jene anderen Nachrichten waren aber ausnahmelos falsch." Da kam ich aber schön an. Erregt entgegnete er mir: „Das liegt nur an der Neuheit der Sache! Bedenken Sie doch, daß es sich offenbar um ein ganz neues, uns Telegraphietechnikern noch vollkommen unbekanntes Verfahren der Nachrichtenübermittelung handelt; daß im Anfang eine solche umwälzende Erfindung nicht gleich das Höchste leisten kann, daß sie nicht lauter wahre Nachrichten übermittelt, ja, daß sie sogar ausschließlich falsche Nachrichten in die Ferne sendet: ist Das so wunderbar? Warten Sie nur ab, welchen Aufschwung diese grandiose Erfindung mit der Zeit nehmen wird! Warten Sie den nächsten Krieg ab und Sie werden Ihr blaues Wunder erleben! Wissen Sie denn überhaupt, ob die Nachrichten, von denen ich spreche, durch die alte langweilige Telegraphie zu uns gekommen sind? Sind Sie sicher, daß es sich nicht um Telepathie oder gar um extraplanetare Teleheliographie handelt?"

Mir schwindelte. Ich verstand kaum die Bedeutung der Wörter, geschweige denn, was für geheime Fernwirkungen im Nachrichtenwesen hinter den Wörtern verborgen sein mochten. Schüchtern fragte ich meinen Freund, welche Nachrichten er denn meine. „Das fragen Sie mich noch? Denken Sie doch an die vielen telepathischen oder sonstwie ‚Tele'-Nachrichten, die im November und Dezember 1899 aus Südafrika nach Brüssel — immer nach Brüssel! — meldeten, daß Ladysmith von den Buren bestimmt eingenommen sei. Die Nachrichten waren jedesmal falsch. Aber was folgt daraus? Man erfindet doch solche Nachrichten nicht." Ich räusperte mich, wurde aber nicht verstanden. „Damals begann ich meine Untersuchungen über den Weg, den jene Nachrichten genommen haben können, und ich glaube, ich bin auf der richtigen Spur."

Der geneigte Leser kann sich meine Spannung bei diesen Worten denken.

„Ich habe dann," fuhr mein Freund Techniker fort, „meine Beobachtungen im Einzelnen gemacht und habe festgestellt, daß die — sagen wir einfach ‚Aether'-— Nachrichten vom Kriegsschauplatz nach Brüssel immer entweder dann eintrafen, wenn Lord Roberts oder Lord Kitchener gar nichts zu melden hatten, oder daß das geheimnißvolle Spiel dieser Aether-Telegramme immer einsetzte, sobald amtliche, auf Thatsachen beruhende Meldungen von den englischen Generalen nach London gelangt waren. Irgend eine große Schlacht vermochte die neue Erfindung selbständig nicht zu melden; wohl aber hat sie fertig gebracht, die lächerlich dürftigen Nachrichten der schweigsamen englischen Heerführer über ein großes kriegerisches Ereigniß sofort durch eine Fülle von Einzelangaben zu er-

gänzen, die sich zwar niemals nachher bewahrheiteten, deren Eintreffen in Brüssel aber doch ans Wunderbare grenzte. So ging es fort bis in die letzten Tage des Mai 1902, als der unfähige Lord Kitchener mit seinem dürftigen altmodischen Kabel nicht das Mindeste über die schwebenden Friedensverhandlungen zu melden wußte, dagegen auf dem geheimnißvollen Aether-Nachrichtenwege über Brüssel die Presse mit ihrem gewohnten Quantum von Meldungen versehen wurde. Alle Nachrichten des geheimnißvollen Telegraphen von Südafrika nach Brüssel oder, allgemeiner gesprochen, von den Buren in Südafrika an die ‚Burenkreise' in Brüssel, Rotterdam, Amsterdam u. s. w. waren falsch, wie der Friedensvertrag, der natürlich auf dem gemeinen Drahtwege bekannt wurde, unwiderleglich erwiesen hat. Das thut aber der Bedeutung der neuen Erfindung keinen Eintrag, denn auch Sie als Laie werden doch wissen — denken Sie an die ersten Versuche der Telegraphie —, daß aller Anfang schwer ist und daß nie eine Erfindung vollendet aus den Händen des Erfinders hervorgeht."

„Und Ihre Erklärung des erstaunlichsten Räthsels neuerer Technik?"

„Es giebt zwei Möglichkeiten", entgegnete mein Freund. „Zunächst habe ich natürlich an die drahtlose Telegraphie gedacht. Die Buren sind Mordskerle; warum sollen sie nicht, wie in der Kriegführung, so auch in der Technik des Nachrichtenwesens, das ja auch zur Kriegskunst gehört, Dinge fertig gebracht haben, von denen sich der Verstand der Zunftgelehrten auf dem Gebiete der Telegraphie nichts träumen läßt? Sie werden mir zugestehen, daß die ganze Schwierigkeit der drahtlosen Telegraphie bis jetzt doch nur eine Frage der Entfernungen ist. Marconi behauptet, er könne auf dreitausend Seemeilen sprechen; warum sollten die Buren nicht auf sechstausend Meilen mit Brüssel oder mit den anderen Mittelpunkten der ‚Burenkreise' gesprochen haben? Wir werden ja demnächst von den Buren selbst hören, ob sie sich der drahtlosen Telegraphie bedient haben. Ich selbst glaube es nicht; schon deshalb nicht, weil sie doch fürchten mußten, daß die Engländer solche Depeschen auffingen, was ja bei der drahtlosen Telegraphie nicht ausgeschlossen ist. Nein, ich glaube an ein anderes Verfahren, das ich die extraplanetare Teleheliographie zu nennen vorschlage. Es giebt nichts Einfacheres: man heliographirt nach dem im Augenblick gerade am Günstigsten stehenden Planeten, etwa nach dem Mars, und von dem Planeten wird auf heliographischem Wege das Heliogramm weiter gegeben. Sie machen ein erstauntes Gesicht, aber darauf war ich gefaßt. Die einzige Schwierigkeit bei diesem Verfahren ist höchstens die Frage der Umschaltung auf dem benutzten Planeten; doch sie ist eine untergeordnete Frage. Halten wir fest, daß von Südafrika fast täglich Depeschen irgend welcher Art von den Buren an die ‚Burenkreise' gelangt sind, so bleibt wirklich nichts Anderes übrig als die extraplanetare Teleheliographie."

Ich bin durch und durch Laie in Fragen der Telegraphie und erlaube mir deshalb keinerlei Urtheil über die Tragweite der Entdeckung meines Freundes; berufenere Männer mögen sich darüber äußern. Die Thatsache aber, daß während des Burenkrieges telegraphische Nachrichten täglich auf anderem Wege als durch die englischen Kabel nach Brüssel gelangt sein müssen, steht über allen Zweifel fest; nun mögen die Männer der Wissenschaft und der Technik das Geheimniß ergründen und es der ganzen Menschheit zugänglich machen.

Eduard Engel.

Jungfrau Orthmann.

Da stand nun David Degenhardt, der Pfarrer von Mosbach, auf der kleinen Anhöhe vor dem Dorf, holte tief Athem und wischte sich den Schweiß mit seinem rothseidenen Taschentuch ab. Die schwarzseidene Mütze mit dem großen Schild hielt er in der Hand; ach ja, — die Frühlingsluft hatte ihn müde gemacht. Sie war zu stark. All der Duft von den blühenden Bäumen am Wegrand und den wilden blauen Hyazinthen im Chausseegraben, dazu dieses Flöten und Locken in den Zweigen und die langgezogenen Töne, die die Staare erklingen ließen ... Wahrhaftig: der Fink sang schon seinen Bräutigamsschlag und das Dindeldeichen, das bunte Gesellchen, war auch schon da, — ach ja!

Da drüben am Horizont, fern und doch so scharf in der hellen Frühlingsluft abgezeichnet, die schöngeschwungene Gebirgslinie. Das von der Lenzgestalt der Natur kam ihm in den Sinn, die „wundervoll" ist, wie der alte Johann Peter Hebel meinte, und er nickte dazu und schob seine kurze Pfeife in den Mundwinkel. Dann ging er weiter mit kleinen, emsigen Schritten. Mit einem Mal blieb er stehen, denn der Fußweg war mit einer Reihe von blauen Basaltsteinen verlegt. Das hatten die Wegwarte gethan, damit die Fuhrleute mitten auf dem Weg fahren sollten, da, wo der Steinschlag aufgeschüttet war. Er lächelte ein Wenig. Ob sich wohl die Fuhrknechte, die Luders, daran kehren? Die nicht! Nicht, wenn sie nüchtern sind, und betrunken erst gar nicht. Dann nimmt der Gaul die Führung; und der weicht dem Steinschlag allemal aus. Wer kehrt sich denn überhaupt an Schranken und Gesetze? Ja, wer?

Er, David Degenhardt, hatte es gethan! Er reckte seine alte, eingesunkene Gestalt, so gut es ging, in die Höhe. Aber gleich mußte er husten. Das war ein ganz unbarmherziger Krampfhusten, der rüttelte und schüttelte ihn so, daß er sich an einen Kirschbaum anlehnen mußte.

„Ach ... die alte Brust!"

Ja, er war ganz schwach auf der Brust. Schwach vor lauter Stärke. So ein moralisches Leben macht müde, so ein Leben voll Entsagung, wie ers geführt hatte. Aber was hülfe es dem Menschen, wenn er ... ja, und nähme Schaden an seiner Seele.

Nun war der Hustenanfall vorbei. Er schnaubte sich umständlich und ging weiter. Die kurze Pfeife steckte jetzt in der Seitentasche seines Rockes; die Luft am Rauchen war ihm vergangen.

Was war er denn nur für ein Schwachmatikus mit seinen zweiundsechzig Jahren! Der Niederdörfer war ein ganz anderer Kerl. Mit Sechsundfünfzig hatte er die dritte Frau genommen. Und was für eine! Blonde Seitenlocken hatte sie, ganz nach der neusten Mode. Und der Niederdörfer hatte ihm gesagt: „Herr Bruder, eben darum, weil die beiden verblichenen Eheliebsten mich so beglückten, nahm ich die dritte; und ich versichere: jede brachte mir ein neues, ungekanntes Glück!" Er seufzte. So ein Glück! Hatte er es nicht auch einmal so gut haben wollen wie andere Leute? Ach ja, gewollt hatte ers, aber es war ihm schlecht bekommen.

Als er vor dem Dorfeingang angelangt war, blieb er einen Augenblick stehen und schaute zurück. Die Landstraße, auf der er gegangen war, sah aus

wie ein schnurgerader blauer Strich. An ihrem Ende lag wie in einem grünen Rahmen die Kirche seines Dorfes. Seine Kirche. Er legte die Hand noch vor den Mützenschild, um besser sehen zu können. Ein glückliches Lächeln flog über sein altes Gesicht. Denn er sah mit seiner Seele durch die grauen Mauern hindurch. Heute lag die violette Decke auf dem Altar, die mit den Silberfransen, und am Donnerstag, am Himmelfahrtstag, da würde er die rothe mit den goldenen Borten herausgeben . . . Himmelfahrt . . . Der alte Pfarrer hatte jedesmal Mühe, an diesem Tag die gehörige Fröhlichkeit herauszubringen; es haftete ihm immer eine stille Wehmuth an. Das hatte seinen Grund.

Allgemach war er am Ziel seiner Wanderung angelangt. Er stand auf der Hofreite eines stattlichen Bauernhofes und begrüßte Frau Hulda Schwerdt, die gerade mit den Futtereimern in der Hand aus dem Kuhstall kam, die Röcke hoch aufgeschürzt.

„Jesses, da sind Se ja! Ich sagte zur Jungfer Friederike, he kommt nich, he hat gerade jetzt zu ville Arweed. Nu wird se vergniegd sinn, — nee, so was!" Und flink, mit sichtbarer Freude stellte sie die Eimer am Brunnentrog nieder und nöthigte den Alten in die Stube. Auf dem Sofa mußte er Platz nehmen und sie schüttete die weichen Federkissen noch extra auf, schob den Tisch, der mitten im Zimmer stand, heran, rumorte dann in der Ofenröhre herum, wo immer ein Topf mit Kaffee stand, nahm die Goldtassen aus dem Schrank, holte Zucker, den sie umständlich mit einer Zange zerkleinerte, und gab immer wieder ihrer Freude Ausdruck, daß er da sei.

„Herr Parre," sagte sie dann — sie hatte sich ihm gegenüber gesetzt und stemmte die Ellbogen auf den weißgescheuerten Tisch —, „Herr Parre, ehe Se newwer gehn, geben Se mir einen Rathschlag."

David Degenhardt sagte: „Gern." Mein Gott: er hatte nun bald vierzig lange Jahre den Leuten gute Rathschläge geben müssen, vierzig Jahre lang, denn er stand in dem Geruch besonderer Heiligkeit und besonderer Weisheit.

„Soll ich wedder friggen?"

„So bald schon?" David schüttelte mißbilligend den Kopf und dachte an den Niederdörfer, der den Leuten ein so schlechtes Beispiel gab. „Wie lange ist denn der Willem tot?"

„Schonst eindreiviertel Jahr", sagte Frau Hulda und wischte gewohnheitmäßig mit dem Schürzenzipfel über die Augen.

„Wer ists denn?"

„Berthold, der Großknecht."

Eine Pause trat ein. David schaute in seine Kaffeetasse und Frau Hulda in den Spiegel über dem Sofa. Und je mehr sie hineinsah, desto röther wurde sie; denn es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie eine sehr dumme Frage gestellt hatte und daß David Degenhardt mit einem Mal Alles klar durchschaute, — Alles! Warum fragte sie auch gerade Den, den unheimlich klugen Mann! Der sah ja durch Wände. Sicherlich sah er es, wie Berthold letzte Nacht . . .

Warum schwieg denn der Alte so lange?

Jetzt hob er den Kopf und seine grauen, erregten Augen ruhten fest auf ihrem Gesicht.

„Hulda Schwerdt, Ihr könnt ja gar nicht mehr zurück; warum fragt Ihr denn?"

Da stand Frau Hulda auf und trat ans Fenster. Sie kehrte dem Alten den Rücken und hatte nicht den Muth, ihn anzusehen.

Auf dem Hof war es ganz still. Nur die Hühner scharrten emsig im Mist und die Tauben ruckſten und gluckſten auf dem Dachfirst. Und ganz unheimlich still wars in der Stube; nur der alte Zeiger an der Wand tickte einförmig und unaufhaltsam ein mahnendes Lied von dem rastlosen Schreiten der Zeit.

„Nun meldet mich bei Jungfrau Friederike." Da kam Frau Hulda auf den Alten zu. Sie stützte die Hand auf die Kante des Sofas und sagte: „Herr Parre, daß ich Sie anführen wollt', war nich scheene; das Andere, Herr Parre: der Berthold meinte, wenn er übern Kirchthurm hätt' klettern sollen, auf einer Seit ruffer un uff der annern runner, he wär bie mich kommen. Herr, so väle Lieb . . . Nee, der Minsch alleine is nischt!"

Dann ging sie hinaus.

David wischte sich wieder den Schweiß ab. Immer das Selbe auf dieser Welt, immer das Selbe. Und konnte denn Keiner entsagen! Nur er allein hatte es gekonnt. Hm . . Hatte es ihm was eingebracht? Heil und Segen? O ja, Lob und Ehre und den Ruhm der Tugend und Weisheit! Er war noch keines Weibes Mann gewesen, keusch und züchtig würde er ins Himmelreich eingehen. Fast wär' er einmal gestrauchelt; beinahe. Einmal hatte er auch vor einer Thür gestanden. Gott sei Dank: er hatte der Versuchung widerstanden. Und heute warf er sich doppelt froh in die Brust. Die, um die er fast gestrauchelt war, wollte heute mit ihm beten. Beten, denn sie fühlte ihr Ende nah. Sie wollte sterben. „Kommt rewwer, Herr Parre, se is in Bereitschaft," sagte Frau Hulda, als sie wieder ins Zimmer trat.

Nun überschritt er die Schwelle zu Friederikens Zimmer. Vor dreißig Jahren hatte er sie zuletzt gesehen. Damals war sie ein schönes Mädchen im weißen Kleid; blaue Bänder zierten es, ein Kranz von blauen Blumen lag in ihrem lockigen Haar und ihre Augen strahlten in froher Lust. Und heute? Eine muffige, verbrauchte Luft schlug ihm entgegen; es war ein widriges Gemisch von Baldrian, Melissenthee und ungelüfteten Betten. In dem großen Himmelbett lag eine alte, häßliche Frau; er schauderte, als er näher trat. Das war Friederike Orthmann? Mit matter Stimme fragte sie: „David, bist Du gekommen? Nicht nur vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, auch vor mir ists nun, als wäre das Damals ein Gestern und heute die frohe Erfüllung aller Erwartung!"

„Se redet manchesmoh irre, Herr Parre", sagte Hulda leise.

Friederike wollte sich aufrichten, doch schmerzhaft verzog sich ihr altes Gesicht und sie sank in die Kissen zurück. Tastend griffen ihre mageren Hände in die Luft.

David Degenhardt stand Sekunden lang starr und sprachlos da. Das also war aus dem schönen, lebenslustigen Mädchen geworden. Das war Friederike Orthmann, die Pfarrerstochter von Frohnhausen! Diese halb erloschenen Augen hatten einst wie Lichter gefunkelt und dies graue Haar, das in spärlichen Strähnen aus der häßlichen Mütze hervorquoll, hatte sich in goldenen Locken um ein niedliches Gesicht geschmiegt, das ihm „wundervoll" erschienen war wie die Lenzgestalt der Natur, wenn der Schlehdorn blüht und die Amsel schlägt.

Draußen rief eine kraftvolle, frische Stimme: „Frau Hulda! Wo is se denn?“ Und Frau Hulda ging; die Stimme hörte sie gern.

Da waren sie nun allein, die Beiden, die die Gründe der Moral höher gestellt hatten als die der Natur.

David Degenhardt mußte all sein Christenthum zusammennehmen, als er sich auf den Stuhl neben das Bett setzte und sein kleines Neues Testament aus der Tasche zog, um einen Psalm mit Friederike Orthmann zu lesen; denn dazu war er hergekommen.

Es war ganz still in der kleinen Stube; nur die Blätter des Psalmbuches knisterten beim Umschlagen. Es dauerte auch so lange, bis er den rechten Psalm fand; und am Fußende des Bettes schnurrte und blinzelte die große schwarze Katze und Friederike Orthmann röchelte und raschelte, wenn sie athmete. Sie fingerte ungeduldig und ängstlich auf der Bettdecke umher und suchte mit ihren halbblinden Augen nach dem Freund ihrer Jugend, der, wie von einem bannenden Grauen gehalten, dasaß und auf sein kleines, zerlesenes Testament sah.

„Rieke“, begann er, „Friederike, wir wollen beten: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet . . .“

Da richtete sich Rieke Orthmann mit einem Ruck auf. Sie riß die Nachtmütze ab, fuhr sich angstvoll durch das wirre, graue Haar und rief laut: „Hör' auf, David, ich will nicht den Trost in Sterbensgefahr, ich will ihn nicht, hörst Du! Was soll Das? Ich saß niemals im Leben unter dem Schirm des Höchsten, auch nicht in seinem Schatten!“

„Rieke, Rieke“, sagte David besänftigend und faßte nach ihrer Hand; „sei doch still zu Gott und höre auf sein Wort: Meine Zuversicht und mein Hort, mein Gott, auf den ich hoffe . . .“

Ein irres Lächeln flog über die Züge der Alten; sie schüttelte den Kopf, aber David fuhr fort, mit eindringlicher, weicher Stimme: „Er wird Dich mit Fittigen decken und Deine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln. Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, daß Du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen . . .“

Da schlug sie ihm das Buch aus der Hand mit ihren dürren Fingern und klammerte sich an ihn. „Hör auf!“ schrie sie laut, „hör auf! Das Alles ist Heuchelei: Ich wollte nicht mit Dir beten! Ich wollte Dich noch einmal sehen und Dir sagen, daß das Grauen meiner Nächte und das Elend meiner Tage grenzenlos war und daß ich schlechte Gedanken hatte jahraus, jahrein. Ich bin voll Neid, voll Mißgunst an jedem Glück vorbeigegangen! So viel ungenossene Lust gab es für mich; und soll doch so lustlich sein, das Leben! Und weißt Du“, flüsterte sie leise, „warum Du damals nicht kamst, weißt Du, warum? Du warst feig, Du redetest Dir ein, es dürfe nicht sein, wir müßten das Opfer bringen, weil Dein Vater meine Mutter, die das Weib eines Anderen war, mit sündhafter Liebe angesehen hatte. Hats nun was genützt? Meinst Du, Du bekommst nun einen Extraplatz im Himmel? Aber ich? Ich, Jungfrau Orthmann, — oh, was bin ich so elend, so arm gewesen, Keinem ein Segen; und fluchen will ich Dir, dem Feigling, der nicht muthvoll mich nahm, mich mit Seel' und Leib!“

Nun sank sie müde in die Kissen, glanzlos starrte sie auf die Katze, die

mit grünlich funkelnden Augen den Mann anglotzte, der so fremd da am Bett saß, so fremd, und nichts empfand als Gram, Reue und Ekel. Und die Katze machte einen Buckel, sprang vom Bett und legte sich aufs Fensterbrett in die Frühlingssonne und blinzelte behaglich.

David wollte noch einmal zu trösten versuchen. Er griff nach Riekes Händen und begann: „Fluche nicht; es konnte ja nicht sein!"

„Warum?" stieß sie hervor, „warum?" Und dann flüsterte sie leise, kaum verständlich vor sich hin:

„Ach Buhle, liebster Buhle mein,
Wie ließ ich Dich so gerne ein
In meine stille Kammer.
Das Mondlicht leuchtet, komm herein,
Geschwind, es merkts wohl Keiner!"

David faltete die Hände. Ein Grauen kam ihn an; er saß da, starr und still, und fühlte, wie die Arbeit eines langen Lebens zusammenfiel in nichts und wie Alles, was er an Werken der Liebe und Barmherzigkeit gethan, zerkrümelte und zermürbte unter dieser furchtbaren Schuldlast, die unbarmherzig vor ihm aufstieg, riesengroß... Die Schuld an dieser Jungfrau. Dieses verwilderte Brachfeld da, dieser Acker, der nicht Frucht trug, dieses Leben ohne Sonne, dieses Halbe, dies Verdorrte ... Und er bog sich über die Alte, Welke und küßte in überwallender Verzweiflung den zuckenden, verschmachtenden Mund. Da ging ein krampfhaftes Zittern durch ihre mageren alten Glieder, der Kopf fiel zurück; sie war tot.

Und David dachte daran, daß wir Kinder des Zornes sind, und machte das Zeichen des Kreuzes. Er bückte sich nach seinem Testament: da lag es auf der Diele. Nach alter Gewohnheit schlug er es auf, aber die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen, in denen Thränen standen, — Thränen um ein verwüstetes Leben.

Frau Hulda öffnete leise die Thür. Er stand noch immer am Bett, ohne sich zu rühren. Mit hochrothem Kopf trat sie heran, entsetzt schrie sie auf: „Se is all tot!" Sie riß die Thür auf. Berthold kam herein. Er nahm seine Mütze ab. Hulda faßte ihn ängstlich am Arm.

Da sah der Alte auf aus seinen zerflatterten Gedanken und sagte, was er immer sagte, wenn er von einem Toten schied, dem er die letzte Wegzehrung gegeben:

„Der Herr segne ihre unsterbliche Seele!"

Berthold aber, der alle Gebräuche kannte und wußte, was man thut, wenn Einer starb, drückte der Alten die Augen zu und band ihr ein Tuch um die zahnlosen Kiefern. Dann traten die Drei hinaus auf die Diele.

David Degenhardt wollte nicht noch einmal in die andere Stube eintreten; er ging heim. Er mußte eine Himmelfahrtpredigt machen und die rothe Altardecke mit den goldenen Fransen und dem goldenen Kreuz aufdecken lassen.

Lotte Gubalke.

Selbstanzeigen.

Für den Zweikampf. Hermann Walther, Berlin. 2 Mark.

Gegenüber dem endlosen Gerede, das sich neuerdings wieder aus Anlaß zweier besonderen Fälle gegen den Zweikampf nicht nur auf der Bierbank, sondern auch in der Presse und in öffentlichen Versammlungen vernehmen läßt und sogar wiederholt in den Reichstag verschleppt wurde, schien es mir an der Zeit, endlich einmal auch die andere Seite zu kräftigem Wort kommen zu lassen. Zwar kämpfen die Gegner nicht mit Gründen der Logik, sondern eigentlich nur mit Schimpfworten, da sie den Zweikampf nicht als ein tiefes Problem anerkennen, sondern als eine veraltete Einrichtung behandeln, die von Gesetz und Sitte, Vernunft und Religion längst abgethan sei; trotzdem muß unsere schweigende Zurückhaltung aufgegeben werden, weil sie nur als Schwäche ausgelegt wird. Ich habe das Problem vor jeden der genannten Richterstühle gezogen und, wie ich hoffe, gezeigt, daß all diese Angriffe ungerechtfertigt sind. Neu dürfte der Verzicht auf eine beschränkte Satisfaktionfähigkeit und die Anerkennung der allgemeinen — nur durch die Voraussetzung der Unbescholtenheit eingeschränkten — Zweikampffähigkeit sein.

Königsberg i./Pr. Kurt Graeser.

Ein Liebeslied und andere Gedichte. Karl Henckell & Co., Zürich.

Im fremden Land.

Ich bin ein Flößer, der in tiefer Nacht
Durch dunkle Wasser seine Ruder leitet.
Von räthselvollen Sternen überdacht,
Späh' ich ins Land, das scheu vorübergleitet.

Mir ist so wirr, so seltsam fremd zu Muth,
Die Ferne geistert stumm und traumverloren,
Geheimnißtrunken raunt die dunkle Fluth
Von irren Märchen, die die Nacht geboren.

Seltsame Schatten fliehn im Uferkraut,
Fremdfahle Lichter kommen und verschwelen
Und manchmal wird ein müdes Wispern laut
So wie der Klageruf verirrter Seelen.

Mich aber faßt ein jähes Bangen an.
Es ist, als ob mir Geisteraugen winken.
Wer bin ich? — Wer? — Wohin geht meine Bahn? ...
Und schauernd laß ich meine Ruder sinken.

Tübingen. Philipp Witkop.

Das Kunsttheater. Zeitschrift für künstlerische Kultur. Herausgegeben von Mea Reichard und Ferdinand Max Kurth.

Dem strenggläubigen Schriftgelehrten kann nicht entgehen, daß die Bezeichnung „Kunsttheater" eigentlich eine Tautologie ist. Wir haben den Aus-

druck dennoch gewählt, um damit hervorzuheben, daß wir der veredelnden Kunstrichtung im Theater das Wort reden. Daß der Inhalt unseres ersten Heftes nicht auf der Höhe der Ausstattung und gewiß nicht auf der unseres Wollens stand, ist uns bewußt; dornenvoll ist die Bahn des Pfadfinders. Auch kennen wir die Schwierigkeiten des Unterfangens, an die Stelle des Getadelten Besseres, Interessanteres zu setzen. Wie jedes Volk die Juden hat, die es verdient, hat es auch, wenn man so sagen darf, in gewissem Sinn die Dichter, die es sich heranzieht. Wir hoffen, daß bei uns in deutschen Landen noch wirkliche Dichter zu finden sind, die modern, dem Geist der Zeit entsprechend, zugleich der Sehnsucht unserer Seele nach Edlem, Wahrem und Schönheit Genüge leisten. Werke dieser Bedeutung hoffen wir zu finden und unsere Leser damit bekannt zu machen.

Mea Reichard.

Das Buch der Tage und Träume. Hermann Seemann Nachfolger.

Zwei Proben:

Du.

Wie aus tiefen Wäldern bist Du,
wo keine schweren Menschen gehn.
Wie in der Waldquelle
seh ich mich rein und wahr in Dir.
Ich bin ein heißer, unzufriedener Mensch
mit einem herrischen Kinderherzen.
Thau hängt in meinen Haaren aus den Nächten der Sehnsucht.
Meine Hände zittern nach Glück.
Und meine Seele kann fliegen
hoch über den Tagen.
Ich seh' ihr nach und staune,
lächle und weine.
Manchmal aber bin ich wie ein König . . .
Und Alles ist Dein.
Dein ward es ohne Schenken.
Du kamst und es war Dein.
Ich bin so sicher, Dein zu sein mit Allem.

Herbst.

In jenes Baumes stummer, nackter Trauer
und im gebleichten Grau der hohen Ferne
erkenn' ich Sterbens milde Abend-Anmuth,
die große Süßigkeit erharrter Lose.

Mein junges Leben dankt mit Gruß und Ehrfurcht
für das behende Steigen seiner Säfte
und ehrt im Sterben ringsumher das Werden,
das tausendfach aus dunkeln Kammern athmet.

Mährisch-Weißkirchen. Richard Schaukal.

Sanden-Vertheidiger.

Was endlos schien, ist nun doch zu einem Ende gekommen: der Prozeß gegen Sanden und Genossen. Er ist beinahe sogar schon vergessen. Nur die Herren Reorganisatoren der Deutschen Grundschuldbank werden ihn noch lange im Gedächtniß behalten; sie haben während der acht Wochen Blut und Wasser geschwitzt. Aber sie hatten Glück: ihre eigenartige Methode, einen zusammengestürzten Bau wiederaufzurichten, wurde nicht erörtert; und was die Vertheidiger der Angeklagten in den Plaidoyers sagten, ließ sie kalt. Nachdem Herr Dernburg, der Bankdirektoren geschicktester, das Kreuzfeuer der Vertheidiger so gut überstanden hatte, war die Gefahr für sie vorüber. Die Art der Reorganisation bot der Vertheidigung die willkommene Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die von den Angeklagten angerichtete Verwüstung doch nicht so groß sein könne, wie der Staatsanwalt sie taxirt hatte. Die Kurssteigerung, die den Aktien der Neuen Bodengesellschaft beschieden war, zeigte, daß die Abstriche der Reorganisatoren recht kräftig ausgefallen sind. Freilich haben die Vertheidiger sich sehr leicht über die Thatsache hinweggesetzt, daß auch eine geringere Mehrbewerthung des Bodens bei dem jetzigen kleinen Kapital der Gesellschaften schneller merkbar werden muß als bei den früheren Kapitalien. Doch solche Einseitigkeit ist das gute Recht der Vertheidigung. Kein gerade sehr einleuchtender Milderungsgrund ist es aber, wenn sich herausstellt, daß Jemand, der beschuldigt ist, tausend Mark gestohlen zu haben, in Wirklichkeit eine um eine Mark kleinere Summe entwendet hat.

Ueber die Schuldfrage brauche ich heute nicht mehr zu reden. Das Gericht hat gesprochen; und deutsche Leser sind seit anderthalb Jahren mit der Sanden-Sensation so überreichlich gefüttert worden, daß der Durchschnittsbürger sich beinahe schon einbilden kann, zum Hypotheken-Sachverständigen geworden zu sein. Man könnte daran denken, die Moral des Prozesses jetzt, nach dem Abschluß, noch einmal zu beleuchten. Doch wozu? Die schlimmen Erfahrungen der letzten Krachepoche werden die Welt so wenig wie frühere ändern, und wenn wir wieder einmal auf dem Gipfelpunkt einer Hochkonjunktur angelangt sind, werden die deutschen Kapitalisten auf dieselben Manöver hineinfallen, deren Opfer sie diesmal geworden sind. Lohnender scheint mir der Versuch, die im Lauf des Prozesses geprägte Moral in helleres Licht zu rücken. Die Moralisten der Verhandlung waren nicht, wie es in Prozessen gegen allzu kühne Schriftsteller üblich ist, die Herren Staatsanwälte, sondern die Herren Vertheidiger. Sie beschränkten sich nicht darauf, die Schuld ihrer Klienten zu bestreiten oder als nicht genügend erwiesen hinzustellen, sondern sie verlangten vom Gericht eine Ehrenerklärung für ihre Mandanten. Den höchsten Punkt dieser Advokatentaktik erreichte einer der Anwälte, als er rief, „es müsse für das Gericht eine schöne Aufgabe sein, den Kommerzienrath Eduard Schmidt zu rehabilitiren." Und ein anderer Vertheidiger — ich weiß nicht, ob es Herr Kleinholz oder Herr Sello war — sagte von seinem Mandanten: „Kommt das Gericht zu einem Schuldspruch, so beugt er sich der Justiz, aber er bleibt ein Ehrenmann." Sind nach solcher Beweisaufnahme solche Töne wohl je schon vernommen worden?

Der einzige Vertheidiger, der diese Wege nicht wandeln wollte, war der Justizrath Wronker. Er stellte Puchmüller als eine subalterne Natur hin, die

den Chef, Herrn Eduard Sanden, in Jahre langer Gewöhnung verehren gelernt hatte und blind als unumschränkten Herrn und Meister anerkannte. Diese Auffassung habe ich hier immer vertreten und halte sie, da ich Puchmüllers Fähigkeiten aus langjähriger Erfahrung kenne, auch heute noch für richtig. Das selbe Argument war in den meisten Anklagepunkten auch zur Vertheidigung der Herren Otto Sanden und Haenschke zu gebrauchen. Und wenn die Vertheidiger des Herrn Eduard Schmidt, Hofbankiers, Kommerzienrathes, Generalkonsuls und Ritters hoher Orden, das Bedürfniß empfanden, ihren Klienten zum ausgemachten Dummkopf zu stempeln, so war auch dagegen nichts einzuwenden. Dummheit ist immer ein entschuldigendes Moment; und ein sehr bequemes, wenn die Alternative heißt: Verbrecher oder Idiot. Daß die Vertheidiger mit dieser Charakteristik eines einst einflußreichen Mannes zugleich, wohl wider Willen, die in Preußen am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts herrschenden Gesellschaftzustände recht seltsam beleuchtet haben, kann allen Sozialkritikern nur recht sein. Auch der Gerichtshof hat übrigens ja angenommen, alle Angeklagten seien mehr oder weniger Werkzeuge in den Händen Eduards Sanden gewesen. Eduard Sanden selbst war schon schwerer zu vertheidigen. Für einen dummen Kerl konnte man ihn nicht ausgeben. Der Leiter dieses ganzen Kunstbaues, der erkorene Sachverständige in Angelegenheiten der Hypothekengesetzgebung galt nun einmal als patentirter Schlaukopf. Hier mußten die Vertheidiger schon mit stärkeren Mitteln arbeiten. Ein alter Juristengrundsatz nennt jedes Mittel erlaubt, wenns um Kopf und Kragen geht. Da aber nur Gefängniß, nicht Zuchthaus beantragt war, durften die Advokaten am Ende doch etwas wähleriſcher in ihren Mitteln sein. Sie umstrahlten Eduard Sanden ja förmlich mit einem Glorienschein. Als sorglicher Familienvater, als rastlos fleißiger, sogar übereifriger Geschäftsmann ward er den Richtern vorgeführt. Erstens aber findet man selbst bei Raubmördern nicht selten ein starkes Familiengefühl; und zweitens war Sanden ja nicht beschuldigt, die Hausvaterpflicht vernachlässigt zu haben. Und was bedeutet der vielgerühmte Fleiß des Angeklagten? Ein advokatorisch besser geschulter Staatsanwalt konnte diesen Fleiß leicht als belastendes Moment verwerthen. Mir wenigstens ist sehr zweifelhaft, ob solcher Fleiß, der sich nicht einmal abends Ruhe gönnt, zur regulären Führung einer Hypothekenbank nöthig ist. Unerläßlich aber ist er Dem, der auf Jahre hinaus Bilanzverschleierungen vorbereiten muß. Allerdings konnten sich die Vertheidiger bei dieser Verleihung eines Heiligenscheines auf die Thatsache stützen, daß auch Leute, die nicht Advokaten sind, Herrn Sanden noch immer für einen Ehrenmann halten. Der Pastor De La Roche, dem der „geistliche Zug" im Hause Sanden gefiel, erklärte ausdrücklich, er halte auch heute noch Herrn Sanden keiner unehrenhaften Handlung für fähig. Und noch zur vorigen Weihnacht soll, wie mir erzählt wird, eine sehr hohe Persönlichkeit an Herrn Sanden ins Untersuchungsgefängniß einen sehr ehrenvollen Brief geschrieben haben.

So sieht der erste Theil der Vertheidigermoral aus. Der zweite ist ernster zu nehmen; denn da handelt sichs um die Pflicht der Presse. Wenn die Vertheidiger Recht hätten, wäre eigentlich die Frankfurter Zeitung die einzig Schuldige und ihr verantwortlicher Redakteur hätte, statt der Sanden und Genossen, auf die Anklagebank gehört. Denn angeblich wäre es der Preußischen Hypotheken-

bank ja gelungen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, wenn die Frankfurterin nicht immer wieder Lärm geschlagen hätte. Gewiß lagen in der Preußischen Hypothekenbank noch entwickelungfähige Werthe und bei ordentlicher Geschäftsführung wäre vielleicht — aber auch nur vielleicht — eine Gesundung möglich gewesen. Doch die Preußische Hypothekenbank ist schon seit den achtziger Jahren invalid; und thatsächlich festgestellt ist, daß Eduard Sanden die Defekte seines Institutes kannte. Ist er nun bescheiden die Wege gewandelt, die zur Gesundung führen konnten, oder hat er nicht vielmehr in größenwahnsinnigem Uebermuth zu altem Unrecht neues gefügt? Am einunddreißigsten Dezember 1900 traf das Unglück die Besitzer von Pfandbriefen im Werth einer halben Milliarde. Konnte in drei Jahren nicht die Milliarde voll und das Unglück noch größer sein? Nur Thoren glauben, die Presse könne durch ihr Schweigen schlimme Dinge wieder gut machen. Freilich: so, wie die Vertheidiger in Moabit sprachen, denken Viele; namentlich von Händlern hört man oft: Die Presse stört ja nur das Geschäft. Nur unter diesem Gesichtspunkt wird die sogenannte Großmacht in diesen Kreisen betrachtet. Der Journalist wird nun einmal ungern gesehen; den bestechlichen verachtet, den unbestechlichen haßt man. Für die sittliche Pflicht des Journalisten, auf Uebelstände, die er sieht, freimüthig und rücksichtlos hinzuweisen, ist bei uns noch wenig Verständniß zu finden. Was aber dem Unverstande des großen Haufens hingehen mag, ist darum noch lange nicht den Rechtsanwälten in foro erlaubt; sie dürfen nicht nachschwatzen, was Thorheit oder Leichtsinn vorgeschwatzt hat. Und insbesondere Herr Justizrath Munckel, das „freisinnige" Mitglied des Reichstages und des Landtages, hatte alle Veranlassung, die Pflicht der Presse anders zu beurtheilen. Wenn freilich in solchen Fällen nur Der kritisiren darf, der selbst Geld verloren hat, so wäre der Herr Justizrath diesmal der berufenste Kritiker der Ankläger gewesen; denn auch er hat Tantiemen und Honorare aus dem trüben Born des Preußenklüngels geschöpft und sie in Folge des angeblich durch Preßangriffe bewirkten Zusammenbruches eingebüßt.

Aber die Herren fordern ja natürlich nicht, daß die Presse schweige. Gott bewahre: nur öffentlich soll nicht geredet werden. Die Journalisten mußten, so fordern naiv die Vertheidiger, sich an die Aufsichtbehörde wenden. Wunderschön. Gerade die Aufsichtbehörde aber ist im Prozeß Sanden doch schlecht genug weggekommen. Sie hat alle Schäden gekannt. Die Hausbesitzer haben sie seit Jahren mit Petitionen bestürmt. Voigts Anklageschrift gegen die Hypothekenbank ist zu ihrer Kenntniß gelangt. Und sie hat, trotz Alledem, nichts gethan, — obwohl erzählt wurde, Miquel selbst habe Voigt das Material zu seiner Brochure gegeben. Und da sollte eine Zeitung, die schon seit Jahren die Spielhagenbank scharf kritisirt hatte, zu dieser Aufsichtbehörde Vertrauen haben?

Die Vertheidiger haben behauptet, der Presse sei das Anklagematerial von einem entlassenen Bankbeamten geliefert worden. Das hat die Frankfurter Zeitung bestritten; und man muß ihr glauben, daß der p. Schlegel nicht ihr Hintermann war. Dieser Mann hat, wie manchem Anderen, auch mir sein Material angeboten, aber in einer Weise, die jeden anständigen Redakteur zwang, ihm sofort die Thür zu zeigen. Prinzipiell aber liegt die Sache anders. Wird denn wirklich eine Information dadurch minderwerthig, daß sie von einem entlassenen Beamten stammt? Unter Umständen kann es geradezu die Pflicht eines

Beamten sein, Mißstände aufzudecken. Wo man Rachsucht oder ein noch niedrigeres Motiv wittert, wird man solche Information mit äußerster Vorsicht, erst nach sorgsamster Prüfung des Thatbestandes, zu benutzen haben. Erweist sie sich dann aber als richtig, so kann dem Journalisten die Quelle, aus der sie floß, gleichgiltig sein. A la guerre comme à la guerre. Im männermordenden Völkerkrieg braucht man Spione; man verachtet sie, aber man braucht sie. Mit dem rachsüchtigen entlassenen Beamten wird sich der Journalist auch nicht auf offener Straße zeigen und sich verbitten, daß er ihn Unter den Linden grüßt. Aber im schweren Kampf gegen die Korruption hat er die Pflicht, auch Das zu prüfen, was ihm aus trüber Quelle zufließt. Und mir scheint: gerade die Herren Anwälte sollten nicht gar so prüde thun; sie sind ja auch nicht immer in der Lage, zur Ermittelung der objektiven Wahrheit nur tadellose Gentlemen zu benutzen. Kommt man ohne solche Subjekte aus: tant mieux! Braucht man sie, dann mag man nachher das Zimmer desinfiziren; eine wahre Nachricht aber wird dadurch nicht unwahr und für das Publikum unwichtig, daß sie eine Weile in einem unsauberen Gefäß aufbewahrt lag. Plutus.

Notizbuch.

Benjamin D'Israeli war, wie der bei geringerem Wuchs in manchem Wesenszug ihm ähnliche Miquel, weder als Feind noch als Kollege bequem. Beide politischen aventuriers kämpften lieber mit dem Stilet als mit dem Schlachtschwert, beide waren zu klug, um irgend eine Schwäche des lieben Nächsten zu übersehen, und nicht klug genug, um ihr boshaftes Trachten immer in des Busens umpanzerter Tiefe zu bergen. Ihre Epigramme waren beliebt und gefürchtet. Gladstone ist D'Israelis Wort vom trunkenen Rhetor, der sich am Schall seiner eigenen Rede berausche, nie los geworden; und der edle Earl of Beaconsfield muß gegen den größten Demagogen des sterbenden Manchesterliberalismus noch viel Schlimmeres niedergeschrieben haben, da Lord Rowton seinen literarischen Nachlaß nicht herausgeben wollte, so lange Gladstone lebe. Vielleicht hatte das semitische Genie des Earl auch den erwachsenden Salisbury, seinen Schüler, nicht geschont, der vor ihm immer wie vor einem seltsamen Fremdling stand, bewundernd, staunend, doch ohne das leiseste Gefühl einer Wesensverwandtschaft. Bekannt ist nur, daß D'Israeli gesagt hat, Salisbury könne die Zunge nicht zügeln, der Neigung zum Sticheln und Spötteln auch da, wo es nöthig wäre, nicht widerstehen. Er hatte Recht; und der Marquis hat selbst noch manches rasche Wort bereut, am Meisten wohl das in der ersten Periode des Burenkrieges gesprochene: „Wir wollen weder Gold noch Land". Sein Nachfolger ist von anderem Schlag. Arthur James Balfour hat einen kühlen Kopf und sagt selten mehr, als er sagen will. Deutsche Zeitungschreiber haben Witzchen darüber gemacht, daß er in Fulham neulich prophezeite, über ein Kleines werde die Welt die guten Eigenschaften der Briten wieder schätzen lernen. Deutsche Zeitungschreiber rösten sich, seit die Burenschwärmerei ein einträgliches Geschäft geworden ist, an der Vorstellung, der Engländer sei ein dünn lackirter Barbar, der für die Menschheit eigentlich nichts geleistet, der stets nur

für die eigene Tasche gewirthschaftet habe. Jedes klar blickende Auge aber muß sehen, daß Großbritaniens Boden im letzten Halbjahrhundert von allen Ländern die reichste Fülle an starken, überragenden Persönlichkeiten gereift hat, — auf allen Gebieten, in der Politik wie in den Künsten, in den Natur- und in den Kulturwissenschaften. Ein jedem anderen höchst gefährliches Volk, vor dem man sich hüten muß, auch wenn es, namentlich wenn es Geschenke bringt; aber das einzige Volk, das heute wirklich politisch empfindet und dessen nationaler Instinkt nie lange irrt. Balfour hat also nur ausgesprochen, was ist; mehr noch angedeutet als ausgesprochen. Das ist seine Art: er nimmt den Mund nicht gern voll. Wer sich seiner hier veröffentlichen Aufsätze über den Fortschritt, die Freuden des Lesens, über Cobden, den Bimetallismus, das Verhältniß von Naturwissenschaft und Ethik und über andere Themata erinnert, wird diesen meist leisen, nie schrillen Ton noch im Ohr haben. Der hat ihm Freunde gemacht, hat ihn wenigstens vor leidenschaftlicher Anfeindung bewahrt. Allen ist er eine angenehme Gestalt; und Campbell-Bannermann, der Führer der Liberalen, hat den neuen Premier fast eben so herzlich begrüßt wie der ihm befreundete Kolonialminister. Nicht immer wars freilich so. Balfour wurde auch schon einmal von heißem Haß verfolgt. Als er vor fünfzehn Jahren das Amt des Obersekretärs für Irland übernahm — er löste den selben Sir Michael Hicks-Beach ab, der jetzt den ins Schatzamt drängenden schutzzöllnerischen Neigungen der neuen Machthaber weichen zu wollen scheint und dessen irische Verwaltung kläglich geendet hatte —, war er, ein noch nicht Vierzigjähriger, der Menge beinahe unbekannt. Der Neffe des Onkels, hieß es; wieder ein Gunstkind, das die Hände in den Schoß legen und seinen Sold behaglich einsäckeln wird. Damals hat Balfour selbst seine Freunde überrascht. Ein Sybarit, dessen seidenlockiges Haupt jäh aufzuckt, wenn nebenan ein Blättchen vom Rosenstrauch fällt, war er genannt worden; und nun zeigte er eine Eisenfaust und wurde von den Iren fast wie Cromwell gehaßt. Er hat die Landliga niedergerungen, die schlimmsten Boykottmißbräuche beseitigt und ohne viel Geräusch eine staatssozialistische Ansiedlungpolitik begonnen, deren wohlthätige Folgen heute noch in dem spät civilisirten Agrarlande fühlbar sind. Er bewährte sich als ein selbst in England ungewöhnliches Verwaltungtalent, als einen Mann von natürlichem, gradwüchsigem Menschenverstand; und da er kaltblütig blieb und, mochte der Haß ringsum noch so laut toben und ihm rohe Pamphlete ins Gesicht schleudern, nie die heitere Ruhe verlor, imponirte er schließlich den Iren und wurde, als seine Landakte bis zur Wurzel des vorher oft von Pfuschern, Symptomquacksalbern und Schwindlern behandelten sozialen Uebels vorgedrungen war, auf seiner Reise durch die arme Grüne Insel überall von scheuer Ehrfurcht begrüßt. Seitdem ist der Haß verstummt und auch der Spott ist in sein Schlupfloch zurückgekrochen; man hat eingesehen, daß dieser Neffe des Onkels mehr ist als ein grilliger Aesthet. Der Ruf eines Skeptikers ist ihm geblieben; und den hat er redlich verdient. Ein Mann, der von Illusionen nie geblendet sein möchte und dessen leidenschaftloser Zweifel, hübsch bedächtig, Alles benagt; ein echter Pyrrhoneer, freilich keiner vom hohen Stamm der Descartes und Hume oder gar Kants. Er fragt gern und meldet dann, lächelnd, ohne den allergeringsten Groll, daß er bündige, befriedigende Antworten nicht zu finden vermag. Wissenschaft? Alle Achtung: wenn nur nicht ungefähr all ihre Voraussetzungen unbewiesen wären; wenn ihre Resultate nur sehr viel fester stünden als die Fundamente der Kirchendogmen. Im Grunde ists bei

beiden die selbe Sache: man muß dran glauben; und dabei thut man heute, als sei alles von der Wissenschaft „Festgestellte" mit unzerstörbarem Erz in den Boden der Thatsachen verankert. Mauthner, der radikalste Skeptiker, der sein in der Negation so wundervoll positives erkenntnißtheoretisches Werk „Beiträge zu einer Kritik der Sprache" geschrieben hat, um die Unmöglichkeit einer alle Geister vereinenden Erkenntniß an der Unzulänglichkeit des einzigen Erkenntnißwerkzeuges, das wir haben, an der Sprache, zu zeigen, könnte sich dieses Zweiflers freuen. Nicht allzu lange allerdings; denn es giebt eine Frage, auf die Balfour prompt wenigstens eine Theilantwort giebt. Religion? Für die Masse nicht zu entbehren. Für die feineren, freieren Geister? Da steht ein langer Gedankenstrich. Der Mensch, der Unrecht thun und Noth leiden sieht, schaut in solcher Bedrängniß über die Schlagbäume der Zeitlichkeit hinaus; die Sehnsucht nach einem beruhigenden Gleichgewicht des Gemüthes ist die Keimscholle aller transszendenten Gefühle. Warum dem Volk seinen Glauben verleiden? Um ihm als Ersatz Rationalismus zu bieten? Der ist auch nicht besser, ist sogar schlechter, weil er jünger, nicht durch abertausend Assoziationen an alle Lebensgewohnheiten und Sittengesetze der Masse geknüpft ist. Neue Röcke sind immer unbequemer als alte; und was die ratio heute als Neustes preist, bringt sie morgen schon wieder aus der Mode. Auf Provisorien kann man das Leben von Millionen nicht bauen, die Tragbalken großer Reiche nicht stützen. Fortschritt? Hm... Möglich, aber nicht gewiß; auf eben gerodetem und gepflügtem Boden wachsen stets wieder Vorurtheile und Unkräutlein nach. Und was hülfe uns alle Gewißheit, da wir doch die Entwickelung eines Gemeinwesens, selbst eines an Umfang kleinen, selten mit größerer Sicherheit lenken können, als ein Astronom die Bahn eines Kometen zu ändern vermag? Lohnt es da, den Versuch zu machen, dem Gesellschaftkörper vom einen zum anderen Tage ein funkelnagelneues Kleid zuzuschneiden, dem es übermorgen vielleicht zu entwachsen beginnt oder das es schon bei der Anprobe in den Nähten drückt? Solche Aenderung der social vesture ist vom Menschenwillen nicht zu dekretiren. Geschichtliche Erfahrung? Ja, wenn sie uns als Norm für alle mögliche Erfahrung dienen könnte. Kausalität? Ja, wenn uns bewiesen würde, daß dieser Vorgang nur die Wirkung dieser einer bestimmten Ursache ist, — da bewiesen würde, wo es sich um historische und psychologische Thatsachen handelt, die nicht mit dem Mikroskop, nicht im Reagensglas nachzuprüfen sind... So denkt der Mann, der jetzt Premierminister des Vereinigten Königreiches ist. Kein Wunder, daß seine Skepsis zum Glauben an politische oder ökonomische Heilmittel nicht bekehrt werden kann. Er ist der Antipode Gladstones, des ewig trunkenen Schwärmers vom unendlichen Fortschritt der Menschheit; an ihm konnte er vor zwanzig Jahren sein Gesellenstück leisten: damals hat der junge Balfour das Haupt der liberalen Regierung so arg gezaust, daß die old parliamentary hand ins Zittern gerieth und sich zum Zupacken nicht zu ballen vermochte. Der Zusammenstoß war unvermeidlich. Alles, was für Gladstone unverrückbar fest stand, ist für Balfour mindestens nicht gegen wuchtige Zweifel gesichert. Gladstone lachte höhnisch, als Lidderdale, der Gouverneur der Bank von England, also kein Agrarier, sagte, gerade im Interesse des Welthandels sei es nöthig, dem Silber die Funktion eines Währungmetalls wiederzugeben Balfour sprach ruhig, gar nicht fanatisch, gar nicht des Sieges gewiß: der Bimetallismus sei möglich; es sei albern, ihn unsittlicher zu nennen als den Monometallismus; und er könne, wenn er erreicht werde, den internationalen Beziehungen der großen Handelsvölker die halt-

barste Grundlage, das stetigste Werthmaß liefern. Ob er erreicht werden könne? Diese Frage sei je nach den Zeitumständen zu beantworten. Für Gladstone war die Freihandelslehre ein Evangelium, an dessen Buchstaben nur ein Frevler zu rütteln wage. Balfour verfuhr sehr glimpflich mit Richard Cobden, rühmte sein Verdienst um den nothwendigen Umschwung der britischen Finanzpolitik, bedauerte, daß er sich „nicht über den gewöhnlichen Radikalismus seiner Zeit erheben konnte", der nur den Unterschied zwischen Großgrundbesitzern und Großindustriellen, nicht aber den wichtigeren zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern, Ausgebeuteten und Ausbeutern sah, und fragte schließlich, ob denn, da Cobden und nach ihm sein Biograph Morley unerschöpflich an verächtlichen Schmähworten gegen die Schutzzöllner seien, im Ernst angenommen werden dürfe, die Mehrheit der civilisirten Welt, die doch nun einmal schutzzöllnerisch sei, bestehe aus Schurken und Heuchlern. Immer und überall der selbe Gegensatz. Auch darin, daß Balfour nie, wie Gladstone, power without responsibility erstrebt, nie die Verantwortlichkeit, das Korrelat der Macht, gescheut und sich stets gegen das Puseyitenbemühen gesträubt hat, das politische Gespinnst mit Moralinstoffen zu färben... Skeptiker, die auf kein Dogma schwören, in keinem Parteiprogramm die Gewähr ewiger Seligkeit finden, werden selten sehr populär. Jedenfalls darf man, ohne emphatisch zu lallen, sagen, daß nie ein gründlicher als Balfour gebildeter Mann die Geschäfte eines großen Reiches geführt hat, nie wahrscheinlich Einer, der mit so ruhiger, reifer Sachkenntniß die Hauptprobleme der Transszendentalphilosophie zu wägen, alle Weltanschauungen seiner Epoche zu kritisiren vermochte. Dabei ist er, wenn er will, ein guter, schlagfertiger Redner, der über einen vernichtenden Sarkasmus so bequem wie über die leichten Töne eines weltmännischen Humors verfügt; und die Freundlichkeit seiner Sitten, die liebenswürdige Aufrichtigkeit seines Wesens wird auf allen Seiten anerkannt. Ein moderner Mensch als Premierminister. Kaum kann mans fassen. Ob wir am Ende gar den Versuch erleben werden, im „Lande uralter Erbweisheit" eine Politik zu treiben, vor der gebildete Leute sich nicht die Nase zuzuhalten brauchen? Wird der Versuch gemacht, dann werden wir sicher täglich lesen, nun sei der Niedergang Englands jedem Auge sichtbar, nun habe dem britischen Imperium das letzte Stündlein geschlagen.

* * *

Im vorigen Heft sind, ohne Verschulden der Druckerei, die Seiten 129 bis 135 in den ersten Bogen, statt ans Ende des letzten gekommen. Wer die Hefte am Schluß des Quartals binden läßt, kann die Wirkung des Versehens leicht beseitigen; und allen anderen Lesern wird die Numerirung der Seiten gleichgiltig sein. Immerhin muß der Herausgeber bitten, ihn von dem Schuldgefühl zu entlasten.

* * *

Herr Dr. Friedrich Purmann schreibt mir aus Würzburg:

„Die aus dem Norden nach Bayern fahrenden Sommerfrischler haben gewiß Ursache, an dem von der Natur mit Idyllen und Romantik reich ausgestatteten Land sich zu freuen. Der meist landwirthschaftlichen Thätigkeit der Leute entspricht die Einfachheit und Anspruchlosigkeit der Sitten. Es ward ja auch nie verwöhnt, dieses Volk der harten Landarbeit, das heute in ernsten Momenten, wenn es sich mit seiner Lage beschäftigt, das alte Sprichwort murrt: Für uns ist nichts bestimmt als ein Paar Holzschuhe und die ewige Verdammniß. Der Fremde hört solche Seufzer nicht; der Bayer trägt seinen Groll für sich und will von Anderen nicht bedauert sein.

Er steckt wirklich in keiner allzu guten Haut. Der Bauernstand ist tief verschuldet. Das liegt, wenn man den Zeitungen, Professoren und Regirunglandwirthen — Manchettenbauern nennt sie der Bayer — glauben darf, an den Grundeigenthümern selbst. Bei manchen mags zutreffen; bei den meisten nicht. Ein seit tausend Jahren so ausgesogener Bauernstand kann natürlich nicht in behaglichem Wohlstand leben. Man darf seine Lage nicht nach der Pracht der Bierpaläste beurtheilen, in denen ein Theil seiner Produkte in München ausgeschänkt wird. Es ist nicht so, wie die bayerischen Beschwichtigunghofräthe und deren Nachbeter schreiben und dichten, es ist schlimm um den bayerischen Bauernstand bestellt, viel schlimmer, als selbst die Wortführer des Bauernbundes sagen. Dieser Bauernbund ist nicht etwa, wie im Norden noch Mancher glaubt, eine Filiale des von Berlin aus geleiteten Bundes der Landwirthe. Die Berliner denken im Wesentlichen an die Reichsgesetzgebung; von der verlangen die Bayern auch viel, beinahe mehr noch aber von der Landesgesetzgebung, die sie heute, im zwanzigsten Jahrhundert, noch mit mindestens einem Fuß im Zeitalter des Feudalismus und der Zehntwirthschaft zurückhält. Während in Preußen die moderne Wirthschaft- und Steuergesetzgebung schon lange ein- und durchgeführt ist, stützt sich die bayerische Finanzgebahrung noch zum großen Theil auf anderswo längst abgeschaffte Einrichtungen. Allerdings hat man auch in Bayern nach der französischen Revolution die Leibeigenschaft beseitigt, den französischen Kataster, die Grundsteuer und die anderen modernen Steuern eingeführt, das Obereigenthum der Grundherrschaften, die Willkür der Hofmarkgerichte, die Scharwerk und die Frohn abgeschafft, das Söldnerheer durch den allgemeinen Heerbann ersetzt, Kirche und Schule unter Staatsaufsicht, die Schule sogar ganz unter Staatsleitung gestellt, die Garantie für die Besoldung der Pfarrer und Lehrer übernommen, aber die Hauptmasse der alten Lasten ist trotz der Aufhebung der Gegenleistungen neben den modernen Lasten stehen geblieben; nur etwa zur Hälfte sind sie in feste Barzahlung umgewandelt worden. Die Masse der also umgewandelten Lasten wurde unter dem Sammelnamen ‚Bodenzinse' zusammengefaßt, die andere Masse der alten Lasten besteht noch unter dem Rubrum ‚Komplexlasten' oder unter den alten Bezeichnungen und überkommenen Formen fort. Die Summe all dieser jährlichen Leistungen wird auf 25 bis 30 Millionen geschätzt. Eine Statistik darüber giebt es bezeichnender Weise nicht; man zählt zwar heutzutage auch in Bayern Alles, die Haare der Kinder, die blauen und die braunen Augen, aber die das Land verherenden Hirsche und Sauen aus den königlichen Lustparks und die das Bauernvolk erdrückenden Lasten zählt man nicht. Man scheut sich, dem Volk ein Licht auf den Scheffel zu stellen.

Sicher ist, daß die Grundsteuer in Bayern mindestens so hoch ist wie in Preußen, in manchen Bezirken noch höher. Dazu kommt in Bayern die Summe der Bodenzinse, Komplexlasten, Naturalabgaben an Pfarrer und Lehrer u. s. w.; Alles zusammen übertrifft den Grundsteuerbetrag um mehr als das Doppelte. Rechnet man dazu die meist hohe Gemeindesteuer, die Umlagen aller Art, die gesteigerten Arbeitlöhne, die Versicherungbeiträge, die Ansprüche des Heerwesens, dann ergiebt sich eine Gesammtbelastung, die ausreicht, um die rasch wachsende Verschuldung und Verarmung der Bauern zu erklären. Was helfen da all die kleinen Mittel und Gaben, mit denen Minister, Parteiführer, Geistliche, Beamte, Professoren, Wanderlehrer und Zeitungschreiber den totkranken Bauernstand kuriren wollen? Die bayerischen Bauern haben zehnfach Recht, wenn sie sagen: Die Preußen verstehen unsere Ver-

hältnisse nicht. Nur wer diese Verhältnisse genau kennt, wird begreifen, daß in dem so loyalen bayerischen Volk der Glaube an die Monarchie und Dynastie eine auffallende Abschwächung erfahren hat. Schon ist in bayerischen Bauernversammlungen laut gesagt worden: ‚Wir sollen Freude an einem Reich haben, das uns arm macht, wir sollen Ehrfurcht vor einer Regirung haben, die durch Zustimmung zu einer die Bauern mordenden Handelspolik uns unfähig zum Wettbewerb mit dem Ausland und zur Pflichtleistung im Inlande macht? Statt uns bayerische Bauern zu entlasten, damit wir die Konkurrenz des mit Steuern und Schulden weniger bedrückten Auslandes leichter ertragen können, hat man uns zu einer Doppelbesteuerung verurtheilt. Das ist die selbe Staatspolitik, die in schöner Rede den Bauernstand als den unübersteiglichen Wall gegen die Sozialdemokratie verherrlicht, in der That aber dessen Untergang befördert, ihn ins Proletariat hinabstößt und zur Sozialdemokratie, nein: zum Anarchismus führt.‘ Und solchen Worten folgt jedesmal ungeheurer Beifall. Die größte Gefahr für das Reich ist thatsächlich nicht der Aufstieg der Sozialdemokratie, sondern der Abstieg des Bauernstandes. In Bayern klagt er hauptsächlich über die Folgen des römischen Agrarrechtes, das die Regirung nicht beseitigen will, — und so wächst die Unzufriedenheit von Jahr zu Jahr. Das weiß man in Preußen nicht. Selbst ein so kundiger Mann wie Adolf Wagner sagt in seiner ‚Finanzpolitik‘: ‚Die alten Reallasten sind in allen Staaten abgeschafft.‘ Leider bestehen sie aber in Bayern noch in einer Höhe, daß ihre jährliche Leistung die 12 Millionen Grundsteuern um etwa das Doppelte überragt. Unter einer solchen Last muß bei den heutigen Produktionkosten und Produktenpreisen der Bauernstand erdrückt werden. Die Bauernbewegung wird also in Bayern nicht zur Ruhe kommen, auch wenn das Reich die Forderungen der deutschen Landwirthschaft wider Erwarten erfüllen sollte, denn unsere besonderen Mißstände können nur durch die bayerische Landesgesetzgebung beseitigt werden.

Eine einleuchtende Darstellung dieser Mißstände findet man in dem Buch des Dr. August Memminger: ‚Zur Geschichte der Bauernlasten, mit besonderer Beziehung auf Bayern‘ (Memmingers Verlagsanstalt in Würzburg, Preis 2 Mark). Der Verfasser gehört dem Geschlecht der bekannten Bauernführer an; so konnte er durch Umfragen bei den Vertrauensmännern des Bauernbundes ein gewaltiges literarisches, urkundliches und archivalisches Material sammeln und es in seinem Buch verwerthen. Er giebt zunächst ein Bild von der sozialwirthschaftlichen Entwickelung im fränkischen und deutschen Reich mit Rückblicken auf die römische Volksgliederung, Finanzwirthschaft und Kirchenpolitik. Die Wurzel des Unheils sieht er in dem Umstande, daß man das deutsche Königthum auf den Gedanken des römisch-kirchlichen Imperiums gebaut hat. Von da an begann das Uebel und gebar immer größere Uebel: das Obereigenthum über alles Land, den Königsbann und das Bannrecht, die Landleihe, Gefolgschaft, Hörigkeit und Leibeigenschaft, den unsäligen Lehnsstaat und die kirchliche Immunität, die Ausstattung der weltlichen und geistlichen Grundherrschaften mit den höchsten staatlichen Rechten und Regalien, die kirchliche Steuergesetzgebung mit den Zehnten, dem Totentheil und der Testamentfabrikation, die Ueberwucherung der Toten Hand und die Auswüchse der landesherrlichen Macht. Typisch ist gerade die Geschichte der bayerischen Bauernlasten. Was Memminger uns hier aus seinem Riesenmaterial mittheilt (wie aus einer Metze Getreide ein Fuder, aus einer Taube ein Ochse wurde u. s. w.), nimmt den süddeutschen Politikern, die auf die norddeutschen

Junker als die unerreichten ‚Bauernleger‘ und ‚Bauernschinder‘ deuten, das althergebrachte Recht, die Zustände im Norden oder jenseits der Elbe als abschreckendes Bild dem süddeutschen Publikum vorzuführen. Schlimmer waren die schlimmsten Junker nicht als die ständischen Herrschaften im Süden. Fast unglaublich klingt die Aufzählung all der alten Lasten, die heute noch bayerische Bauern neben den modernen Steuern zu tragen haben. Obwohl die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, zahlen die bayerischen Bauern noch das alte Wehrgeld; obwohl das alte Gerichtswesen dem neuen Platz machen mußte, zahlen sie noch die alten Vogteisteuern und Centschöffengelder; obwohl der Lehnsverband, das Obereigenthum und die Hörigkeit abgeschafft wurden, zahlen sie noch die alten Zehnten, Zinsen und Gilten; obwohl die neuen Steuern auch auf das Land erstreckt wurden, zahlen sie noch die alten Beten; obwohl die Bannrechte schon 1808 für aufgehoben erklärt wurden, zahlen viele Anwesenbesitzer, namentlich Müller, noch die hohen Bannrechtsabgaben; obwohl die Gewerbefreiheit eingeführt ist und, zum Beispiel, die großen Mühlen nur die Gewerbesteuer entrichten, zahlen die alten kleinen Mühlen außerdem noch die alten Abgaben; obwohl der Grund und Boden für frei erklärt wurde, zahlen die Bauern für das Recht, ihre eigenen Fluren beweiden zu dürfen, Weidezinse; obwohl ein Theil der Kirchenzehnten für die Kosten der Armenpflege verwendet werden sollte, tragen die Bauern außer den Zehnten auch die Armenlasten; obwohl die Bauern nicht mehr in den herrschaftlichen Brauereien ihren Haustrunk brauen dürfen, zahlen sie heute noch Kesselgelder; obwohl das Monopol des Wein- und Bierausschankes, das die Grundherrschaften an der Kirchweih hatten, längst gefallen ist, zahlen die Bauern noch das Trockenbodengeld (Das heißt: die Entschädigung dafür, daß ihnen die Herrschaft nicht das oft schlechte Getränk aufdrängte); obwohl das Umsingen des Lehrers mit den Kindern vor den Häusern der Bauern längst aufgehört hat, zahlen sie noch das Singgeld; obwohl das Wetterläuten (bei Gewittern) schon im achtzehnten Jahrhundert verboten worden ist, zahlen sie noch Läutgarben, Läutlaibe und Läutgeld; obwohl die Staatsverfassung die Forderung von Beiträgen zum Kultus und Unterhalt anderer Konfessionen verbietet, müssen evangelische Gemeinden und Bauern Holz, Geld oder Naturalien an katholische Kirchen und Schulen, Pfarrer und Lehrer in anderen Gemeinden entrichten; ja, sogar Juden müssen die auf ihren Anwesen ruhenden Lasten dieser Art an katholische oder evangelische Kirchen fortbezahlen. Ich könnte noch Dutzende solcher Beispiele anführen, will mich aber begnügen, auf das reiche Material des Werkes selbst hinzuweisen. Der Bauernbund hat die Verbreitung des Buches übernommen und so wird es in Volkskreisen gelesen, in die Werke von solchem wissenschaftlichen Ernst sonst nicht dringen. Und dieser Verbreitung dürfen wir uns freuen. Denn hier hat ein gründlich gebildeter Mann mit rücksichtlosem Wahrheitmuth das Wort ergriffen, ein Mann, der deutlich in jeder Zeile zeigt, daß er nicht nach offiziellen Ehren, etwa gar nach einer Staatsstellung strebt, sondern daß es ihm allein um die Förderung der großen Sache zu thun ist. Und wie groß, wie wichtig für das ganze Reich diese Sache ist: davon kann jeder Sommerreisende sich gerade jetzt überzeugen, wenn er sich in Bayern nicht mit der Bewunderung der schönen Naturcoulissen und der Potemkinschen Dörfer begnügt, sondern die verarmenden Bauern zum Reden bringt und Land und Leute sieht, wie sie wirklich sind.“

* * *

Herr Dr. Ludwig Schüller schreibt mir aus Innsbruck:

„Langeweile hatte mich, der die innsbrucker Herrlichkeiten schon bewundert hatte, auf den Bahnhof getrieben. Da wars heute merkwürdig still. Nur der Stationvorsteher mit der rothen Mütze, ein paar Detektivs und ein Herr mit einer Ordensrosette im Knopfloch waren sichtbar. Wurde vielleicht eine hohe offizielle Persönlichkeit erwartet, etwa gar ein gekröntes Haupt? Nicht möglich. Keine Ehrencompagnie mit Fahne und Musik, kein Statthalter, kein Kommandirender zu sehen. Und doch: eben fährt ein Hofzug ein. Die in feierliches Schwarz gekleideten Herren, hohe Beamte der österreichischen Südbahngesellschaft, die den Zug ‚führen', verrathen es. Drin muß wohl ein Schwerkranker sitzen. Die Fenstervorhänge sind herabgelassen und kein Mensch steigt aus; der Herr mit der Rosette klettert in einen Salonwagen, kommt aber gleich wieder zurück. Man hört nichts als den Klang des Hammers, mit dem der revidirende Schlosser die Räder der Waggons prüft. Und als die Lokomotive in Ordnung ist, rollt der Zug aus der Halle. Was bedeutet dieses geräuschlose Schauspiel?

Der junge Herrscher Italiens, der treue Bundesgenosse Oesterreichs, der eben erst den Dreibundvertrag erneuert hat, macht Antrittsvisiten in Europa. Nach Wien will er nicht kommen, weil er auf einen Gegenbesuch in Rom nicht rechnen kann, und so fährt er denn im strengsten Inkognito durch den befreundeten Kaiserstaat. Und nicht nur in Rußland und Frankreich: auch in Deutschland wird gespottet. Nicht ganz ohne Grund. Alle heftigen Polenreden — nicht die Polenpolitik, die ja schon Bismarck trieb — können dem Dreibund nie so viel schaden wie die Spannung zwischen den Häusern Habsburg und Savoyen. Wenn dem Kaiser Franz Joseph sein starkes religiöses Gefühl nicht erlaubt, nach Rom zu kommen, wo der Papst ‚gefangen' sitzt, dann darf man es auch dem Kaiser Wilhelm nicht verargen, wenn sein starkes Nationalgefühl ihn die Polen reizen läßt und er auf diesem Wege erreicht, was allen russischen Bemühungen bisher nicht gelungen ist, nämlich: die Polen ins panslavistische Lager zu treiben. Dahin scheint die Schwenkung führen zu sollen, die viele der größten galizischen Blätter jüngst vorgenommen haben. In Oesterreich fällt es keinem verständigen Menschen ein, das Verhältniß zum italienischen Hof dem Kaiser Franz Joseph persönlich zur Last zu legen. Er hat zu oft bewiesen, daß er politische Erwägungen allen persönlichen Momenten unter allen Umständen voranstellt. Kaum drei Jahre waren seit dem Verlust Venetiens vergangen und schon wollte er dem Drängen seiner Tante, der Kaiserin Anna, die selbst eine savoyische Prinzessin war, nachgeben und Victor Emanuel in Florenz besuchen. Der König bekam damals die Masern und die Begegnung mußte unterbleiben. Beust war aber unermüdlich in dem Bestreben, die Annäherung Oesterreichs an Italien zu fördern. Giskra durfte als Minister das Großkreuz der Italienischen Krone annehmen; und als am vierzehnten März 1870 alle in Wien anwesenden Erzherzoge und Minister bei der Feier des Namenstages Victor Emanuels in der italienischen Botschaft — zum ersten Male seit 1859 — erschienen, als Mitte April Victor Emanuel das Goldene Vließ erhielt, da wurde die Kurie unruhig. Beust schrieb als Antwort auf die Quertreibereien der päpstlichen Diplomaten an den Grafen Trautmannsdorf nach Rom: ‚Man muß sich in Rom gewöhnen, Oesterreich nicht als ein Land zu betrachten, das ausschließlich dazu bestimmt sei, den Anschauungen des Heiligen Stuhles zu Willen zu leben; man muß die österreichisch-ungarische Monarchie mit den modern konstitutionellen Staaten in eine Linie stellen und Dem gemäß von der k. k. Regirung

nicht verlangen, daß sie sich Zumuthungen füge, die man an Länder wie Frankreich und Belgien zu stellen nicht denken würde.' Als es sich dann darum handelte, den Weltausstellungbesuch Victor Emanuels zu erwidern, erklärte der Kaiser, er wolle nach Venedig gehen. Die Hofgesellschaft war starr. Höhnend wurde Andrassy die Manin-Feier vorgehalten, die im März — der Kaiserbesuch sollte im April stattfinden — ganz Venedig in einen chauvinistischen Rausch versetzt hatte. Der Kaiser selbst wurde bestürmt, sich nicht den allzu schmerzlichen Sensationen auszusetzen, die gerade damals ein Besuch Venedigs in ihm hervorrufen mußte. Sollte doch auf der ersten Etappe der Kaiserreise, in Trient, das Denkmal des Erzherzogs Maximilian enthüllt werden, der im Jahr 1857 vom Kaiser auf seiner Reise in Venedig zum General-Gouverneur Lombardo-Venetiens ernannt worden war, um die italienischen Provinzen enger an den Kaiserstaat zu schließen. All diese Bedenken vermochten des Kaisers Entschluß nicht wankend zu machen. Der Empfang in Venedig gab ihm Recht. Die Italiener wußten das persönliche Opfer, das der Kaiser brachte, zu würdigen und bereiteten ihm große Ovationen. Wer will aber ergründen, was im Herzen des Monarchen vorging, als er an der Seite des selben Victor Emanuel, den Heß nach Novara als Geisel verlangt hatte, jetzt in dem glanzvoll erleuchteten Fenice-Theater saß, als Gast der selben Stadt, die ihn 1856 als Herrscher willkommen geheißen hatte? Vielleicht erkannte er, daß das ‚Gott erhalte unsern Kaiser' auf dem Markusplatz jetzt ein freundlicheres Echo weckte als in der Zeit, da es noch von einer österreichischen Militärkapelle gespielt wurde.

Franz Joseph hat die interkonfessionellen und die Schulgesetze trotz dem päpstlichen Bann sanktionirt und seinen Namen trägt das ungarische Civilehegesetz trotz dem Protest der Kurie. Wenn die Dreibundpolitik es forderte, ginge er auch nach Rom. Er hält es aber für unnöthig, weil er der ursprünglichen Stellung Italiens im Dreibund eingedenk ist. Bismarcks Rechnung hatte keine Lücke. All die vielen Imponderabilien, die ihm aus seiner langen Erfahrung heraus bekannt waren, wußte er klug zu berücksichtigen. So ward das Bündniß ein gesunder Organismus, weil keinem Theil sein eigenes Leben unterbunden ward. Der Fetzen Papier, auf dem der Vertrag stand, war Bismarck wohl gleichgiltig; er wußte den verschiedenen Werth der drei Unterschriften zu beurtheilen. Das ist anders geworden. Italien ist nicht mehr der ‚mitgenommene' Partner: es bildet heute das Zünglein an der Wage. Aus Berlin wandern Statuen nach Rom, um die Freundschaft zu festigen. Die Römer, an bessere Bildwerke gewöhnt, freuen sich, jetzt plötzlich so umworben zu werden. Sie lachten, als der deutsche Kanzler nach Venedig fuhr, um Italiens Unterschrift für den kostbaren Dreibundvertrag einzuholen, und sie würden noch mehr lachen, wenn der greise Kaiser Franz Joseph nach Rom käme. In Oesterreich ist man zufrieden, daß es noch nicht so weit ist."

Das ist sehr vernünftig von den Oesterreichern. Die Sache aber bleibt niedlich. Eben hat der zweite Victor Emanuel sich zur Verlängerung des Dreibundes bequemt: da steigt er in den Zug, um zunächst einmal den Suzerain des Zweibundes zu besuchen. Auch nach Berlin wird er kommen. Das geht ja nicht anders. In Oesterreich aber ist er nur ein particulier de distinction; und damit dem österreichischen Botschafter eine heikle Lage erspart bleibe, war Herr von Aehrenthal, der kluge Tausendkünstler, vor der Ankunft des Königs von Italien rasch aus Petersburg abgereist. Natürlich nur, weil er eine Woche danach heirathen wollte. Natürlich.

Doch die Welt ist gar so arg. Und als die Heiterkeit über dieses Versteckenspiel der innig Verbündeten allzu groß geworden war, wurde Herr von Szögyenyi vom Grafen Goluchowski ersucht, während der Tage, die Victor Emanuel am deutschen Kaiserhofe verleben wird, in Berlins Mauern zu weilen. Europa hat also Ruhe.

* * *

Herr Dr. Walter Rathenau hat die Aufsätze, die er unter dem Namen W. Hartenau und, als dieses Anagramm zu durchsichtig schien, ohne Namensunterschrift in der „Zukunft" veröffentlicht hatte, in einem allerliebst, im Stil des achtzehnten Preußenjahrhunderts, ausgestatteten Bande gesammelt, dem er den Titel „Impressionen" gab. Das Buch ist bei Hirzel in Leipzig erschienen. Da ich die Artikel angenommen und den Verfasser nach dem ersten Versuch oft aufgefordert habe, seine literarische Thätigkeit fortzusetzen, müssen seine Essais und Skizzen mich lesenswerth dünken; und diesem Urtheil wird kaum widersprochen werden. Ein feiner, soignirter Geist zeigt da, was sich ihm in der Berührung mit verschiedenen Kulturen eingedrückt hat, zeigt es ohne Prunksucht, ohne das Höhenbewußtsein des Entdeckers und kleidet seine Impressionen in eine Sprache von natürlicher Anmuth und starkem Stilgefühl; ein Geist, der in seinen besten Stunden leise, ganz leise freilich nur an Montaignes lächelnde Meisterschaft erinnert. Besonders gefallen mir die beiden pädagogischen Aufsätze: „Höre, Israel!" und „Physiologie der Geschäfte". Ich glaube, daß über die Kulturfrage der Judenassimilation nie ruhiger, unbefangener und mit intimerer Personalkenntniß geredet, von den Mysterien der „Welt der großen Geschäfte" nie mit artigerer Aufrichtigkeit der Schleier weggezogen ward. Deutschland ist arm an weltmännischer Literatur: hier ist ein Anfang. Ein glückliches Zusammentreffen von Temperament und Lebensumständen machte ihn möglich. Herr Dr. Rathenau ist Physiker, war erst Mitleiter eines der größten deutschen Industriewerke, dann einer der Hauptbanken Berlins, hat vieler Menschen Beherrscher und Städte gesehen und wurde durch eine von ungewöhnlichem Talent gestützte Neigung in die Nähe des Bereiches bildender Kunst gezogen. So konnte er aus der Schule der Großkaufmannschaft mit eben solcher Sachkenntniß wie aus der des Kunstempfindens plaudern. Ein Sonntagskind. Wer zwischen den Zeilen des ersten und des letzten Artikels zu lesen versteht, wird begreifen, warum auch auf diese im Sonnenlicht erwachsene Seele sich manchmal die Schatten melancholischer Lebensauffassung niedersenken.

* * *

Wörishoffer, auch ein Mitarbeiter der „Zukunft", ist gestorben. Er war Ingenieur gewesen, also nicht aus der Bureaukratie hervorgegangen und wurde Ober-Regirung-Rath und Chef der badischen Fabrikinspektion. Ein tüchtiger und namentlich tapferer Mann, der, ohne dem Windeswehen nachzufragen, sprach und handelte, wie die Ueberzeugung es ihm gebot. Die kindische Furcht vor der Sozialdemokratie kannte er nicht. Während die meisten hohen Beamten noch vor jeder Konzession an „die Begehrlichkeit der Massen" zitterten, hielt er für seine Amtspflicht, vorhandene Uebelstände nicht zu beschönigen, sondern zu bessern, was der Besserung bedarf und ohne Umsturz der herrschenden Gesellschaftordnung gebessert werden kann. Seine Jahresberichte wurden stets ungeduldig erwartet; Jeder war sicher, Neues darin zu finden. In der „Zukunft" hat er über die Ladenschlußstunde und den Bäckerschutz gesprochen und

das Programm der Reichskommission für Arbeiterstatistik, wie es ihm vorschwebte, entwickelt. Soziale Reformarbeit, sagte er da, fördert unsere ganze Kultur. Er scheute sich nicht, in einer Zeit, wo die Macht des Freiherrn von Stumm auf den Gipfel gelangt war, in einem von der Regirung mit allen Chicanirkünsten verfolgten Blatte frei von der Leber zu reden. Gekränkte Profitsucht und Kurzsicht hat ihn oft angegriffen; die Vertreter der organisirten Arbeiterschaft aber haben ihm die rühmlichste Grabschrift geschrieben und damit bewiesen, daß sie nicht grundsätzlich jedem Beamten die Anerkennung versagen. In der Zeitung der badischen Sozialdemokratie konnte man lesen: „Wörishoffer hat die Fabrikinspektion mustergiltig gestaltet und rücksichtlos Schäden aufgedeckt, wo sie sich zeigten". Und im „Vorwärts": „Wörishoffer ist gewissermaßen im Dienste des Arbeiterschutzes gestorben. Er ist als Fabrikinspektor vorbildlich gewesen". Bessere Nachrede hätte der Mann selbst sich nicht gewünscht, der still und stetig den Weg der Pflicht bis ans Ende ging.

* * *

Die Thatsache, daß an der norwegischen Küste der Kaiser dreimal an einem Tage mit Herrn Waldeck-Rousseau zusammen gewesen ist, wurde hier schon erwähnt; auch, daß in deutschen Zeitungen erzählt wurde, in langen Gesprächen seien bei dieser Begegnung die schwierigsten Fragen der hohen Politik erörtert worden. Das klang nicht sehr wahrscheinlich, schon weil der Chokoladefabrikant Menier, den der Kaiser bisher höchstens aus dem „Hüttenbesitzer" (wo er Moulinet heißt) gekannt haben könnte, mit seinem Töchterlein anwesend war. Herr Waldeck-Rousseau hat aber für die Beseitigung etwa noch vorhandener Zweifel gründlich gesorgt. Einem Interviewer aus Wikingerstamm sagte er, das leidige politische Gebiet sei kaum flüchtig gestreift worden. Und seinen Landsleuten ließ er durch die Presse künden, wie es überhaupt zu persönlicher Berührung kam. Die Familie Menier traf mit ihren Gästen auf der Yacht „Ariadne" am Abend des zehnten Julitages vor Odde ein. Die Franzosen waren sehr erstaunt, dort die „Hohenzollern" zu sehen. Noch am selben Abend kam im Auftrag des Kaisers der Gesandte Herr von Tschirschky, der auf der Reise das Auswärtige Amt vertritt, an Bord der Privatyacht, um Waldeck und dessen Freunde zu begrüßen. Die aber waren schon an Land gegangen und der deutsche Diplomat fand die „Ariadne" verlassen. Er kehrte zurück, schickte aber am selben Abend um elf Uhr die Botschaft, er werde sich seines Auftrages am nächsten Morgen entledigen. Punkt Neun stieg er am Elften denn auch an Bord und brachte mit den Grüßen des Kaisers eine Einladung zum Diner, die natürlich nicht abgelehnt werden konnte. Schon nach einer Stunde aber war Herr von Tschirschky wieder da: der Kaiser bleibe heute vormittags an Bord und würde sich freuen, Herrn Waldeck-Rousseau bei sich zu begrüßen. Der Rechtsanwalt zog sich um und ließ sich zur „Hohenzollern" hinüberrudern. Dort sagte ihm Wilhelm der Zweite, er würde ihm gern auf der „Ariadne" den Besuch erwidern. Verbeugung. Um Zwölf war der Kaiser auf der Yacht des Herrn Menier, ließ sich sämmtliche Passagiere vorstellen und blieb eine Stunde. Abends waren die Franzosen dann bei ihm zu Tisch geladen ... Diese Tagesgeschichte ist recht interessant. Hoffentlich hat der Vertreter des Auswärtigen Amtes selten so anstrengende Reisetage.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. August 1902.

Mädchenhandel.

Herr Emile Loubet, der als Präsident der französischen Republik eben so ehrbar, philistrisch und applausfüchtig geblieben ist, wie ers als Bürgermeister von Montélimar und als Minister gewesen war, hat neulich eine rührende Rede gehalten. Er empfing im Elysée die Mitglieder der conférence internationale contre la traite des blanches, einer Sommerversammlung müßiger Diplomaten und anderer arbeitlosen Beamten, die fest entschlossen sind, noch während der Hundstage den Mädchenhandel aus der Welt zu schaffen. Herr Lardy, der die Schweiz in Paris vertritt, enthüllte das Ziel der Berathungen. Das neue Delikt, das von den Unzucht- und Kuppeleiparagraphen der Strafgesetzbücher nicht völlig gedeckt scheine, soll kriminalpolitisch abgegrenzt und alle Staaten sollen aufgefordert werden, es mit Freiheitstrafen, nicht allzu gelinden, zu ahnden. Die Verfolgung soll international sein und durch Ergänzung der die Auslieferung regelnden Gesetze und Verträge erleichtert werden. „Sie, Herr Präsident, dem das Schicksal der Kleinen und Schwachen immer am Herzen lag, werden die hohe Bedeutung der sittlichen Pflicht empfinden, deren Erfüllung wir einer der interessantesten Kategorien unter den Elenden schulden." Herr Loubet nickte. Vielleicht fiel ihm im Augenblick nicht ein, wann er gezeigt habe, daß ihm das Schicksal der Kleinen und Schwachen am Herzen liege; etwa, als er für die Panamisten und gegen die Entschleierer des Arton-Schwindels Partei ergriff? Doch die Worte des biederen Schweizers klangen schmeichelnd ins Ohr. Er sei glücklich, sagte der Präsident, eine Versammlung so vorragender Männer bei sich zu sehen, und zweifle nicht an dem Erfolg ihres Mühens;

wie es gelungen sei, den Vogelschutz durch internationale Abmachungen zu sichern, so müsse es auch gelingen, die zarten Geschöpfe zu schützen, nach denen Habgier die Krallen ausstreckt. Eine rührende Rede, die keinem gekrönten Haupt Schande gemacht hätte. Als sie beendet war, wurde feierlich gefrühstückt.

Die höchsten Vertreter der Staatsgewalt brauchen die Wirkung der Gesetze und Verträge, unter denen ihr Name steht, nicht zu kennen. Und Herr Loubet war noch nicht Präsident, sondern nur ein Dutzendsenator, als 1895 die internationale Vogelschutz-Konferenz in Paris tagte. Auch damals wurden rührende Reden gehalten und schließlich die Regirungen aufgefordert, in ihren Gebieten die nützlichen Vögel zu schützen. Erreicht hat dieser Kongreß eben so wenig wie alle seit fünfzig Jahren unternommenen Versuche; sogar der zwischen Oesterreich und Italien geschlossene Vogelschutzvertrag ist ja unwirksam geblieben. Doch wird in der hochansehnlichen Versammlung Keiner den Vergleich des Präsidenten belächelt haben. Nützts nicht, so schadets wenigstens nicht; und je größer der Kreis Derer wird, die für die Ausführung der Gesetze verantwortlich sind, desto bequemer für löbliche Behörden, die dann um so leichter ein Schlupfloch finden, das sie lästiger Kritik entzieht. Theilung der Verantwortlichkeit, Entbürdung des Einzelnen: die Segen spendende Kraft dieses Grundsatzes liberaler Politik haben wir oft schon dankbar empfunden. Auch die ehrsame Zunft der Frauenfleischexporteure wird sich seiner nun freuen. In Galizien, Ungarn, Rumänien sitzt ein Hebräerpaar, das die Bordelle der alten und der neuen Welt mit frischer Waare in allen Qualitäten und Preislagen versorgt. Es weiß, daß es hart bestraft wird, wenn ein greifbarer Fall ans Licht kommt. Denn trotz Herrn Lardy reichen die Strafgesetzbücher zur Ahndung solcher Nichtswürdigkeiten vollkommen aus. Zwar ist in Deutschland der Mädchenhandel kein gesondertes Delikt; aber die Entführung minderjähriger Kinder, die Nöthigung zur Unzucht, die Verleitung zum Beischlaf oder — nach der Spruchpraxis des Reichsgerichtes — zu beischlafähnlichen Handlungen und alle Arten der Kuppelei sind mit Strafen bedroht, deren Grenzlinien individualisirendem Ermessen weiten Spielraum lassen. Ungefähr so ists auch in anderen Staaten; und wo es anders ist, sind die Lücken leicht auszufüllen. Herr Moische Pinkeles und Frau Gutchen Beigelstock wissen also Bescheid und seufzen: Ein elendes Handwerk! Wenn sie jetzt von dem Plan eines internationalen Feldzuges lesen, werden sie aufathmen, wie die Chinesen, als die Flotten aller weißen Völker ihre Mannschaft ins Reich des Himmelssohnes spien. Die pariser, berliner, wiener Polizei, die nicht einmal die Kuppelinserate der ihr nächsten Zeitungen hindern

kann, wird auf die Dauer kaum Luſt ſpüren, ſich ſehr eifrig um Dinge zu kümmern, für die Bremen oder Genf, Marſeille oder Valparaiſo der Ort der begangenen That iſt. Ein Bericht mit Signalement iſt raſch geſchrieben; mögen Andere ſich nun den beamteten Kopf zerbrechen. Kommt nichts heraus, dann zieht der Polizeipräſident, Geheimrath, Miniſter die Brauen hoch: Ja, wir haben unſere Schuldigkeit gethan; ausländiſche Behörden aber würden unſere Jngerenz nicht dulden. Herr Moiſche und Frau Gutchen dürfen ruhig ſein, können am Ende gar in ſchlechten Zeiten die Gefahrenprämie herabſetzen. Sie werden immer Eltern finden, die ihnen Kinder zum Kauf anbieten, immer Ladenmädchen, Bonnen, Kellnerinnen unter falſcher Vorſpiegelung in Bordelle ſpediren. Mit Mrs. Butler, der Führerin der Abolitioniſten, können ſie ſprechen: „Der Handel mit weißen Sklavinnen iſt die unvermeidliche Folge der Geſetze, deren Wortlaut die Proſtitution als eine offizielle Einrichtung anerkennt; für die Polizei iſt die Proſtituirte eine öffentlich feile Waare, gegen die nichts einzuwenden iſt, ſobald der Arzt ihre Unſchädlichkeit beſcheinigt hat.“ Und zur Waare gehört der Händler, wie zur Lüge der Monogamie die Heuchlerſchutzeinrichtung der Proſtitution.

Der Handel mit weißen Sklavinnen, la traite des blanches: das ſelbe Wort bei den Abolitioniſten und in der pariſer Diplomatenverſammlung. Das iſt kein Zufall. Die ſelbe Unkenntniß wirklicher Verhältniſſe führt zu den ſelben Jrrthümern. Seit in den Digeſten als Proſtituirte das Weib bezeichnet wurde, das palam, sine delectu, pecunia accepta, den Leib preisgiebt, iſt, von Auguſtinus bis auf Parent-Duchatelet, Ryan, Richelot, Jeannel, bis auf Tarnowskij und Rudeck, unendlich viel über die Proſtitution geſchrieben worden; ihr Weſen aber, ihre Wurzel und Entwickelung ſcheint heute noch unbekannter als in mythiſcher Zeit. Die Abolitioniſten, die ihren Namen den Bekämpfern der Negerſklaverei entlehnten, glauben, die Proſtitution werde ganz oder doch zum größten Theil verſchwinden, wenn ſie aufhöre, geſetzlich ſanktionirt oder geduldet zu ſein; alſo keine ſittenpolizeiliche Unterſuchung, keine Dirnenliſten und Kontrolbücher mehr, keine Staatsgarantie für die Unſchädlichkeit der Fleiſchwaare. Auch die pariſer Verſammlung hatte ja überhaupt nur einen Sinn, wenn ſie ſich einbildete, durch Exporterſchwerung das Abſatzgebiet der Proſtitution ſchmälern zu können. Jn beiden Gruppen giebt ſentimentale Unwiſſenheit den Ton an. Dieſe guten Menſchen und ſchlechten Beobachter meinen, für das Heer der käuflichen Weiber werde die Rekrutenſchaar unter dem Zwang unwiderſtehlicher Gewalt zuſammengetrieben. An dunklen Straßenecken, denken ſie, lauert mit

einem starken Gesellen die Megäre, fängt das arglose Opfer ab, schleppt es in eine Höhle und verschachert es dann an einen Wüstling oder Lupanarpächter. Das sind Reste romantischer Vorstellung, die auf dem Haupt jeder Hure die Martyrkrone sah. Die gemeine Wirklichkeit zeigt uns ein anderes Bild. Schon Parent Duchatelet hat nachgewiesen, daß die Zahl der durch Gewalt oder List in den Dirnenstand Gestoßenen sehr gering ist. Fälle gewaltsamer Entführung und listiger Verlockung kommen ja vor und werden dann in der Presse zu möglichst lange dauernden Sensationen zurechtgezerrt, sind immerhin aber so selten, daß man sie nicht als Norm für die Beurtheilung eines Gewerbes nehmen darf, das in Europa von mindestens einer halben Million Frauen betrieben wird. Nicht äußerer, sondern innerer Zwang drängt die Meisten in solche Schmach. Als Parent sein statistisches Material geordnet und die Noth als Dirnenwerberin erkannt hatte, rief er, nach einem tiefen Seufzer: „Was verdienen denn unsere Schneidermädchen, Weißnäherinnen, all die Armen, denen die Nadel Brot schaffen soll? Wer ihren Lohn, namentlich den der mittelmäßig begabten, dem der Körperpreisgabe vergleicht, wird sich über die hohe Ziffer der ins Laster Sinkenden nicht mehr wundern.“ Das wurde ums Jahr 1830 geschrieben, ehe die Industrie ihren Siegermarsch begonnen und die Landmädchen in die Fabriken getrieben hatte; schon damals waren von 10000 eingeschriebenen Prostituirten 3400 der Nähstube entlaufen. Sechzig Jahre später hörten wir vom Pastor Burckhard, daß eine Näherin für ein Dutzend Knopflöcher fünf Pfennige, für ein Dutzend Damenhemden eine, für einen Damenmantel anderthalb Mark erhielt; und die berliner und wiener Frauenlohnstatistik brachte nicht tröstlichere Kunde. Diese Zustände — Kriminalisten könnten sie Zustandsverbrechen nennen —, die unentbehrliche Grundlagen einer erfolgreichen Welthandelspolitik sind, ersparen den Kupplern die Anwendung von Gewalt und Arglist. Die Menschenwaare stellt sich freiwillig ein, — mit der selben Willensfreiheit, die den Hungernden in die Ladenkasse oder den Bäckerkorb greifen läßt. Und ist die Nachfrage dennoch stärker als das Angebot, dann giebt es stillere Mittel: die aus Entbindunganstalten, Gefängnissen, Luesspitalen ohne Aussicht auf eine Ernährungmöglichkeit Entlassenen sind leicht geködert. Und haben sie erst Handgeld genommen, so ist kein Entrinnen mehr; denn die Kupplerin, Bordellwirthin oder Zimmervermietherin sorgt dafür, daß ihr das Mädchen, bei reichlicher Kost und billigem Bazarluxus, immer verschuldet bleibt. Rettung aus der Frohn kann nur die Laune eines Verliebten bringen, der sein Schätzchen für sich allein haben möchte und die zur Auslösung nöthigen Goldstücke

hat. Doch auch von den durch solchen Glückszufall Befreiten kehrt der allergrößte Theil ins alte Gewerbe, die alte Abhängigkeit zurück. Denn mit der Noth muß Anlage oder unausrodbare Gewöhnung zusammenwirken, damit ein Weib in die Schicht taumelt, der Yves Guyot den Steckbrief schrieb: Est prostituée toute personne pour qui les rapports sexuels sont subordonnés à la question de gain. Deshalb ist auch der Prozentsatz der Bekehrten abschreckend niedrig. Von 1932 ins Asyl der Guardian Society Aufgenommenen entschlossen sich nur 455 zu dem Versuch, durch Arbeit ihr Brot zu verdienen, und keine Statistik verräth, wie viele davon später wieder offizielle oder Winkelprostitution trieben. Aus dem petersburger Haus der Barmherzigkeit liefen 264 von 425 Prostituirten ins frühere Leben zurück, trotzdem ihnen leidlich bezahlte Stellungen angeboten waren. Aehnliche Erfahrungen hat noch jedes Magdalenenstift gemacht, der Bon Pasteur, die Schöpfung der reuigen Maintenon, wie das Dirnenasyl, das elfhundert Jahre vorher Theodora, Justinians Ehemetze, am Bosporus gebaut hatte und das — in Skutari, nah bei einem der dürrsten Manöverfelder des Herrn Eduard Sanden — längst zur Wohnstätte Heulender Derwische geworden ist.

Der Wahn, der Prostitution die Nährquellen verstopfen zu können, sollte endlich neben anderen Kinderhoffnungen bestattet werden. Man hat sie im Lauf der Jahrhunderte gepriesen und verdammt, legalisirt und verpönt, zu Staatsfesten, zur Kurzweil reisender Fürsten herangezogen und in den dunkelsten Schandenwinkel gescheucht: sie hat unverwundbar all in ihrer Munterkeit fortgelebt. Solon gründete Staatsbordelle, Heinrich der Achte trieb bei Trompetenschall alle Dirnen aus den londoner Lusthäusern, Agoraphoren, Gynaikonomen, Aedilen, adelige Marschälle überwachten die feilen Weiber, Päpste patronisirten, Päpste ächteten sie, Ludwig der Heilige, der dritte Heinrich aus dem Hause Valois, Maria Theresia wütheten wider sie mit Eisen und Feuer und der Hohe Rath der Stadt Nürnberg schenkte ihnen in Anerkennung ihrer Verdienste um das sittliche Wohl der Gemeinde, das Bürgerrecht: Alles blieb, Härte und Toleranz, unwirksam. Die Kuppelei, von den einfachsten Formen des lenocinium bis zu den schwersten Fällen der Beihilfe zur Familienprostitution, ist straflos und mit strengen Strafen bedroht gewesen: auch hier keine umwandelnde Wirkung. In Hamburg, wo es, trotzdem Lessing von seinem Steinsitz in eine Lupanarstraße blickt und die Goldene Vierzig für jeden Derbytag neu aufgeputzt wird, nach amtlicher Verkündung des Senates Bordelle nicht giebt, hat man, wohl um die nationale Arbeit zu schützen, den Import ausländischer Bajaderen verboten: seitdem

sind die Züge nach Bremen besser besetzt. In Berlin hat man das Herbergen Prostituirter als Gewährung der Gelegenheit zur Unzucht mit Gefängnißstrafe bedroht: ganze Häuser und halbe Straßen der belebtesten Stadttheile sind fast ausschließlich von Kontrolmädchen bewohnt, und wenn die Miether auf den hohen Unzuchtzins verzichten müßten, könnte der Fiskus nicht mehr auf die Steuerleistung der Hausbesitzer rechnen, die auf die Duldung der Dirnenquartiere und Animirkneipen angewiesen sind. In England brüstet sich Mr. Cant mit der unantastbaren Sittsamkeit seines Stammes. Schon 1830 aber hat Dr. Talbot festgestellt, daß in London jährlich rund achttausend Frauen und Kinder an den Folgen der Prostituirung sterben; 1874 wurde erwiesen, daß in einem einzigen Bordell stets ungefähr vierzig Mädchen und Knaben im Alter von neun bis achtzehn Jahren zu haben waren; und heute findet jeder Zahlungfähige dort schnell, was er braucht: trainirte Kinder, fresh girls und Stapelwaare. Sogar eine einträgliche Kleinindustrie, die mit Nadel, Faden und gefälschten Attesten der Deflorirten wieder den Marktwerth der virgo intacta verschafft, ist an der Themse entstanden ... Und nach solchen Säkularlehren schwatzt man jetzt den Völkern vor, das Uebel müsse schwinden, wenn der Mädchenhandel als neues Delikt in die Strafgesetzbücher aufgenommen und international verfolgt werde. Im allergünstigsten Fall wäre auf diesem Weg doch nur die Ausschaltung des Zwischenhandels, ein freilich sehr zeitgemäßes Ziel, zu erreichen. An Waare wirds auch dann aber nicht fehlen; sie kommt aus den düstersten Tiefen der Gesellschaft — die Reichen, sagt Martineau, ahnen nicht, wie lange die Blumen, die sie theuer bezahlen, meist schon vom Stiel gepflückt sind — und wird in ausreichender Menge geliefert werden, so lange nicht Elend und Ludertrieb, Sehnsucht nach behaglichem Leben und bequemer Brunststillung beseitigt sind. Was in Tagen unumschränkter Herrschermacht Päpsten und Kaisern, was dem Eifern der Reformatoren und dem schlimmsten Wüthen der Syphilis nicht gelang, wird auch den Loubet, Lardy und Genossen nicht gelingen. Klüger als sie war der Doctor Angelicus, der gelassen das große Wort sprach: „Die Prostitution ist für die Städte, was für den Palast die Kloake ist; schließt sie: und im Palast wird der Gestank unerträglich sein." Die bourgeoisen Gewalten sollten sich mit der Gewißheit bescheiden, daß die Kloake parfumirt und von staatlich besoldeten Aerzten kontrolirt wird. Wer in so angenehmen Besitzrechten wohnt, kann sich, auch wenn ihm nicht Humanität als Dessert versprochen wird, sorgenlos an den Frühstückstisch setzen.

Handelsverträgliches.

Man wird den Deutschen im Reich den Ruhm nicht schmälern dürfen, daß sie ihren neuen Zolltarif gründlich erörtern. Dem Outsider freilich mag es vorkommen, als ob die Macht zolltarifarischer Künste einigermaßen überschätzt werde. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die ungeahnte Entwickelung der Verkehrsmittel, der industriellen und kommerziellen Technik alte, fadenscheinige Vertragsnetze sprengen; wo mancher zünftige Diplomat oder Handelsminister vor den Königen der Trusts und vor der organisirten Arbeiterschaft abdanken muß; wo man sich wieder auf die natürlichen Bedingungen der Gütererzeugung besinnt, das Klima und die physische und geistige Kraft der Menschen mit in Rechnung zieht; wo die Stammesverwandtschaft zur Wirthschaftgemeinschaft wird; wo das deutsche Volk die Handelspolitik seines Reiches nicht in 946 Zollpositionen und ein paar geschickt gemachten Verträgen erfüllt sieht. Dann wird sich der Blick auch nach dem Südosten unseres Erdtheiles lenken; auf die zwölf Millionen deutscher Volksgenossen da unten. Und Deutschland wird sich fragen: Ist meine wirthschaftpolitische Mission in diesem Gebiet Europas durch den Vertrag vom sechsten Dezember 1891 erschöpft?

Nicht um die Erschmeichelung zoll- und veterinärpolitischer Liebenswürdigkeiten, nicht um Bismarcks „wirthschaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte" handelt es sich. Der Kern der österreichisch-deutschen Handelsvertragsfrage sitzt tiefer. Es kann dem Deutschen Reich nicht gleichgiltig sein, ob an seiner südlichen Grenze ein einiges Zollgebiet von 676,446 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von 47 Millionen besteht oder ob dieses Gebiet im Begriff ist, sich zu theilen. Der wirthschaftlichen Trennung würde bald auch die militärische folgen. Der „Monarchie auf Kündigung" wäre endlich gekündigt. Die durch Herrn von Koerber und Herrn Kossuth junior mit großer Konsequenz in den Vordergrund der Diskussion gerückte Errichtung von Zollschranken zwischen Cis und Trans wäre für die politische Machtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie, für deren militärische Leistungfähigkeit und für die Dynastie Habsburg-Lothringen von unabsehbaren Folgen, — eine orientalische Krisis, ganz nah dem Herzen Europas. Der nächste Nachbar, das Deutsche Reich, müßte die Wirkungen der Krisis fühlen. Die seit einem Vierteljahrhundert bewährten Bahnen für die österreichische Politik des Deutschen Reiches wären nicht mehr gangbar. Neue Aufgaben, neue Ziele würden sich ergeben.

Gegenüber dem sich vollziehenden Auflösungprozeß kann das Deutsche Reich eine doppelte Stellung einnehmen. Es kann die Dinge vorläufig gehen lassen, wie sie gehen, und nach eingetretener Zolltrennung zwischen Oester-

reich und Ungarn danach trachten, sich die ehemaligen deutschen Bundesländer Oesterreichs zollpolitisch anzugliedern. Das ist das alldeutsche Programm. Die Idee der Zollunion Mitteleuropas hat seit den Tagen Bruck's an Popularität in Oesterreich nicht verloren, obwohl die nationalpolitischen Nebengedanken dieses wirthschaftlichen Projektes ihre Träger gewechselt haben: einst die k. k. Regirung selbst, heute weite Schichten des Volkes. Trotz lebhafter Gegnerschaft in den Kreisen der Industrie hat sich der Wunsch, mit den Brüdern im Reich ein gemeinsames Wirthschaftgebiet zu bilden, mehr und mehr vertieft. Er bildet den Hauptsatz des Zukunftprogrammes aller deutschnationalen Parteien und des Wirthschaftprogrammes der Alpenländer. Mit der durch eine Zolltrennung bedingten Erschwerung des Vertriebes österreichischer Industrieprodukte auf dem ungarischen Markt würden die Existenzbedingungen vieler Fabrikationzweige in Cisleithanien verrückt und untergraben. Selbst der höchste Zollschutz könnte die plötzliche Einengung des Absatzgebietes nicht wettmachen. Und so würden im Lauf der Zeit die Bestrebungen zur Vereinigung mit dem großen und konsumkräftigen reichsdeutschen Absatzgebiet immer lebhafteren Anklang auch bei den Industriellen finden.

Die hier skizzirte Entwickelung der Dinge beruht auf der Voraussetzung, daß die zollunionistische Liebe der Oesterreicher im Reich Gegenliebe findet. Das Eintreffen dieser Voraussetzung ist mehr als fraglich. Wenn auch der machtpolitische Hintergrund, der den folgerichtigen und unbeugsamen Widerstand Bismarcks gegen alle Zolleinigungversuche durchleuchtete, heute fehlt oder ein anderer ist, so scheint draußen nach Allem, was Unsereiner in Erfahrung bringt, irgendwelche Neigung zu einer großblickenden Auffassung der österreichischen Dinge doch nur höchst vereinzelt zu bestehen. Dann aber rückt für Deutschland die Nothwendigkeit heran, sich auf andere Weise mit der Krisis im Donaustaate abzufinden. Diese zweite Methode besteht in der Erhaltung des heutigen dualistischen Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn.

Man sollte füglich glauben, daß es dazu keineswegs der Einmengung eines Dritten bedürfe, daß vielmehr die über fünfzig Jahre unter dem Szepter desselben Monarchen innerhalb derselben Zollschranken vereinigten Bruderstaaten in erster Linie auf ihr eigenes Wohl bedacht wären. Leider ist die Situation so gründlich verfahren, daß das mehr als Unwahrscheinliche zum Ereigniß geworden und der österreichische Ministerpräsident, wie es scheint, unter stiller Patronanz der höchsten Stelle, das Losungwort der Zolltrennung selbst ausgegeben hat. Verschiedene Landtage, Handelskammern und erstaunlicher Weise die Vereinigungen jener Industriellen, die nächst der Dynastie in Ungarn am Meisten zu verlieren hätten, haben das neue Feldgeschrei mit Feuer aufgenommen. Die Geister sind gerufen: ob man sie rechtzeitig wieder los werden wird? Nicht ohne wesentliche Aenderung in der Haltung Ungarns,

nicht für eine oder die andere Position des neuen Zolltarifes, die ihren bleibenden Werth ja doch erst durch die Verträge empfängt.

In Ungarn wird etwas weniger gedroht, doch dürfte die Volksstimmung dem Ausgleich kaum minder feindlich sein als in Oesterreich. Der berüchtigte § 14 = Pakt des Grafen Thun mit Herrn von Szell aus dem Jahr 1899 ermöglicht die so zu sagen automatisch eintretende Trennung des Zollgebietes. Damals wurde als äußerster Termin für die Erneuerung des abgelaufenen Zoll- und Handelsbündnisses das Ende des Jahres 1907 bestimmt. Wenn diese Frist abläuft, „ohne daß die Gemeinschaftlichkeit in Zollangelegenheiten durch die Gesetzgebungen beider Staatsgebiete der Monarchie über diesen Termin hinaus verfügt worden wäre", dann endet der heute bestehende Reziprozitätzustand des gemeinsamen Zollgebietes und das Privilegium der gemeinsamen Bank. Durch bloße Negation der auf den Abschluß eines Zoll- und Handelsbündnisses hinzielenden Anträge Oesterreichs, durch nur passiven Widerstand kann Ungarn die Zolltrennung mit Ende des Jahres 1907 erzielen. Es sieht so aus, als ob Herr von Szell dieses fatale Recht der Option als ein viel wirksameres Drohmittel gegenüber der Krone und der österreichischen Regirung zu gebrauchen versteht, als es die energischen Reden des Herrn von Koerber und die papiernen Resolutionen der Landtage und industriellen Verbände sind. Aber auch dem führenden Staatsmann Ungarns könnte passiren, daß die öffentliche Meinung seines Vaterlandes ihm den Weg zurück zum Zollbündniß mit Oesterreich versperrt.

Der österreichischen Volksvertretung ist durch den unerhörten Mißbrauch des vierzehnten Paragraphen des Staatsgrundgesetzes das Rückgrat gebrochen. Das nur für einzelne Fälle vorgesehene Nothverordnungrecht des § 14 ist in den letzten Jahren geradezu ein Supplement des parlamentarischen Gesetzgebungrechtes geworden. Was der Reichsrath nicht bewilligt, wird durch die Majestät des § 14 verordnet. Fast kein Gebiet der Legislation ist verschont geblieben. Der größte Theil der vom § 14 getroffenen Verfügungen ist in praktisches Leben übersetzt und kann physisch nicht mehr rückgängig gemacht werden. Steuern sind erhoben und verausgabt. Geldzeichen sind eingelöst und eingestampft. Das hat die traurige Folge, daß an die Wirksamkeit der österreichischen Verfassung Niemand mehr recht glaubt. Der Widerstand eines Parlamentes, das man stets bequem durch den § 14 ersetzen kann, gilt so viel wie nichts. Nun lernt man den Werth einer aufrechten Volksvertretung schätzen, da man sie Ungarn gegenüber vermißt. Könnte Herr von Koerber, wie es Herr von Szell vermag, auf ein selbstbewußtes Abgeordnetenhaus zeigen, das dem ungarischen einen österreichischen Willen entgegenzusetzen vermöchte, dann wäre seine Stellung fest. Heute aber wird jeder Hinweis auf den etwa möglichen Widerstand des österreichischen Reichs-

rathes durch den Gedanken abgeschwächt, daß im ärgsten Falle immer noch der § 14 die Volksvertretung bereitwillig ablösen wird.

Es wäre ein Unrecht, zu übersehen, daß das Jahre lang währende Regime des Nothverordnungrechtes unter den Abgeordneten selbst verheerende Wirkung geübt und in vielen von ihnen das Verantwortlichkeitgefühl auf ein sehr geringes Maß beschränkt hat. Die Herren Deputirten haben sich nur zu gern in der Pose des unentwegten Verweigerers wohlgefühlt, während sie doch sicher waren, daß die von ihnen abgelehnte Arbeit der § 14 verrichten würde. Das Parlament, als der zum Staatswillen erhobene Volkswille, darf sich um die großen Aufgaben, die dem Staate die Zeit stellt, unter gar keinem Vorwand herumdrücken. Alle Politik besteht in Kompromissen. Eine ideale Lösung politischer Probleme, ohne Zurückstellung heißester Wünsche, giebt es nicht. Wer in das Staatsleben positiv eingreifen, wer Neues schaffen und vorwärts schreiten will, Der muß auf das Bessere verzichten, darf manches Unrecht nicht sehen, hat häufig Ja zu sagen, wo das Herz Nein rufen möchte. Ein Parlament, das nicht fähig ist, selbst unpopulär scheinende Fragen zu beantworten, scheidet sich aus der Mitwirkung am Staatsleben aus. Das ist ungefähr die Lage des österreichischen Abgeordnetenhauses. Hinter der Regirung steht keine Volksvertretung, die bereit wäre, Abmachungen mit Ungarn zu genehmigen. Herr von Koerber hat weder ein Parlament, dessen Widerstand Ungarn erschrecken könnte, noch eins, auf dessen Zustimmung Ungarn sich verlassen könnte. Mit Hilfe des § 14 hat man es glücklich dahin gebracht, daß das österreichische Abgeordnetenhaus weder ein giltiges Ja noch ein giltiges Nein zu sagen vermag. Nur ein wirklich verbesserter Ausgleich hätte die Macht, das österreichische Parlament mitzureißen und über den toten Punkt zu bringen; jedem Verbesserungantrag aber setzt Ungarn ein starres Quod non entgegen.

Hier nun dürfte der Moment gekommen sein, wo eine reichsdeutsche Intervention am Platz wäre. Nicht in einer bevormundenden Form und nicht in einer die Souverainetätrechte der beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie beeinträchtigenden Weise. Sondern durch den zwischen dem Deutschen Reich und der Monarchie abzuschließenden Handelsvertrag. Die Souverainetät der vertragschließenden Theile ist unantastbar. Dennoch kann das Deutsche Reich kraft seiner wirthschaftlichen Ueberlegenheit Bedingungen für den Abschluß eines Handelsvertrages stellen, die auf den Weiterbestand der österreichisch-ungarischen Monarchie abzielen. Deutschland setzt ungefähr den zehnten Theil seines Exportes nach Oesterreich-Ungarn ab, während von der österreichisch-ungarischen Ausfuhr etwa die Hälfte nach Deutschland geht. Namentlich das agrarische Ungarn könnte unmöglich zur selben Zeit auf das österreichische und auf das deutsche Absatzgebiet verzichten.

Die reichsdeutschen Politiker haben es daher in der Hand, dadurch, daß sie den Abschluß des neuen Handelsvertrages von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen, den Auflösungprozeß Oesterreich-Ungarns zum Stillstand zu bringen und den Selbständigkeitgelüsten Ungarns eine wirksame Grenze zu setzen, ohne seiner Souverainetät irgendwie nah zu treten und ohne die wohlverstandenen wirthschaftlichen Interessen dieses aufstrebenden Landes selbst irgendwie zu verletzen. Denn es ist eine Utopie, wenn man jenseits der Leitha glaubt oder zu glauben vorgiebt, man könne im Zeitalter des Weltverkehres und der handelspolitischen Kommassationen ein kleines, selbstgenügsames und dennoch industrielles Ungarn mit Zollschutz und Zollkrieg aufpäppeln.

Von welcher Art wären nun diese Bedingungen? Es kann sich dabei nur um Dinge handeln, die nach alter Gewohnheit durch einen Handelsvertrag geregelt werden und die insbesondere auch das wirthschaftliche Interesse des Deutschen Reiches berühren.

Ein sehr lebhafter Konflikt zwischen Cis- und Transleithanien besteht im Gebiet der Veterinärfrage. Oesterreich will eine Grenzkontrole, Ungarn hat 1899 die Giltigkeit der ungarischen thierärztlichen Zeugnisse auch für das österreichische Gebiet durchgesetzt. Der zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn zu erneuernde Handelsvertrag wird voraussichtlich eine Ausgestaltung der Veterinärkonvention in dem Sinn bringen, daß eine auf wissenschaftlicher Basis beruhende Grenzkontrole unter Mitwirkung der interessirten Staaten eingeführt wird. Kein Staat soll gehalten sein, krankes Vieh die Grenze überschreiten zu lassen. Aber jeder Staat soll in dem bestimmten Fall sich mit wissenschaftlicher Objektivität die Ueberzeugung verschaffen können, daß der beanstandete Transport wirklich verseucht war. Es gehört nicht viel juristische Baukunst dazu, um in die zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn abzuschließende Veterinärkonvention auch die Anordnung der Grenzkontrole zwischen Oesterreich und Ungarn einzufügen.

Ein weiterer Punkt betrifft die Giltigkeitdauer des Vertrages und deren Zusammenhang mit der Dauer des österreichisch-ungarischen Zoll- und Handelsbündnisses. In früheren Perioden fiel die Giltigkeitdauer beider Vertragsverhältnisse nicht zusammen. Der Fortbestand der Handelsverträge mit dem Zollausland war ein Ansporn, das inzwischen abgelaufene österreichisch-ungarische interne Zoll- und Handelsbündniß zu erneuern, weil jeder der beiden Staaten der Monarchie durch den Abschluß der Handelsverträge mit dem Zollausland gewissermaßen auch die Garantie für den Weiterbestand des österreichisch-ungarischen Zollgebietes während der Handelsvertragsdauer auf sich genommen hatte. Bei den bevorstehenden Verhandlungen wird es die Aufgabe des Deutschen Reiches sein, die Frage zu stellen, auf wie lange

Dauer sein Kompaziszent — die österreichisch-ungarische Monarchie — in seiner Existenz und Vertragsfähigkeit weiter bestehen werde. Das Deutsche Reich kann den Abschluß eines Handelsvertrages mit der Monarchie von einer zeitgemäßen Sicherung des diese Monarchie selbst zusammenhaltenden Zoll- und Handelsbündnisses abhängig machen.

Nicht minder wichtig ist die Erledigung einer Reihe von Eisenbahnfragen. Und zwar nicht allein tarifarischer Art; auch was den Bau und den Betrieb gewisser Linien, zum Beispiel nach der Adria und der Levante zu, anbelangt, giebt es Wünsche, in denen die Interessen des Deutschen Reiches und der österreichischen Reichshälfte vollkommen übereinstimmen. Die Behinderung der völkerrechtlich garantirten Freiheit der Donauschiffahrt durch die ungarische Transportsteuer ist eine europäische Blamage. Der Ausbau des Donau-Oder- und Donau-Elbe-Kanals erschließt dem reichsdeutschen Handel eine Wasserlinie nach dem Orient. Sache des neuen Vertrages wird es sein, die Freiheit der Donauschiffahrt im Sinn des geltenden Völkerrechtes wieder herzustellen. Aber auch da, wo es sich um die Hinderung des Vertriebes industrieller Produkte in Ungarn handelt, wie sie neuerdings durch die übermäßige Besteuerung sogenannter Zweigniederlassungen, durch Verfügungen verkehrspolizeilicher Art, durch die Drangsalirung von Geschäftsreisenden, durch die handelsvertragswidrige Ausgestaltung des öffentlichen Lieferungwesens in Ungarn versucht wird, könnte das Deutsche Reich mit seinem Vertrag Oesterreich wirksame Hilfe bringen. Bekanntlich hat Herr von Koerber die Aufnahme einer Loyalitätklausel in das Zoll- und Handelsbündniß und die Errichtung eines gemeinsamen Schiedsgerichtes zur Austragung strittiger Fragen des Zoll- und Handelsbündnisses verlangt. Wäre es dem Deutschen Reich unmöglich, in einer passend erscheinenden Form diese billigen Begehren zu unterstützen?

Das ruhmvoll wieder errichtete Deutsche Reich und die schmerzvoll aus dem staatsrechtlichen Verbande, dem sie durch tausend Jahre angehörten, ausgeschiedenen deutschen Bundesländer Oesterreichs haben dem nächsten Orient, Ungarn, gegenüber viele gemeinsame Interessen. Diese bei dem Abschluß der kommenden Handelsverträge zur Geltung zu bringen, wäre eine Aufgabe von großer wirthschaftlicher, politischer und kultureller Bedeutung, weit hinausgehend über die landläufigen handelsministeriellen Ressortleistungen. Ungarn ist bereit, sein Uebergewicht innerhalb der Monarchie rücksichtlos auszunützen und einen seinem Agrarexport günstigen Handelsvertrag mit Kompensationen auf Kosten der österreichischen Industrie zu bezahlen. Wenn die reichsdeutschen Unterhändler darauf hinzielen, dann ist das Geschäft rasch gemacht, — § 14 steht zu Gevatter. Aber der kleine Vortheil weniger Jahre wäre mit einer unaufhaltsam eintretenden südosteuropäischen Krisis, mit der Trennung der

österreichisch-ungarischen Monarchie erkauft. Hat der Fortbestand dieses Staatengebildes für das Gleichgewicht unseres Erdtheiles, für die Ruhe und Entwickelung des deutschen Volkes noch einigen Werth, dann ist die Zeit gekommen, das volle Gewicht der wirthschaftlichen Großmacht des Deutschen Reiches in die Wagschale zu werfen. Dann werden seine leitenden Männer Bismarcks Wort zu bethätigen haben: „Wir dürfen Oestreich nicht verlassen."

Brünn. Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.

Die Wagner-Frage.

Die vorige Betrachtung*) hat uns noch nicht zu dem Wesentlichen des Problems geführt, dessen Name lautet: Wagner und die Zukunft der Musik. An die Kernfrage rühren wir erst, wenn wir auf die Bedeutung des wagnerischen Lebenswerkes für die Zukunft der musikalischen Produktion eingehen.

Bei Marsop lag das Schwergewicht auf dem Gedanken: Wagners ganzes Leben ist nur dem einen großen Ziel, der Schöpfung des musikalischen Dramas, gewidmet gewesen. Soll uns die Frucht dieses Lebens nicht verloren gehen, so müssen wir diese Kunstform erhalten und Alles fördern, was sie erhalten kann, selbst mittelmäßige Werke aufführen, wenn sie nur musikalische Schöpfungen für die Bühne sind. Daß diese Schlußfolgerung falsch und künstlerisch halt- und zwecklos ist, haben wir gesehen. Nicht auf die Kunstform kommt es an — ganz abgesehen davon, daß es eine höchste nicht giebt —, sondern auf den Geist, der zu der vollkommenen Leistung in einer Form geführt hat. Also nicht das Musikdrama wollen wir um jeden Preis erhalten wissen, wohl aber die künstlerischen Ideen, die es Wagner ermöglichten, das Höchste in dieser einen Form zu leisten. Und diese künstlerischen Ideen, die ja zum großen Theil nicht spezifisch musikdramatischer Natur sind, wollen wir auf alle musikalischen Kunstformen anwenden und so in jeder die Höhe erreichen, die in jeder zu erreichen ist. Mit anderen Worten: das ganze Gebiet der Musik mit den grundlegenden Kunstanschauungen Wagners zu durchdringen und überall die Reinigung und Erhöhung zu vollziehen, die ihm auf dem Gebiete der Oper geglückt ist: Das dünkt mich der Kern der Wagner-Frage. Vielleicht ists schon nicht mehr Wagner-Frage; vielleicht müßte mans eher Liszt-Frage nennen. Eine kurze Abschweifung stellt vielleicht klar, wie Das gemeint ist.

*) S. „Zukunft" vom 26. Juli 1902.

Jedem, der sich lange und vielseitig mit Fragen der modernen Tonkunst beschäftigt hat, drängt sich fast unwillkürlich der Gedanke auf, ob einer der Hauptfaktoren in der Entwickelung dieser Moderne, nämlich die Persönlichkeit Liszts, bisher richtig eingestellt worden ist. Daß man von einem wirklichen Durchdringen seiner Werke bisher noch nicht reden kann, dafür sprechen die Thatsachen. Aber daß auch der eigentliche Wagnerianismus um ihn fast geflissentlich in weitem Bogen herumgeht: Das müßte stutzig machen. Sollte vielleicht die Zeit Liszts erst kommen, wenn wir uns mit Wagner völlig auseinandergesetzt haben? Sollte hier vielleicht ein ähnliches Verhältniß vorliegen, wie es die Geschichte bei Schiller und Goethe erlebt hat? Es sind mancherlei Aeußerlichkeiten, die Schiller neben Wagner zu stellen erlauben. Wie Jener vom Sturm und Drang ausgeht und seine „Räuber" schreibt, so beginnt Wagner mit seinem „Rienzi" im Anschluß an die große Oper als die damals herrschende Kunstrichtung. Wie bei Schiller, so halfen bei Wagner zur Erhebung in eine höhere Sphäre kunsttheoretische und philosophische Spekulationen mit, die bei Beiden einen großen Theil ihres Lebenswerkes ausfüllen. Dort Kant, hier Schopenhauer. Beiden ist das Theater die eigentliche Stätte künstlerischer Thätigkeit, Beide fassen es, wenn auch in verschiedenem Sinn, als moralische Anstalt, Beide schaffen nach bewußten Grundsätzen, lieben künstlerische Tendenz, Beide sind aus Prinzip und mit Konsequenz deutsch-national, Beide geben in der Lyrik und in anderen Kunstformen zwar auch Proben ihrer Kraft, sind doch im letzten Grunde aber die großen Pathetiker des Theaters, die die gewaltigen Akkorde des Monumentalen und Tragischen mit Vorliebe spielen, dabei immer rein philosophisch und durch ästhetische Spekulationen beeinflußt. Ihrer ist auch zunächst das Feld. Sie sind zunächst Gegenstand des Kultus und machen Schule. Die Zeit Goethes und Liszts kommt später. Ich betone gleich jetzt: der Vergleich soll nicht ausgebreitet werden und zum absoluten Werthmesser dienen, er soll nur anregen. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, die Persönlichkeit Liszts auf eine Stufe mit dem Wesen Goethes zu stellen. Aber fehlen denn die Berührungpunkte ganz? Ist nicht besonders das Verhältniß zu Schiller und Wagner ein ganz ähnliches? Nicht nur die Aeußerlichkeiten stimmen, daß Jene die materiell Fördernden, die selbstlos Helfenden waren. Auch die geistigen Anregungen sind da. Man bedenke nur immer, in welche frühe Zeit Liszts symphonisches Schaffen fällt, und denke daran, daß die große Pause in Wagners musikalischem Schaffen und der Sprung in seiner Tondichtungweise eben doch mit den Anregungen, die Liszts Phantasie ihm gab, in Zusammenhang steht. Und könnte man sich nicht zu dem Ausspruch Goethes, der einmal in einer ernsten Stunde sagt, daß er doch viel Zeit durch das Eingehen auf Schillers Ideen und durch die Beschäftigung mit ihm verloren habe,

eine Analogie bei Liſzt denken, der ſo unendlich viel für Wagner gewirkt und dabei das Weiterbauen ſeiner eigenen künſtleriſchen Pläne verſäumt hat?

Auch wenn man Aeußerlichkeiten, wie das weltmänniſche Weſen Goethes und Liſzts, ihre Thätigkeit auf allen Gebieten der Kunſt, ihre univerſellen Intereſſen, ihre Beziehungen zu den Mächtigen der Erde als nebenſächlich außer Spiel läßt und auch wenn man nicht zugiebt, daß ſich gegenüber der Geſchloſſenheit der Dramen Schillers und Wagners das in gewiſſem Sinn Fragmentariſche von Hauptwerken Goethes, wie Wilhelm Meiſter und Fauſt, gar wohl mit der experimentirenden, ſuchenden Natur Liſzts als Tondichter vergleichen laſſe, wird man doch zugeben, daß die geiſtige Macht, die von Liſzt ausgeht, der Wagners eben ſo überlegen iſt wie die Goethes der Schillers. Man muß bei Liſzt auch ſeine Schüler mit als Werke nehmen. Die geiſtige Verſchwendung, die er dieſen oft recht Unwürdigen gegenüber trieb, muß auch als künſtleriſches Schaffen gelten. Und wenn wir die wirklich bedeutenden unter ihnen — man denke an Peter Cornelius, Alexander Ritter, Hans von Bülow, Felix Draeſeke, Anton Urſpruch —, wenn wir ſie und die jüngeren als Phalanx liſztiſchen Geiſtes ins Treffen führen, dann kommt wohl eine geiſtige Bewegung zu Stande, die auf dem verhältnißmäßig kleinen Gebiet der Muſik ſich der Bedeutung des goethiſchen Geiſtes auf dem weiten Felde des Allgemein-Menſchlichen vergleichen läßt. Aber wie man erſt die ganze Kraft und Größe Schillers in ſich aufgenommen haben mußte, um zu Goethe vordringen zu können, ſo wird auch erſt Alles, was Wagner für das eine Gebiet des muſikaliſchen Dramas an Anregungen gegeben hat, verarbeitet ſein müſſen, ehe wir die Univerſalität Liſzts als treibende Kraft in der weiteren Entwickelung der Kunſt verwerthen können. Und im Gegenſatz zu der nothwendigen Einſeitigkeit Schillers und Wagners, die vom Theater ausgingen, alle Kraft dafür einſetzten und alle geiſtigen Kräfte philoſophiſcher Theorien zu Hilfe nahmen, um ein ſpezielles Ideal zu verwirklichen, heißt das Ideal Goethes und Liſzts, das ohne die Tendenz-Reflexionen aus dem Vollen des Lebens und der Natur ſchöpft: Homo sum, nil humani a me alienum puto.

Die Abſchweifung iſt groß geworden und findet vielleicht wenige Freunde. Ich bitte nochmals, die Gedanken darin nicht in Stiefel zu ſchnüren und nicht zu ſchematiſiren, was nur die Betrachtung der muſikaliſchen Zukunft nach einer Seite hin anregen und gerade aus dem Schematismus einer Partei befreien ſoll. Wie man ſich zu Liſzt als Künſtler verhält, iſt für die hier angeſtellte Erörterung nicht ſo ausſchlaggebend wie die Erkenntniß von der univerſellen und lange nicht überwundenen geiſtigen Kraft ſeiner Kunſtauffaſſung und ſeiner perſönlichen Anregungen.

Ob wir Das, was nun noch zu behandeln iſt, unter dem Namen Liſzts oder Wagners ausſprechen, iſt immerhin ſchon deshalb belanglos, weil

es ganz leicht ist, Das, was Wagner für eine Kunstform erreicht hat, für die anderen als Forderung geltend zu machen. Nur wenn uns der enge Horizont eines Theiles seiner Anhänger streitig macht, daß nach Wagner überhaupt noch ernstlich außerhalb des Musikdramas absolut höchste Leistungen möglich wären, und wenn man diese Behauptung als verba magistri hinstellt, würden wir Liszt in den Mittelpunkt rücken müssen, um den intoleranten Einseitigkeiten eines so engen Horizontes zu entgehen. Ich habe vorhin gesagt: Der Kern der Wagner-Frage ist, daß auf allen Gebieten der Musik die Befreiung, Reinigung und Erhöhung erreicht wird, die Wagner im musikalischen Drama durchgesetzt hat. Natürlich ist darin eingeschlossen, daß sie für die musikalischen Bühnenwerke nicht verloren geht.

Und damit will ich beginnen, ohne diesen Theil darum zur Hauptsache zu erheben. Ich sagte schon, daß ich selbstverständlich alle Forderungen Marsops billige, die diesen Theil der wagnerischen Reformen erhalten sollen. Und eben so gönne ich natürlich allen den ernst strebenden Komponisten, die für die Bühne schaffen, die Unterstützung aller Theaterdirektionen und des Publikums. Nur soll man nicht, nachdem einzelne Theater ihren künstlerischen Idealismus bewiesen und den Komponisten die Möglichkeit gegeben haben, die Probe auf ihre Rechnung zu machen, eine Haupt- und Staatsaktion aus der allseitigen Aufführung dieser Werke machen, die doch zum großen Theil nur Versuche sind. Und zweitens soll man nicht wähnen, daß man Wagner erfaßt habe, wenn man den früheren Reichthum der auf einer Bühne möglichen Kunstformen zu Gunsten des Musikdramas beschneidet oder seine Grundgesetze auf Stoffe anwendet, die eine ganz andere Behandlung verlangen. Jeder Stoff, jeder Inhalt schafft sich seine besondere Form und selbst die alten Formen brauchen nicht endgiltig überwunden zu sein, sondern können, wenn es der Stoff verlangt, wieder aufleben. Der Bühne steht der ganze Reichthum menschlichen Geschehens zur dramatischen Behandlung zur Verfügung und nicht nur die großen Affekte und Lebensstimmungen, wie sie das Musikdrama verlangt, haben Anrecht auf künstlerische Gestaltung. Wagners Geist bleibt nur lebendig, wenn man für jede Art menschlicher Lebensäußerung die künstlerische Form findet, die innerlich wahr Das verkörpert und wiedergiebt, was sie ausdrücken soll. Nicht nur das Zurückbleiben hinter der Aufgabe, das Kleinliche und Komoediantenhafte im Theaterwesen, gegen das Wagner vorging, ist verwerflich: auch das Ueberschreiten der Grenzen, das Arbeiten mit unwahrem Pathos und übertriebenen Mitteln, wo sichs um engere Bezirke des menschlichen Lebens handelt, ist unwahr.

Hält man überall daran fest, daß man weder den Geist der Sprache noch den der Musik noch die Gesetze der dramatischen Psychologie verletzt, so wird man auch auf der Bühne einen Reichthum von dramatischen Ge-

ſtaltungen haben können, ohne den eigentlichen Kern der Reformen Wagners zu verletzen, die im letzten Grunde doch nur Eins ausſchließen: die künſtleriſche Unwahrhaftigkeit.

Bauen wir ſo weiter aus, was Wagner begonnen, und fördern wir kräftig Alle, die in ſeinem Geiſte für die Bühne ſchaffen, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, wie viel wichtiger es für die künſtleriſche Zukunft iſt, daß außerhalb des Theaters für alle Muſik die ſelben Grundanſchauungen maßgebend werden, die Wagner bei ſeinem Schaffen leiteten. Wichtiger iſt dieſe Erweiterung der wagneriſchen Reform, weil wir hier auf Dinge kommen, die viel tiefergehenden Einfluß auf die muſikaliſche Kultur des ganzen Volkes haben. Es iſt nicht möglich, eine wirklich künſtleriſche Kultur dadurch zu erzeugen, daß man einzelne Kunſtleiſtungen ins Vollkommene ſteigert und durch einzelne künſtleriſche Ereigniſſe den Geſchmack auf einige Stunden oder Tage in die Höhe reißt, während man den Alltag im geiſtloſen Getriebe einer Afterkunſt zubringen läßt. Das wäre ungefähr ſo, wie wenn ein Religionſtifter alle Vierteljahre einmal eine ekſtatiſche Erhebung ins Göttliche vorſchriebe und im Uebrigen ſeine Gemeinde in aller Weltlichkeit wandeln ließe. Das iſt freilich ſehr bequem und modern und ganz im Sinn der Dekadenten, die zu einer gleichmäßigen, das ganze Leben beherrſchenden tiefen Auffaſſung nicht kommen können, ſondern ſich für ihre künſtleriſchen „Erregungen“ beſonders friſiren und ſalben, um ihrem inwendigen Menſchen wieder einmal einen „Genuß“ zu verſchaffen. Es iſt ganz richtig: „Hohe Kunſt hingebungvoll in ſich aufzunehmen, kann kein Alltagserlebniß ſein“; aber auch kein Feiertagserlebniß eines nur darauf dreſſirten Menſchen, der ſonſt blöd vor ſich hinlebt. Darum iſt es gänzlich verfehlte Kunſtpolitik, für die Pflege jener Feiertagsaufführungen alle beſte Kraft freizumachen. Viel wichtiger iſt, alle künſtleriſche Thätigkeit mit dem Geiſte, der dort beſonders kondenſirt iſt, zu durchdringen und zu verinnerlichen. Der Anfang iſt ja ſo gut wie überall gemacht. In den wichtigſten großen und kleinen Kunſtformen ſpüren wir den Geiſt Liſzts und Wagners; in der Art, wie man das ganze öffentliche und häusliche Muſikleben zu verbeſſern ſucht, zeigen ſich die Einflüſſe jener Anregungen.

Nur ganz im Allgemeinen kann hier angedeutet werden, wo noch beſonders viel zu arbeiten, wo der rechte Weg noch nicht gefunden iſt.

Beginnen wir mit dem Lied. Die poſitiven Leiſtungen Liſzts auf dieſem Gebiet, die von ganz anderen Mächten beeinflußt ſind und zur Erklärung ihres Weſens einer beſonderen Studie bedürften, kommen hier nur zum kleinſten Theil in Betracht. Neben den Anfängen, die wir bei Peter Cornelius und Alexander Ritter finden, hat trotz manchen Bedenken doch Hugo Wolf die bedeutendſten Leiſtungen geſchaffen. Richard Strauß liegt ſchon

etwas abseits von der direkten Entwickelunglinie. Für die Zukunft der Form wäre vor allen Dingen nothwendig, daß der früher bereits einmal vorhanden gewesene Reichthum an Abarten des einstimmigen, begleiteten Gesanges sich wieder fände und daß jede dieser Gattungen, ganz im Sinn von Wagners Reformen, sich ihr spezielles musikalisches Gewand schüfe. Der Sieg ist noch lange nicht unbestritten. So lange selbst Wagnerianer schlecht deklamirte, innerlich haltlose Lieder komponiren und als modern kritisiren können, so lange in den Konzertsälen solche Stücke unbeanstandet durchgehen, ist es nur Phrase, wenn sich die Menge der Musikanten brüstet, Wagner verstanden oder gar überwunden zu haben. Der Kern der Frage bleibt: ob überall die genannten Grundgesetze unbewußt oder bewußt in Kunst umgesetzt sind.

Nur im Vorbeigehen sei gestreift, daß auch in der Kammermusik, die höhere Klaviermusik eingeschlossen, noch viele neue Pfade unbetreten sind, nach denen die Wegweiser zeigen, die Wagner und Liszt aufgestellt haben. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei wiederholt daran erinnert, daß es sich nicht um mechanische Uebertragung von Techniken oder Stilgesetzen handelt, sondern gerade um das selbständige Auffinden der neuen Ausdrucksformen, die der bestimmten Kunstgattung entsprechen.

Das Selbe gilt vom symphonischen Schaffen. Gerade um dieses ist der Streit jüngst wieder entbrannt und Marsop hat in einer Reihe pikanter Feuilletonartikel in der neuen Zeitschrift „Die Musik" ausgesprochen, daß es vergebene Liebesmühe ist, aufs symphonische Schaffen die Prinzipien der musikdramatischen Ausdrucksweise anwenden zu wollen, zumal ja überhaupt die Symphonie durch das Musikdrama abgelöst, also ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung beraubt sei. Leider thuts in so ernsten Fragen alle Pikanterie und alle glänzende Salonberedsamkeit nicht. Die ganze Darlegung ist im Grunde nichts als ein Ausspinnen der Gedanken, die Wagner in seiner Schrift „Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama" ausgesprochen und durch Beispiele erläutert hat. Sie vergißt aber ein wesentliches geschichtliches Moment, nämlich die Entwickelung der Symphonie vor Wagner. Daß diese mit Nothwendigkeit nicht etwa, wie Wagner meinte, allein zu dem Musikdrama, das freilich ohne sie nicht möglich wäre, sondern eben so gut zur symphonischen Dichtung oder Phantasie drängte, kann man nur leugnen, wenn man weder das Wesen der Symphonie Beethovens noch das der symphonischen Dichtung Liszts klar vor Augen hat.

Ohne Weiteres wird zugegeben, daß es zwecklos ist, die spezifisch musikdramatischen Elemente auf das symphonische Schaffen zu übertragen. Denn damit verletzte man ja sofort das Urgesetz alles modernen Kunstschaffens: daß jedes Material und jeder Vorwurf seine bestimmte, Form und Gesetz gebende Eigenkraft hat. Aber nun fragt sich nur: Was sind denn die spezifischen Bühnenelemente?

Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur betonen, daß die Anwendung symphonischer Leitmotive, die, wohlgemerkt, ganz anders gestaltet und verwendet sein wollen als die des Theaters, durchaus nicht von der Szene abgeleitet ist, sondern sich mit Nothwendigkeit aus der Art des thematischen oder motivischen Arbeitens, wie es uns Beethoven in der Symphonie gelehrt hat, ergeben mußte. Natürlich ist von den Anfängern, den Pfadfindern der Richtung, zum Beispiel von Berlioz, ja, auch noch von Liszt, Vieles versucht worden, was sich eben thatsächlich als fälschliche Anwendung dramatischer Prinzipien erwies. Aber es wäre verkehrt, darum das symphonische Schaffen entweder ganz als überwunden ansehen oder auf den Normalstatus vom Jahr 1820 zurückschrauben zu wollen. Bei ruhiger, sachlicher Betrachtung ergiebt sich auch die Möglichkeit, ohne Ueberschreitung der Grenzen des symphonischen Schaffens oder der reinen Instrumentalmusik diese Kunstform mit steter Beobachtung der Elementarforderungen Liszts und Wagners weiterzubilden. Wir müssen der reinen Instrumentalmusik auch in Zukunft, als vollkommen gleichberechtigt mit dem Musikdrama, die höchsten Aufgaben stellen, schon darum, weil es menschliche und metaphysische Probleme giebt, die nur durch sie künstlerisch zu bewältigen sind.

Wollten wir einseitige Musikdramenzüchtung treiben, so würde uns aber noch ein weiteres, höchst wichtiges Glied in der Kette der musikalischen Kunst verloren gehen, das gleich der reinen Instrumentalmusik die gewaltigsten Stoffe zu bewältigen hat, Stoffe, deren Verarbeitung nun und nimmer dem Musikdrama möglich ist.

Auch die Chorwerke großen Stils, die Oratorien, Historien und Kantaten, sind unersetzlich und der Weiterbildung im Geiste Wagners fähig und bedürftig. Ich halte die künstlerische Größe gerade dieser Kunstgattung für so außerordentlich wichtig, weil sie eigentlich die einzige, wenigstens die einzige größeren Stiles ist, die dem Kunstfreunde thätigen Antheil an ihrer Wiedergabe erlaubt. Die Art, wie große Chorwerke heutzutage aufgeführt werden, die Nothwendigkeit, daß Dilettanten sich Monate lang intensiv mit einem Werk beschäftigen, muß doch bei den Leuten, die sich mit Fragen der allgemeinen künstlerischen Kultur beschäftigen, die Einsicht dämmern lassen, daß hier ganz außerordentlich starke Mächte, die zum Guten oder zum Schlechten wirken können, in Betracht kommen, deren sichere Leitung im Interesse der Hebung des künstlerischen Geschmackes eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Aufgabe der musikalischen Erziehung ist. Auch in der Kunst ist ja Gewöhnung an Gutes und absolutes Fernhalten alles Minderwerthigen die erste Erziehungregel.

Wie aber sind diese Kunstwerke beschaffen? Hat hier der Geist Wagners, der einst gegen die Unnatur in der Oper, gegen ihren seichten Text und

ihre Oberflächenmusik herzog, auch nur die geringsten Folgen gehabt? Und haben die Kritiker und Dirigenten, die sich Fortschrittler nennen und meinen, Wagner innen und außen zu kennen und seine Reformen verstanden zu haben, haben die Wagnerianer in der Presse gegen die abscheulichen Zustände auf diesem Gebiet Front gemacht? Nein: sie hatten wagnerianische Haarspaltereien vorzunehmen oder neue, halbe Versuche auf dem Gebiete des Musikdramas in den Himmel zu heben.

Und dabei werden künstlerisch so tief stehende, in Text und Musik gleich geistlose Machwerke wie August Klughardts „Zerstörung Jerusalems" und Max Bruchs „Gustav Adolf" nicht nur geschrieben, sondern auch von der Kritik und dem Publikum begeistert begrüßt. Dabei darf man mit Triumph verkünden, daß Klughardts Jerusalem innerhalb zweier Jahre sechzigmal zerstört worden sei und mit seiner Mendelssohn-Nachahmung und seiner innerlichen Kraftlosigkeit, mit der geschickten Mache und dem Liedertafelstil die Herzen aller Hörer gerührt habe. Wo bleiben da die Leute, die Wagner gepachtet zu haben glauben, wo rüstet man sich energisch, den Geschmack des Publikums vor dieser Verwässerung und Versandung zu bewahren? Wo ist die „unabhängige Kritik", wo sind die modernen Dirigenten?

Natürlich geht Wagners Werk darum nicht zu Grunde. Ich werde mich hüten, in die Tiraden zu verfallen, die ich aus Marsops Brochure citirt habe. Wagners Kunst wird bleiben und seine Reformgedanken auch und die Musikfabriken, die uns mit Oratorien versorgen, werden Geschäfte machen und dann einst wüst und leer stehen. Aber ists nicht jammerschade um die Unmenge von Zeit, Geld und Kraft, die für diese Nichtigkeiten auf dem deutschen Kunstmarkt verschwendet wird? Muß es Einem nicht weh thun, Tausende von gutwilligen Kunstfreunden, dank der Gewissenlosigkeit oder Gleichgiltigkeit ihrer Führer, Monate lang in dieser geisttötenden, geschmackverderbenden Luft herumlaufen zu sehen?

Ich will nicht sagen, daß es nur bei den großen Chorwerken so öde aussieht. Auch im Symphoniekonzert erlebt man die tollsten Dinge. Wenn man da mit der Miene, Etwas für die neue Kunst zu thun, nämlich: eine Novität herauszubringen, den Leuten Tschaikowskij kredenzt, der in der Hauptsache ein äußerst geschickter, temperamentvoller Unterhaltung- und Salonmusiker war, und wenn dessen Konzertgartenmusik als Offenbarung neuer Kunst gepriesen wird, wenn die Kritik sich nicht entblödet, ihn mit unseren großen Geistern der Instrumentalmusik in einem Athem zu nennen und seine Pathétique, deren zweiter und dritter Satz doch nur Spielereien sind, als die größte Leistung seit der Neunten Beethovens hinzustellen, und wenn das Alles nicht irgend einem Winkelblattschreiber passirt, sondern Leuten, die sich auf ihre Beziehungen zu Liszt und zu Bayreuth Etwas zu Gute

thun, — ja, haben wir da Zeit, Wagner durchzusetzen, indem wir deutsche Bühnenhäuser für Musikdramen von Wagnernachfolgern bauen, oder müssen wir nicht erst einmal eine vollständige Reinigung in der Augias-Wirthschaft des heutigen Musiklebens vornehmen?

Der Kern der Wagner-Frage ist doch schließlich: Wer nicht die großen, rein künstlerischen Ideen seines Lebenswerkes aller Musik gegenüber vertritt und nicht von jeder großen und kleinen Kunstform die innere Wahrheit und künstlerische Echtheit fordert, die Wagner im musikalischen Drama erreicht hat, Der muß in Zukunft als unfähiger Handwerker und Feind der Kunst gelten, sei er nun Komponist oder Dirigent, Sänger, Kritiker oder Mäcen. Diese Echtheit und Wahrhaftigkeit aber müssen wir auch für das Chorwerk großen Stils wieder genau so erreichen, wie sie zu Bachs und Händels Zeiten vorhanden war. Nicht dadurch, daß wir Händel und Bach nachahmen, sondern dadurch, daß wir aus dem Empfinden unserer Zeit heraus die gewaltigen hier vorliegenden Stoffe, die nur in dieser Kunstform restlos aufgehen — darum ihre Unentbehrlichkeit für die Zukunft —, neu schaffen. Bis jetzt kommen, abgesehen von den rein kirchlichen Werken Bruckners, den ungeahnt tiefen religiösen Inspirationen seiner Messen, so weit ichs übersehen kann, nur zwei Werke ernstlich als Anfänge dieser neuen Kunst in Betracht: Franz Liszts „Christus" und Enrico Bossis „Hohes Lied." Es handelt sich aber durchaus nicht nur um religiöse Stoffe, sondern um eine Fülle historischer und philosophischer Probleme, die sich der Behandlung sowohl im Drama als auch in der reinen Instrumentalmusik entziehen.

Es war nothwendig, diesen Punkt, der jetzt noch allgemeinster Theilnahmlosigkeit oder Verständnißlosigkeit begegnet, ausführlicher zu behandeln. Ich habe mir dadurch die Möglichkeit genommen, andere Gebiete des öffentlichen Musiklebens auf ihre Stellung zu unserem Problem hin zu prüfen. Es wird aber nun wohl leicht sein, meine Grundgedanken auf einzelne, hier nicht berührte Erscheinungen anzuwenden. Das Wichtigste, das hoffentlich überall bei den Kunstfreunden Deutschlands Zustimmung findet, ist, daß der Kern der Wagner-Frage nicht der einseitige Kultus der deutschen musikalischen Bühnenkunst ist, sondern die Verinnerlichung und Durchgeistigung aller Musik, die Anwendung der Forderung künstlerischer Wahrhaftigkeit und Echtheit auf alle Kunst, große wie kleine. Wer dazu hilft, wo und wie er kann, negativ durch Bekämpfung der seichten Geschäfts- und Modekunst, positiv durch Förderung alter und neuer echter Musik: Der ist der rechte Wagnerianer.

Naunhof bei Leipzig. Dr. Georg Göhler.

Drei Gedichte.

An die fließenden Brunnen.

(Villa Medici in Rom.)

Ihr alten Brunnen, die Ihr Kühle rauscht,
Erinnerung und stilles Weltvergessen,
Wie Mancher schon hat sehnend Euch gelauscht,
Sein täglich Mühn mit Eurer Rast vertauscht,
Der Rast der Seele, die er nie besessen!

Im düstern Laubgang flüstert Ihr allein,
Lockt tiefer mich zu dämmernden Verstecken;
Die Sonne dringt nur schüchtern zu Euch ein,
Vertraulich taucht ein durstig Vögelein
Sein Köpfchen in das moosverbrämte Becken.

Mein traurig Herz, vom Leben hart mißbraucht —
Doch nicht wie Ihr vom Alter weich umsponnen,
Das Euren Stein mit zartrem Reiz umhaucht —,
Hat sich in Eure Dämmerwelt getaucht,
Der tiefsten Wehmuth Frieden hier gewonnen.

Beichte.

Nach Assisis Heiligthum
Bin ich jüngst im Traum gezogen,
Wo die stillen Mönche knien
In den blauen Weihrauchswogen.

O Franziskus, liebster Mann,
Der die Armuth Schwester nannte,
Der in Lumpen oder Pracht
Unsrer Herzen Noth erkannte:

Segnetest die Vögelein
Und das Unkraut Dir zu Füßen,
Laß mich hier mein traurig Herz
In Dein mildes Herz ergießen.

Hab' gesündigt tausendmal,
Hab' gezürnt und hart gestritten,
Vielen Herzen weh gethan
Ohn' es ihnen abzubitten.

Hab' auch nicht an Gott gedacht,
Konnt' die Engel nicht verstehen,
Die an so viel stummer Qual
Räthselvoll vorübergehen,

Schien mir Alles schlecht vertheilt
Schon in meiner frühen Jugend
Und ich gab in tiefster Scham, —
Darum zähl' mirs nicht als Tugend.

Gab zum Mantel auch das Kleid,
Habe niemals knapp gemessen,
Meinen Feinden leicht verziehen,
Weil ich sie so leicht vergessen.

Dunkle Rosen rankten sich
Tief und dornig durch mein Leben
Und ich habe viel geliebt
Und es ward mir nichts vergeben.

Madlena.

Das Kind Madlena hat so hell gesungen,
Wenn sie im Haselholz sich Nüsse las,
Wie eine Spindel sich im Tanz geschwungen
Bei Glühwurms Leuchten überm Wiesengras.

Das Kind Madlena hörte fremde Zungen,
Da sie in Mittagsgluth am Springbrunn saß,
Die düstern Gärten haben sie verschlungen ...
Fern tönt ihr Stimmchen wie gesprungnes Glas.

Florenz. Irene Forbes-Mosse.

Der rothe Toni.

Es war in einer friedlich stillen Sommerfrische des badischen Schwarzwaldes, wohin ich mich zurückgezogen hatte, um in arbeitsamer Einsamkeit die heißesten Wochen des Jahres zu überstehen. Anfangs waren die Mitbewohner des kleinen Kurhauses, das mich beherbergte, wenig angethan, meine Vorsätze ins Wanken zu bringen. Aber eines Tages traf zu längerem Aufenthalt ein Ehepaar ein, das alsbald meine Theilnahme in hohem Grade fesselte. Sie kamen aus einem westfälischen Industriebezirk, wo der vielseitig gebildete Mann Fabrikbesitzer war. Seine Frau mochte kaum über die Mitte der Dreißiger hinaus sein: trotzdem umrahmte schneeweißes Haar ihr feines Gesicht, dessen vom Gram durchfurchte Züge noch deutlich die Spuren allzu früh hingeschwundener Schönheit zeigten. Sie hatte etwas Scheues, Weltfremdes in ihrem Wesen und zugleich etwas Hoheitvolles, wie es nur das Unglück verleihen kann, so daß auch die Neugierigsten und Taktlosesten aus unserer Umgebung von vorn herein auf jeden Annäherungversuch verzichteten. Ihre liebste Beschäftigung war, in den Hütten der bedürftigen Dorfbewohner einzukehren und die Eltern mit Geld, die Kinder mit allerhand nützlichen Gegenständen zu beschenken, wobei sie sich nicht scheute, den ärmlichsten und schmutzigsten Knaben und Mädchen Mutterdienste jeglicher Art zu leisten. Nach Verlauf von acht Tagen dehnte sie ihre wohlthätigen Besuche auf die Nachbarorte aus. Ihr Gatte ließ sie still gewähren. Und sie schien es zu freuen, daß er mit seinem verdoppelten Bedürfniß menschlichen Umganges sich von Tag zu Tag enger an mich schloß, obgleich sie selbst sich nicht minder streng von mir als von den Anderen zurückhielt. Wir Männer saßen an der Tafel neben einander, während sie auf ihrem Zimmer speiste, und gingen oft gemeinsam spaziren. Nach drei Wochen war unser Verhältniß fast bis zur Freundschaft gediehen. Ich glaubte, ihm anzufühlen, daß er schon einige Tage mit dem Entschluß rang, mir über das seltsame Wesen seiner Frau Aufklärung zu geben Eines Abends, als wir nach der Mahlzeit noch im Halbdunkel einen Gang auf einsamen Waldpfaden machten, begann er wirklich, nach kurzer Einleitung, mir die Geschichte seines Unglücks zu erzählen. Ich wiederhole sie möglichst mit seinen eigenen Worten, die ich in treuem Gedächtniß bewahre.

„Vor drei Jahren verloren wir unser einziges Kind unter so entsetzlichen Umständen, daß die Lebenskraft meiner Frau dadurch für immer gebrochen ward. Er zählte damals noch nicht ganz zwölf Jahre, unser prächtiger Junge; in einem halben Jahr sollte er in das Gymnasium der Nachbarstadt eintreten. Bis dahin ließ ich ihn die Volksschule des kleinen Ortes besuchen, an den mich mein Beruf fesselte, und unterrichtete ihn selbst ein Bischen in Sprachen und einigen anderen Fächern. So mußten wir ihn doch nicht gar zu früh aus dem Elternhaus schicken, was uns um so bedenklicher geschienen hätte, als bei unserem Hilmar eine stark entwickelte Phantasie und ein leicht reizbares Nervensystem die liebevollste persönliche Behandlung erforderten.

Eines Mittags war er in ungewöhnlicher Erregung aus der Schule heimgekommen; wir hatten es sofort bemerkt. Aber nach einer wiederholt an ihm gemachten Erfahrung nahmen wir an, seine Nerven würden sich am Schnellsten beruhigen, wenn wir uns gar nicht weiter um die Störung und deren Ursache

kümmerten. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, hatte ich ihn nach Tisch auf einen Waldspazirgang mitgenommen, was sonst seine höchste Lust war. Still aber und in sich versunken, ging er neben mir her, während ich ihm von dem natürlichen Schöpfungprozeß so viel berichtete, wie mir seinem jugendlichen Fassungvermögen angemessen schien. Da tönte plötzlich mitten in meine Belehrung hinein aus einer ganz fremdartigen Gedankenreihe heraus sein Aufschrei: ‚Er bringt mich um, er bringt mich sicher um!‘ Das Schreckenswort erschütterte mich fast mehr noch durch den Ton, in dem es hervorgestoßen ward, als durch seinen Inhalt.

Was ist Dir begegnet? Wer hat Dir Etwas zu Leide gethan? fragte ich sanft. Statt einer Antwort wiederholte er nur: ‚Er bringt mich ganz gewiß um; er hats ja geschworen!‘

Ich legte meinen rechten Arm auf die Schulter des zitternden Knaben; er schlang seinen linken um meine Hüfte und schmiegte sich dicht an mich. So schritten wir langsam weiter. Noch einmal fragte ich, von wem er rede. Das Bewußtsein der sichernden Vaternähe löste ihm endlich die Zunge.

‚Der Toni, weißt Du, der rothe Toni. Der widerliche Bengel, den Keiner leiden mag und den der Lehrer nur aus Barmherzigkeit in der Schule behält. Er sucht sich immer an mich zu drängen, obgleich er doch spüren muß, wie er mir zuwider ist. Als wir heute aus der Schule gingen, hing er sich wieder an mich. Da bat er mich — es ist zu dumm! —, ich solle ihn in meinem Bett schlafen lassen. Ich lachte ihn natürlich aus. Er wurde immer unverschämter. Nur eine einzige Nacht! Er wolle auch mal wissen, wie sichs auf weichen Federn ruhe, statt auf Stroh und Lumpen. Denk Dir, Vater: mein weißes, reines Bett! Ich hätte mich nie wieder hineinlegen mögen, wenn der garstige Junge es beschmutzt hätte.‘

Und Das hast Du ihm gesagt?

‚Hätt' ich denn nicht sollen?‘ gab er wehmüthig zurück. ‚Du hast mich doch selbst gelehrt, stets die Wahrheit zu sprechen in allen Stücken.‘

Ich gerieth ein Wenig aus der Fassung. Freilich that ich so, bestätigte ich dann. Aber es giebt doch Fälle, wo wir besser schweigen, verstehst Du, schweigen, nicht lügen, falls wir durch die Wahrheit oder durch Das, was uns Wahrheit scheint, Andere kränken.

‚Also habe ich Unrecht gethan!‘ rief er traurig. ‚Aber es war doch keine so schwere Sünde, daß ich dafür den Tod verdient habe.‘

Ich versicherte ihn, es handle sich um einen thörichten Knabenscherz. In diesem Augenblick umgaukelte uns ein prächtiger Trauermantel und ich lud Hilmar zur sonst stets willkommenen Schmetterlingsjagd ein. Es gelang mir, wie es schien, ihn abzulenken, und wir kamen nicht mehr auf jenen Vorfall zurück. Aber ich merkte wohl, wie er innerlich in ihm fortwirkte.

Er beherrschte sich bis zu dem Augenblick, da wir ihn zu Bett schicken wollten. Nun begann er mit Hilfe flehenden Augen und geängsteter Stimme zu bitten und zu betteln, noch länger aufbleiben zu dürfen. Wir versprachen ihm, daß die Mutter bei ihm wachen werde, bis er fest eingeschlafen sei. Man mußte ihm unter das Bett leuchten, hinter alle Möbel, in den Kleiderkasten hinein; dann verlangte er, die Thüren sollten fest verriegelt werden. ‚Aber er kann doch durch das Fenster steigen‘, kam es von seinen bebenden Lippen. Er sah

es meinen Erziehungsgrundsätzen widersprach, den Launen seiner Einbildungskraft nachzugeben, glaubte ich doch, in diesem heiklen Fall von der Regel abweichen zu sollen, da von einem Beharren darauf der Ausbruch einer schweren Nervenkrankheit zu befürchten gewesen wäre. Nachdem ich mit meiner Frau einen Blick des Einverständnisses getauscht hatte, fragte ich Hilmar, ob man sein Lager neben dem meinen im großen Schlafzimmer aufschlagen solle, während die Mutter in seinem eigenen Stübchen nebenan schlafen werde. Mit Freudenthränen dankte er mir für diesen Vorschlag. Die nöthigen Umänderungen waren rasch vollzogen. Die Mutter blieb am Bett des jetzt völlig Beruhigten sitzen, bis ich mich selbst zur Ruhe begab; und als ich sie ablöste, fand ich ihn bereits eingeschlummert. Er schlief die ganze Nacht ohne Unterbrechung und es war ganz überflüssig, daß die besorgte Mutter mehrmals aus dem Nebenzimmer herbeikam, um auf die gleichmäßigen Athemzüge ihres Lieblings zu lauschen.

Ich war darauf gefaßt, daß Hilmar am anderen Morgen sich weigern werde, die Schule zu besuchen, oder doch, ohne Begleitung hinzugehen. Das geschah aber nicht. ‚Er thuts bei Nacht, nicht bei Tag', hörte ich ihn vor sich hinmurmeln; verschlafen hatte er es also doch nicht. Gegen halb ein Uhr kam er in noch größerer Aufregung als gestern in das Speisezimmer gestürzt, wo meine Frau und ich, der Suppe harrend, uns schon zusammengefunden hatten.

‚Erdrosseln will er mich!' rief er. ‚Er hats noch einmal geschworen!'

Jetzt wurde mir die Sache doch zu bunt. Ich ging nach Tisch zum Lehrer, bei dem ich das größte Entgegenkommen fand. Der tückische Toni habe schon so viel auf dem Kerbholz, daß es an der Zeit sei, das räudige Schaf auszustoßen, ehe es noch mehr Unheil in seiner Herde anrichte. Noch heute wolle er beim Pfarrer und Schulinspektor den Antrag stellen. Ich hatte Mühe, dem Lehrer solche Absicht auszureden; denn ich wollte nicht die Ursache dieser äußersten Maßregel gegen den verwahrlosten Jungen sein. Ich erkundigte mich nach seinen häuslichen Verhältnissen und erfuhr, er habe bei der Geburt seine Mutter das Leben gekostet; wer der Vater sei, wisse man nicht; er stehe unter dem Schutze einer alten Großmutter, die von Vielen im Ort als Hexe verschrien werde. Ich ließ mir die Wohnung bezeichnen und ging hin. Ich trat in eine elende Spelunke, aus der mir ein ekler Geruch entgegendrang. Der enge und niedrige Raum diente den beiden Bewohnern zugleich als Wohnzimmer, Schlafkammer und Küche. Die gebückte Alte, zahnlos und mit wackligem Kinn, in der That der Volksvorstellung von einer Hexe entsprechend, kam mir dienstbeflissen entgegen. Ihr Enkel saß, an einer Brotrinde kauend, auf einem Strohhaufen, der ihm offenbar als Lagerstätte diente. Er war kleiner als mein überschlanker Hilmar, aber stämmig und muskulös, hatte ein durch Pockennarben entstelltes Gesicht, rothe, struppige Haare, schief stehende, tückische Augen, — ein wahrer Ausbund von erschreckender Häßlichkeit, womit die schmutzigen und nothdürftig geflickten Kleider im besten Einklang standen. Sobald ich ihr den Zweck meines Besuches zu verstehen gegeben hatte, scheuchte die Alte den Jungen mit einem Unheil verkündenden Blick ihrer stechenden Augen hinaus. Demüthig hörte sie mich an, um dann in derben Schimpfreden ihrem Unmuth über den unnützen Brotesser Luft zu machen, der ihr seit mehr als dreizehn Jahren zur Last falle und nichts als Verdruß bereite. Ich erkannte sogleich, daß von dieser Seite

keinerlei sittlich bessernde Einwirkung zu erwarten sei, und entfernte mich möglichst rasch, nachdem ich ein Geldstück auf den wurmstichigen Tisch gelegt hatte. Das bereute ich nachträglich: denn ich mußte mir sagen, daß ich dadurch nur die Prügelstrafe, die Toni von den knochigen Händen der Alten erwartete, erschwert habe; und durch Prügel, deren Ursache er genau kannte, war er gegen meinen Hilmar schwerlich milder zu stimmen.

Die nächsten Wochen verliefen ruhig. Unser Knabe ließ keine weiteren Klagen verlauten und wir hüteten uns wohl, ihm gegenüber auf die Angelegenheit zurückzukommen. Daß er sie nicht verwunden hatte, ging aus der Blässe seiner Wangen und der Unstetheit seines Wesens deutlich hervor. Doch schlief er nachts meist sanft und fest an meiner Seite. Ich nahm mir vor, allmählich wieder die gewöhnliche Ordnung im Hause herzustellen. Wenn ich die Rede darauf brachte, daß es sich für einen so großen Jungen nicht länger schicke, aus Furcht seinem eigenen Schlafzimmer fern zu bleiben, sah er mich nur mit einem unendlich traurigen Blick seiner glänzenden Augen an, ohne ein Wort der Erwiderung zu wagen. Um so beredter vertrat meine Frau, wenn wir allein waren, den Standpunkt, daß in seiner jetzigen Entwickelungphase Schonung des Nervensystems wichtiger sei als Erziehung des Charakters. Nachdem zwei Monate verstrichen waren, sagte ich aber doch, daß Hilmar vom nächsten Abend an wieder sein eigenes Quartier beziehen müsse. Meine Frau erhob keinen Widerspruch mehr und vollzog seufzend meinen Willen. Wie ein Schlachtopfer ließ sich der Knabe von der Mutter zu Bett bringen. Als ich zu ihm kam, um ihm gute Nacht zu wünschen, schlang er die Arme fest um meinen Nacken und ich fühlte seine heißen Thränen auf meinen Wangen brennen. Einen Augenblick wandelte mich Reue an; aber ich konnte nicht zurück. Als ein paar Stunden nachher meine Frau und ich uns zur Ruhe begaben, schlummerte er schon; meine Frau behauptete freilich, er stelle sich nur so, und erging sich in Lobsprüchen über seine Selbstbeherrschung.

Es war eine unheimliche Nacht. Meine Frau that kein Auge zu und lauschte angestrengt nach dem Nebenzimmer, dessen Thür halb offen stand. Auch ich fuhr jede halbe Stunde aus wüsten Träumen auf. Bei Hilmar blieb Alles ruhig. Nur gegen ein Uhr vernahmen wir ein heiseres Gekrächze. Meine Frau richtete sich auf und fragte zitternd: ‚Was war Das?‘

Das sind wieder die abscheulichen Katzen aus der Nachbarschaft, erklärte ich bestimmt. Sie wagte sich nicht mehr zu rühren, obgleich sie gewiß am Liebsten in das Nebenzimmer zu ihrem Jungen gelaufen wäre. Schließlich forderte aber doch die Natur ihre Rechte und gegen vier Uhr morgens versanken wir Beide in festen Schlaf. Ich erwachte zuerst. Die Sonne schien hell ins Zimmer. Nebenan regte sich nichts. Leise begann ich, mich anzukleiden, um meine Frau nicht zu wecken. Bald schlug auch sie die Augen auf und jetzt konnte sie nichts mehr abhalten, nach ihrem Jungen zu sehen. Sie schlüpfte in ihren Morgenrock und stürzte ins Nebenzimmer.

Ein Schrei, ein Fall! Ich eilte ihr nach ... Welch entsetzlicher Anblick erwartete mich! Meine Frau lag regunglos am Boden. In Hilmars Bett, friedlich schlummernd und sanft athmend, mit glückseligem Ausdruck auf den häßlichen Zügen ... der rothe Toni! Aber wo war Hilmar? Als ich meine

Frau aufrichten wollte, merkte ich erst, daß sie sich über ihn geworfen hatte: über seinen Körper, seinen Leichnam. Die Dienstboten hatte der Lärm herbeigerufen; sie jammerten und heulten. Ich schickte zwei Mädchen fort, zum Arzt, zur Polizei. Die Dritte mußte mir helfen; wir trugen meine Frau, die noch immer kein Lebenszeichen gab, auf ihr Bett und dann den unglücklichen Knaben auf das meine. An seinem Hals sah ich ein paar tiefrothe Flecke: hier hatten sich offenbar die Finger des Ungeheuers eingekrallt, um sein Opfer zu würgen. Rasch war der Arzt zur Stelle. Meine Frau bedurfte seines Beistandes nicht mehr: sie war schon vor seiner Ankunft aus ihrer wohlthätigen Ohnmacht zum Bewußtsein der furchtbaren Wirklichkeit erwacht. Und für Hilmar gab es keine Rettung mehr. Der Arzt konnte nur durch seine Untersuchung die zweifellose Thatsache seines Todes feststellen. Etwa vor sieben Stunden, meinte er, müsse es geschehen sein. Also fast lautlos; nur ein einziger Schrei, dessen Ursache die Mutterliebe geahnt, den aber ich in frevelhafter Ueberschätzung menschlicher Vernunft nicht hatte verstehen wollen! Während die Frau neben dem toten Knaben saß und vergebens seine eisigen Hände in ihren zu erwärmen suchte, gewährte es mir eine Ablenkung, ein Verhör mit den Dienstboten anzustellen. Aber Niemand wollte Etwas wissen. Niemals erfuhr ich, wie und wann der Unhold in das Haus eingedrungen war und wo er sich bis zur Stunde des Verbrechens verborgen hatte.

Endlich kamen auch zwei Schutzmänner herbei. Ich führte sie an Hilmars Bett, in dem der rothe Toni noch immer lag und schlief. Sie riefen ihn mit derben Scheltworten an: er hörte nicht; sie rüttelten und schüttelten ihn: er war nicht zu wecken; sie stellten ihn auf die Beine: schlaftrunken sank er um. Da packten sie ihn, um der Sache ein Ende zu machen, und schleppten ihn fort. Noch immer friedlich schlummernd, noch immer Etwas wie Verklärung auf dem Antlitz, ließ er sich forttragen, — seinem Richter, seiner Strafe entgegen."

Mein Begleiter schwieg. Ruhig hatte er begonnen, aber dann hatte ihn jedes Wort lebhafter in die entsetzliche Vergangenheit zurückversetzt, und wie äußerlich die Festigkeit seiner Stimme bald in Zittern übergegangen war, so erbebte auch seine ganze Seele unter der Macht der Rückerinnerung. Mich hatte seine Erzählung kaum minder tief ergriffen. Gern hätte ich noch nach dieser und jener Einzelheit geforscht; aber ich fühlte, daß ich das mir bewiesene Vertrauen nicht mißbrauchen dürfe. So schritten wir schweigend zurück; und als uns die Lichter des Kurhauses entgegenblinkten, zwang er sich, in gleichgiltigem Ton von gleichgiltigen Dingen zu reden. Er erwähnte auch später die Geschichte seines Unglückes nicht wieder; und ich durfte nicht grausam an die ungeheilte Wunde rühren. So erfuhr ich niemals Etwas von dem Schicksal des jugendlichen Verbrechers, wie begierig ich auch war, davon zu hören. Denn sonderbar: meine innige Theilnahme für die schwer geprüften Eltern und ihr armes Kind konnte nicht hindern, daß von der Leiche des Opfers meine Gedanken, aus Abscheu und Mitleid wunderlich gemischt, sich immer wieder jenem räthselhaften Stiefkinde der Natur zuwandten, in dessen wüstem Hirn sich die aberwitzige Vorstellung festgenistet hatte, durch grausen Mord die Glückseligkeit einer einzigen Nacht sich erkaufen zu müssen.

Stuttgart. Rudolf Krauß.

Depositenbanken.

Seit die Schwurgerichtsverhandlung gegen die Leiter der Leipziger Bank beendet ist, sind gewisse Leute emsig bemüht, all die bösen Dinge, die in den beiden letzten Bankprozessen entüllt wurden, möglichst schnell aus dem Gedächtniß zu wischen. Man darf sich von dem Eifer der Börsenpresse, die jetzt die früher mit tiefster Ehrfurcht behandelten Männer mit verächtlichem Fußtritt ins Gefängniß stößt, nicht täuschen lassen. Die Absicht ist leicht zu durchschauen: wie rein, soll der naive Bürger sich sagen, müssen die anderen Direktoren und die anderen Institute dastehen, wenn die Börsenpresse die Exner und Sanden zuerkannte Strafe noch zu mild findet! Es ist der alte, in der Kapitalistenwelt besonders beliebte Kniff, sich einen Prügelknaben zu suchen; man läuft Einem, der sich ertappen ließ, mit dem Ruf nach: „Haltet den Dieb!“ und möchte dem Publikum verbergen, daß die lautesten Rufer durch die Schwere des gestohlenen Gutes an allzu schnellem Rennen gehindert werden. Ich habe hier schon früher vom Bankerott als Strafthat gesprochen. Die Art dieses Deliktes hat bei uns zu recht sonderbaren Konsequenzen geführt. Wer Bilanzen verschleiert und Geschäftsbücher verheimlicht, kommt, wenn gute Freunde ihm die Einstellung der Zahlungen ersparten, im schlimmsten Fall auf ein paar Jahre ins Gefängniß; wer solche Hilfe nicht findet, muß ins Zuchthaus wandern. Und gelingt es gar, die Verschleierung Jahre lang unentdeckt zu lassen, so lange, bis die Gunst einer glücklichen Stunde einen grotzen Gewinn ermöglicht hat, dann darf man sogar die frühere Unaufrichtigkeit zugestehen und wird von der Börsenpresse obendrein noch als Genie verherrlicht. Exner hat Unglück gehabt: er war eben nicht ganz so schlau, wie ein Bankdirektor es sein muß, um in schwieriger Zeit Erfolg zu haben. Ungerecht und unsinnig aber ists, auf ihn den Stein zu werfen und all seine Kollegen im Deutschen Reich als makellose Ehrenmänner hinzustellen. Natürlich fällt mir nicht ein, zu behaupten, alle Bankdirektoren seien Exners und in jeder Aktiengesellschaft gebe es Dinge, um die sich der Staatsanwalt kümmern sollte. Davon kann nicht die Rede sein. Sicher ist aber, daß die Praktiken, die Exner nun im Zuchthaus büßen muß, sehr verbreitet sind und daß nicht jeden Bankdirektor, der sie übt, geriebene Rechtsanwälte durch die Klippen steuern. Ich will nicht vergleichen, sondern nur auf den seltsamen Zufall hinweisen, daß in beiden Prozessen, in Leipzig wie in Moabit, recht viel von der Dortmunder Union gesprochen wurde. In beiden Verhandlungen haben die Vertheidiger gesagt, an dieser Gesellschaft sei mehr Geld verloren worden als an irgend einer anderen. Das ist richtig; und eben so berechtigt war die Frage, ob die Diskontogesellschaft denn jemals ihren Aktionären erzählt habe, bis zu welcher Höhe sie an der Union engagirt sei und wie viel sie an diesem Schmerzenskind schon verloren habe. Ich kenne die Ziffern nicht, glaube aber, daß Herr von Hansemann eine ähnliche Scheu empfinden muß, die Gesammthöhe der dortmunder Verluste zu entschleiern, wie Exner und Genossen sie vor dem Eingeständniß des vollen Treberobligos empfanden. Die Diskontogesellschaft ist eins unserer geachtetsten Institute. Hansemann wird, als ein Halbgott, von jedem Banklehrling in stummer Verehrung angestaunt. Und doch gab es bei diesem Mann und bei diesem Institut einst Tage, wo nicht Alles so war, wie es bei

den Stellvertretern Rothschilds auf Erden eigentlich sein sollte. Als die Diskontogesellschaft und die Norddeutsche Bank sich vereint hatten, verschwanden Millionengewinne in dunkle Tiefen; sie wurden abgeschrieben. Ein Börsenkritiker, der damals noch nicht wohlbestallter Geschäftsführer einer von Hansemanns Gnaden lebenden Zeitung Aktiengesellschaft war, verglich diese Transaktion mit einem Ritt über den Bodensee. Und dabei war der verwegene Reiter ein alter Mann, der nicht wissen konnte, ob er selbst noch den genialen Handstreich zu Ende führen oder minder begabten Nachfolgern schwere Sorgen hinterlassen werde. Trotzdem: die Diskontogesellschaft steht heute groß da und die Leipziger Bank liegt am Boden. Hosianna für Hansemann, für Exner die Steine. Weshalb? Damit nur ja nicht die Meinung aufkomme, Exners Schuld sei nicht allein seiner Persönlichkeit, sondern zu einem kleinen Theil auch dem System, der Art unseres ganzen Bankwesens zuzuschreiben.

Man fürchtet nämlich, die Folgen der Bankprozesse könnten doch weiter reichen, als bisher geglaubt wurde. Das Publikum wird ja auch künftig auf die faulsten Gründungen hereinfallen und die Spekulation auf die Dummheit der Mitmenschen wird nach wie vor einträglich bleiben. Nicht grundlos aber ist die Furcht vor dem Wiederauftauchen der Frage, ob es nicht möglich, nicht dringend nothwendig sei, das deutsche Kreditbankwesen zu ändern und die Depositenbanken von den Spekulationbanken durch einen deutlichen Strich zu trennen. Um die Thatsache, daß bei den Hypothekenbanken unzählige kleine Leute die Frucht Jahrzehnte langen Fleißes verloren haben, ist viel Lärm gemacht worden; merkwürdig still aber ist man über die doch nicht weniger wichtige Thatsache hinweggegangen, daß bei der Leipziger Bank ein immerhin beträchtlicher Theil der 30 Millionen Depositengelder verschwunden ist. Depositengelder sind aber nicht nur Spargelder von Sicherheitkommissaren, die ruhig schlafen und zu jeder Stunde über ihr Geld verfügen wollen, sondern auch Fonds kleiner und großer Geschäftsleute, die für das Wochen- oder Quartalsende zur Lohn- und Wechselzahlung gerüstet sein wollen. Der Verlust von Spargeldern ist sehr bedauerlich und man spricht in solchem Fall mit Recht von einer Schwächung des Volksvermögens. Unter Umständen kann aber ein Hundertmillionenverlust von Spargeldern volkswirthschaftlich nicht so fühlbar sein wie eine — wenn auch nur vorübergehende — Sperrung nothwendiger Depositenkapitalien. Vermag eine Bank, der große Summen in Depot gegeben sind, ein paar Tage lang die ihr präsentirten Checks nicht einzulösen, dann kann daraus eine geschäftliche Stockung entstehen, die den Zusammenbruch zahlloser Existenzen herbeiführt. Trotzdem giebt es kein Gesetz, das die Depositengelder sichert. Der Pfandbriefgläubiger, der 3 oder 4 Prozent Zinsen bekommt und dessen Pfandbriefe in guten Zeiten stets veräußerlich sind, wird vom Gesetz durch allerlei Sicherheitmaßregeln geschützt. Wenn diese Maßregeln sich auch nicht gerade glänzend bewährt haben, so merkt man doch wenigstens den guten Willen des Gesetzgebers. Der Depositengläubiger bekommt im besten Fall $2^1/_2$ Prozent und ist der Willkür der Banken schutzlos ausgeliefert. Die Bank hat das Recht, mit seinem Gelde zu arbeiten; wie es angelegt wird, was damit geschieht: darüber steht ihm keine Kontrole zu. Er hat der Ehrenhaftigkeit und dem Geschäftstalent der Bankdirektoren blind zu vertrauen.

Als das Vertrauen zur Deutschen Bank erstarkt und die Fülle ihrer

Depositengelder ins Ungeheure gewachsen war, wurde Georg von Siemens einmal gefragt, was er thun würde, wenn eines Tages alle Depositengläubiger sich vor den Schaltern der Bank einfänden und ihr Geld zurückverlangten. In seiner burschikosen Art soll er geantwortet haben: „Dann trete ich auf den Balkon und pfeife den Leuten was." Das war nicht nur cynisch gesprochen; Siemens hat mit diesem Wort das ganze moderne Kreditwesen treffend charakterisirt. Wenn der Reichsbank sämmtliche Noten an einem Tage präsentirt würden, müßte selbst sie die Zahlung einstellen. Die solideste Anlage von Geldern, die täglich zurückverlangt werden können, hielte dem vereinten Ansturm aller Gläubiger nicht Stand. Nicht darum aber handelt es sich, sondern um die Frage, welche Garantien dafür geboten sind, daß Depositengelder von den Banken so angelegt werden, wie die Sicherheit der Gläubiger es verlangt. Die Antwort kann nur lauten: Keine. Nichts hindert die Direktoren, mit den ihnen anvertrauten Geldern Gründergeschäfte zu machen. Die Gründungen brauchen an sich nicht schlecht zu sein; sie fordern nur eine Festlegung von Mitteln auf eine lange Zeit, die durch etwa eintretende ungünstige Umstände noch über Erwarten verlängert werden kann. Das ist aber keine passende Anlage von Geldern, die täglich zurückverlangt werden können. Gewiß hat, zum Beispiel, die Deutsche Bank einen riesigen Wechselbestand und eine relativ große Menge guter Anlagen, die ihr stets gestatten, den an sie herantretenden Ansprüchen gerecht zu werden. Die Direktoren haben, wie ich oft schon betonte, die Bank so zu halten vermocht, daß das ihnen entgegengebrachte Vertrauen durchaus begründet schien. Aber Menschen sind sterblich. Auf den ehrlichen Direktor kann ein unehrlicher folgen. Und es braucht nicht einmal ein unehrlicher zu sein: schon ein allzu kühner kann gefährlich werden. Dazu ist nicht nöthig, daß er dem Treberschmidt 87 Millionen giebt; es genügt, wenn er das Doppelte oder Dreifache bei der Dortmunder Union festlegt. Das kann optima fide geschehen, in der festen Zuversicht, die Realisirung der Engagements werde auch in schlechten Zeiten möglich sein. Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Der Unglücksmorgen tagt, die Zahlung stockt und Alldeutschland schreit nach einem Depositenbankgesetz.

Verständige Bankfreunde haben seit Jahren den großen Effektenbankleitern gerathen, selbst die Trennung zu vollziehen; die Depositenbank, die mit den ihr anvertrauten Geldern nur in beschränktem Umfang Kredit gewähren darf, im Uebrigen aber Geldgeschäfte machen muß, die schleunige Realisirung ermöglichen, sei klipp und klar von der Spekulationbank zu scheiden, die wir Effektenbank zu nennen gewöhnt sind und die ihre Pforten Allen öffnet, die in der Börse die Wurzeln ihrer Kraft fühlen. Die Bankdirektoren haben diese Vorschläge abgewiesen; sie agitiren natürlich auch gegen ein Depositenbankgesetz. Wie könnten sie bei dem unvermeidlichen großen Risiko auch künftig die alte Dividendenhöhe erklimmen, wenn sie nicht mehr zu 2 und 2½ Prozent Riesensummen bekämen, die sie durch hohe Debetzinsen und noch höheres Aktienagio recht rentabel machen können? Billiges Depositengeld: Das ist das Geheimniß der Bankdividenden.

Als von der Reichskommission für Arbeiterstatistik vor Jahren die Müller- und Bäckermeister vernommen wurden, da erklärten viele Meister rückständige Einrichtungen, die ihren Gehilfen die Arbeit erschwerten und die Ruhezeit raubten, für unentbehrliche Grundlagen ihrer Berufsthätigkeit; sie ahnten nicht, daß zwei

Meilen weit von ihrem Wohnsitz Müller und Bäcker ganz andere Bräuche und Einrichtungen hatten, die natürlich dort wieder für unentbehrliche Berufsfundamente ausgegeben wurden. Aehnliche Erfahrungen macht man, wenn man Effektenbankdirektoren über das Depositenbankwesen hört. Da wird die gute alte deutsche Tradition ins Treffen geführt. Diese „Tradition" kann jetzt gerade ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern. Die Spekulationbank, die das ihr anvertraute Geld auch zu Gründungzwecken benutzt, ist nicht urdeutschen, sondern französischen Ursprungs. Isaak Pereire, der Gründer des Crédit Mobilier, eines Kreuzungproduktes aus kapitalistischen und sozialistischen Bestrebungen, wie sie in der Gründeraera unter Louis Napoleon Mode waren, ist auch der Vater unserer Effektenbanken. In England kennt man diese Gattung nicht. Da hat man Depositenbanken, denen Börsengeschäfte verboten sind, und Spekulationbanken; beide Arten sind scharf getrennt. Wenn man daran erinnert, antworten unsere Bankdirektoren, englische Verhältnisse seien nicht ohne Weiteres nach Deutschland zu übertragen. Das ist richtig; nur haben in England die Verhältnisse sich einfach ungehemmt so entwickelt, wie auch in Deutschland die Entwickelung gewesen wäre, wenn die lieben Menschenfreunde aus Frankreich sich nicht eingemischt hätten. Germanisch sind die Institutionen Englands; unserem Bankwesen hat man romanischen Geist aufgepfropft. Jetzt aber wird die Frage der Bankentrennung brennend. Man kann die bei der Leipziger Bank gemachten Erfahrungen nicht in den Wind schlagen. Wenn die Haute Finance sich nicht freiwillig zum Beschreiten dieses Weges entschließt, wenn sie auch gesetzliche Vorschriften zu verhindern weiß, dann wird irgend ein fähiger Mann, der die Zeichen der Zeit versteht, eines schönen Tages gegen die Haute Finance ein Institut gründen, von dem die nothwendige Reform des deutschen Bankenwesens ausgehen kann. Plutus.

Notizbuch.

Zwei der stärksten Blätter Steinlens gehören zu dem Cyklus Justice, der in der Sammlung L'assiette au beurre erschienen ist. Auf dem einen sieht man, in Roth und Schwarz, einen wirren Menschenknäuel, der abertausend Arme sehnend zum Nachthimmel aufreckt. Ein einziges Ungeheuer scheint er. Und es ist, als wolle er den Wärme, Licht, Feuer, Leben spendenden Strahl mit gewaltsamem Griff aus den Wolken holen, das ewige Recht, das, nach unseres Dichters Wort, droben hängt, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, in den Bereich des Irdischen niederzwingen. Stöhnen glaubt man zu hören, ein Aechzen letzter, schon zum Sterben hingebetteter Hoffnung, die doch so gern noch einmal Muth schöpfen möchte, so unsäglich, unsinnig gern. Mancher ist kraftlos zusammengesunken und braucht die Hände, um sich auf die feste Erde zu stützen; der Blick aber sucht ekstatisch den Weg in den schweigenden Himmel. Ein dunkles Blatt. Keines Menschen Arm langt bis zu den Sternen hinauf und ewig bleibt die Sehnsucht nach wägender, lohnender, strafender Gerechtigkeit ungestillt. Wenn von Menschenlippen das Recht gesprochen wird, dann — auf dem zweiten Blatt sehen wirs — stehen die Sünder zitternd zu Hauf, schneebleich, mit ge-

senkten Häuptern; ohne Befriedigung, ohne das tröstende Gefühl, daß hier von reiner Höhe herab geurtheilt wird, vernehmen sie den Spruch und athmen erst auf, wenn sie sicher sind, daß ihnen für diesmal wenigstens nichts Uebles widerfahren kann. Nur der dürre Tod sitzt grinsend dabei, spielt schäkernd mit einem fleischlosen Schädel und freut sich der nahenden neuen Beute. Oben aber thronen in ihrer Robe die Richter, die würdigen Männer, deren bezahltes Alltagsgeschäft ist, Ihresgleichen das Recht zu künden, lebende, zuckende Menschen dem Büttel, dem Henker auszuliefern. Und hinter ihnen, hinter den Hirnen dieser gleichgiltigen oder ungeduldigen, müden oder nervösen Zufallsrechtspräger breitet am Kreuz der Erlöser die Arme aus ... Zwei sehr moderne Bilder, die mit andeutender Meisterkunst eine große, zwingende Vision geben, zwei Blätter vom Stamm Goyas, die dennoch nur heute entstehen konnten. Wohl immer haben, in allen Zeiten und Zonen, die feineren, von der Plumpheit des Durchschnittsempfindens geschiedenen Geister die Unzulänglichkeit irdischer Rechtspflege gefühlt, immer vergebens das Ideal vom Himmel zu reißen versucht. Doch ein Ideal schwebte ihnen mindestens vor. Sie standen auf festem, nicht schwankendem Grund und hatten, die Glücklichen, eine Einheit des Wollens und Denkens, die ihnen, mag sie uns noch so eng begrenzt scheinen, innere Sicherheit gab. Heute? Wir sind uns der Relativität aller Rechtsbegriffe allzu bewußt, sind, als Wurzellose, zu tief in den Zwiespalt allen Meinens und Glaubens hineingezerrt, als daß wir auch nur im Stande wären, Rechtsideale auszudenken. Mit Grausen blickt Jeder, dem nicht Berufsdünkel und die Sucht, um jeden Preis „mitzumachen", das Auge schließt, auf die Vorbereitung zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch. Eine Zeit, die im Innersten unwahrhaftig ist wie nie eine vor ihr, die gleich einem Schwindelhändler unter falscher Firma Geschäfte macht, vermag wohl einen Riesenkoprolithen zu hinterlassen, aber nicht Rechtsnormen und sittliche Werthe zu schaffen, die den Schoß einer Zukunft befruchten könnten. Nicht Zufall ists ja, daß auf keinem anderen Gebiete die ekle Emporkömmlingszerfahrenheit des Fühlens, die widrige Heuchelei des Moralredens heutzutage so grell in die Augen springt wie auf dem Steinboden des Strafrechtes. Nach jedem Prozeß, dessen Sensationen die Trägheit für eine Weile aufpeitschen, merkt man, daß von dem Spruch, meist auch von der Verfahrensart Keiner befriedigt ist, — außer Denen natürlich, deren rachgieriges oder furchtsames Klasseninteresse von der Gerichtsentscheidung ein Vortheilchen hofft. Eben haben wirs wieder erlebt. Zwei Monate lang wurde in Berlin und Leipzig gegen Bankdirektoren und Aufsichträthe verhandelt. Große Summen, ungeheure, deren Ziffernhöhe die Phantasie des Bürgers nur mit Herzklopfen erklettert, waren verschwunden und gespannt horchten deshalb selbst Leute, die sonst gegen allen aus Gerichtssälen herhallenden Lärm das Ohr verstopfen, auf des Rechtsrächers dröhnenden Schritt. Langsam kam er, sehr langsam heran, denn auf fremdem Gebiet tastete ängstlich der Fuß, der bei jedem nächsten Tritt straucheln konnte. Nun ist das Urtheil gefällt: ein Mensch ist ins Zuchthaus, zwei andere sind ins Gefängniß gewiesen worden; die Uebrigen kamen mit Geldstrafen davon. Ein netter Einfall, sagt Mancher: Bankschwindler mit Geldstrafen laufen zu lassen, die sie nicht drücken, ihnen den Weg zu neuen Mächlereien nicht sperren. Doch auch auf die Freiheitstrafen blickt Niemand mit rechter Befriedigung. Die Presse hätte noch härtere Pein, noch schlimmere Züchtigung der am Boden Liegenden gewünscht. Das selbe Gesindel, das selig ist, wenn ein Bankdirektor ihm Informationen oder gar gut bezahlte Prospekte giebt, und das die faulste Transaktion, so lange sich Etwas

daran verdienen läßt, als eine Heldenthat preist, ist nun noch nicht damit zufrieden, daß dem verwöhnten, verweichlichten Herrn Sanden Freiheit und Ehre genommen ist, daß Herr Exner geschoren, geduzt wird und von sechs Uhr früh bis zum späten Abend auf einem Schemel schustern oder schneidern muß. Solche Erbärmlichkeit weckt kein Staunen mehr. Hätten die jetzt Verdammten noch wüster gewirthschaftet, im Augenblick der Gefahr aber reiche Helfer gefunden, dann wären sie heute Finanzgenies und Männer von vielen Graden. Die alte Geschichte vom Erfolg, der die Mittel heiligt. Bismarck und Moltke wußten, wie sich ihr Schicksal gestaltet hätte, wenn im sechsundsechziger Sommerfeldzug das preußische Heer besiegt worden wäre. Nicht viel neuer ist die Erfahrung, daß in Finanzprozessen der ganze Gerichtsapparat versagt, versagen muß, weil die Delinquenten ungleich behender sind als die Verfolger. Auch die Urtheile selbst aber bieten der Kritik eine Fülle angreifbarer Stellen. Warum der ungewöhnlich weite Abstand in Strafart und Strafmaß zwischen den Hauptangeklagten und ihren Genossen? Weil Sanden und Exner arbeiteten und intelligent waren, während die Anderen beide Augen zudrückten und nur möglichst mühelos fette Profite erraffen wollten? Warum soll Herr Dr. Gentzsch, der Jahre lang Rechtsanwalt gewesen war, „nicht das volle Bewußtsein der Strafbarkeit seines Handelns gehabt haben"? Warum wird Exner ins Zuchthaus geschickt, wenn der Gerichtshof in der Urtheilsbegründung sagt, der Direktor der Leipziger Bank habe „nicht aus Habsucht, sondern wohl mehr aus Ehrgeiz gehandelt"? Trotzdem, heißts weiter, habe er „eine niedrige Gesinnung an den Tag gelegt und deshalb seien ihm die bürgerlichen Ehrenrechte zu entziehen". Ist Ehrgeiz das Kennzeichen niedriger Gesinnung? Wenn die Richter zu der Ueberzeugung gekommen waren, Exner habe nicht für seine eigene Tasche gearbeitet, sei nicht durch Bestechung oder Versprechung von Schmidt in den Riesenpump gelockt worden, dann durften sie ihn nicht ins Zuchthaus stoßen. Von einem lückenlosen Beweis des betrügerischen Bankerottes kann nicht die Rede sein. Die Bücher waren so geführt, daß sie jedem Sachverständigen die Möglichkeit rascher und klarer Uebersicht boten. Warum hat der Aufsichtrath sie nicht sorgsamer geprüft? Muß man Faulheit, Feigheit, Unfähigkeit wirklich zu den strafmildernden Umständen zählen? Und will man im Ernst behaupten, Exners Retizenzen und Vertuschungen seien über das bei gefährdeten Banken übliche Normalmaß gar so weit hinausgegangen? Er hoffte auf ein großes Geschäft, das den Nimbus seiner Bank erneuen und sie auf die Höhe der ersten Institute heben sollte, und die Hoffnung trog ihn. Er verlor allzu früh den Athem. Es ging ihm wie dem Manne, der zwanzig Bogen zu seiner Brücke braucht und für den neunzehnten das Geld nicht mehr auftreiben kann: da stürzt die ganze Herrlichkeit zusammen. Wahrscheinlich hätten gelehrte Richter ihn nicht des betrügerischen Bankerottes schuldig gesprochen: aber er stand vor Geschworenen. Zu dem Bild modernster Rechtspflege gehört ja auch die bewundernswerth liberale Einrichtung, daß gerade in den Fällen, wo die größte Sachkenntniß und die feinste Psychologie nöthig wären, vom Zufall zusammengewürfelten Laien die Entscheidung überlassen bleibt. Darüber hat Enrico Ferri gesagt: „Im täglichen Leben heischen wir von Jedem die Arbeit, die er nach seinen Fähigkeiten und seiner Vorbildung zu leisten vermag; Niemand denkt daran, seine Taschenuhr dem Schuhmacher zur Reparatur zu geben. Die Ausübung der Strafjustiz aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Kaufmann, der vielleicht nie in seinem Leben eine Strafprozeßverhandlung auch nur angehört hat. Gegen die Jury spräche,

selbst wenn sie stets aus Personen von hinreichender Befähigung zusammengesetzt wäre, ein gewichtiger psychologischer Grund. Die psychologische Summe verschiedener Individuen, die gemeinsam wirken sollen, ist niemals gleich der Summe ihrer einzelnen Fähigkeiten. Wie in der Chemie, ergiebt auch hier die Vereinigung mehrerer individuellen Elemente oft ein ganz andersartiges Produkt. Verständige Leute können zusammen ein Ganzes bilden, dem es sehr an Verstand fehlt: in Folge einer Art psychischer Kontagion gewinnen die unverständigsten, schlechtesten Regungen das Uebergewicht: senatores boni viri, senatus mala bestia. Diese Erscheinung ist bei dauernden Vereinigungen, etwa in Gerichtshöfen und Sachverständigen-Kommissionen, nicht so fühlbar wie bei denen von kurzer Wirkensfrist. Deshalb steht die Jury, auch wenn ihre Mitglieder gescheute und gebildete Menschen sind, als Kollegium immer auf einer tiefen Intelligenzstufe." . . Solche Gedanken drängt jeder Strafprozeß uns auf, der überhaupt beachtet wird. Traurig, doch nur natürlich. Eine Zeit, die im Thun andere Normen für Gut und Böse hat als im Reden, kann nicht Rechte prägen noch Recht sprechen. Tausend Arme reckt der Menschenknäuel sehnsüchtig zum dunklen Himmel empor. Doch keine andere Antwort schallt seinem Wunsch aus der Höhe herab als der oberste Leitsatz aller Heuchlermoral: Du sollst Dich nicht ertappen lassen!

* * *

Ein katholischer Priester schreibt mir:

„Der Durchschnittsphilister von Pillkallen und Umgegend denkt sich in der Regel, wenn er das Wort Vatikan in der Zeitung liest, daß es sich dabei um einen ungeheuren Palast handle, wo Papst und Kardinäle nah bei einander wohnen, wo es ein paar Museen giebt wo Jesuiten scheu durch alle Gänge schleichen und mit den Schlüsseln der unterirdischen Verließe rasseln. Hat ein solcher ehrsamer Leser außer seinem Pillkallener Tageblatt auch noch ‚Buchholzens in Italien' von unserem großen Julius Stinde gelesen, so wird er am Stammtisch erzählen können, daß der Vatikan elftausend Zimmer hat, der Papst und die Kardinäle also einen ungeheuren Luxus entwickeln müssen. Solcher chiaroscuro schleppt sich von Geschlecht zu Geschlecht und nimmt bei diesem Erbgange immer dunklere Töne an.

Als ich einmal längere Zeit in der Ewigen Stadt weilte, lernte ich eines Tages den jetzt verstorbenen Baumeister der apostolischen Paläste, den Grafen Vespignani, kennen. Da ich meinen Bädeker, Gsell Fells und Murray gut studirt hatte, fragte ich ihn mit jenem überlegenen Ton, der den deutschen Touristen eigen ist, die sich vorher durch Studium auf ihre Reise vorbereitet haben: ‚Die Instandhaltung der elftausend Zimmer des Vatikan nimmt wohl die Hauptsorge des vatikanischen Bauamtes in Anspruch?' ‚Macchè undicimila camere? Wir haben höchstens dreitausend; und dabei müssen wir schon fleißig alle kleinen Räume mitzählen, die man kaum Zimmer nennen kann. Wir sind froh, wenn wir elftausend Fenster zählen können.' Ich war verdutzt und antwortete mit einem gewissen Sicherheitgefühl, wie man es bei vier Buben im Skat zu haben pflegt: ‚Aber im Bädeker steht doch. . .' ‚Bädeker hat viel Falsches über die innere Topographie des Vatikans gedruckt', antwortete er beinahe unwirrsch: ‚es lohnt nicht, alle diese Dinge richtig zu stellen.' Ich war um einen schönen Traum ärmer.

Im Vatikan wohnen der Papst, der Kardinalstaatssekretär, der Kardinal Mocenni, Generalverwalter der Güter des Heiligen Stuhles, die Hofbeamten vom aktiven Dienst, ein Theil der Dienerschaft und ein einziger Jesuit. Wer also glaubt,

daß ihm ein halbes Dutzend Kardinäle mit dem großen rothen Kardinalshut mindestens in jedem Korridor und jedem Kortile begegnen müßte, täuscht sich gewaltig. Alle Eminenzen, außer den beiden eben genannten, wohnen in der Stadt. Wie kommt es denn aber, daß der Vatikan eine eigne Pfarrei ist? Das ist sehr einfach. Der Papst, die beiden Kardinäle, die Hofbeamten, die Dienerschaft und die niederen Beamten, die ein so weitläufiges Gebäude in seinen verschiedenen Theilen besorgen und in Stand halten müssen, die Gendarmerie und die Schweizergarde, das Gartenpersonal u. s. w.: im Ganzen sind es fast fünfzehnhundert Köpfe, so daß die Einwohnerschaft des Vatikans auch der Seelenzahl nach eine kleine Pfarrei ausmachen kann. Die Pfarrkirche ist die Cappella Paolina, die man von der Sala Regia aus betritt und um deren Wiederherstellung sich Leo XIII. sehr verdient gemacht hat.

Wer im Vatikan nicht genau Bescheid weiß, soll ihn nicht allein betreten; sonst könnte er leicht lange umherirren, bevor er wieder in bekannte Gegenden kommt. Denn in diesem großen Palast giebt es meines Wissens vierzehn Höfe, die alle von mindestens vierstöckigen Bauten eingeschlossen sind, und zahllose große und kleine Treppen. Der gewaltige Gebäudekomplex ist eben nicht nach einem einheitlichen Plan gebaut worden; die verschiedensten Zeitalter habe ihre den jeweiligen Bedürfnissen entsprechenden Bauten angefügt. Die Baugeschichte des Vatikans liegt zum Theil noch in tiefstem Dunkel, das aufzuhellen man in neuster Zeit eifrig bemüht ist. Die Hauptschwierigkeit beruht darin, daß man erst aus verhältnißmäßig später Zeit Grundrisse der einzelnen Theile des Vatikans aufgefunden hat. Die in diese Risse eingetragenen Namen der einzelnen Gebäude waren aber nicht mehr die alten, weil der Zweck, dem sie früher dienten, verändert worden war und damit auch der Name gewechselt hatte. Man darf hoffen, daß innerhalb der nächsten fünf Jahre eine umfangreiche Studie über die Baugeschichte des Vatikans erscheinen wird, nachdem Ehrle und Stevenson in dem Text zu dem Prachtwerke Gli appartementi Borgia schon manche Punkte aufgeklärt haben.

Wer mag denn wohl der einzige Jesuit sein, der im Vatikan wohnt? Trotz Tante Voß und der Volkszeitung braucht der Leser nicht zu erschrecken. Einen harmloseren Menschen giebt es nicht. Dieser merkwürdige Jesuit stammt aus Isny im württembergischen Ländle: er ist ein hervorragender Gelehrter, hat die vatikanische Bibliothek als Präfekt in seiner Obhut und hört auf den Namen Franz Ehrle. Politik, die man eigentlich jedem Jesuiten in die Halbschuhe oder Zugstiefel schiebt, treib: unser Landsmann nicht, es sei denn, daß er mit allen Mitteln bestrebt ist, reiche Leute dafür platt zu schlagen, daß sie der vatikanischen Bibliothek Handschriften oder der Sala di consultazione Bücher schenken sollen. Dazu gehört nun häufig eine recht kluge Politik, die sich aber von der venezianischen Lagunenpolitik wesentlich unterscheidet. Ich habe nicht die Absicht, arglose Gemüther zu erschrecken; aber bei dieser Gelegenheit kann ich es nicht unterdrücken: P. Ehrle, aus der Gesellschaft Jesu, ist sogar Mitglied einer deutschen Akademie der Wissenschaften! So Etwas konnte vorkommen, und zwar in allerjüngster Zeit, trotzdem der große Mommsen sich so energisch gegen jede Berücksichtigung eines Katholiken — a fortiori eines Jesuiten — im wissenschaftlichen Leben ausgesprochen hatte. Interessant ist, daß gerade Mommsen, den seine Studien so häufig in den Vatikan führen, dann mit dem selben Manne verhandeln muß und auf seine Gefälligkeit angewiesen ist.

In Rom sitzt mancher Berichterstatter deutscher Zeitungen, der in skrupel-

loseſter Weiſe alle irgendwo umlaufenden Gerüchte vagſter Art über den Vatikan und Alles, was man unter dieſem Namen zuſammenzufaſſen liebt, an ſein Blättchen meldet. So kommt es, daß wir in unſeren Zeitungen die abenteuerlichſten Geſchichten aus dem päpſtlichen Rom leſen. Ein Beiſpiel, — nicht das ärgſte. Der Papſt ſoll ungeheure Schätze beſitzen. Eine Rieſenſumme war angegeben und höhniſch wurde in der Preſſe gefragt, ob die Katholiken wohl noch weiter den Peterspfennig zahlen würden, wenn ſie dieſe Ziffer gehört hätten. Angenommen — aber nicht zugegeben —, die Summe ſtimmte. Wie war ſie ausgerechnet haben? Ein kundiger Thebaner war durch die Muſeen und Sammlungen des Vatikans geſchritten — die natürlich große Erhaltungskoſten verurſachen — und hatte in oberflächlicher Schätzung den ‚Werth' der Statuen und Gemälde, der Waffen, Bücher und Handſchriften, der Gefäße und Gewänder und ſonſtiger Dinge ‚berechnet', einen unſinnigen ‚Preis' des Bodens mit den Gebäuden in Anſatz gebracht, Alles fein zuſammengezählt und dann dieſe Summe als ‚Vermögen des Papſtes' in die Preſſe gebracht. Nicht ein Blatt, nein: Dutzende von Zeitungen waren auf dieſes plumpe Manöver hineingefallen und druckten den Blödſinn ab. Faſt Alles, was man in dieſe wunderſame Rechnung eingeſtellt hatte, iſt erſtens unverkäuflich, zweitens ohne Marktwerth und gehört drittens nicht dem Papſt, ſondern dem Heiligen Stuhl. Von Vermögensobjekten nutzbringender Art kann nicht die Rede ſein. Der Torſo des Herkules, die Gruppe des Nil, die Biga oder die Tapeten, der Codex Vaticanus der Bibel, die Papyrusurkunden oder die Aldobrandiniſche Hochzeit, das berühmte limouſiner Email, die Tiara der Stadt Paris oder die Fresken im Appartemento Borgia, die Biblioteca Ruhland, das Ottonianum oder die Rüſtung Julius des Zweiten: alle dieſe und tauſend andere Dinge werden vom Heiligen Stuhl pietätvoll bewahrt und behütet, im Stand gehalten und mit großen Koſten den Gelehrten oder Kunſtfreunden zugänglich gemacht. Der Papſt ſelbſt verfügt über eine Summe von achtzehn Millionen Lire, die bis zur Zeit der Noth nicht angegriffen wird; im Uebrigen beſtreitet er ſeine und der Kirche Bedürfniſſe, ſo weit eben die Centralregirung in Frage kommt, lediglich aus den Einnahmen des Peterspfennigs. Das iſt ein Beiſpiel. Ich kann akatholiſche Leſer nur bitten: jedesmal, wenn irgend eine Räubergeſchichte über den Vatikan durch die Blätter geht, darauf zu achten, ob die Angaben ſo gehalten ſind, daß man der Sache nachgehen kann, ob alſo Namen, Zeit und Ort angegeben ſind. In den meiſten Fällen wird der denkende Leſer feſtſtellen können, daß jegliche Handhabe fehlt, um der Sache auf den Grund zu gehen, daß vielmehr lediglich auf die antivatikaniſchen Inſtinkte der breiten Maſſen mit Pauſchalverleumdungen gewirkt werden ſoll."

* * *

Aus dem Brief eines Kaufmannes:

„Das Verfahren einiger amerikaniſchen Zollbehörden, über das bis in die letzte Zeit hinein geklagt werden mußte, nämlich die chicanöſe Auslegung des Zollgeſetzes, hat Schule gemacht. Neuerdings hat Rumänien, das ja nicht gerade große Sympathien bei den Händlern anderer Länder zu verlieren hat, in einer nicht als rechtmäßig anzuſehenden Weiſe eine Abneigung gegen die Einfuhr fremder Waaren bewieſen und ſich damit in offenen Gegenſatz zu den unzweideutigen Beſtimmungen ſeiner Handelsverträge gebracht. Die Finanznoth hat die Rumänen getrieben, aus den Kohlenzöllen reine Finanzzölle zu machen und ſie unter einem nichtigen Vorwand in die Höhe zu ſchrauben. Während die Uebergriffe der amerikaniſchen Zollbehörden

von den Gerichten des Landes — wenn auch vielleicht oft nur, um den Schein zu wahren — geprüft und, falls sie als zweifellos unberechtigt sich erkennen ließen, zurückgewiesen werden, hat in Rumänien die Behörde offenbare Verstöße gegen Sinn und Wortlaut der Tarifgesetze nicht nur nicht gerügt, sondern sogar ausdrücklich sanktionirt. Schon vor etwa einem Jahr hatten die Importeure von Kohlen in Rumänien darüber zu klagen, daß die Waare nicht, wie früher, mit dem tarifmäßigen Satz von 0,05 Lëu, sondern mit dem Zehnfachen dieses Betrages verzollt werden müsse. Alle Beschwerden waren vergeblich; die Zollbehörden beriefen sich darauf, daß die früher übliche Art der Verzollung meist auf einem Irrthum beruht habe und jetzt erst die bisherige Anschauung durch einen nachdrücklichen Hinweis des Finanzministers korrigirt worden sei. Am Ende aber wurden die Beschwerden doch der Regirung so lästig, daß sie sich zu einem offenen, aber freilich recht gewagten Schritt entschloß, nämlich zu einem Erlaß des Finanzministers an die Zollbehörden, der mit einem Federstrich den Kohlenzoll um das Zehnfache des bisherigen Satzes erhöhte, also den Mißbrauch zum Gesetz machte. Die Vorstellungen der österreichisch-ungarischen Regirung haben erreicht, daß einige in Oesterreich-Ungarn gewonnene Kohlensorten von der neuen Regel ausgenommen wurden, so daß für diese Waare der alte Satz von 0,05 Lëu beibehalten blieb. Die Länder aber, deren Vertreter nicht so früh aufgestanden waren, haben mit ihren Produkten das Nachsehen. Der rumänische Finanzminister erkennt in seinem Erlaß nur Cardiffkohle englischer Herkunft als richtige Steinkohle an, die also auch nur den bisherigen Zoll zu tragen habe, macht nun aber für Oesterreich und Ungarn Ausnahmen, stellt ihr Produkt demnach dem englischen gleich. Wer sich durch den zehnfachen Zoll beschwert glaubt, soll durch chemische Analyse feststellen lassen, ob die von ihm eingeführte Waare als Steinkohle angesehen werden dürfe. Wie diese chemische Untersuchung aussehen würde, darauf läßt eine Anweisung schließen, die der Minister den Zollbehörden eben ertheilt hat; danach sollen alle Waaren, bei deren Herstellung Theile oder Rückstände von Theer, Petroleum oder einem anderen Oel verwendet wurden, nicht als Das, was sie sind, verzollt, sondern mit wesentlich höheren Sätzen belegt werden, die etwa dem Zoll für die in ihnen enthaltenen Substanzen entsprechen. Natürlich würde nicht jede deutsche Steinkohle bei der chemischen Analyse das selbe Ergebniß liefern wie englische Cardiffkohle, die ja selbst nicht jedesmal prozentual genau gleiche Resultate giebt. Ob unsere Regirung nicht daran denken will, solchen Vertragsumgehungen ein Ende zu machen?"

* * *

Die weltberühmte Familie Humbert, gegen die unsere Monstreschwindler nur arme Schächer scheinen, zeigt einstweilen noch keine Lust, sich ertappen zu lassen. Sie sitzt irgendwo unter sonnigem Himmel und freut sich des Lebens. Neulich kam ihre hinterlassene Habe im Hotel Drouot unter den Hammer. 2500 Bücher des Herrn Frédéric Humbert, des Malers, Dichters und Abgeordneten für den Bezirk Seine-et-Marne. Eine stattliche, bei den Franzosen aber nicht seltene Büchermasse. Ueberraschend war nur die Fülle freundschaftlicher Widmungworte, mit denen Großwürdenträger und berühmte Leute aller Art die Bände geschmückt hatten. Sogar die Präsidenten Grévy und Faure fehlten nicht. Trotzdem konnten nicht sehr hohe Preise herausgeschlagen werden. Ein besonderer Raritätenwerth wurde nur dem abgenutzten Portemonnaie der genialen Madame Therese zuerkannt, für das ein Liebhaber fünfzehn Louis zahlte, und — natürlich — der historischen Truhe, in der die Hundert-

millionenerbschaft aufbewahrt gewesen sein sollte. In Wirklichkeit hatten zwei Rentenbriefe zu vier und einer zu drei Francs drin gelegen. Frau Humbert hatte an jeden Nenner nur mit sorglicher Fälscherkunst fünf Nullen gehängt und drängenden Gläubigern von den hundert Millionen so wenigstens eine in guten Staatspapieren zu zeigen vermocht. Für diese Wundertruhe wurden 1660 Francs erzielt; der glückliche Käufer merkte zu spät, daß eifrige Sammler vorher Stückchen abgebrochen und abgeschnitten hatten, um eine Erinnerung an den Koffer zu haben, der in der Legende fortleben wird. Frédéric, Therese und das überreife Töchterchen Eva haben sich gewiß wahrhaft königlich amusirt, als sie im Licht der Julisonne irgendwo in ungetrübter Frühstücksbehaglichkeit die Berichte über die Vente Humbert lasen und daraus wieder einmal erfuhren, welcher Weltruhm der Lohn ihrer Thaten geworden ist.

* * *

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, der Freiherr von Wangenheim, der seit Plötzens Tode dem Bunde der Landwirthe präsidirt, wolle am Ende der Reichstagssession dem politischen Gedräng entfliehen, weil sein Kollege Rösicke ihm das Leben sauer mache. Das Gerücht klingt glaublich; das Motiv kann nur erfunden sein. Die beiden Vorsitzenden, denen gleiche Pflichten und Rechte zugewiesen sind, haben einander noch nie genirt und Herr Rösicke ist ein zu höflicher Herr, als daß er daran dächte, sich in die Kompetenzen des älteren Kollegen zu drängen. Wenn aber, wie nach menschlicher Voraussicht doch zu erwarten ist, die nächsten Handelsverträge sich von den jetzt geltenden im Punkt der Agrarzölle nicht wesentlich unterscheiden, dann wird dem Bunde der Landwirthe durch die Stimmung seiner Mitglieder die schroffste Opposition aufgezwungen. Dann kann er nicht mehr eine den Gouvernementalkonservativen passende Politik treiben. Und dann würde der Freiherr von Wangenheim, der diese Entwickelung voraussieht und sicher nicht mißbilligt, sich, bei der lastenden Fülle seiner persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, wohl nicht mehr für den zur Vertretung der offen opponirenden Bauernschaft geeigneten Führer halten.

* * *

Ein Polizeirath ist gestorben. Ein Geheimer sogar, der aber seit manchem Jahr schon entamtet war. Krüger hieß der Mann. Er war ins Auswärtige Amt berufen worden, um stets schnell bei der Hand zu sein, wenn Bismarck polizeilichen Schutz zu brauchen glaubte. Dieses Schutzbedürfniß ist oft belächelt worden, war aber nach Blinds und Kullmanns Attentaten und bei der Fülle täglicher Bedrohungen, die dem Kanzler ins Haus wirbelten, nicht ganz unbegreiflich. Daß es Bismarck an persönlichem Muth gefehlt habe, wird wohl selbst sein ärgster Feind nicht behaupten; der ängstlichen Frau Johanna aber und dem jungen Staate der Deutschen war er die Pflicht schuldig, sich gegen tückischen Ueberfall nach Menschenvermögen zu sichern. Der Polizeirath soll auch Material für die Vorarbeiten zum Sozialistengesetz geliefert haben. Mag sein. Immerhin blieb er sein Dienstleben lang ein Subalterner, dessen Hauptaufgabe war, Geheimpolizisten auf den Wink abzurichten. Und von diesem Manne, der mit der deutschen Politik ungefähr so viel zu thun hatte wie Herr Arthur Levysohn mit Athletensport, ward nach seinem Tode im ehrenwerthen Berliner Tageblatt wörtlich gesagt: „In ihm stürzte wieder eine der Säulen des alten Kurses zusammen". Vier Jahre nach dem Tode des ersten Kanzlers darf man Berlinern, darf man der Provinz und dem Ausland in der „gelesensten liberalen Zeitung des Deutschen Reiches" erzählen, Herr Krüger sei eine Säule bismärckischer Politik

gewesen ... „Wer das Berliner Tageblatt gründlich kennen lernen will" — so hieß es früher in mossischen Reklamen —, Der darf aber auch den Annoncentheil nicht vornehm verschmähen. Ein Leser schickt mir das folgende Inserat:

Ohne Vorurtheil!

Junger Witwer, 38 Jahre, Kunsthändler, in einer der schönsten Städte Norddeutschlands etablirt, gut situirt, sucht Heirath mit gemüthvoller, vermögender Dame. Da völlig vorurtheilsfrei, werden auch Damen, welche aus gew. Gründen baldigst zu heirathen wünschen, unbedingt berücksichtigt. Gefl. Offerten unter ... durch die Expedition des „Berliner Tageblattes" erbeten.

Also zu lesen im Berliner Tageblatt. Ist der gemüthvolle Witwer nun eine der Säulen, auf denen das Meinungwaarenhaus Rudolf Mosse ruht? Jedenfalls kann der Inhaber dieser Firma, wenn einst — hoffentlich noch lange nicht — sein letztes Stündlein schlägt, mit antiker Seelengröße zu dem lachenden Erben sprechen: Non olet!

* * *

In offiziösen Blättern wird guten Bürgern ein aus einer kleinen holländischen Provinzzeitung geschnittener Artikel präsentirt, in dem über den Deutschen Kaiser gesagt wird: „Er ragte über das neunzehnte Jahrhundert zu hoch, für Viele unerklärlich hoch empor. Er ist mit Geistesgaben ausgerüstet, die über die aller hervorragenden Gestalten unserer Zeit hinausgehen. Vom Großen Kurfürsten hat er den Wagemuth und die Unbeugsamkeit, von Friedrich dem Ersten die Prachtliebe, von Friedrich Wilhelm dem Ersten das strenge Verantwortlichkeit- und Pflichtgefühl, von Friedrich dem Großen die geniale Intelligenz, die feine Diplomatie, die Liebe für Kunst und Schönheit geerbt. Seine außergewöhnliche geistige Veranlagung ist mit einer unermüdlichen Arbeitkraft gepaart. In ruheloser Arbeit hat er sich ein eigenes Urtheil über die deutsche Geschichte, die Entwickelung deutscher Kraft und deutschen Geistes, über deutsche Kunst und Literatur gebildet. Er ist vertraut mit den neusten Problemen der Naturwissenschaft, er beherrscht die ökonomischen und Verkehrsverhältnisse der ganzen Welt, er ist erfahren in allen Dienstzweigen der Armee- und Marineangelegenheiten; er ist Kenner auf dem Gebiet der bildenden Kunst und Musik, ein Maecenas, der sich hoch erhaben zeigt über Einflüsse von Cliquen, Richtungen und Tagesmoden, ein Musiker, der, bei aller Verehrung wagnerischer Muse, auch die Meisterwerke eines Weber, Gluck und die graziösen Kunstschöpfungen der modernen französischen Schule nicht vergißt; dabei findet er noch Zeit zur Erholung auf dem Jagd- und Sportgebiet. Und Alles, was er unternimmt, zeigt den Stempel der Gründlichkeit und Solidität; was er weiß, weiß er gründlich, es ist ein Theil seiner Weltanschauung; was er in der Kunst fühlt, hat er nicht Anderen entlehnt, sondern seinem eigenen Gefühl entnommen. Und die Fachleute staunen über die scharfe, durchdringende Einsicht in ihr Studienfeld. Jedes Wort, das ein Mann von solcher geistigen Befähigung spricht, verdient, gehört zu werden." Seht Ihr, wird von den Bedienten hinzugefügt: so urtheilt „das Ausland" über Wilhelm den Zweiten. Darauf ist zu erwidern, daß die Behauptung, dieser schlecht zusammengestümperte Artikel zweifelhafter Provenienz sei als ein Normalurtheil „des Auslandes" über den Kaiser anzusehen, entweder auf völlige Unwissenheit oder auf die Absicht dreister Täuschung schließen läßt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. August 1902.

Löhnings Leiden.

Blutroth war die Herbstsonne im Westen untergegangen und wie eine Warnung vor nahendem Unheil leuchtete der letzte Schein des scheidenden Tagesgestirnes noch vom Himmel herab. Rüstigen Fußes aber schritt, ohne Sorgenfurche im reinen, tapferen Herzen, eine hohe Männergestalt durch die Straßen der Provinzialhauptstadt Posen. Ein kräftiger Herr, der sich ungebeugt anschickt, ins sechste Lebensjahrzehnt zu treten. Seine Mitbürger lieben ihn; denn oft muß er auf seinem Gange den Hut lüften, um freundlichem, ehrerbietigem Gruß Begegnender zu danken. Offiziere sinds, Beamte und würdige Israeliten, die in ernstem Gespräch Halt machen und mit heftiger Geberde des Wortes Wirksamkeit steigern. Und Alle grüßen den stattlichen Herrn und Jedem dankt aus treuem Auge ein leutsäliger Blick. Auch die Kinder kennen ihn und polnische Knaben sogar ziehen die Mütze, wenn der Geheime Oberfinanzrath und Provinzialsteuerdirektor Löhning vorübergeht. Sonst sind Steuerbeamte nicht gern gesehen; er aber hat ringsum so viel Liebe gesät, daß der Fluch des Amtes von ihm genommen ist. Froh bedenkt ers im Schreiten; doch ein Seufzer stiehlt sich aus der Brust: Der so viel Liebe gab, ist ein einsamer Mann und keines Weibes Zärtlichkeit schmückt ihm das Leben. Zwei Frauen hat er begraben, die Kinder sind längst herangewachsen und noch immer will des Herzens, der Sinne Trieb nicht entschlummern, noch immer sehnt der Greisende sich nach Weibes Wonne und Werth.. Nicht ganz so heiter mehr tritt der gläubige Katholik in den Saal, wo seine Glaubensgenossen ein Fest feiern. Da trifft ihn der Liebe heiliger Götterstrahl, der in die Herzen schlägt und zündet. Er sieht Fräulein Coccius; und klar auf einmal fühlt

ers in sich werden: Die ist es oder keine sonst auf Erden. Der Vater des Mädchens ist Regirungsekretär, also nur Subalternbeamter; wann aber hätte ein entflammtes Herz je nach Rang und Stand der Liebsten gefragt? Regirende Fürsten und Fürstensöhne haben Kleinbürgertöchter gefreit; und ein Rath zweiter Klasse sollte nicht um das hübsche, tugendhafte, wohlerzogene Kind eines Subalternen werben? Der Geheime Oberfinanzrath sucht die ehrenwerthe Familie öfter auf, geht, um mit dem Fräulein zu plaudern, sogar auf die Eisbahn und verlobt sich im Hornung der Erwählten. Vier Tage danach verkündet ers, „statt besonderer Anzeige", in den Zeitungen. Außer dem Oberpräsidenten und dem Polizeichef gratuliren alle hohen Civilbeamten; die Generalität bleibt stumm. Als die Steuerbeamten vereint ihren Glückwunsch abstatten, erzählt der Vorgesetzte ihnen ausführlich und zärtlich die Geschichte seiner späten Liebe. Inzwischen hat er erfahren, daß der Vater seiner Braut früher Feldwebel war und daß die ältere Tochter dem Sohn eines Steuerrendanten vermählt ist, der unter üblen Umständen aus dem Dienst gejagt werden mußte. Die Enthüllung ist unerfreulich; für den höchsten Leiter der Provinzialsteuerverwaltung besonders die allzu nahe Verwandtschaft mit einem bemakelten Steuerbeamten. Das große, nach langem Sehnen endlich erreichte Glück aber läßt kein Verliebter sich durch solche Widrigkeit zerstören. Aergerniß wirds geben, aber der Muthige zagt nicht; und im schlimmsten Fall kann der Minister ihn ja nur in eine andere Provinz schicken, wo sichs besser lebt als im dürren Osten. Zwar will die Sitte, daß man den Vorsatz zu einer Aenderung des Personenstandes vor der Ausführung der Centralbehörde meldet. Nicht jede Sitte aber ist bindendes Gesetz. Die Centralbehörde würde wahrscheinlich abmahnen; der Minister mag, wenn er vor der vollendeten Thatsache steht, seinen Entschluß fassen: entlassen, zur Disposition stellen kann er den Bräutigam nicht. Der steht mit ungebrochenem Rückgrat auf dem Boden des Rechts und sieht geruhig dem Walten des Schicksals entgegen. Auch hat die Frau des Oberlandesgerichtspräsidenten ihm und seiner Braut gesellschaftlichen Schutz zugesagt.

Die Frau eines Oberlandesgerichtspräsidenten vermag viel; doch ihre Macht endet in der Minute, wo eine Excellenz die Stimme erhebt. Zehn glückliche Tage waren seit dem Morgen verstrichen, der die Verlöbnißkunde in die erwachende Stadt trug: da lag auf dem Schreibtisch des Provinzialsteuerdirektors ein Dienstschreiben, das ihm meldete, der Personaldezernent eines königlichen Ministerii der Finanzen werde ihm am nächsten Tage eine amtliche Mittheilung bringen. Er kam. Zwei Geheime Oberfinanzräthe sahen einander

ins Männerauge. Der aus Berlin hub an: „Der Minister zürnt Ihnen; erstens wegen Ihrer Verlobung, die Sie ihm nicht vor der Publikation angezeigt haben; zweitens, weil Sie ihm vor Ihnen untergebenen Beamten keck das Recht bestritten haben, Sie zur Disposition zu stellen; drittens, weil Sie vor den selben Hörern häufig die Polenpolitik der Staatsregirung getadelt haben. Er empfiehlt Ihnen, ohne Säumen die Pensionirung zu erbitten. Der Generaldirektor der direkten Steuern und ich können diesen Rath Seiner Excellenz, den wir für einen erster Klasse halten, nur unterstützen; Sie haben Vermögen, sind dann ein freier Mann und wir hoffen, Ihnen den Rothen Adler Zweiter mitgeben zu können." Ein Schlag aus heiterem Himmel. Der Provinzialsteuerdirektor erklärte, er behalte sich die Antwort noch vor. Am nächsten Mittag wurde er zum Oberpräsidenten gerufen. Der war nicht feierlich bureaukratisch, sondern rückhaltlos offen; jeder Zoll ein kerndeutscher Mann. „Ihre Aeußerungen über die Polenpolitik", sprach er, „können Ihnen nicht den Hals brechen. Aber die Verlobung macht Sie unmöglich. Gegen die Persönlichkeit Ihrer Braut ist nichts einzuwenden; doch sie ist die Tochter eines früheren Unteroffiziers von den hier garnisonirenden Sechsern. Der Chef einer Provinzialverwaltung und eine Unteroffizierstochter: Das geht nicht. Der selben Meinung ist auch der Kommandirende General. Die in unseren Kreisen herrschenden Anschauungen waren Ihnen bekannt; wollten Sie ihnen nicht Rechnung tragen, dann müssen Sie eben die Folgen auf sich nehmen." Jetzt ists also heraus: die Verlobung, die Erkürung eines schlichten Kindes aus dem Volke gilt in Berlin als Verbrechen. Und solchem mittelalterlichen Vorurtheil sollte der Mann mit dem steifen Rückgrat weichen? Niemals! Hoch hebt er das Haupt und erklärt dem Personaldezernenten, er werde nicht seine Pensionirung erbitten. Der zieht nun andere Saiten auf. Zwei Zeugen, deren Aussage schon protokolirt ist, ein Geheimer und ein einfacher Rath aus dem Steuerressort, bekunden, der Vorgesetzte habe durch herben Tadel der ministeriellen Politik oft ihre Gefühle verletzt und sich geweigert, in seinem Machtbereich diese Politik zu fördern; auch habe er dadurch Anstoß erregt, daß er der gesammten Beamtenschaft die Genesis seiner Herzensneigung erzählte und hinzusetzte, der Minister könne ihn höchstens versetzen. Dem Angeschuldigten taucht nah vor des Geistes Auge die Klippe eines Disziplinarverfahrens auf; und in der Brust schwindet des Muthes Spannkraft. Der Rath zweiter Klasse geht nach Hause und schreibt an den Minister Freiherrn von Rheinbaben. Er bittet, die Unterlassung der Anzeige zu verzeihen, da nur Vergeßlichkeit sie verschuldet habe. Seine Braut sei ein hochgebildetes Mäd-

chen von vornehmem Aeußeren, er selbst ein loyaler Beamter. Er stelle seine Versetzung in eine Westprovinz anheim und werde dankbar sein, wenn der Minister ihm eine Audienz gewähre. Die Antwort bringt ein an den Oberpräsidenten gerichteter Ministerialerlaß. Der Minister läßt den Entschuldigungversuch nicht gelten. Schon durch die Aeußerung, er könne nur versetzt, nicht entamtet werden, habe der Provinzialsteuerdirektor bewiesen, daß er die Folgen seines Thuns klar voraussah. Nicht aus Vergeßlichkeit, sondern in bestimmter Absicht sei die Verlobunganzeige unterlassen worden. Damit aber habe Löhning sich einer Verletzung der Amtspflicht schuldig gemacht. Auch könne die Centralinstanz ihm, nach seinem harten Tadel der von der Regirung Seiner Majestät vertretenen Politik, kein Vertrauen mehr schenken, ihn also auch nicht für eine andere seinem Rang entsprechende Stelle vorschlagen, sondern ihn nur auffordern, seine Pensionirung zu beantragen. Bitterer Groll stieg in dem braven, mißhandelten Mann auf. Aber die Hand zitterte nicht, als er seinen Namen unter den protokolirten Antrag schrieb, ihn am ersten Juli zu pensioniren. Dann schritt er, mit dem Ring am Finger, heimwärts ... Nun wußte er, warum an dem Abend, der ihm sein Herbstglück bescherte, die Sonne so Unheil kündend gen Westen verschwunden war.

Das ist der neue Roman, der an allen Stammtischen, in allen Bürgerwohnstuben acht Tage lang deutsche Herzen in zornigem Schmerz beben ließ. Herr Löhning hat ihn selbst erzählt: in einer nur für seine Freunde bestimmten Schrift, die aber — der Provinzialsteuerdirektor a. D. muß recht unzuverlässige Freunde haben — zwei demokratischen Zeitungen der Reichshauptstadt zugeschickt worden ist. Darin hat der Pensionirte sich selbst bescheinigt, daß er sich „allgemeinen Ansehens und der Verehrung und Liebe der ihm unterstellten Beamtenschaft erfreute", freilich aber auch, daß er „durch Intrigue und verächtliche Angeberei" — mindestens eines der ihm unterstellten Beamten — aus dem Dienst gebracht worden sei. Die umständliche und beweislose Schilderung dieser Intrigue brauchte hier nicht wiederholt zu werden; auch ohne den traître, der seit der Zeit Sues und der Mühlbach nachgerade doch aus der Mode kam, ist Alles vorhanden, was die Einfalt von einem spannenden Roman begehrt: Liebe und Kabale, ein edles Herz und ein starres Standesvorurtheil, ein treuer, aufrechter Bürger und ein harter, Böses sinnender Minister; und im Hintergrund gar ein wackerer Feldwebel und zwei hochmüthige Junker: der Oberpräsident und der Kommandirende General. Dennoch hätte die Geschichte als Roman keinen Erfolg gehabt. Ein pfiffiger Verleger hätte sie abgelehnt und gesagt: „Ganz schön; aber Ihr Held

ist nicht sympathisch. Erstens macht unser Publikum sich nichts aus alten Herren, die ein junges Mädchen älteren Kindern als dritte Mutter ins Haus bringen. Zweitens wird ein so hoher Beamter komisch, wenn er seiner Trauten aufs Eis nachklettert und Untergebenen von seiner Liebe vorplaudert. Drittens muß er wissen, daß ein Rath zweiter Klasse nicht die Tochter eines Unteroffiziers aus der selben Stadt heirathen kann. Viertens mußte er, wenn ers trotzdem that, wenigstens standhaft bleiben und sich nicht durch die Androhung eines Disziplinarverfahrens ins Bockshorn jagen lassen. Und fünftens ist der Stoff überhaupt schon zu abgetragen." Auch von den Zeitungen, denen die Sensation jetzt kostenlos über kalte Hundstage hinweghalf, hätte keine den Roman angenommen. „Zu alt; nicht interessant und modern genug für unseren verwöhnten Abonnentenkreis." Wenn die selben Redakteure, die sicher so zu dem Autor gesprochen hätten, nun Lärm schlagen, als sei Ungeheures, Unerhörtes geschehen, und wenn dieser Lärm wirklich Widerhall zu wecken vermochte, so ist damit zunächst nur die uralte Erfahrung bestätigt, daß wir zwei völlig verschiedene Moralen haben, eine für Literatur und Theater, eine andere fürs Alltagsleben, und daß im lieben Deutschland der Nachbar noch immer nicht weiß, was der Nachbar denkt und thut, der im Erdgeschoß Wohnende nicht, wie zwei Treppen höher, beim Herrn Geheimrath oder Ministerialdirektor, gestrebt, getrachtet, geurtheilt wird.

Wer der hier versuchten Darstellung, die nicht ganz aus dem zur Sache gehörenden Melodramenton fallen durfte, zugehört hat, wird über das Handeln des Herrn Löhning schon im Innern das Urtheil gesprochen haben. Im Alter, meinte Goethe, erstaunt man nicht mehr. Der fast sechzigjährige Provinzialsteuerdirektor fällt aus einem Staunen ins andere. Er kennt den Erlaß seines Königs, der sagt, die im Diensteid beschworene Pflicht disziplinarisch absetzbarer Beamten fordere die Vertretung der königlichen Politik; aber er wundert sich, wenn ihm, dem Verwaltungchef in einer national gefährdeten Provinz, verdacht wird, daß er die Politik der Regirung vor ihm Untergebenen falsch und unheilvoll nennt. Er ist im Aktenstaub preußischer Dienstpragmatik ergraut und steht, als eine Spitze der Gesellschaft, mit den hohen Militärbehörden in engstem Verkehr; aber er staunt, da die Excellenzen über seine Verlobung die Köpfe schütteln und die Lieutenants über die Nöthigung spotten, das Haupt vor einer Geheimen Oberfinanzräthin zu neigen, deren Vater in ihrem Regiment Unteroffizier war und deren oller Schwiegeronkel als Subalterner faule Sachen gemacht hat. Und Herr Löhning ist ein schwacher Mann, kein heldischer Kämpfer ums Recht. Er fühlt, daß er in seiner Stell-

ung nicht bleiben kann; doch statt den von der Amtssitte gewiesenen Weg zu gehen und, wie gerade sein besonderer Fall heischte, offen zu reden, schweigt er und hofft, der vor die vollbrachte That gestellte Minister werde ihm in behaglichere Lebensverhältnisse helfen. Als die Hoffnung trügt, stammelt er Worte, die ihn entschulden sollen, aber nicht können, und erbittet schließlich selbst den Abschied, statt die Dinge an sich kommen und das zuständige Gericht entscheiden zu lassen. Das ist menschlich, — gewiß; aber volenti non fit injuria; und wer so schwach, so innerlich haltlos ist, soll nicht vom gebahnten Pfad der Korrekten abbiegen. Und nachdem er in die Maßregel gewilligt, sie selbst erbeten hat, die ihm doch die schwerste Verletzung seiner Rechte schien, geht er hin und verbreitet — im günstigsten Fall durch Fahrlässigkeit — die Interna der Behörde, der er gestern noch vorstand, sucht der Regirung und insbesondere seinem Ressortchef das Vertrauen, die Achtung der Bürger zu entziehen, bereitet, als deutscher Beamter, den Polen ein unerhofftes Vergnügen und bringt sogar Privatgespräche in der Leute Mund. Er hatte die Wahl: rücksichtloser, mit allen ehrlichen Waffen kämpfender Widerstand gegen den Eingriff, der ihn Unrecht dünkt, oder stumme Ergebung ins Unvermeidliche. In dem Augenblick, wo er, um einem Disziplinarverfahren auszuweichen, den Abschied erbat, hatte er seinen Rechtsanspruch verwirkt und war an die Amtspflicht zur Verschwiegenheit gebunden.

Ist nun, was die Regirung gethan hat, wirklich so unerhört? Auch ihre Freunde müssen einräumen, daß sie unklug gehandelt hat, ungeschickt, ohne Kenntniß der Person, ohne den Muth des Starken, der einen ihm Lästigen von vorn packt und aus dem Wege wirft. Denn lästig war ihr der Provinzialsteuerdirektor wohl schon lange. Ein Mann, der nicht auf straffe Disziplin hält und die Untergebenen gegen die berliner Politik aufreizt. Aber er ist Katholik und streng kirchlich gesinnt; wird er abgesägt, dann zetert das Centrum: Unter dem Vorwande der Germanisirung treibt Ihr, wie wir längst sagten, die Geschäfte des Protestantismus! Das muß vermieden werden. Jetzt aber will der unbequeme Herr sich aus einer seinem Stand nicht gemäßen Familie die dritte Frau holen und meldet diese Absicht nicht dem Minister: jetzt ist der psychologische Moment, ihn erst mürb zu machen und dann abzuschütteln, ohne daß die schwarze Schaar rufen kann: Die deutschen Katholiken, die Ihr zu stärken verspracht, werden nicht minder als die polnischen von Euch bedrängt. Leider war die Psychologie der Herren von Rheinbaben und von Bitter recht dürftig, recht im Stil eines Kegelklubvorstandes, der ein störriges Mitglied geräuschlos ausschließen möchte, und ein Bismarck würde sie höflich

ersuchen, einstweilen auf weniger sichtbarem Posten die unentbehrlichen Vorbedingungen politischen Handelns erkennen zu lernen. Unerhört, unerschaut soll nach dem Urtheil der Empörten ja aber nicht die Mißwahl der Mittel sein, der Mangel an Augenmaß, sondern die Rückständigkeit einer Kaste, die dem Rath zweiter Klasse verbieten will, als Gattin die Tochter eines Feldwebels heimzuführen. Das ist das Neue, das nie Erlebte an diesem Fall; und deshalb mußte er das Gemüth jedes Bürgers bis in die Tiefe bewegen.

Wo die Leute, die Solches den Hundstagsschreiern nachschwatzen, wohl aufgewachsen sein mögen? Frau von Staël war in Preußen kaum warm geworden, als sie schon schrieb: On sent en Prusse toujours les deux nations qui en composent mal une seule: l'armée et l'état civil. Les préjugés nobiliaires subsistent à côté des principes libéraux les plus prononcés. Das war ums Jahr 1810; und so ists bis heute geblieben. Der Rechtsbegriff der Ebenbürtigkeit ist rein germanischen Ursprungs und stammt aus der ersten Zeit schärferer Ständescheidung. Von dem hohen Adel, der dem disparagium, der Mesalliance bestimmte Wirkungen auf Besitz und Titel der in solcher Ehe gezeugten Kinder zuerkannte, ist er auf den Offizierstand, den Erbhüter alter Ritterehre, übergegangen; und jeder Schuljunge weiß in Berlin und in Posen jetzt, daß der Soldat, der gemeine wie der im Rang höchste, zur Heirath eine Erlaubniß braucht, einen Konsens, der nur gewährt wird, wenn Person, Familie, Vermögen der Braut dem Anspruch der Behörde genügen. In Preußen gehören die meisten Beamten dem Heeresverband an; und die ihm nicht angehörenden sind doch zu ihm in ein Verhältniß getreten, das die Biologie Symbiose nennt. Wie der Einsiedlerkrebs die auf seinem Schalenhaus angesiedelten Seerosen, deren Nesselorgane ihn vor Verfolgern schützen, mit Nahrung versorgt und auf seinen Umzügen mitnimmt, so gönnt in Preußen der Kriegeradel Allen, die sich in sein Schneckenhaus drängen, das privilegirende Ehrenrecht seiner besonderen Standessitte und erwartet als Entgelt von den Gästen Schutz gegen die von unten her Tinte spritzenden Sepien. Und die Menge der Nachdrängenden wird nicht etwa kleiner, — nein: größer von Jahr zu Jahr. In einer morschen Zeit, die nicht den Muth zu einer ihrem Telos angepaßten Moral hat und sich nicht entschließen kann, den Rücken von alter Leichenlast zu befreien, muß die einzige Kaste, die noch das Eisenband fester Grundsätze zusammenschmiedet, schwächliche Geister anlocken. Auch der Sohn des jüdischen Wucherers will über einer Duellnarbe den Helm des Reserveoffiziers tragen; auch der Parvenu rümpft über Disparagien die Nase. Keiner will weniger wählerisch sein, Keiner

geringer geachtet werden als die „Edelsten und Besten", als der Offizier, der nur einen seinem Stand gemäßen Ehebund knüpfen darf. Vorurtheil? Mag sein; trotzdem mit dem ältesten Ritterbürtigen der modernste Hygieniker — der ja auch den Begriff der Erbsünde aus den theologischen Moralhüllen geschält hat — in der Hoffnung übereinstimmt, auf gute Ahnen werde ein gutes Enkelgeschlecht folgen. Doch richtige Schätzung vererbbarer Werthe oder thörichter Dünkel: die dünne Schicht, die sich selbst stolz die Gesellschaft heißt, beherrschts mit der Kraft eines Sittengesetzes; und sie nicht allein. Wenn der Sohn des Vorstadtbäckermeisters einem Dienstmädchen den Ring an den schwieligen Finger steckt, stößt der Vater ihn aus dem Haus. Wenn das Kind eines frommen Juden einem Christen in die Ehe folgt, schleppt sie den Fluch der Eltern mit sich. Und wenn der liberale Direktor einer großen Bank hört, sein Prokurist habe sich der Tochter des im selben Haus dienenden Portiers verlobt, wird er ihm sagen: Ihre Wahl ist natürlich frei, Ihre Leistung genügt mir, aber ich muß Sie in eine Filiale schicken. Und da wagt man, von einem ungeheuren Ereigniß zu reden, weil in Posen, wo jeder Titelträger sich für den Nabel der Welt hält, die Geheimen und Wirklichen Geheimen Obermandarinen die Zöpfe zu schütteln begannen, als das Haupt einer Provinzialverwaltung die Absicht kündete, der Schwiegersohn eines Feldwebels zu werden? Das Gerede, der Feldwebel sei der Kamerad des Offiziers, klingt ja gut, wird von unbestreitbaren Thatsachen aber überschrien. Der Feldwebel ist Unteroffizier, hat vor dem jüngsten Lieutenant die Hacken zusammenzunehmen und nicht mit der Wimper zu zucken, wenn er im rüdesten Stallton gerüffelt wird. Sein Kamerad sitzt in der letzten Schreibstube des Provinzialsteuerdirektors, der nun sein Eidam ist und an dessen Tafel im Schmuck der Goldlitzen und Ordenssterne die Herren schmausen, die den Vater der Hausfrau auf dem Kasernenhof angeschnauzt haben, daß ihm die Schläfe brannte... Für so verschiedene Symbionten ist in dem engen Muschelhäuschen einer Provinzialhauptstadt kein Raum. Und wer den Schutz der Muschelschale genießen will, muß sich in der Enge einrichten; wer für Lebenszeit eine Pfründe begehrt, hat sich der Satzung des Präbendenpatrones zu fügen.

Und dennoch der Lärm, dennoch neben geheucheltem und kindischem Grimm ehrlich tobender Manneszorn. Kracht auch da, wo es fest auf Felsstein zu ruhen schien, das alte Preußen schon in den Fugen?.. Lehrt der Widerhall des posener Romans, daß Preußens Staatseinrichtungen nicht mehr dem Bedürfniß entwurzelter Borussen entsprechen, dann ist das Unheil nah, dessen blutrothes Warnzeichen Löhning vom nachtenden Himmel herableuchten sah.

Deutschland und die Schweiz.

In Deutschland hat es einiges Aufsehen gemacht, daß eine in Nürnberg gehaltene Rede, worin ich die deutsche Schweiz eine „deutsche Provinz in geistiger Beziehung, aber freilich mit sehr bedeutenden Reservatrechten" nannte, beanstandet und angegriffen werden konnte. Der Herausgeber der „Zukunft" hat mich aufgefordert, den Gegenstand dieser Rede hier eingehender zu behandeln. Ich folge dieser Einladung gern, weil ich hoffe, damit zur Beseitigung von Mißverständnissen beitragen zu können, denen meine Rede bei meinen Landsleuten und die Haltung meiner Landsleute wiederum bei den reichsdeutschen Nachbarn ausgesetzt war.*)

Es mag sein, daß zunächst die welschen Schweizer, von denen der Sturm gegen meine Rede ausging, den Ausdruck province in seiner bildlichen Bedeutung nicht verstanden, im Sinn einer politischen Abhängigkeit und kulturellen Minderwerthigkeit mißverstanden haben. Auch war in den ersten Zeitungberichten schlechthin von der Schweiz, statt von der deutschen Schweiz die Rede. Bei allen Schweizern aber, die sich über meine Worte aufgehalten haben, hat es sicher an der genauen Unterscheidung zwischen dem Geistesleben einer sprachlichen Gemeinschaft und dem politischen Leben eines Staates und Volkes gefehlt.

Die sprachliche Gemeinschaft ist nach deutschem Sprachgebrauch auch nationale Gemeinschaft; denn eine Nation ist in deutschem Munde — hier halten wir, nicht die Franzosen, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes natio fest — eine Geschlechts- oder Stammesgemeinschaft, eine Gesammtheit von Völkerschaften gleicher Abstammung und, was ja fast immer damit zusammenfällt, gleicher Sprache. Wir sprechen also im Deutschen nicht nur, zum Beispiel, von einer französischen Nation und Nationalität, denen der geographische und politische Begriff „Frankreich" im Wesentlichen entspricht, sondern auch von einer polnischen und litauischen, einer jüdischen und keltischen Nation und Nationalität, obwohl es eine entsprechende staatliche Gemeinschaft, etwa ein einheitliches polnisches oder keltisches Volk, längst nicht mehr giebt oder nie gegeben hat. Anders im französischen Sprachgebrauch, wo in Folge des frühen politischen Zusammenschlusses aller Franzosen der Begriff der Nation mit dem des Volkes als des Staatsganzen zusammenfällt. Wir Schweizer nun sind — Das habe ich schon vor Jahren öffentlich gesagt —

*) Ausführlicher und mit Belegen geschieht Das in meiner Schrift „Die Schweiz eine deutsche Provinz. Meine nürnberger Rede und ihre Folgen. Ein Bekenntniß und eine Abrechnung", die Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung in diesen Tagen ausgeben wird.

zwar une nation, aber keine Nation; wir sind ein Volk, gebildet aus mindestens drei Nationalitäten: aus Deutschen und drei- oder viererlei Romanen: Franzosen, und zwar Nord- und Südfranzosen, Italienern, Rätoromanen, deren Sürseleisch und Ladin wiederum zwei verschiedene Schriftsprachen sind. Es ist daher — nicht nur sprachlich, sondern auch begrifflich — undeutsch und lediglich eine Konzession an den welschen Sprachgebrauch, wenn wir seit 1848 neben dem Ständerath, dem Rath der zweiundzwanzig Stände, einen „Nationalrath" als Vertreter des Schweizervolkes nach der Seelenzahl haben. Auch eine christkatholische „Nationalkirche" und ihr „Nationalbischof" sind in der Schweiz von sehr zweifelhafter Berechtigung; und was man unter einer „Nationalliteratur" der deutschen Schweiz zu verstehen hat, habe ich nie zu ergründen vermocht, obgleich ich seit bald dreißig Jahren darin figurire. Diese Benennungen würden wohl ungefähr so begründet sein wie das „Große nationale Velorennen Romanshorn-Genf", von dem man jetzt bei uns liest.

Der „Nation" nach sind also wir Schweizer zum Theil — und zwar zum überwiegenden — Deutsche, zum Theil Romanen — und wiederum vorwiegend Franzosen —; und wenigstens uns Deutsch-Schweizern kann das Recht, uns zur deutschen Nation zu rechnen, nur Unverstand und Unbildung streitig machen. Das Recht und die Pflichten eines Volkes, das verschiedene Nationalitäten vereinigt, sollen eben so unbestritten bleiben; der „Nation" nach ist Deutscher, wer in Goethes Sprache denkt und schreibt, eben so wie Romane, Franzose oder Italiener Der ist, der bei Victor Hugo, bei Dante seine Muttersprache, seine Denkart wiederfindet. Unsere welschen Mitschweizer greifen ja doch, wenn sie einen geprägten Ausdruck suchen oder eine allgemeine Wahrheit eindrücklich aussprechen wollen, ganz wie wir, in den Sprichwörter- und Citatenschatz der großen Sprachgemeinschaft, der sie angehören; und je höher gebildet sie sind, desto mehr und desto Eigenthümlicheres und Entlegeneres steht ihnen davon zu Gebote. Doch auch wer nur sagt: „Je suis" oder: „Jo sono", vertritt damit die Kultur und Denkart der Rasse, die in Rom einst „ego sum" sagte und später diese Worte nach unterschiedlichen Lautbildung- und Analogiegesetzen umformte, während unser „ich bin" eine ganz abweichende lautliche und formale Entwickelung zum Theil anderer indogermanischen Wurzeln vorführt. Den aber, der „ich bin" sagt, werden wir, mag unsere Kenntniß fremder Sprachen noch so groß und unsere eigene mundartliche Aussprache noch so sehr von der seinen verschieden sein, immer besser verstehen als Einen, der sein Dasein mit „je suis" kundgiebt; Goethes Faust und ein Lied von Mörike wird uns immer verständlicher sein als entsprechende Geisteswerke französischer und italienischer Zunge. Diese seelische Verwandtschaft, wie sie sich in der gemeinsamen Sprache und Literatur zeigt und durch sie gebildet hat, ist ein viel stärkeres Rassenmerkmal als die durch

mannichfache Mischung und Kreuzung verwischte Verschiedenheit von Augen- und Haarfarbe und trennt uns deutsche und welsche Schweizer viel schärfer, als uns die Verwandtschaft gemeinsamen Helvetier- oder am Ende gar Pfahlbauerblutes verbinden würde, von der man neuerdings bei uns gesprochen hat und die sich mindestens auf das ursprünglich keltische Süddeutschland mit erstrecken müßte.

Wenn Mensch zu sein und der Mensch zu werden, der zu sein man von der Natur bestimmt war, die höchste Aufgabe des Menschen ist, so wird das Ideal in normalen Verhältnissen für den Einzelnen doch immer der national bestimmte Mensch sein, weil er Diesen allein völlig verstehen kann. Da ich als deutscher Mensch geboren bin, werde ich das Ideal des Menschen im deutschen Menschen sehen, nicht im romanischen oder angelsächsischen oder semitischen oder slavischen oder japanischen Menschen, so sehr ich mir Mühe gebe, das Gute und Treffliche auch an diesen Menschenarten zu sehen. Mir stehen also Goethe und Kepler über Voltaire und Newton, Bach und Beethoven über Palestrina und Rossini, Luther über Loyola, Dürer über Hukosai; und Dante und Shakespeare und Raffael verehre ich als glückliche Erzeugnisse des Zusammentreffens von Genius und entsprechender Umgebung, wie es uns Deutschen nur zufällig nicht gegönnt war. Innerhalb dieser großen und reichen deutschen Geisteswelt nun bin ich als deutscher Schweizer geboren. Ich bin nicht so entartet, daß ich mich nicht innerhalb der deutschen Nation als deutschen Schweizer und als Schweizer überhaupt fühlte. Im Rahmen dieser engeren Gemeinschaft sind mir wiederum alle Erscheinungen verständlicher, vertrauter, meinem Gesammtideal einer menschlichen Gesellschaft näher als irgendwo draußen. Ein Zwingli, ein Rousseau, ein Jeremias Gotthelf stehen mir näher und interessiren mich mehr als ein Luther, ein Voltaire, ein Immermann, nicht nur, weil sie in erster Linie für uns gearbeitet haben, sondern namentlich, weil ich sie besser verstehe und weil ich unsere Verhältnisse, in denen auch sie lebten, besser kenne und aus Gewohnheit und Dankbarkeit liebe. Und wenn ich keinen schweizerischen Albrecht Dürer oder Franz Schubert zu nennen weiß und keine münchener Staatsbibliothek, keine dresdener Galerie und keinen kölner Dom in der Schweiz finde, wenn ich vielleicht in einer Stadt ohne Theater lebe und im Winter höchstens zwei Beethoven-Symphonien höre: nun, so halte ich mich eben an Das, was wir haben, und daneben an andere Quellen der Erhebung und Erbauung: an unsere schöne Natur und an den Reichthum unseres Volkslebens; ich tröste mich mit der größeren Freiheit, zu thun und zu lassen, zu lehren und zu bekämpfen, was mir gefällt und nicht gefällt; ich hoffe dabei auf eine allmähliche Wendung zum Besseren auch bei uns und arbeite zu meinem Theil daran, daß sie komme. Und wenn die Hoffnung und die Arbeitkraft versagen will? Nun,

dann gehe ich eben, so oft Zeit und Mittel es erlauben, hinaus zu meinen deutschen Stammesgenossen und sehe und höre, was sie seit Jahrhunderten Schönes und Gutes gemacht haben und noch machen, und komme zurück, um auch bei uns das Beste und Schönste von dem Guten und Schönen nachmachen zu helfen, und finde, daß denn doch auch bei uns allerlei Gutes und Schönes wächst, das man draußen zeigen darf und vielleicht auch einmal draußen nachzumachen versuchen wird.

Und da wären wir ja glücklich wieder bei der „deutschen Provinz in geistiger Beziehung" angelangt, von der zu sprechen man uns verbieten will, weil die „empfindliche schweizerische Volksseele" dadurch verletzt werde, wie im „Bund" die schöne Seele klagt, die so tiefe Blicke in unsere eigene arme Seele gethan hat. Wenn die schweizerische Volksseele gegen eine Wahrheit, die wir erkannt zu haben glauben, empfindlich ist, dann haben wir die Pflicht, diese Wahrheit so lange zu wiederholen, bis die Volksseele dagegen nicht mehr empfindlich ist. Eine solche Wahrheit aber ist, daß die großen geistigen Aufgaben der Zeit nur gefördert werden durch das Zusammenwirken großer geistiger Kulturgebiete und vor Allem der sprachlich und national zusammengehörigen Gebiete, innerhalb deren die verschiedenen geistigen Provinzen, unter verschiedenen Bedingungen stehend und mit verschiedenen Gaben ausgestattet, einander anregen und befruchten müssen. Und so ist es auch mit der „deutschen Provinz" Schweiz von je her gewesen.

Von den ersten Jahrhunderten der Geschichte unseres Landes könnten wir zwar ganz absehen, weil es da noch keine Schweiz gab und wir unwidersprochen eine deutsche Provinz waren, mitunter auch wohl eine burgundische, savoyische oder mailändische, daneben auf kirchlichem Gebiete eine römische Provinz. In dieser römischen Provinz machten sich freilich damals schon „Reservatrechte" geistlicher und weltlicher Herren und freier Gemeinden mit wechselndem Erfolg geltend; und in unserer deutschen Provinz waren die Mönche von Sankt Gallen und die schweizerischen Minnesänger auch für das Reich tonangebend. Aber mit den ersten Schweizerbünden von 1291 und 1315 haben wir doch wohl unser eigenes Volksthum errungen und uns aus den Banden unseres provinzialen Daseins befreit? Staatlich: ja, insofern sich ein kleiner Teil der heutigen Schweiz von dem aargauischen Herrschergeschlecht der Habsburger (nach der Sage auch von dem späteren aargauischen Rittergeschlecht der Geßler) freigemacht hat; geistig durchaus nicht. Die Eidgenossenschaft blieb bis zur Erwerbung der ennetbirgischen Vogteien und des Waadtlandes ein rein deutsches Land, das an der Literatur und Kunst des Deutschen Reiches seinen bescheidenen Theil hatte, das die Bewegungen der Mystik und der Reformation von dort aus empfing, das seine Baumeister aus Straßburg, Ulm und Rottweil bezog und seine Maler und Glasmaler

wie seine Gelehrten und Prediger ins Reich hinaussandte, seine reformirtes Bekenntniß auch über einen großen Theil Deutschlands ausbreitete. Aber auch politisch war die Trennung vom Reich trotz Schwabenkrieg und Landsknechtsspott so wenig vollzogen, daß die sämmtlichen eidgenössischen Orte bis zum Westfälischen Frieden — zum Theil noch viel länger — die Zeichen ihrer Staatshoheit, die Wappen über ihren Thoren und die farbigen Schilde in ihren Rathausfenstern, ausnahmelos unter den Reichsadler und die Kaiserkrone stellten und sich damit wenigstens grundsätzlich oder ideell als einen Theil des römisch-deutschen Reiches bezeichneten. Als Exekutoren des Reiches hatten die alten Eidgenossen ja auch den Aargau erworben; antifranzösische, durch die deutsche Reformation genährte Neigungen führten ihr das Waadtland, Genf, Neuenburg zu. Seitdem entfremdeten allerdings politische Interessen unseren Staatenbund mehr und mehr dem machtlos gewordenen Reich und seiner sich ausbildenden Fürstenherrschaft und drängten zu Bündnissen mit Frankreich; aber der geistige Zusammenhang mit Deutschland war im siebenzehnten Jahrhundert immer noch so stark, daß damals erst die Sprache Luthers (das Hochdeutsche), dem die Niederdeutschen in Holland und Vlamland zu ihrem Schaden ihre staatliche Selbständigkeit als Schlagbaum entgegenstellten, in unsere Kanzleien und Gelehrtenstuben Eingang fand. Durch diese Annahme einer fremden, mitteldeutschen Sprache für den Schriftgebrauch haben wir uns dem großen Gebiet der neuen deutschen Literatur endgiltig angeschlossen, wie es schon seit Jahrhunderten die jetzige französische Schweiz gegenüber der französischen Sprache und Nationalliteratur gethan hatte, der sie einen Bonivard und Rousseau schenkte.

Diese Eroberung, die der deutsche Geist in einer Zeit tiefster politischer Erniedrigung machte, die Unterwerfung eines staatlich und bisher auch sprachlich selbständigen deutschen Gebietes unter eine im Nordosten Deutschlands aufgekommene gemeinsame Schriftsprache, ist für unser Geistesleben entscheidend geworden und geblieben. Freilich nicht so — und zum Glück nicht so —, daß wir nun überhaupt in geistiger Beziehung die Unterworfenen oder auch nur einseitig Empfangenden und Abhängigen wurden: die deutsche Literaturgeschichte weiß wohl und hat es immer laut anerkannt, was sie und was die deutsche Sprache einem Haller, Bodmer und Breitinger verdankt und was Klopstock, Wieland und Goethe der Schweiz verdanken. Und auch als die Schweiz vor hundert Jahren ein einheitliches Staatswesen von gemischtem sprachlichen Charakter ward, indem sie die bisherigen welschen Unterthanen und Verbündeten als gleichberechtigte Eidgenossen aufnahm, blieb für den weit überwiegenden deutschen Theil die geistige Verbindung mit Deutschland bestehen. Ein Salis, ein Johannes Müller, ein Pestalozzi, ein Zschokke waren eben so gute Schweizer wie gute Deutsche und in ganz Deutschland

gefeierte Schriftsteller; und Jeremias Gotthelf ist in der Schweiz erst bekannt geworden, nachdem ihn Deutschland entdeckt hatte. Was dann in unseren Tagen Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer der deutschen Literatur waren und was ihnen Deutschland war: Das ist gerade jetzt wieder den Schwärmern für eine schweizerische Nationalkultur und Nationalliteratur nachdrücklich genug ins Gedächtniß gerufen werden. Ich will hier nur daran erinnern, daß Keller als züricher Staatsschreiber 1872 in einem Trinkspruch sagte: „Wenn einmal die Deutschen unter einer Verfassung leben, die auch ungleichartige Bestandtheile zu ertragen vermag, dürfte die Zeit kommen, in der auch die Schweizer wieder zu Kaiser und Reich zurückkehren könnten." In der sich anschließenden Preßfehde erklärte Keller schriftlich als seine wirkliche Meinung: es komme vielleicht eine Zeit, „wo dieses Deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, die den Schweizern nothwendig seien, und dann sei deren Rückkehr wohl denkbar." Er habe, fügte er hinzu, an die Möglichkeit „größerer Volksrepubliken" innerhalb des erweiterten Deutschen Reiches gedacht. Besonders, wenn die Schweiz unter der neuen Bundesverfassung sich noch weiter zum Einheitstaat entwickeln sollte, würde sie ihre Kraft und ihr altes Wesen als Bundesstaat wieder gewinnen, indem sie „im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältniß treten würde" . . . „Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegentheil von Alledem herrscht!" Kellers Rede wirbelte um so mehr Staub auf, als in einem sich anschließenden Trinkspruch Gottfried Kinkel Anlaß nahm, gegen eine gewaltsame Annexion der Schweiz zu protestiren, der er selbst mit der Büchse in der Hand Widerstand leisten würde. Keller mußte in dem nachfolgenden Preßfeldzug sogar (nach Bächtold) „das alberne Wort: Vaterlandsverräther" hören und ein kränkendes Schreiben der in Leipzig studirenden Schweizer einstecken. Er ist trotzdem doch — nicht nur Staatsschreiber, sondern — Gottfried Keller und der Dichter des „Fähnleins der sieben Aufrechten" und von „O mein Heimathland" geblieben. Sein Trinkspruch und dessen nachträgliche Erläuterung betrifft aber schon nicht mehr blos das geistige, sondern auch — und zwar in sehr weitgehender Weise — ein mögliches staatliches Zusammengehen der Schweiz mit Deutschland. Auch über diese Seite der Frage möchte ich vom Standpunkt unserer Zeit aus noch sprechen. Ist die deutsche Schweiz nach Abstammung, Geschichte und kultureller Entwickelung zweifellos eine geistige Provinz deutscher Nation: wie verhält sich dann das Schweizervolk als Ganzes zum deutschen Volk in staatlicher Beziehung?

So lange die kleinen verbündeten Volksrepubliken der deutschen Schweiz

mit ihren welschen Unterthanenländern und Bundesgenossen neben dem alten Deutschen Reich und Deutschen Bund mit seinen ungezählten Fürstenthümern, geistlichen und weltlichen Herrschaften und freien Städten standen, war auf reichsdeutscher Seite ein Anlaß, die politische Daseinsberechtigung der Schweiz in Frage zu stellen, eben so wenig wie etwa gegenüber Holland gegeben. Die deutsche Schweiz hatte in ihren Landsgemeinden und Bürgerrepubliken die uralte germanische Volksfreiheit nur noch folgerichtiger entwickelt als, zum Beispiel, die freien Städte des Deutschen Bundes und sie bis zur thatsächlichen Lösung aus dem gelockerten Reichsverband weiter geführt. Seit der Entstehung des neuen Deutschen Reiches mit seiner viel stärkeren Betonung der staatlichen Einheit und deren persönlicher Spitze sind zwar die Stimmen der Vorkämpfer, die schon 1814 und 1848 riefen „Das ganze Deutschland soll es sein!“ in der Oeffentlichkeit beinahe verstummt und hallen nur in den gelegentlichen Aeußerungen der alldeutschen Verbände weiter; aber das Reich selbst ist durch sein Dasein und durch den Gegensatz zu dem national geeinten Frankreich für die Phantasie der Nachbarländer mit zum Theil deutscher Bevölkerung ein lebendiger Protest gegen den Sonderbestand eines deutschen Oesterreichs oder einer deutschen Schweiz. Mein Vaterland wiederum hat unter diesen Einflüssen seinen mehrsprachigen Föderativcharakter entschiedener hervorgekehrt; besonders die welschen Minderheiten halten eifersüchtig auf ihre Gleichberechtigung im Bunde. Das wird ihnen Niemand verdenken, am Allerwenigsten, wer die intellektuelle Entwickelung eines Volkes höher stellt als die politische, die nur das Mittel zu jener sein darf, und wer deshalb auch den Anschluß an die Kultur der stammverwandten Nation hochhält. Aber diese berechtigte Eifersucht der sprachlich verschiedenen Landestheile darf nicht zum Sprachenstreit werden, wie er in Oesterreich tobt und jüngst bei uns durch die Empfindlichkeit der Welschen beinahe entfacht worden wäre; und auf der anderen Seite muß ein Staat mit mehrsprachiger Bevölkerung die Berechtigung seines Daseins und die Kraft der ihn zusammenhaltenden Ideen fortwährend zu beweisen vermögen. Das dürfte, im Gegensatze zu Oesterreich, der Schweiz durchaus nicht schwer fallen.

Die Schweiz ist nicht nur vermöge ihrer verbürgten Neutralität der „Pufferstaat“ zwischen den Großmächten Europas und dadurch, wie durch ihre unter Umständen zu fürchtende militärische Tüchtigkeit, eine Art Gewähr des Weltfriedens; sie ist nicht nur, dank ihrer Lage, ihrer Neutralität und ihrer Mehrsprachigkeit, der Sitz der internationalen Vereinigungen für wichtige Kulturfortschritte — Förderung des Post- und Verkehrswesens, Sicherung des geistigen Eigenthumes, Vermenschlichung des Krieges —: sie ist vor Allem und bleibt einstweilen, was sie seit vierhundert Jahren gewesen ist: ein Hort der freiheitlichen Entwickelung Europas. Sie ist es kraft ihrer Entstehung

und Zusammensetzung aus kleinen selbständigen Freistaaten, die ohne Rücksicht auf das Ausland und sogar auf einander ihre Sympathien und ihren Schutz dem als gut und richtig Erkannten leihen können. Sie war es zur Zeit der Reformation, der Hugenottenkämpfe und der holländischen und englischen Revolution und neuerdings in der Zeit vor und nach 1848, wo sie als Herd der Revolution bei der ganzen Reaktion verschrien war: in meinen Augen einer ihrer höchsten Ehren- und Existenztitel. Wenn auch kulturfeindliche Bestrebungen der Zeit hin und wieder von Volk und Regirungen gestützt und geschützt worden sind, so haben die schweizerischen Gemeinwesen wiederum nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht, die Freistatt jeder geistigen Bewegung und unter Umständen ihr Versuchsfeld zu sein. Der züricher Volksaufstand wegen der Berufung von David Friedrich Strauß 1839 oder der Sonderbund von 1847, eben so wie die Einführung der direkten Volksgesetzgebung („Referendum") in die größeren Kantone seit 1869 oder die wahrhaft fortschrittlichen Bestimmungen, die durch die Bundesverfassung von 1874 und das berner Kirchengesetz vom selben Jahr für den bürgerlichen Charakter der Ehe und für den Austritt aus der Kirche geschaffen worden sind —: all Das wäre damals in anderen Theilen Europas kaum möglich gewesen; und irgend einmal mußten doch diese Kämpfe ausgefochten, irgendwo einmal diese Neueinrichtungen, die seitdem schon so vielfach vorbildlich gewirkt haben, zuerst durchgeführt oder wenigstens versucht werden. Es mag ja sein, daß bei solchen Neueinrichtungen mancherlei Unklarheit und sogar Gewaltthat mit unterläuft, daß Manches, wie die Gründung einer katholischen Volkskirche durch das erwähnte Kirchengesetz, unglücklich ausfällt, Anderes, wie die Gesetzgebung über Verstaatlichung des Getreidehandels in Zürich in den sechziger Jahren oder die über Trennung von Kirche und Staat in Genf zu verschiedenen Zeiten oder endlich die über eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung und über eidgenössische Unterstützung der Volksschule in unseren Tagen, endgiltig oder vorübergehend an dem Willen oder Unwillen des Volkes scheitert: das Alles mag sein und soll nicht bestritten werden; aber trotzdem dürfen wir fragen: Wo ist das Volk der Welt, das bei solcher Kleinheit und materiellen Beschränktheit eben so viel für geistige Freiheit gethan hat? Und trotzdem dürfen wir von der Schweiz, ähnlich wie Voltaire vom lieben Gott, sagen: Wenn sie nicht wäre, so müßte man sie erfinden!

Und zwar erfinden, wie wir sie schon seit geraumer Zeit erfunden haben: als deutsche und französische und italienische Schweiz, als Vorbild eines republikanischen und geistig höchst leistungfähigen Staates verschiedener Nationalität für alle Nationen. Denn zu dieser Arbeit an der freiheitlichen Entwickelung Europas haben seit Zwingli, Calvin und Rousseau bis heute deutsche und welsche Schweizer zu gleichen Theilen mitgeholfen; und diese Arbeit konnte so

fruchtbar und einflußreich auch nur gethan werden durch das Zusammen- und Nebeneinanderwirken verschiedener Nationen — Germanen und Romanen — in verbündeten kleinen Staatswesen und einem kleinen Bundesstaat. Die germanischen, die deutschen Schweizer — Dessen dürften sich unsere Welschen hier und da in Ehrerbietung erinnern — haben unser Staatswesen geschaffen und der Welt Jahrhunderte lang bis zur großen Revolution allein die alte germanische Volksherrschaft und die Möglichkeit der alten römischen Republik vorgelebt; die Romanen und romanisirten Germanen sind dazu gekommen und haben mit der deutschen Schweiz zusammen dem alten Europa die Möglichkeit der internationalen demokratischen Republik vorleben geholfen.

Ich sehe darin kein Verdienst, das uns Anspruch auf einen weltgeschichtlichen Platz neben oder gar über anderen großen Völkern gäbe, die etwa das römisch-deutsche Kaiserthum oder die Republik der Freiheit und Gleichheit als Kulturarbeit aufzuweisen haben: unsere Entwickelung zur internationalen Demokratie war, wie jede andere, eine Naturnothwendigkeit; und eine oft harte. Aber es war die Leistung, die uns gemäß war; und sie ist unser Trost, wenn uns gegenüber der Größe, den kolonisatorischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erfolgen anderer Völker Kleinmuth und Verzagtheit anwandeln will. Die vorbildliche Aufgabe, in der wir stehen, ist immerhin ein Völkerleben werth. Ob sie sich erfüllen wird in einer Fortsetzung des römischen Kaiserreiches deutscher Nation, in einem größeren Reich deutscher Nation mit oder ohne Kaiser, das, wie Gottfried Keller sich dachte, „auch freiere Staatsformen vertrüge" und das mit den anderen europäischen Nationalstaaten in „ewigem Bund" stünde, oder in der bisherigen Weise: im Fortbestehen unserer heutigen kleinen deutschen und welschen Staatswesen, denen sich aber ringsum ähnliche, so weit der demokratische und soziale Gedanke der Neuzeit reicht, anschließen und ihnen an der großen Kulturarbeit, die Europas Völker bei sich und in den neuen Erdtheilen zu erfüllen haben, im demokratischen und sozialen Sinn mitzuarbeiten ermöglichen würden? Oder ob wir an unserer Aufgabe als Volk zu Grunde gehen und in einen dieser Aufgabe ungünstigen größeren Staatsverband aufgehen werden? Wir fürchten einstweilen für unseren alten und verdienten Kulturstaat das Schicksal der Burenrepubliken nicht; insbesondere hegen wir vor dem nach ganz anderen Zielen ausblickenden deutschen Imperialismus für den Bestand unserer internationalen Republik viel weniger Besorgnisse, als sie gegenüber dem französischen Imperialismus am Platze gewesen wären, in dessen hinterlassenen Papieren bekanntlich schon eine französische Provinz Waadt zu finden war; ich theile daher auch nicht die nervöse Angst vor einer Zoll- oder Postunion mit dem Deutschen Reich, sofern sie unseren geistigen und geschäftlichen Verkehr fördert. Aber sollte wirklich einmal unsere Fahne der internationalen Demokratie vor den Feldzeichen der großen

nationalen Staaten erliegen und die deutsche Schweiz vorübergehend — nämlich bis zu dem sicheren Umschwung, der jeder nicht auf den Volkswillen gegründeten Gewalt ein Ende machen wird — eine „deutsche Provinz" in politischer Beziehung werden: sind denn die Provinzen immer die Abhängigen, die Unterworfenen gewesen? Ist nicht Hellas erst als makedonische und römische Provinz die Erzieherin der Welt geworden? Hat nicht die römische Provinz Judaea, die zur Zeit ihrer Selbständigkeit den Römern ein Spott gewesen war, nach ihrem Untergang geistig den Erdkreis erobert? Es giebt Märtyrer ihrer Ideen auch unter den Völkern und Staaten; Spanien hat dem Idol der Glaubenseinheit seine Weltherrschaft und seine nationale Bedeutung geopfert, Frankreich die große Revolution und die daher stammende Ueberschätzung der eigenen „großen" Nation mit langsamem Niedergang bezahlt. Wenn unserem Volke auch eine Leidenszeit beschieden sein sollte: es dürfte sich sagen, daß sie nicht verloren ist, daß der Same, den es in den Tagen seiner Selbständigkeit ausgestreut hat, früher oder später auf dem neuen, größeren Felde, über das der Sturm ihn hingeweht, seine Früchte tragen werde. Einstweilen aber wollen wir uns noch des sonnigen Tages freuen und ihn nutzen, als freie Provinz germanischen und romanischen Geisteslebens, aber mit den unveräußerlichen Reservatrechten der staatlichen Selbständigkeit und der immer fortschreitenden freiheitlichen Entwickelung.

Bern. Professor Dr. Ferdinand Vetter.

Der Bund der Landwirthe.

Seit gemeldet ward, der Freiherr von Wangenheim wolle sich aus der politischen Thätigkeit zurückziehen, beschäftigt sich die Presse wieder einmal sehr lebhaft mit dem Bunde der Landwirthe und seiner voraussichtlichen weiteren Entwickelung. Die dem Bunde fernstehenden Politiker wissen aber noch immer so wenig von unserer Organisation, daß mir eine kurze Aufklärung nöthig scheint.

Die Grundlagen der Organisation des Bundes bilden die in den Wahlkreisverbänden zusammengefaßten lokalen Gruppen. Diese Wahlkreisverbände umfaßt die unter einem gewählten Provinzialvorsitzenden stehende Provinzialabtheilung. Den preußischen Provinzialabtheilungen entsprechen in den nichtpreußischen Theilen des Reiches die Landesabtheilungen mit den an ihrer Spitze stehenden Landesvorsitzenden. Aus den sämmtlichen „Provinzial"- oder „Landes"-Vorsitzenden und je einem oder zwei außerdem aus jeder Provinz und jedem Landestheil besonders gewählten „Ausschußmitgliedern" bildet sich der „Gesammt-Ausschuß" des Bundes. Dieser zählt also ungefähr 70 aus allen

Theilen des Deutschen Reiches sich rekrutirende Mitglieder; er bildet das die jeweilige politische Tendenz des Bundes entscheidend bestimmende Gremium des Bundes. Dieser Gesammtausschuß tritt, je nach dem Erforderniß der politischen Lage, zwei- bis viermal jährlich in Berlin zusammen: in ihm ist der Groß-, Mittel- und Kleingrundbesitz durch direkte Abordnung aus allen einzelnen Besitzklassen zu gleichen Theilen vertreten. Der Gesammtausschuß wählt den vierzehngliedrigen Hauptvorstand und den die Geschäfte führenden „Engeren Vorstand", der aus den beiden Vorsitzenden und dem Direktor besteht. Die Vorsitzenden, jetzt Freiherr von Wangenheim und Dr. Rösicke, sind einander koordinirt und wechseln im Vorsitz des Engeren Vorstandes und in der Leitung der Hauptvorstands- und Ausschußsitzungen ab.

Die beiden Vorsitzenden und der Direktor, Dr. Diederich Hahn, haben je einen Stellvertreter. Kein den Bund verpflichtender Beschluß verwaltungtechnischer oder politisch-taktischer Art ist denkbar, der nicht durch das Zusammenwirken der drei Mitglieder des „Engeren Vorstandes" oder, bei ihrer Behinderung, ihrer Stellvertreter entstanden wäre; und wiederum kein nur irgend bedeutsamer politischer Beschluß dieses „Engeren Vorstandes", der nicht in der Richtung läge, die vorher im Gesammtausschuß für den konkreten Fall von der maßgebenden Meinung des Gesammtbundes empfohlen war.

Schon hieraus wird man erkennen, welchen Werth die Behauptung hat, das Ausscheiden des Freiherrn von Wangenheim erfolge wegen eines Gegensatzes zur Tendenz des Bundes oder anderer Bundesführer. Der Gesammtausschuß ist ja das Organ des Bundes, das die Tendenz ausschlaggebend bestimmt, wobei jedes Ausschußmitglied naturgemäß direkt aus dem politischen Leben des engeren Umgebungskreises seiner Heimath schöpft. Die letzte Ausschußsitzung hatten wir in den ersten Februartagen, kurz vor der Generalversammlung des Bundes; seitdem war also nicht einmal die formelle Möglichkeit gegeben, irgend einen etwa entstandenen Gegensatz zwischen den Tendenzen des Ausschusses und den Ansichten des Freiherrn von Wangenheim überhaupt erkennbar werden zu lassen. Für die damalige Uebereinstimmung der Ansichten dieses Führers und der Bundesglieder hat aber die Generalversammlung wohl öffentlich ein unzweideutiges Zeugniß abgelegt; und ich begehe keine Indiskretion, wenn ich sage, daß die vorangegangene Ausschußsitzung, wie stets, so insbesondere auch im Februar, genau das selbe Bild vollständiger Einmüthigkeit zwischen den Bundesführern und dem Ausschuß zeigte.

Man könnte nun die ganz konkreten Fragen stellen: Von welcher Art war diese zuletzt vom Gesammtausschuß einmüthig beschlossene und von der dreiköpfigen Bundesleitung bisher befolgte „Tendenz" des Bundes? Und läßt sich mit Fug annehmen, daß, gegenüber einer unveränderten Tendenz des Bundes, nur der Freiherr von Wangenheim persönlich anderer Ansicht geworden sei und deshalb ausscheide? Ich meine: die bisherige Tendenz des Bundes geht aus den Aeußerungen seiner offiziellen Presse und aus den öffentlichen politischen Handlungen seiner drei leitenden Vorstandsmitglieder ganz klar hervor. Diese Tendenz war darauf gerichtet: den Versuch zu machen, ob es möglich sei, auf dem Wege einer gütlichen Verständigung mit der Regirung die Ziele des Bundes zu erreichen. Das Scheitern dieses Versuches hätte dann die Erfahrunglehre gegeben:

daß der Weg der Verständigung eben ungangbar sei, daß man vielmehr, um das sachliche Ziel zu erreichen, einen anderen Weg gehen und es mit der rücksichtlosen politischen Machtentfaltung des deutschen Bauernstandes versuchen müsse. Der Beschluß, eine solche „Tendenz" des Bundes festzuhalten, konnte einstimmig gefaßt und dennoch konnten die Beweggründe bei den einzelnen Mitgliedern sowohl des Ausschusses als auch des Vorstandes durchaus verschieden sein.

Ich konstruire den Fall: der Freiherr von Wangenheim habe mit einem Theil des Ausschusses durchaus an einen günstigen Erfolg eines solchen Verständigungversuches geglaubt. Dann ergab sich für diese Politiker von selbst, daß dieser Versuch gemacht werden müsse. Der andere Vorsitzende, Dr. Rösicke, und ein anderer Theil des Ausschusses hätten dagegen an einem günstigen direkten Erfolg dieses Versuches von vorn herein gezweifelt. Trotzdem hätten auch diese Politiker allen Anlaß gehabt, dem Versuch zuzustimmen und ihn loyal mit durchzuführen, — schon, weil eben nur so der überzeugende Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansicht zu führen war. Erst dieser Beweis konnte später die Basis geben für die wiederum einmüthige Entscheidung des Bundes, ob nun der andere Weg eingeschlagen werden müsse.

Es giebt in der engeren oder weiteren Leitung des Bundes keinen Einzigen, für den es nicht ein Axiom wäre, daß jede Machtentfaltung, jede politische Wirkungmöglichkeit des Bundes überhaupt nur durch die vollkommene Einmüthigkeit gesichert werden kann. Deshalb darf niemals eine Majorisirung versucht, vielmehr müssen, auch wenn zunächst verschiedene Auffassungen vorliegen, stets überzeugende Gründe für die abweichende Meinung beigebracht werden. Das konnte im vorliegenden Fall entweder für die eine Seite auf positivem Wege geschehen: dadurch, daß der Verständigungversuch Erfolg hatte; oder für die andere Seite in negativer Form: dadurch, daß diese Taktik sich als ergebnißlos erwies. In beiden Fällen blieb die taktische Einmüthigkeit des ganzen Verbandes, wie im bisherigen Verhalten, so auch für das künftige Vorgehen gesichert.

Wenn also der Freiherr von Wangenheim jetzt zurücktreten will, so läge darin keineswegs der Ausdruck einer etwa entstandenen Gegensätzlichkeit seiner politischen Auffassung zu den Tendenzen der Bundesmehrheit, sondern man könnte daraus nur schließen, er habe sich selbst vollkommen überzeugt, daß auf dem Weg einer Verständigung mit der Regirung heute nichts zu erreichen ist. Er halte darum jetzt den anderen Weg für nothwendig, glaube aber vielleicht, daß er persönlich die hierfür erforderliche Kampfnatur nicht besitze.

In der Auffassung der Tagespresse nimmt man die Absicht des Rücktrittes als Beweis einer Gegensätzlichkeit in den Tendenzen. In Wahrheit beweist sie nur, daß über die Aussichtlosigkeit jedes Verständigungversuches jetzt wieder volle Uebereinstimmung im Bunde herrscht und daß daher die Beschreitung des anderen Weges auf allen Seiten für erforderlich erachtet wird.

Daß ein ehrlicher politischer Charakter, der nach zahlreichen Zusicherungen an den Erfolg seiner Verständigungversuche glauben durfte, sich nun persönlich angewidert fühlt, ist leicht zu begreifen. Trotzdem werden die Bundesmitglieder im Lande die Hoffnung noch lange nicht aufgeben, der Freiherr von Wangenheim werde die Konsequenz seiner geänderten Beurtheilung der politischen Lage nicht durch seinen Rücktritt, sondern nur dadurch ziehen, daß er sich seiner starken

und tapferen Kampfnatur wieder erinnert, die zur Zeit der Gründung des Bundes, im Januar 1893, in seinem berühmten Aufruf so wirksam hervortrat.

Nach einer Zeitungnachricht soll der Freiherr von Wangenheim die bei seiner jetzigen politischen Thätigkeit unvermeidliche Vernachlässigung seiner wirthschaftlichen Interessen besonders betont haben. Das könne, wurde in der liberalen Presse gesagt, doch nicht mitsprechen, denn die Bundesvorsitzenden würden ja „glänzend honorirt". Dieser boshafte Unsinn wird nicht zum ersten Mal aufgetischt; deshalb sei hier die Thatsache festgestellt, daß die beiden Vorsitzenden des Bundes ehrenamtlich fungiren und daß die dadurch für sie bedingten wirthschaftlichen Opfer in der That sehr ins Gewicht fallen. Dabei denke ich nicht nur an die durch den fast ununterbrochenen Aufenthalt in Berlin entstehenden direkten Unkosten, die durch ein angemessenes Pauschale nicht gedeckt werden, sondern auch an die mit der Entfernung von der heimischen Wirthschaft zusammenhängenden wesentlich erhöhten Kosten der Gutsverwaltung und an die trotzdem nicht vermeidbaren Einbußen in der Wirthschaft. Daß der Freiherr von Wangenheim nicht geneigt und nicht in der Lage ist, diese Opfer dauernd zu bringen, hat er auch früher schon wiederholt betont. Begreiflich wäre, wenn nun diese wirthschaftlichen Erwägungen um so stärker wirkten, je mehr sich herausstellte, daß der ihm persönlich vielleicht sympathischere Weg einer Verständigung erfolglos bleiben werde. Sollte er, gegen den Wunsch der Bundesmitglieder, wirklich aus seinem Amt scheiden, dann könnte der für ihn zu wählende Vorsitzende im Verein mit den ihm beigesellten Bundesführern gar keine andere „Tendenz verfolgen", als Herr von Wangenheim selbst sie künftig verfolgen würde, wenn er bliebe. Diese Gewißheit ist in der Bundesorganisation begründet. Die nothwendige Konsequenz aus der heute für Jeden erkennbaren politischen Lage ist eben: daß, statt der bisher einheitlich im Bunde versuchten Verständigungtaktik, künftig eben so einheitlich der andere Weg beschritten werden wird.

Edmund Klapper.

Selbstanzeigen.

Einiges über das vornehme England. Karl Haushalter, München.

In Deutschland kennt man die jenseits des Kanals wohnenden Vettern nur wenig; denn trotz den Schnelldampferlinien mit anschließenden bequemen D-Zügen und trotz ermäßigtem Fahrtarif gehen von den Deutschen doch meist nur Die nach England, die der Beruf oder das Geschäft dazu zwingt. Und wer als Tourist das Land bereist, sieht die Städte, das Publikum, die Landschaften, aber er sieht nichts vom Engländer selbst, namentlich nicht vom vornehmen Engländer, wie er zu Hause lebt, arbeitet, sein Leben genießt, noch, welche Umgebung ihm behagt; er sieht nicht den Lord mit seinen zahmen und unge-

zähmten Passionen, nicht die Lady in ihrer vielseitigen Thätigkeit, nicht die Kinder beim Lernen und beim Spiel. Zwar trifft man in Deutschland viele ansässige Engländer und Schwärme englischer Touristen; aber die Einen werden bald international; und von den Anderen auf Altengland schließen zu wollen, wäre ein Unrecht, gegen das alle gebildeten Engländer sich verwahren würden. Ein Erzbischof erzählte mir vor Jahren, auf dem Kontinent sei ihm bei der Table d'hote in einem Hotel ersten Ranges ein ihm gegenüber sitzender Herr aufgefallen, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam. Nach britischer Art grüßt der Vornehmere zuerst; und da His Grace the Lord Primate nicht grüßte, eben weil er sein Gegenüber nicht hinzubringen wußte, so verhielt sich auch das vis-à-vis natürlich passiv. Nach aufgehobener Tafel erbat sich der Erzbischof Auskunft vom Oberkellner. „Captain Smith aus London", war die Antwort. Smith aus London entspricht etwa unserem Müller oder Schulze aus Berlin; jeder Engländer, der inkognito reist, bedient sich beim Einschreiben ins Fremdenbuch gern dieses Pseudonyms. Aber Captain Smith ist weniger unpersönlich und deutet nicht auf den Wunsch, unerkannt zu bleiben. Der Erzbischof dachte an alle ihm bekannten Offiziere, aber er entsann sich keines dieses Namens. Plötzlich ging ihm ein Licht auf: Das war ja sein langjähriger Freund, Smith of New Bond Street, sein klerikaler Schuhmacher, der all seine Fußdefekte so sorgsam berücksichtigte und ihm die Schnallenschuhe bequemer und besser machte als irgend einer in ganz Großbritanien und Irland. Und Captain Smith? Richtig: alle londoner Handwerker sind ja in der Bürgerwehr und berechtigt, an Sonnabenden nachmittags eine Uniform zu tragen und im Hyde-Park Soldaten zu spielen, berechtigt, je nach Tüchtigkeit, Hauptmann, Major und so weiter zu werden. Mr. Smith hatte sich daher durchaus richtig legitimirt, und wenn er den schönen Hauptmannstitel dem eines Schusters vorzog, so war Das zu begreifen, namentlich auf einer Ferienreise, wo man Ahle und Leisten gern vergißt ... Das ist ein winziger Zug aus englischem Leben. Ich hoffe, der Leser findet in meinem Buch andere, die ihn den Briten besser erkennen lehren, als er ihn bisher kannte.

*

Wundts Philosophie und Psychologie. In ihren Grundlehren dargestellt. Leipzig, J. A. Barth, 1902. Mark 3,20.

Für Alle, die nicht in die Lage kommen, die zahlreichen Schriften Wundts selbst zu studiren, aber doch ein Gesammtbild von dem Schaffen und Denken des berühmten Philosophen gewinnen möchten, und als Vorbereitung und Erleichterung für die Lecture der Werke Wundts ist meine Darstellung hauptsächlich bestimmt. Ich hoffe auch, so manche Mißverständnisse, denen die Philosophie Wundts begegnet ist, beseitigt zu haben. Meinen eigenen Standpunkt, der dem Wundts an mancher Stelle nahkommt, habe ich kürzlich in der Schrift „Nietzsches Erkenntnißtheorie und Metaphysik" (Leipzig, H. Haacke, 1902) gezeigt.

Wien. Dr. Rudolf Eisler.

*

Deutsche Alpenzeitung. Illustrirte Halbmonatschrift. München. Verlag Gustav Lammers. Preis des sechs Hefte umfassenden Vierteljahres 3 Mark.

Die „Deutsche Alpenzeitung" hat vor nicht gar langer Zeit erst ihr zweites

Lebensjahr begonnen und heute schon ist sie das größte alpine Fachblatt in deutscher Sprache. Sie beschränkt sich nicht auf die innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches gelegenen Hoch- und Mittelgebirge, sondern wird aus den Gebirgen der ganzen Welt Aufsätze bringen. Darstellungen von Fels- und Eistouren, Schilderungen hochalpiner Spazirgänge wechseln ab mit Beschreibungen lohnender Thalwanderungen. Nachrichten über Hochtouristik, Verkehrs- und Unterkunftwesen fehlen natürlich nicht. Die zahlreichen Kunstblätter, theils Originalzeichnungen, theils Leistungen eigener Photographen, bringen den Charakter der Gebirgslandschaft zum Ausdruck.

München. Gustav Lammers.

Bewegung. Grundlage einer Weltanschauung. Dresden, Lingner. 2 Mk.

In diesem Büchlein ziehe ich eine letzte logische Konsequenz und spreche den Gedanken aus, auf den die ganze Entwickelung unserer modernen Welterforschung in Empirie und Dialektik hinzielt. Dieser Gedanke wird für Viele zunächst etwas Fremdes haben und Widerspruch hervorrufen, da es sich um die Verlegung des Schwerpunktes unserer gesammten Wirklichkeit-Vorstellungspäre handelt, wodurch sogar der Begriff der „Kraft" zu einem Realitätwerth zweiten Grades herabsinkt. Ich bringe die neue Lehre mit Absicht vorläufig nur in ganz knapper, skizzenhafter Darstellung, manchmal mit bewußter Vermeidung der philosophischen Zunftterminologie. Um Mißdeutungen vorzubeugen, will ich erwähnen, daß ich in den erkenntnißpsychologischen Abschnitten zum Theil den Spuren Nietzsches gefolgt bin, zum Beispiel da, wo ich dessen Lehre von den „Grundirrthümern" verwerthe. Im Buch selbst habe ichs nicht erwähnt, da Nietzsches Theorie von den „Grundirrthümern" in letzter Instanz selbst nur eine psychologische Umdeutung und Verbesserung der Erkenntnißtheorie Kants ist, der uralten Philosophendoktrin von „Schein" und „Wirklichkeit". Den Kern meines Buches wird man in meiner neuen Wirklichkeit-Theorie zu finden haben.

Dresden. Dr. Max Zerbst.

Madame Bovary. Roman von Gustave Flaubert. Deutsch von Josef Ettlinger. Zweite Auflage. E. Pierson, Dresden 1902.

Zehn Jahre sind verstrichen, seit diese deutsche Ausgabe zum ersten Mal erschien. Leider stand ihre Herstellung damals unter ungünstigen äußeren Zeichen: der Druck wurde lange vor dem Abschluß des Manuskriptes begonnen und sein rasches Fortschreiten nöthigte den Uebersetzer zu übereilter Arbeit. Litt darunter vielleicht auch nicht die Lesbarkeit des Textes, so doch die Treue am Wortlaut des Originals. Mit einigen tausend Aenderungen geht nun die Uebersetzung zum zweiten Male hinaus. Sie soll einem Werk Verbreitung schaffen, das in der Weltliteratur durch seine historische Bedeutung für die Entwickelung des modernen Romans und durch seinen lebendigen Kunstgehalt sich immer eine einzigartige Stellung bewahren wird. Dr. Josef Ettlinger.

Der neue Leviathan.

Ich war in einsamer Gegend hinausgepilgert über Land und ging ahnunglos auf der Straße hügelauf, hügelab, nicht weit von einem Eisenbahndamm, dessen Schienenstränge in der Ferne zusammenzulaufen schienen. Die Sonne stand glänzend am Himmel; eine weiche Frühlingsluft wehte, die Apfelblüthe lächelte weithin ins Land hinein in lieblichem Rosaschimmer und weißem Blättergekräusel, auf den Wiesen regten über dem Grase schon viele Blumen ihre Kelche und Körbchen und Glocken und über den grünwogenden Saatfeldern weilte hoch oben am Himmel die zwitschernde Lerche. Wonnige Empfindungen zogen mich sanft auf dem Wiesenraine hin; drüben von den junggrünenden Buchenwäldern mit ihren Hainen und blumigen Lichtungen kam ein Hauch herüber, als wäre es der Duft aus dem Paradiese selbst. Ja, ich wagte nicht, zu nahe nach dem Rand des Buchengrüns hinüber zu gehen, in einer stillen Frühlingsscheu, ich könnte da wirklich in ein Paradies hineingerathen, mich darinnen verlieren und in süßer, wonniger Verirrung mich niemals wieder herausfinden.

In solcher Stimmung ging ich meines Weges durch die mir wohlbekannte Umgebung, als ich auf einmal mit einem leisen Grausen etwas mir ganz Ungewohntes gewahrte. Die Gegend hat viele hügelartige Landschiebungen, über denen die Saaten hinzuschwimmen scheinen, und zwischen zwei solchen Hügeln ist eine Stelle, wo der Eisenbahndamm sich etwas windet. Sie war mir aus manchen anderen Anzeichen wohlbekannt, mich aber faßte ein sonderbares Gefühl, als ich hier zwischen den Hügeln einen dritten größeren Hügel lang hingelagert zu sehen glaubte, der auf seinem Rücken gezackt wie ein Gebirgskamm war, so daß man den Bahndamm nicht weiter verfolgen konnte, den ich doch früher von meiner Hügelhöhe, auf der ich stand, weithin in eine lachende See-Ebene fortlaufen sah. Nun glaubte ich, zu träumen oder verzaubert zu sein. Der grüne, felszackige Hügelrücken schien lang über dem Eisenbahndamm sich hingelagert zu haben. Da aber, wo der Bahndamm endete, schien in dem Hügelrücken eine gothisch zugespitzte Tunnelöffnung sich aufzureißen, in die also jetzt zweifellos die Eisenbahnzüge hineinrasen mußten. Ich konnte bei der Entfernung, in der ich stand, nicht Alles deutlich um diese Tunnelöffnung erkennen, aber es war mir, als stünde an ihrem Eingang eine Reihe weißer, zugespitzter Pallisaden von beträchtlicher Höhe. Ich gestehe, daß ich von einem heimlichen Grausen erfaßt wurde.

Da hörte ich auf einmal von der Ferne her das rauschende Getöse und Heranrollen eines Eisenbahnzuges. Ich sah auf dem Damm, bei der Entfernung in verkleinertem Maßstabe, die dampfende Maschine herankeuchen und die schnurrende Reihe der Wagen hinter ihr her kommen. Mehrere Personen des Schnellzuges beugten sich zu den Fenstern heraus, auch eine leere Weinflasche und ein zusammengeballtes Papier kamen zu einem Fenster herausgeflogen. Ich sah im Näherkommen die wuchtenden Eisenkolben der Maschine ihre großen Räder im Kreise herumwerfen, den ganzen Zug aber mit rasender Eile auf den Tunnel losfahren, in dem er binnen zwei Minuten verschwinden mußte. Nun glaubte ich, etwas Entsetzliches zu bemerken. Es war mir, als sei die Tunnelöffnung plötzlich weiter aufgerissen und als sähe ich aus ihrer Dunkelheit neue weiße Pallisaden und lange weiße Steinbänke von mächtiger Höhe aufblitzen. Unmöglich, daß

der Zug hier weiter fahren konnte! Eben wollte ich mit lebhaften Rufen und Geberden den Zugführer warnen, als er selbst vor dem neuen Tunnel Sorge zu empfinden schien. Er bremste, die Maschine entließ einen himmelansteigenden weißen Qualm unter ihren Rädern, eine zischende Dampfwolke entfuhr schwarz dem Schlot und hüllte Alles ein und gellendes Pfeifen entfuhr wie schreiend und wieder ruckweise absetzend der Lokomotive. Ich sah, wie Wagenthüren und Fenster im Zuge aufgerissen wurden und Personen ängstlich nach der Maschine spähten, während Andere sich anschickten, aus den Wagen zu springen. Und dann hörte ich nur noch Etwas wie einen langen Schrei von vielen Menschen, der doch nur wie der verhallende Schrei eines Einzigen klang.

Das Alles war nur das Werk von Sekunden; der Zug hatte zu spät gebremst: er sauste noch die Strecke weiter auf den Tunnel zu. Und in diesem Augenblick war es, als käme in rasender Eile der Tunnel selbst sammt seinen Pallisaden auf den Zug losgefahren. Eine Riesendampfwolke, wie von einer Feuersbrunst, kam aus dem Tunnel herausgefahren, hüllte die ganze Gegend ein und verbarg meinem Auge für eine Weile Alles, was unten vorging.

Dann aber, als ich, ohne mich von der Stelle rühren zu können, einige Zeit hinuntergestarrt hatte, blies die leichte Frühlingsluft den Rauch auseinander, der seitwärts die Hügelhöhe hinanzog. Ueber mir schmetterte die Lerche übermüthig in der blauen Luft, von den Buchenwaldungen kam wieder der paradiesische Hauch herüber und der Duft von blühenden Ahorndolden hauchte mich an. Unten aber schien der Tunnel verschwunden und der Hügel eine andere, mehr zugespitzte Form angenommen zu haben.

Und jetzt erst, wo sich meine Augen an den Anblick des ungewohnten Bergzuges mit dem zackigen Rücken einer verkleinerten Alpenkette angepaßt hatten, sah ich, daß der untere Theil des vorderen Hügels sich unablässig bewegte, hin und wieder schwankte und in dieser Bewegung völlig dem Unterkiefer eines malmenden Nilpferdes glich. Das hügelige Gebilde schwebte nur wenig in der Luft über dem Eisenbahndamm und zeigte eine Seitenspalte, die ich auf etwa einen viertel bis einen halben Kilometer Länge schätzte. Und in der malmenden Hin- und Herbewegung sah ich, daß fortwährend zerquetschte Eisenräder, die zerfetzten Theile von Dampfkesseln, der zusammengekaute Schlot der Maschine aus dem Maulspalt des Ungeheuers herausschleimten und wie Knochenstückchen beim Kauen eines Hundes auf den Bahndamm hinunterfielen.

Ich konnte nicht mehr zweifeln. Der grüne Rücken des langen Berges mit den Felszacken darauf war nichts Anderes als der Rücken eines krokodilartigen Ungeheuers, das auf seinem Rücken einen Kamm trug wie ein vorweltlicher Tazzelwurm. Wie in einer plötzlichen Vision formte sich jetzt vor meinen Auge das ganze ungeheure Gebilde zu einer bestimmten Gestalt. Auf etwa einen halben Kilometer Entfernung, den allein der kurz über der Erde schwebende Kopf darstellte, sah ich die Verjüngung und Verdickung eines kurzen Halses, an den sich der Körper mit einem langen Schwanz anschloß, der mehrere Kilometer in die Landschaft hinein dalag wie ein langes Gebirge, nicht höher als die Hügel der Landschaft selbst. Hinter dem Kopfe aber konnte ich noch ganz deutlich ein regelmäßig gestaltetes Riesengebilde erkennen, das an der Seite vom Hügel wie ein mächtiger Erdsturz hinablief und dann weithin im Wiesenlande mit einer

grünlichen Decke den Boden verbarg. Es gestaltete sich bald zu der Form einer Art von Eidechsenbein. Die grüne Decke aber waren die riesigen Schwimmhäute zwischen den Krallen, die den Umfang der stärksten Eichen weit übertrafen.

Ich war wie gelähmt, denn ich konnte mich immer noch nicht an den Anblick gewöhnen. Der ganze Rücken des Thieres glich einem Schuppenpanzer, der mit riesigen Felsplatten belegt war, Felsplatten in großen Schuppenformen, die aber nicht von Stein, sondern von Metall schienen; bei näherer Betrachtung wars Metall, das sich mit natürlichem Grünspahn überzogen hatte. In den Ritzen zwischen den Schuppen schienen Haare zu wachsen, sie glichen aber durchaus kleinen Waldbeständen und Thalwiesen, die mit Buschwerk ausgefüllt sind. Der Zackenkamm auf dem Rücken mußte auch aus Granit oder einem noch härteren Gestein bestehen. Da das Ganze ziemlich regunglos und platt auf der Landschaft lag, so war es dem Auge außerordentlich schwer, es von der Landschaft selbst zu unterscheiden. Da aber, wo der Tunnel gewesen war, mußte ich ein thierisches Wesen vor mir haben; denn das Malmen und Knacken des Unterkiefers dauerte fort. Manchmal, wenn ein ganzer Eisenbahnwagen zwischen die Pallisaden und Steinbänke gerieth, für die ich die Zähne gehalten hatte, gab es ein schußartiges Getöse, wie wenn Einer eine Nuß zerknackt. Dabei sah ich an den Lefzen aus den Maulwinkeln einen Blutbach herunterlaufen, was ganz aussah wie ein Waldbach, der zwischen grünen Büschen über Felsen zu Thal geht; nur war dieser Bach roth. So kaute es, wie eine Kuh mit dem Kiefer mumpelnd, allmählich den ganzen Eisenbahnzug durch, daß die Wagenplanken ihm aus den Lefzen fielen, die Sitzpolster der Wagen zerrissen und zerkaut, blutig und schleimig im Felde zerstreut lagen. Von den Menschen des Zuges selbst war kaum Etwas zu sehen; höchstens fiel ab und zu in den Kauresten ein zerfledertes Damenkorsett, ein zerquetschter Schuh mit Strumpfresten daran oder ein Ballen blonder langer Kopfhaare und Mädchenzöpfe zwischen den Zähnen heraus. Ich merkte aber, daß durchaus nicht alles Holz und Eisen des Zuges wieder herausgegeben wurde, sondern daß große Massen dieser zerkauten Stoffe in das Innere des Thierleibes gelangen mußten. Das war an den Schlingbewegungen des kurzen Halses zu erkennen.

Da kam es wie eine Traum-Ahnung über mich und ich sagte mir: „Das ist der neue Leviathan, der Kulturleviathan, der ganze Eisenbahnzüge frißt, an den Eisenbahndämmen ihnen auflauert, sie im Fahren wegschnappt und noch unsägliches Unheil über die Menschen und ihre gesammte Kultur bringen wird. Wie soll man sich retten?“

Das landschaftliche Ungethüm kaute und malmte wohl noch über eine Stunde fort, ohne daß ich mich zu regen wagte, in der Angst, ich könnte selbst ein Opfer des Zermalmers werden. Nach dieser Zeit aber schien es schlafmüde zu werden; ich sah, daß der Kopftheil regunglos ward und allmählich auf die Erde niedersank, wodurch er wieder einem grünen Hügel glich. Hierbei entdeckte ich zum ersten Mal die Augen des Ungethüms. Sie saßen wie bei Eidechsen und Krokodilen und sahen von Weitem aus wie zwei Teiche, die auf der Hügelhöhe glänzen und von Schilf umgeben sind; es waren wohl die Augenwimpern. Eigentliche Augenlider aber vermißte ich; so lange das Thier fraß, glänzten die Teiche in einem schimmernden Blauweiß, in dessen Mitte die Pupille sich in

einem tief braunen Abgrund zu verlieren schien. Als es jetzt aber zu schlafen begann, trübte sich der ganze Teichspiegel in ein erschreckendes Grau, so daß es aussah wie das Riesenauge eines staarblinden Pferdes, das tot in die Landschaft hinausstarrte und eine Bannwirkung ausübte, wenn man hinsah.

Mit Mühe vermochte ich meine Augen von diesen Teichaugen wegzuwenden und eilte nun, da ich mich sicher glaubte, auf der Straße zur nächsten Station zurück, von wo mich ein Eisenbahnzug zur großen Hauptstadt des Landes brachte. Ich hielt es für meine Pflicht, Jedermann von dem nahenden Unheil zu unterrichten, sofort alle Behörden zu alarmiren und darauf zu dringen, daß schleunigst Schutzmaßregeln zur Abwehr getroffen würden. Ich gerieth in nicht geringe Aufregung, als schon auf der Eisenbahnstation, die doch höchstens eine Stunde von dem neuen Hügelberge entfernt war, Niemand an meine Erzählung glauben wollte. Einige meinten, ich sei ein Spaßvogel; je weiter ich nach der Stadt kam, um so ungläubiger wurde man. Als ich auf dem Vorortbahnhof abstieg und sofort zu dem Bahnhofsvorstand lief mit den Worten: „Mein Herr, ergreifen Sie alle Sicherheitmaßregeln, der Kulturwurm kommt!", merkte ich, daß dieser Mann mich für verrückt hielt. Ich begann nun, auf den Asphaltstraßen hinzulaufen und zu schreien: „Rette sich, wer kann! Der neue Leviathan ist in Sicht! Er kann jede Stunde kommen!"

Die Leute sahen einander erstaunt an. Einzelne folgten mir und Viele wollten wissen, was der Kulturwurm sei. Als ich aber eine Beschreibung der neuen ungeheuerlichen Erscheinung gab, sah ich doch, daß Niemand mir glauben wollte. Ich lief endlich ins rothe Polizeigebäude, um beim Präsidenten auf sofortige Abwehrmittel zu dringen und Konsignirung aller Truppen der Stadt zu veranlassen, aber man nahm meine Aussage nicht einmal an. Ich mußte froh sein, daß ich abends noch auf freiem Fuße in meine Wohnung kam, wo ich mich schließlich fragen mußte, ob ich geträumt habe oder wahnsinnig geworden sei.

Am anderen Tage aber, als ich aus einem tiefen Schlaf, der bis nach zehn Uhr gedauert hatte, erwachte, wurde mir von meinen entsetzten Hausgenossen gesagt, es sei eine ungeheure Aufregung in der Stadt. In den nördlichen Fabrikvierteln seien ganze Straßen eingestürzt und Etwas wie ein bewegliches Gebirge habe sich in die Stadt hereingeschoben, über dessen Natur man völlig im Unklaren sei, da es wohl fünf bis sechs Kilometer lang sein müsse, wobei man gar nicht wisse, was es bedeute. Ich rief sofort aus: „Der Kulturwurm! Es ist der Kulturwurm! Und Niemand wollte mir glauben!"

Ich machte mich sofort auf den Weg, um das Thier zu sehen, vielleicht seine Eigenart zu studiren und herauszufinden, wie man es töten, unschädlich machen könne. Denn da ich zweifellos es zuerst gesehen, zuerst seine Lebensgewohnheiten beobachtet und mir ein Bild der ganzen Erscheinung gemacht hatte, fühlte ich mich berufen, auch die schwache Seite des Wesens herauszufinden. Als ich nach dem nördlichen Stadttheil kam, sah ich erst wie in einem Traum den ganzen Umfang des Schreckens, den das Unthier anrichtete. Was sind Wolkenbrüche, die Keller und Kellerwölbungen überschwemmen, was sind Blitzschläge und Stadtbrände, ja, was sind Erdbeben gegen das furchtbare Wüthen dieses Kulturwurmes! Er war auf der breitesten Straße der Nordvorstadt hereingekrochen, aber diese Straße war nicht breit genug für seinen Leib und seine

Tatzen mit den weiten Schwimmhäuten gewesen. Er hatte rechts und links sämmtliche Häuser bei Seite gedrückt und einfach weggeschoben und verdrängt; die Schwimmhäute seiner Vordertatzen stülpten sich zeltartig über die Giebel und Essen vierstöckiger Häuser weg, die beim Vorrücken des Leibes oder bei einem Druck der Tatzen auch dem sicheren Zusammensturz ausgesetzt waren. Weithin waren in langen Reihen, wo früher Häuser gestanden hatten, die Trümmer der Gebäude, denn auch die Parallelstraßen waren weggedrängt, in einen wüsten Schutthaufen verwandelt, aus dem überall die Flammen aufschlugen und unter dem einige tausend Menschen begraben sein mochten. Die höchsten Fabrikessen waren in einander gestürzt, aus den Fabrikräumen schlugen ungeheure Flammensäulen auf, während aus den Straßenschutthaufen einzelne Menschen sich herauswühlten, Viele auch zu retten versuchten in dem Chaos von Mauertrümmern, Dachbalken, zerschlagenen Möbeln. Ein Aufschei des Entsetzens folgte jetzt, als die linke Vordertatze, die auf dem Dache der nächsten Kirche lag und durch deren Schwimmhäute sich ein Blitzableiter durchgespießt hatte wie eine Stecknadel, mit einem Druck das ganze Kirchenhaus zerquetschte und den hohen Kirchthurm zum Einsturz brachte, daß er unter Donnergetöse in einem Wirbel von Staub zusammenfiel. Zugleich hatte die andere Tatze das vierstöckige Haus, aus dem die Einwohner sich nicht schnell genug zu retten vermocht hatten, in einen qualmenden Schutthaufen verwandelt, aus dem man nur noch unterdrücktes Schreien vernahm. Dabei bewegte sich der Kopf des Thieres wie der Kopf einer Riesenschildkröte wie suchend über den Dächern der Stadt auf einen halben Kilometer weit in der Luft umher und nach meinen Erfahrungen mußte dieser Kopf eine Witterung von den Bahnhöfen und anderen eisenhaltigen Bauten haben. Auf einmal aber schob die rechte Tatze mit ihren weiten Schwimmhäuten wieder eine lange Häuserreihe um, der ganze Leib wendete sich und man sah draußen hinter der Stadt das Zackengebirge diese Wendung mitmachen, wobei der Schwanz ganze Baumalleen mit Häusern und Vergnügungsgärten mit einem kurzen Schlage umknickte und die Bäume und Haustrümmer sammt den Menschen weithin über die Felder schleuderte. Der Kopf aber fuhr nach dieser Wendung über die Dächer einer der größten Maschinenfabriken hin, wobei sich der Rachen wieder in gothischer Tunnelform öffnete. Der Kulturwurm begann sich jetzt über die Maschinenfabrik herzumachen. Er strich nur mit einer Tatze über den ganzen Flächenraum der Fabrikanlagen hin, wobei er die Dächer von den Häusern streifte, mehrere Fabrikessen umwarf und nun begann, die fertig dastehenden Lokomotiven einzuschlingen und in seinen Zähnen einzuknacken, die Dampfhämmer aufzuschnappen, wie ein Karpfen Semmeln schnappt, Eisenplatten einzuschlucken und zu zermalmen. Was irgend von Eisen oder Kupfer war, große Schwungräder der Triebwerke, die noch im Umschwung begriffen waren und Transmissionen bewegten, wurde mit einem gierigen Zuschnappen eingefressen. Zuletzt gerieth der Wurm über die riesigen Schmelzöfen mit den großen Becken, in denen weißglühend das geschmolzene Eisen in einem glühflüssigen Zustande wogt, daß ein Arbeiter, der da hineinstürzt, binnen zwei Minuten spurlos verkohlt und verschwunden ist wie ein Leichnam im Feuerbestattungofen und daß nur schlechte Blasen von den verzehrten Fremdstoffen im Eisenguß bleiben. Ueber diese flüssige Eisenmasse sahen wir in ungeheurer Spannung das Maul des Kultur-

wurms hin und her wittern, bis er auf einmal die ganze Masse ausschlürfte wie eine Auster und die weißglühende Materie, wie ein Hund einen Teller Wasser aufleckt, buchstäblich auftrank und aufschlürfte, wobei man ein unheimliches Rauschen und Schlampfen auf weite Entfernung hörte. Ich sagte mir sofort, daß unter diesen Umständen mit den uns gegebenen Kulturmitteln an die Tötung des Ungeheuers nicht zu denken sei, wie ich auch sogleich vermuthete, daß es im tiefsten Erdinnern gelebt haben müsse, um sich da durch Anpassung und natürliche Zuchtwahl zu einer Ernährungweise zu bilden, die an die feuerflüssigen Massen des Erdinnern, die geschmolzenen Erze als täglichen Trunk gewöhnt war. Der ganze eidechsenartige Aufbau des Riesengebildes, die Panzerplatten seines Rückens waren augenscheinlich organische Umbildungen und Verarbeitungen der Erznahrung, die es in den Tiefen des Erdinnern zu sich genommen hatte.

Meine Mitbürger aber hatte bei diesem Anblick eine plötzliche Panik ergriffen. Man flüchtete in großen Massen in die entfernteren Straßen hinein, um lieber nichts von diesem Wurm zu sehen. Nicht wenig staunte ich, als ich auf den Straßen mehrere Infanterie-Regimenter anrücken sah. Man sagte mir, daß alle Eisenbahnstrecken des Reiches mit Militärzügen besetzt seien, die man gleich nach dem ersten Erscheinen des Ungeheuers in der Nordvorstadt telegraphisch herbeigerufen hatte. Die höchsten Personen waren schon früh auf der Unglücksstätte erschienen; und angesichts der Riesengefahr, die für Alle drohte, hatte man in der Eile beschlossen, die ganze Armee zu mobilisiren. Der General-Feldmarschall, der in China so herrlichen Lorber geerntet, hundert Millionen Chinesen besiegt und getötet und dadurch die Anderen zum Anschluß an die europäische Kultur genöthigt hatte, war erschienen. Man sagte, daß seit seiner Wirksamkeit in China Alles dort von Fabriken, Eisenbahnen, elektrischen Anlagen wimmele und die Chinesen durch ihre industrielle Emsigkeit Europa überflügelt hätten. Ich sagte mir, daß das Erscheinen des Wurmes mit diesem Aufschwung der industriellen Welt irgendwie zusammenhängen müsse. Chinesen, Amerikaner und Europäer hatten, wie ich vermuthe, so viel Eisen aus der Erde an die Oberfläche geschafft, daß im Innern der Erde diese und andere Metalle selten geworden waren und der Erdwurm einfach aus Nahrungmangel an die Oberfläche zu kommen genöthigt war. Sehr beängstigt aber war ich, als ich sah, wie der Feldmarschall eine Menge der schwersten Kruppgeschütze auffahren ließ. Die Armee war so vorzüglich organisirt, daß die auf Eisenbahnen und aus den Kasernen ankommenden Truppenzüge aus Entfernungen von drei bis vier Stunden Schnellzugsfahrt schon in der Mittagszeit eintrafen. Während der Wurm, nachdem er sich ersättigt hatte, in einen Verdauungschlaf fiel (was man wieder an der Staarblindheit seines Auges erkannte), war allmählich eine ganze Arme um die von ihm verwüstete Stadtfläche aufgestellt und auf erhöhten Stellen in kilometerweiten Entfernungen waren überall Batterien aufgefahren, freilich so weit entfernt, daß sie stets flüchten konnten, da der Wurm nicht schnell von Bewegungen war.

Trotzdem ich nun die Gelegenheit suchte, dem Feldmarschall klar zu machen, daß ein strategischer Angriff nach meinen Erfahrungen das Uebel nur verschlimmern werde, wurde doch am Nachmittag der allgemeine Angriff beschlossen. Auf ein gegebenes Signal prasselte rings aus der Umgegend von Straßen, Plätzen, umliegenden Anhöhen her ein Infanteriefeuer los, an dem mindestens hunderttausend

Mann betheiligt waren. Bei dem rauchschwachen Pulver konnte man deutlich die Kugeln in den Panzer des Wurms eindringen sehen, sehr viele sprangen aber auch ab, flogen zurück, prallten zur Seite weg, verwundeten und töteten viele von den Schützen selbst. Da das Infanteriefeuer aber nicht einmal die Wirkung hatte, daß das Thier erwachte, so mußte man es bald aufgeben.

Jetzt aber begann, zum Theil aus stundenweiten Entfernungen, eine Riesenkanonade, die aus der Nähe durch die schwersten Riesengeschütze unterstützt wurde. Granaten und Shrapnels, Kanonenkugeln, Geschosse, die die schwersten Panzerplatten durchbohrten, kamen über den Zackenkamm des niederen Bergzuges geflogen, den das Thier darstellte. In den Lüften zerplatzten die Granaten, ein Riesenungewitter schien sich zu entladen, hunderte von Geschossen schlugen in den Rücken des Thieres ein. Man hatte geglaubt, wenn es gelänge, die Augen zu treffen, würde man vielleicht das Gehirn erreichen können. Eine Reihe von Artilleristen und Ingenieuren hatten genau den Schuß berechnet. Und in der That: man sah, wie mehrere Geschosse mitten auf den Spiegelteich des Auges aufschlugen. Aber nichts drang ein. Nur ergoß sich plötzlich wie ein riesiger Wasserfall über die kleine Seefläche des Auges eine Flüssigkeit, die in Form einer Thräne aus dem Augenwinkel abrann. Und plötzlich war die Staarblindheit verschwunden, die Seeaugenflächen leuchteten von innen in blitzendem Blau und Braun auf —: das Thier war erwacht.

Un nun geschah das Entsetzliche, was ich gefürchtet hatte. Der Wurm erhob seinen Kopf und ließ ihn von Neuem in den Lüften wie einen Schildkrötenkopf kreisen. Dabei riß er den Riesenrachen weit auf und schnappte aus der Luft, als wäre es Konfekt, die Granaten weg, ließ sich die Shrapnels und Panzerbrecher in den Rachen fliegen und schluckte Alles hinunter wie ein Walfisch kleine Fische. Eine Weile verhütete dieses Aufschnappen der Granaten das Schlimmste; man merkte: wenn sie im Rachen des Ungethüms platzten, so bedeutete Das für den Panzergaumen des Ungeheuers nicht mehr als das Zerbeißen eines Kirschkerns. Plötzlich aber schien es eine Witterung all des Eisens der Kanonen zu bekommen. Der Kopf senkte sich zur Erde und schoß nun in plötzlicher Wuth und Gier zugleich auf die schweren Festungsgeschütze los; hauschoch riß es dabei den Rachen auf. Der ganze Rumpf bewegte sich mit, die mächtigen Geschütze wurden spurlos aufgeschluckt, Menschen, Pferde, Wagen, elektrische Straßenbahnwagen, — Alles wurde in einem Fang von den Palliſaden der Zähne aufgegabelt und zwischen den Kiefern zermalmt. Man sah Pferde, die mit dem Bauche auf die Palliſadenspitzen der Zähne aufgespießt waren, im Todeskampf mit den Beinen um sich schlagen, Menschen stürzten in den Schlund wie in einen Krater hinab und wieder fielen im Malmen aus den Lefzen des Wurmes die zerkauten Laffetenstücke, die Kanonenrohre mit menschlichen Resten gemischt auf den Boden hinunter. Beim Vordringen des Wurmes war wieder eine ganze Straße eingestürzt, diesmal zum Glück ohne Verlust an Menschenleben, da die Bewohner rechtzeitig die Häuser verlassen hatten. Der ganzen Armee aber hatte sich eine solche Panik bemächtigt, daß ihr Rückzug in eine jähe Flucht ausartete; vor allen Dingen suchte man die Kanonen vor dem eisenfressenden Kulturwurm zu retten, der jetzt fraß, was er konnte. Einige tolle Leute hatten aus Magazinen eine ganze Dynamitniederlage herbeigebracht, die sie in der Bauchgegend des

Thieres hinbreiteten, als es einen Augenblick ruhte. Die Explosion war fürchterlich; der ganze Stadttheil stürzte zusammen, Menschen flogen in Stücken durch die Lüfte, an dem Thier selbst konnte man aber nur ein paar Risse des Panzerleibes entdecken, die für den Koloß nicht mehr bedeuteten als eine Hautschürfung für einen Elefanten.

Am Abend waren die Menschen vollständig hoffnunglos. Eine Sitzung sämmtlicher Ingenieure im Reichstagsgebäude mußte noch in der Nacht bekennen, daß es unter diesen Umständen kein Mittel gebe, das Thier zu bekämpfen. Man gestand sich, daß man hilflos jedem seiner Angriffe ausgeliefert sei.

Am anderen Morgen ist das Unthier aber ganz von selbst aus dem Stadtgebiet wieder entwichen. Nur Radfahrer und elektrische Wagen hat es von der Straße der Verwüstung weggeschnappt, die es schuf, und leider fraß es auch mit Vorliebe die aus Bronze gegossenen Reiterstandbilder berühmter Männer. Einen schönen Brunnen, auf dem Neptun mit Nymphen abgebildet war, hat es schonunglos verzehrt und man sah die riesigen Nymphenleiber bald mit zerbissenen Schenkeln in den Krater seines Rachens verschwinden, denn der Grünspahn dieser Erzgüsse schien eine besondere Lockung für den Kulturwurm zu sein.

Unterwegs hat er dann wieder den Eisenbahnzügen aufgelauert und viele weggeschnappt. So hat er sich bis ans Meer gezogen, in das er sehr bald, wie in ein ihm besonders willkommenes Element, untertauchte. Bald aber kamen furchtbare Schilderungen von dem Schaden, den er unter den größten Schlachtschiffen, Linienschiffen und Panzerschiffen anrichtete. Er schwamm ihnen nach, erhob seine Riesenpranken mit den Schwimmhäuten, mit denen er ein ganzes Linienschiff zudecken konnte, und zerbiß und fraß ganze Flotten. In der Lüneburger Haide fand man einen viele Kilometer langen, kraterähnlichen Erdspalt, der tief in Regionen der Erde hinabführt, wo menschliche Wesen wegen der giftigen Gase und Dünste nicht existiren können. Aus gewissen Spuren hat man geschlossen, daß hier der Wurm aus dem Erdinnern ans Tageslicht gelangt ist.

Was soll ich weiter erzählen? Wie ein Gespenst geht der Kulturwurm auf der ganzen Erde um: bald hört man, er sei in China aufgetaucht, wo er ganze Städte ausgefressen hat, bald melden Schiffer, daß er die größten Panzerschiffe verschlungen hat. Niemand kann sich gegen ihn wehren, hilflos sehen die Menschen ihn kommen, hilflos fahren die Eisenbahnzüge in seinen Rachen, hilflos werden die Luftschiffer mit ihren Luftballons von ihm aus der Luft heruntergeschnappt. Die Welt wäre verloren, wenn er nicht fortwährend wanderte, so daß die Menschen in den Millionenstädten die zerstörten Stadttheile wieder aufbauen, die elektrische Leitung wieder legen, die zerstörten Eisenbahndämme wieder aufschichten und die große Angst vor ihm oft Jahre lang vergessen, während er in anderen Welttheilen oder in fernen Meeren haust. Unsäglichen Schaden hat er schon angerichtet. Aber wo er auch erscheinen und ganze Eisenbahnzüge auffressen mag: ahnunglos steigen in seiner Nähe die jubelnden Lerchen in den Himmel, die Buchenwälder duften paradiesisch und die Menschen, die ihn nicht sehen, sondern oft von Weitem für eine schöne Gebirgslandschaft halten, wandeln vor den Wäldern in träumerischer Scheu, wie vor einem Eden, in das sie sich verirren und aus dem sie vielleicht nie wieder herausfinden könnten.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

Nürnberg, Bochum, Dortmund.

Die mit Kindern gesegneten Börsenleute, die nach Ablauf der Schulferien aus den Bädern heimkehren, werden wenig Freude an den Blüthen haben, die der Giftbaum während ihrer Abwesenheit getrieben hat. Als sie nach Heringsdorf, Saßnitz oder in eine andere pücklersichere Gegend fortzogen, sah es auch nicht gerade schön in der Welt aus; aber man redete sich doch ein, der tiefste Punkt der Wirthschaftkrisis sei schon überschritten: die Börse, hieß es, sehe, mit ererbtem Prophetenblick, bereits bessere Tage voraus. Die Hoffnung hat wieder einmal getrogen. Die inneren wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands haben sich freilich seitdem nicht geändert. Leider; denn sie sind schlecht, mag auch manches Unternehmen von der Last überflüssigen Materials entbürdet und im Stande sein, sich wieder etwas freier zu regen. Der finanzielle Oberbau aber, der über die ungeklärten Massen der Wirthschaft hinragt, verdient nach wie vor recht wenig Vertrauen. „Viel Wechsel giebts und wenig Geld“: so könnte man ein Balladenwort variiren. Die alten Verpflichtungen, die von Termin zu Termin weitergeschoben wurden, sind noch nicht aus der Welt geschafft; Jahre ungestörter Ruhe werden nöthig sein, um nach dieser Richtung wieder normale Zustände herbeizuführen. Wird solche Ruhe uns aber beschieden sein? Da beginnt schon der Zweifel. Wieder sind auf allen Seiten Sturmzeichen sichtbar. Das eben noch so stolz dräuende amerikanische Trustgebäude kracht in den Fugen. Wenn man den — freilich nicht stets unbedingt zuverlässigen — englischen Meldungen glauben darf, ist der Hauptzweck der neusten großen Kapitaltransaktionen der Trusts, den Milliardären ihr Geld zurückzuholen. Die Herren haben von der Rattentaktik gelernt und möchten das Schiff verlassen, ehe es gesunken ist. Ueber ein Kleines wird das Geschrei der Eintagsjobber und ihrer Preßhelfer verstummt sein, das uns lehren wollte, der wirthschaftlichen Gesetze Kraft sei in Amerika unwirksam*). Schlägt aber in den Vereinigten Staaten die Konjunktur um, dann werden wir die Folgen stärker fühlen, als Mancher heute noch träumt. In Ziffern ist diese Rückwirkung schwer auszudrücken; wir kennen die amerikanischen Produktivkräfte ja kaum und unsere Schätzungziffern schweben in der Luft. Sicher ist aber, daß wir uns auf eine tüchtige Waarenkanonade gefaßt machen müssen.

*) Einzelne Leser haben sich darüber beklagt, daß die Prophezeiung eines amerikanischen Krachs sich noch nicht erfüllt und sie, die sich von der Warnung zum Verkauf ihrer Papiere drängen ließen, geschädigt habe. Erstens aber hat Plutus sich nie für einen unfehlbaren Propheten ausgegeben und zweitens hat er nicht behauptet, die Wirthschaftverhältnisse Nordamerikas — das der Geheimrath Goldberger in der „Woche“ wohl nicht ohne Grund „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ genannt hat — seien an sich ungesund; sonst hätte er nicht so oft von der uns drohenden amerikanischen Gefahr gesprochen. Nur auf die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Zusammenbruches der heutigen Trustbildungen hat er hingewiesen. Und an diesem Zusammenbruch, dessen Beginn bei der ungeheuren Menge investirten Kapitals freilich nicht auf Tag und Stunde vorausberechnet werden kann, zweifeln in Europa heute nur noch die Leute, die sich selbst oder Andere täuschen wollen.

Und eben so sicher, daß die in Deutschland versuchten schwächlichen Trustnachahmungen gegen dieses Bombardement ausreichenden Schutz nicht gewähren werden. Doch es ist nicht Jedermanns Sache, über den nächsten Tag hinauszudenken, namentlich nicht Sache der Börse. So lange die Kritik nur mit dem Schreckgespenst der amerikanischen Krisengefahr operirte, wurde sie einfach verhöhnt. „Das Drüben mag mich wenig kümmern", dachte der Börsianer au coeur léger. Jäh aber packte diese allzu kurzsichtigen Leute die Angst, als sie plötzlich des eigenen Landes Schwäche zu fühlen begannen. Und sie mußten sie fühlen; denn heftige Erdstöße verriethen die unheimliche Erregung in den Tiefen der kapitalistischen Welt. Drei Namen nenn' ich Dir, inhaltschwer: Nürnberg, Bochum, Dortmund. Von diesen Orten ging das neuste Erdbeben aus.

Zuerst Nürnberg. Der Abschluß der Schuckert-Gesellschaft war wirklich eine Enttäuschung. Im vorigen Jahr wurde zwar keine Dividende vertheilt, aber die nach Tantiemen lüsterne Verwaltung hatte den Aktionären vorgeredet, ein Betrag von rund 6 Millionen stehe zur Verfügung. Zur Verfügung stand er freilich; aber seine Bestimmung war nicht, wie die Aktionäre glaubten, diesmal höheren Dividendengenuß zu gewähren, sondern, 24 Millionen Unterbilanz decken zu helfen; 15 Millionen deckt der Reservefonds; der Rest fließt aus kleineren, unsichtbareren Quellen. 24 Millionen Unterbilanz! Wann ward je solche Summe im Gewinnkonto vorgeführt? Bergab gehts eben doch schneller als bergauf. Die Schuckertleute haben ein Kunststück geleistet und in schlechtem Sinn jeden Rekord gebrochen. Der große Verlust wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß in unseren Elektrizitätlabyrinthen die Fabrikation längst zur Nebensache, das Finanzgeschäft zur Hauptsache geworden ist. Mehr als irgend eine Bank sind die Elektrizitätgesellschaften mit Effekten beladen. Wer das Wesen dieses Effektenbestandes richtig würdigen will, muß sich den Zweck und die Ursache der Aufstapelung vor Augen halten. Die großen Aufträge, die jahraus, jahrein in den Geschäftsberichten der Gesellschaften verzeichnet wurden, waren ihnen nicht wie Himmelsspenden in den Schoß gefallen. Der wilde Konkurrenzkampf hatte die Direktoren schließlich vor die Nothwendigkeit gestellt, sich gewaltsam Arbeit zu verschaffen. Wenn eine Pferdebahn zu elektrifiziren war, mußte man sämmtliche Aktien der Bahn aufkaufen, um des Majoritätbeschlusses in der Generalversammlung sicher zu sein. Natürlich bekam man die Aktien nicht gerade zu den niedrigsten Kursen; und bis die Elektrifizirung beendet war, waren sie nicht zu verkaufen. Seit dem Beginn des wirthschaftlichen Niederganges gab es überhaupt keine Käufer mehr. Und nun wurden plötzlich all die oft gerühmten Gewinnquellen zu Löchern, in die das Geld der Gesellschaften sickerte. Daß es zu sickern aufhören und in so schnellen Fluß kommen würde, hatte man allerdings nicht erwartet. Nach der letzten Schuckert-Bilanz war man zwar geneigt, den Gewinnvortrag für verloren zu halten; an einen Verlust von 24 Millionen hat aber Niemand gedacht. Die mit dem Wacker-Erbe belastete Verwaltung hat ein Jahre lang hochangesehenes Werk, den Stolz aller Süddeutschen, in den Fundamenten zu zerstören und aus der Reihe der großen Unternehmungen zu streichen verstanden. Man hat gefragt, aus welchen Gründen der mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft geplante Pool nicht zu Stande gekommen sei. Die neue nürnberger Bilanz hat die Frage beantwortet. Auch Rathenaus stolzer Bau ächzt unter der Last

vieler, allzu vieler Unternehmungen. Aber Emil Rathenau ist eben, was Wacker nicht war: ein sehr kluger Finanzmann. Er hat große Reserven bereitgestellt und war außerdem nicht so thöricht, wie Wacker, die großen Finanzkräfte wegzuärgern, die in Zeiten der Noth die einzigen Retter sein können. Rathenau scheint die Situation der Schuckert Gesellschaft durchschaut zu haben. Zu seinem Glück; denn man denke sich, wie es auf die A. E.-G. zurückgewirkt hätte, wenn der Bund geschlossen worden und dann die Unterbilanz von 24 Millionen ans Licht gekommen wäre. Aber ist jetzt, so wird wieder gefragt, nach dem Erdbeben nicht der Boden für eine Verständigung zwischen Berlin und Nürnberg geebnet? Auch jetzt noch hat man die Abschreibungen bei Schuckert bemängelt. Die A.E.-G. ließ erklären, sie seien nun nicht mehr sehr weit von denen entfernt, die sie selbst gefordert habe; auch komme für eine „Interessengemeinschaft" die Finanzlage nicht so sehr in Betracht, da Bonität und Aktionfähigkeit ja nicht angezweifelt würden. Diese Kundgebung ist sehr diplomatisch und zeigt auch einen gewissen Takt in der Beurtheilung des schwächeren Kontrahenten. Nach meiner Ansicht ist Schuckerts Aktionfähigkeit aber nicht nur geschwächt, sondern einstweilen wenigstens vernichtet; und auch die Abschreibungen geben zu Bedenken Anlaß. Von den nicht kontrolirbaren Faktoren muß man absehen; was man aber sehen und prüfen kann, läßt ein Gefühl der Bangigkeit aufkommen. Fast das ganze Kapital der Kontinentalen ist im Besitz der nürnberger Muttergesellschaft. Die Aktien der Kontinentalen standen mit etwa 62 zu Buch, als der Kurs weit über Pari war. Das galt allgemein als stille Reserve vorzüglichster Art. Im vorigen Jahr schon war die Reserve verschwunden und jetzt hat man die Aktien mit 50 eingestellt. Das ergiebt einen beträchtlichen Verlust. Und schon hat die die Börse die Aktien Tage lang unter 50 notirt. Das eröffnet Aussichten auf neue Verluste. Die niedrige Börsennotiz hat noch einen Nebensinn. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Aktien fast ausschließlich der Schuckert-Gesellschaft selbst gehören, daß sie künstlich auf einen hohen Kursstand gebracht worden sind und daß, bei dem eingeschränkten Angebot, ihre ganze Werthbemessung eigentlich rein fiktiv ist. Das weiß der Geheimrath Rathenau wohl besser als irgend ein Anderer. Und ich sehe darin die Erklärung der ganzen Situation.

Die Erschütterungen in Bochum und Dortmund sind nicht ganz so schwer zu nehmen. Der Bochumer Gußstahlverein und das harpener Bergwerk sind innerlich gut fundirt. Aber die erklärten Dividenden, 7 und 10 Prozent, zeugen doch von wesentlichen Rückgängen. Das ist symptomatisch. Unter Krisen leiden immer zuerst die kleinen Werke; die großen kommen später an die Reihe. Und daß weder Baare noch Müser von einer bald zu erwartenden besseren Zukunft gesprochen hat, soll man sich recht genau merken. Bochumer notiren noch über 180, Harpener ungefähr 164. Das macht für Bochumer eine Rentabilität von noch nicht 4, für Harpener von noch nicht 6 Prozent. Gewiß: die Aktien von Hoesch notiren 140 und Dividende wird da überhaupt nicht vertheilt. Aber solche Kurse sind begreiflich, wenn der Weg aufwärts, nicht, wenn er abwärts geht. Die Zeit der Trübsal ist eben nicht vorbei: das Schlimmste kommt erst noch. Wie fernes Grollen unterirdischer Gewalten, das neue Katastrophen ankündet, klingt es schon wieder aus den Tiefen der sächsischen Finanzwelt zu uns herüber. Und Sachsen ist heutzutage der Wetterwinkel der deutschen Wirthschaft.

Plutus.

Notizbuch.

Am letzten Julitage waren hundert Jahre vergangen, seit Benedikt Waldeck in Münster geboren ward. Er starb 1870; und da wir heute hören, daß ihn das Fähnlein der überlebenden Liberalen noch immer als großen Politiker preist, als einen Helden, auf den Preußen stolz sein müsse, dürfen wir wohl fragen, was dieser Mann geschaffen, in welche Stelle deutscher Stammesgeschichte er seinen Namen eingekerbt hat. Er war Westfale, wurde Jurist und blieb sein Leben lang gläubiger Katholik. Er wollte die Herrschaftbezirke der Kirche und des Staates genau abgegrenzt sehen, hatte einen neidenswerthen, in den drei Faktoren der Abstammung, des Bekenntnisses und des Berufes wurzelnden Glauben an die fördernde und hemmende Kraft der Gesetze und hegte die Hoffnung, seiner Fortschrittspartei die Stimmen der Arbeiter sichern zu können, wenn er ihnen politische Freiheit und das Recht zur Koalition gönnte. Von sozialen Pflichten, von dem Dämmern neuer Nothwendigkeiten ahnte er nichts; mit der Gewährung formaler Freiheit, die dem Darbenden doch verdammt wenig nützen, ihn gegen die Uebermacht des Kapitals nur unzulänglich waffnen kann, wähnte er Alles abgethan und lehnte deshalb Lassalle eben so schroff ab wie den Staatssozialisten Wagener. Diese Begrenztheit ist einem 1802 Geborenen leicht verziehen; immerhin muß sie erwähnt werden: als die erste Ursache des fortzeugenden Fluches der Unfruchtbarkeit, der die Fortschrittspartei schon in der Wiege traf. Politik ist die Kunst, dem Zusammenhausen einer Menschengemeinschaft das unter örtlich und zeitlich bestimmten Lebensbedingungen erreichbare Behagen zu verbürgen. Waldeck hat nicht erkannt, daß die neue Schichtung des Volkes auch die Erfüllung neuer Pflichten heischte und daß, für Jahrzehnte wenigstens, freilich nur für Jahrzehnte, ein Bündniß der jungen Bourgeoisie mit den Arbeitern möglich war. Er haßte die Privilegirten von gestern — kannte Preußen dabei so schlecht, daß er dem König als die drängendste aller Aufgaben immer wieder den Kampf gegen die Junker empfahl —, liebte aber die nouvelles couches nicht, die dunkle Geburtstätte wimmelnder Massen, und wurde so der Prototyp des Forschrittsmannes, dem Lassalle den Proletarier mißtrauen lehrte. Er selbst blieb vor dem Haß der erwachsenden Klasse bewahrt: ein Fälscherstück, das uns heute noch mehr läppisch als tückisch scheint, brachte ihn, den Obertribunalsrath, in Untersuchunghaft; und als er nach siebenmonatiger Einkerkerung freigesprochen wurde, grüßte den Märtyrer die Ehrfurcht aller noch nicht ans Ziel ihrer Klassensehnsucht Gelangten. Auch hatte er in der Nationalversammlung dem Verfassungausschuß vorgesessen — die papierne Verfassung, die man damals für eine Errungenschaft hielt, wurde die Charte Waldeck genannt —, an dem Beschluß der Steuerverweigerung mitgewirkt und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel in einer bewunderten Schrift des Hochverrathes angeklagt. Für solchen Muth wurde er dadurch belohnt, daß sechs preußische Kreise ihn in den Landtag wählten. Den Gruppen, die mit geräuschvoller Betriebsamkeit die Einigung der deutschen Stämme vorzubereiten suchten, blieb er fern. Schlug aber das Zauberwort Freiheit an sein Ohr, dann kam er in Bewegung. Schon in der Nationalversammlung hatte er, am letzten Oktobertage 1848, den nur als Produkt eines Kindergemüthes verständlichen Antrag gestellt: die Regirung möge „zum Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebot stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufbieten." Und an ähnlichen Proben rühren-

den Unverständnisses für politische Möglichkeiten und Nöthigungen ließ ers auch später nicht fehlen, als er, von 1860 bis 69, im Abgeordnetenhaus die Fortschrittspartei führte. In Bismarck sah er einen mindestens eben so unfähigen wie gewissenlosen Pfuscher, dem man nicht früh genug das Handwerk legen könne. Als im Februar 1863 die zwischen Rußland und Preußen geschlossene Konvention, deren Inhalt im Parlament Niemand kannte, besprochen wurde, sagte Waldeck: „Für frivole Politik, für allerlei Pläne, wie sie auch heißen mögen, ist nicht das Blut der preußischen Staatsbürger da; es soll nicht in die Schanze geschlagen werden ad libitum des gegenwärtigen Ministeriums, ad libitum einer Politik, der jede Handhabe fehlt, bei der man gar keine Auflösung des Räthsels finden kann"; und in der selben Rede tobte er gegen „unsere unglückliche Armeereorganisation", begeisterte sich für die Polen und fragte, da der König zum Schutz der preußischen Grenze gegen den Polenaufstand die Reserve eingezogen hatte: „Was heißt Das? Das heißt nichts Anderes als ein System, wie es etwa ein Kurfürst von Hessen im vorigen Jahrhundert adoptirte, als er seine Landeskinder nach Amerika verkaufte." Vier Wochen später: „Die Regirung ist in der auswärtigen Politik eben so lahm, eben so haltlos wie in der inneren. Wenn wir leider ein Staat sind, der bei diesem Ministerium (Bismarck) auf eine große Politik in Europa so wenig wie auf eine klare und wahre und freie und redliche Politik im Innern irgend einen Anspruch machen kann, so lassen Sie uns doch wenigstens die Gesetze der Menschlichkeit und Humanität halten!" Nach dem Krieg, der Preußen den Besitz der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg sicherte: „Wir sind der Ansicht, daß eine ganz andere Regirung als die gegenwärtige da sein müßte, um eine auswärtige Politik von einem großen, liberalen, eigentlich preußischen Gesichtspunkt aus zu treiben. Eine Regirung, die so große Ziele erstrebt, muß ihrer würdig sein. Die Vergrößerung können wir uns gefallen lassen — warum nicht? —, aber daß wir dazu helfen sollen, kann kein Mensch von uns verlangen". Nach 66, als man, ohne sich lächerlich zu machen, Bismarck nicht mehr als talentlosen Gaukler hinstellen konnte: „Ich glaube, die ganze Linke dieses und die große Mehrheit des vorigen Abgeordnetenhauses hat mit ihren Beschlüssen über die inneren Angelegenheiten niemals jene großen Pläne — wenn sie der Herr Ministerpräsident wirklich schon damals gehabt hat, wovon ich übrigens noch nichts bemerkt habe, nämlich, ein so großes Preußen, wie es jetzt ist, und ein einiges Deutschland mit Parlament und direkten Wahlen herzustellen — durchkreuzen wollen". Waldeck stimmte gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes und erklärte in der sechsten Sitzung des Reichstages, in einem Parlament, dem keine Diäten gewährt werden, könnten immer nur Vertreter der großagrarischen und großindustriellen Interessen herrschen. Daß er darin geirrt hat, giebt heute jeder nicht völlig Befangene zu: die Bewilligung von Diäten würde das Bild des Reichstages nicht im geringsten Zug ändern. Worin aber hat er nicht geirrt? Bismarck war am Ende doch etwas mehr als ein frivoler Narr. Ohne Armeereorganisation waren die Kriege gegen Dänemark und Oesterreich, war also auch die Einigung Deutschlands nicht möglich; und ohne die nicht sehr kostspieligen Dienste, die Bismarcks kluge und früh wache Strategie den Russen gegen Polen geleistet hatte, hätten die Franzosen 1870 russische Hilfe gefunden. Was also bleibt als rühmenswerthe Lebensleistung Waldecks? Er war ein ehrlicher Mann und ein tüchtiger Arbeiter, der als Katholik und als Parlamentarier von seinem Dogma nicht wankte noch wich, und glaubte inbrünstig an eine Freiheit, die Allen frommt

alle Schäden heilt. Soziale Einsicht fehlte ihm. Die Machtfragen der internationalen Politik behandelte er vom Standpunkte des Obertribunalsrathes, der, ohne die Parteien auch nur anzusehen, aus den Akten entscheidet, wer Recht, wer Unrecht hat. Die Freiheiten, für die er gekämpft, die er miterstritten hat, stehen, einfältigen Kindern zur Freude, auf dem Papier. Bevor sie errungen waren, konnte ein Rath des höchsten preußischen Gerichtes die Regirung mit äußerster Rücksichtlosigkeit befehden; heute kann ers nicht mehr. Das ist die Folge der Kämpfe, auf die Waldecks spärliche Erben so ungemein stolz sind: wir haben in Preußen weniger Freiheit als vor 48, aber einen Haufen bemalter Coulissen, die uns an Feiertagen das berühmte Recht freier Meinungäußerung, unbeschränkte Selbstverwaltung und andere Herrlichkeiten vortäuschen. Und das Schlimmste: die politische Unfähigkeit der Waldeck, Virchow, Twesten und Genossen, mit denen, weil sie dem Staat die zum unvermeidbaren Kampf nöthige Rüstung versagten und die Kalkulatorenpolitik eines Pfennigfuchsers trieben, kein Bund zu schließen war, ist schuld daran, daß eine wichtige, einer gesunden Entwickelung unentbehrliche Etape nie erreicht, die offene Klassenherrschaft der Bourgeoisie nie in ihrem Vermögen und Unvermögen gezeigt wurde. Die ganze Armsäligkeit freisinnigen Epigonenthums gehört zu dem thörichten Versuch, den guten, braven Waldeck, der kleiner, an intellektueller Kraft ärmer war als Herr Eugen Richter, uns für einen großen Staatsmann auszugeben. Statt ihn zu feiern, sollten die Erben seiner Unfruchtbarkeit ihm fluchen; denn er und die Ideologen seines Schlages haben die preußische Bourgeoisie um den politischen Ertrag redlicher Arbeit gebracht.

* * *

Drei Vierteljahre ists her. Da gingen, am ersten November, morgens um Vier, drei Artillerieoffiziere durch die Straßen von Insterburg. Auf dem Pflaster fanden sie, in festem Schlaf, Kurt Blaskowitz, Lieutenant und Adjutanten im zweiten Bataillon des Infanterieregimentes 147. Sie hoben ihn auf. Der Erwachte überschüttete sie mit groben Schimpfreden. Trotzdem schleppten sie ihn bis dicht an seine Junggesellenwohnung, weil sie fürchteten, der vom Alkohol Erregte könne Unheil anrichten oder blind ins Verderben rennen. Kaum hatte Blaskowitz die Arme frei, da bedrohte er auch schon zwei der Samariter — die er erkannte und mehrmals laut mit Namen und Titel anredete — mit Schlägen. Einer von ihnen, Oberlieutenant Hildebrandt, hatte ihn aufgefordert, seines Rockes zu denken, und schließlich ungeduldig gerufen: „Mein Gott, benehmen Sie sich doch nicht wie ein Schwein!" Blaskowitz gab dem mitleidigen Kameraden von der Artillerie eine derbe Ohrfeige und brüllte: „Ici-là! Wie stehe ich jetzt da?" Der zweite Artillerieoffizier erhielt, als er sich einmischte, einen Faustschlag ins Gesicht. Die Bombenwerfer handelten wie verständige Männer. Sie rächten den Schimpf nicht auf der Stelle, sondern bezwangen sich, setzten sich der Gefahr aus, als allzu sanftmüthig, als „schlappe Passagiere" scheel angesehen zu werden, und schonten den trunkenen Wütherich. Nach dem Gesetz ihrer Kaste mußten sie ihn zum Zweikampf herausfordern. Weit wies Blaskowitz den Gedanken von sich, ein Abschiedsgesuch einzureichen. Er wollte am nächsten Tage ein wohlhabendes Fräulein heirathen, das dem Lieutenant a. D. nicht beschieden gewesen wäre. Er nahm beide Herausforderungen an, obwohl er mit der Möglichkeit rechnen mußte, zwei Menschen, die ihm nur Gutes erwiesen und für ihr Mühen Ohrfeigen eingehandelt hatten, zu töten oder zu Krüppeln zu schießen. Er hat auf diesen Ausgang gehofft; denn als Hildebrandts erste Kugel ihn traf, fiel er, eines evangelischen

Pfarrers Sohn, mit dem Ruf: „Verfluchtes Pech!“ Zweikampf mit tötlichem Ausgang: Festunghaft nicht unter zwei Jahren. Es versteht sich, daß die liebe öffentliche Meinung für den edlen Toten Partei nahm und den Namen des Ueberlebenden als den eines blutdürstigen Scheusals durch den Gassenkoth schleifte. Und doch war nur er, als eine tragische Gestalt, menschlichen Mitgefühls werth. Er hatte gethan, was zuerst die Kameradenpflicht und dann die seine Kaste beherrschende Zwangsvorstellung ihm befahl, und brauchte sich nichts vorzuwerfen, nicht den kleinsten Verstoß gegen Sitte und Sittlichkeit. Dennoch mußte er eines Morgens hinaus, vielleicht dem Tod, vielleicht dem Krüppelelend entgegen. Dennoch hat er einen Menschen getötet, einem Vater den Sohn, der Braut den Bräutigam entrissen und die sonnige Freiheit der Seele für immer verloren. Sieben Monate hat der Oberlieutenant Hildebrandt in der Festung gesessen. Jetzt hat ihn der Kaiser begnadigt, — und es giebt Menschen, die diesen Gnadenakt tadeln und zetern, das Verbrechen sei noch nicht gesühnt. Diese milden Herzen wissen nicht, wie unsäglich schwer eine so lange Freiheitentziehung zu tragen ist; aber sie sollten wenigstens zugeben, daß man einen entschuldbareren Duellanten auf dem weiten Rund der Erde nicht finden wird. Herr Hildebrandt stand vor der Wahl: Herausforderung oder Verzicht auf einen geliebten Beruf; und er hat seine Gutmüthigkeit theuer genug bezahlt. Ein Offizier vergiebt sich nichts, wenn er die Gnade des Kriegsherrn anruft. Daß der Kaiser sie, ohne populäre Stimmungen nachzufragen, in diesem Falle gewährt hat, ist eine gute That, für die alle Kameraden Hildebrandts ihm dankbar sein werden.

* * *

Aus der Rheinprovinz wird mir geschrieben:

„Etwa zehn Kilometer nordwestlich von Koblenz, wo die Rheinprovinz dem alten Kaiser Wilhelm ein Reiterstandbild errichtet hat, das trotz seinem gewaltigen Umfang für des Kaisers Paladine keinen Raum hatte, liegt Engers. Historische Erinnerungen knüpfen sich an den Ort. Forscher römisch-germanischer Geschichte verlegen Caesars zweiten Brückenschlag an diese Stelle. Von der letzten kurtrierischen Zeit, in der höfisches Leben hier heimisch war, zeugt das im Rokokostil gebaute Schloß, das jetzt der Kriegsschule als Stätte dient: da soll der junge militärische Nachwuchs zu brauchbaren Offizieren und tüchtigen, aufrechten Männern erzogen werden. Daran schließt sich, auch am Ufer des Rheines, das der Krone Preußens gehörende Gelände der Landesbaumschule, die, im Gegensatze zu jener anderen Schule, ‚säet, was sie nicht ernten wird, und erntet, was sie nicht gesäet hat‘. Auf diesem Terrain erhebt sich ein schmuckloser, von Epheu umrankter Thurm, der fast vier Jahrhunderte älter ist als das Schloß. Ein paar gereifte Männer, vielleicht etwas rückständig nach heutigen Begriffen, die das Werden des neuen Deutschen Reiches aber mit Bewußtsein miterlebt, zum Theil daran mitgearbeitet haben, thaten sich zusammen, um aus ihren geringen Mitteln und den größeren ihrer wohlwollenden und freigiebigen Gesinnungsgenossen dem ‚ersten Handlanger‘ des alten Kaisers ein einfaches, doch würdiges Erinnerungmal zu setzen. Der alte Thurm sollte zu einer Bismarcksäule ausgebaut werden. In einen Meter hohen Metallbuchstaben sollte der Name des großen Unvergessenen dauernd über den Rhein den Vorbeifahrenden entgegenleuchten und an patriotischen Festtagen sollten die auf den Zinnen zu entzündenden Feuer hoch auflodernd die Begeisterung für ihn von Neuem entflammen. Freudig und verhältnißmäßig rasch gaben dem Projekt die unteren Verwaltungbehörden ihre Zustimmung und die oberen,

wenn auch vorsichtig und zögernd nur, thaten ein Gleiches. Doch wem gehört das alte Gemäuer? Der Krone. Der Minister des königlichen Hauses, Kammerherr Wilhelm von Wedel, Excellenz, lehnte die erbetene Genehmigung ab, weil — à tout seigneur tout honneur — ein solches Flickwerk des ersten Kanzlers unwürdig sei. Und wer will nun noch behaupten, die Hofgesellschaft wisse den Fürsten Bismarck nicht nach Verdienst zu ehren? Der Bescheid ist vorhanden; und der römische Rechtsanwalt ist längst tot, der das so schöne wie wahre Wort geprägt hat: Epistola non erubescit."

* * *

Zwei schlimme Botschaften sind von der Wasserkante gekommen. Bei Hamburg ist ein Dampfer, nach dem Zusammenstoß mit einem Schiff aus der Flotte des Herrn Ballin, gesunken und mehr als hundert Menschen, die von einer Vergnügungfahrt heimkehrten, sind im Wasser gestorben. Wenn solches Unglück das Ausland trifft, wird von Berlin schnell ein Kondolenztelegramm, manchmal auch eine Spende über die Grenze geschickt. Erwidert wird die eifernde Höflichkeit nicht: kein Monarch, Präsident noch Minister, keiner auch von den guten Freunden und getreuen Nachbarn hat den Deutschen Beileid ausgedrückt. Die Kaiserin hat sechshundert Mark geschickt; sonst scheint für die Hinterbliebenen nur Hamburg und Altona gesteuert zu haben. Bald danach ist das Torpedoboot S 42 untergegangen. Es hatte, auf Befehl des Kaisers, englische Privatleute an Bord. Und der Kommandant, der tapfer in den Tod ging, befahl, diese Gäste zuerst zu retten. Sie wurden gerettet; ein Theil der Mannschaft aber verlor dabei das Leben. Die Erfüllung der Wirthspflicht ist in Lebensgefahr besonders löblich. Aber man darf wohl fragen, warum fremde Privatleute auf Torpedobooten befördert werden; und zweitens, ob irgend ein Gast zärtlichere Sorge für sein Leben fordern kann, als sie den deutschen Männern gewährt wird, die das Gesetz zwingt, auf diesen Fahrzeugen ihrer Wehrpflicht zu genügen, und die oft die einzige Stütze und Hoffnung einer ganzen armen Familie sind.

* * *

In dem Handschreiben, das die frohe Botschaft von der Entamtung des Herrn von Thielen brachte, hat der König von Preußen dem scheidenden Kanalbureaukraten „insbesondere für die mannhafte Art" gedankt, „mit der Sie jeder Zeit meinen Intentionen gefolgt haben". An dieses fröhliche Ende hat sich fröhlich nun der Anfang der neuen Aera geknüpft. Herr Budde, Thielens Erbe, hat in Emden zum ersten Male gesprochen. Recht nach der neudeutschen Kunst. Ein Citat aus einer Rede des Kaisers: „Volldampf voraus!" Ein Stammtischsprüchlein: „Da die Taufe so schön ausgefallen ist, muß der Junge gut werden!" (Es handelte sich um die Besichtigung oder, wie man heute bei uns mit pastoral gefärbtem Pathos sagt, um die Einweihung neuer Hafenanlagen.) Eine ewige Wahrheit: „Wie die Fluth der Ebbe, der Wellenberg dem Wellenthal, der heutige Sonnenschein dem gestrigen Regenhimmel folgt, so wird der wirthschaftliche Aufschwung dem Niedergang folgen". (Ein ungemein tröstlicher Vergleich, der obendrein noch auf beiden Beinen hinkt; denn kein Naturgesetz verbürgt das Nahen eines neuen Aufschwunges). Und ein Glaubensbekenntniß: „Was geschehen kann, wird geschehen; dafür bürgt die Direktive Seiner Majestät." Herr von Thielen ist den Intentionen Seiner Majestät gefolgt, Herr Budde wird der Direktive Seiner Majestät folgen. Der neue Minister war bisher bekanntlich bei Herrn Isidor Loewe bedienstet. Sein jüngerer Bruder ist Direktor einer

Hypothekenbank, sein älterer Bruder als Direktor bei Krupp angestellt. Die drei Herren standen also — und zwei davon stehen noch — im Dienst des Großkapitals. Und wer von Krupp oder Loewe bezahlt wird, hat sich freilich Krupps oder Loewes Intentionen und Direktiven zu fügen. Ein vierter Sohn des Hauses Budde aber ist evangelischer Theologe, Ordentlicher Professor in Marburg und als Ludwig Richter-Kenner geschätzt. Vielleicht fragt der Minister für öffentliche Arbeiten einmal diesen Bruder, ob er, als Forscher, Dozent und Schriftsteller, auch bereit sei, den Intentionen und Direktiven eines Anderen zu folgen. Die Antwort werden wir wohl nicht erfahren. Thut nichts; wir wissen nun ja, wie der Herr, der aus dem Militärverhältniß in den Dienst Loewes trat, das Amt eines Ministers auffaßt.

* * *

Auch der Kaiser hat in Emden eine Rede gehalten. Darin sind namentlich die Sätze beachtet worden, in denen er die Resignation der Emdener pries: „Emden ist eine blühende Handelsstadt gewesen und hat es erleben müssen, daß der Handel andere Wege ging, andere Bahnen zog und daß ihr blühender Zustand zurückging. Aber niemals hat Emden durch Schreien und Klagen in Bitterkeit den veränderten Zeiten Rechnung getragen, sondern in stillem, innigem Gottvertrauen auf die Zukunft gewartet. Ich möchte diesen Seelenzustand, diese Eigenschaft der Friesen und Emdens nicht besser bezeichnen können als mit dem Wort, das von meinem hochseligen Vater gesagt ist: ‚Sie haben gelernt, zu leiden, ohne zu klagen.' Fürwahr ein großes Beispiel, an dem sich viele meiner Landsleute (nach Privatberichten: viele kleine Landwirthe) ein Muster nehmen sollten." Die Spitze dieser Worte richtet sich natürlich gegen die Agrarier, denen Bismarck von 1878 an immer wieder zugerufen hat, sie möchten ihr Berufsinteresse öffentlich mit nachdrücklicher Entschiedenheit vertreten. „Denn wer sich grün macht, wird von den Ziegen gefressen. Wir müssen zusammenhalten gegen die Drohnen, die uns regiren, aber nichts produziren als Gesetze, — und die genügen nicht." Auch die Feinde der Agrarier aber sollten, ehe sie sich der Worte des Kaisers freuen, überlegen, ob Resignation im Gebiete der Politik wirklich als eine Tugend anzusehen ist; das deutsche Bürgerthum hat die Folgen solcher tugendsamen Beschränkung ja am eigenen Leibe kennen gelernt. Wenn es genügt, „in stillem, innigem Gottvertrauen auf die Zukunft zu warten", dann brauchen wir keine Verfassung, keine Theilnahme des Volkes an der Geschäftsführung. Und wenn es in einem Lande erst so weit gekommen ist, daß der König seinen Landsleuten die Weisheit eines Todkranken als Richtschnur ihres Handelns empfehlen muß, dann braucht man auch für Panzerschiffe, Kanäle und Hafenanlagen kein Geld mehr auszugeben. Warum soll der Staat nicht eben so auf Gott vertrauen wie der Einzelne? Nicht nur den Ansichten und Rathschlägen Bismarcks aber widersprechen die Worte des Kaisers, sondern auch denen des Freiherrn vom Stein, den unsere Liberalen doch zu ihren Hausgöttern rechnen und der gesagt hat: „Ich glaube, daß es wichtig ist, die Fesseln zu brechen, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeiten hindert. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und sich nicht allein auf besoldete Beamte zu verlassen, die sie in ihrer Vormundschaft halten, gewöhnt werden, aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regirung die Menschen halten möchte."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. August 1902.

Kulturkampf.

Vor einundvierzig Jahren erschien im zweiten Bande der „Demokratischen Studien" Lassalles Aufsatz über Gotthold Ephraim Lessing. Er war drei Jahre vorher unter dem frischen Eindruck von Stahrs Lessingbuch geschrieben worden, pries das Buch und den Autor und klang in den Ruf aus: „Die Katharsis, die dieses Werk in jedem eines geistigen Eindruckes nur einigermaßen fähigen Gemüth hinterlassen wird, ist die, es zu erheben über die Qualen und Konflikte, die ihm selbst zustoßen können. Eines edlen, eines nur irgend wahrhaft bescheidenen Gemüthes wird sich eine edle Gleichgiltigkeit bemächtigen gegen Alles, was uns selbst widerfahren kann in einem Kulturkampf, in dem die Größten und Besten langsam und qualvoll verblutet sind". Zwölf Jahre später — Lassalles populäre Schriften waren den Politikern, die nicht mit stolzem Bewußtsein auf dem Standpunkt des Analphabeten verharrten, inzwischen bekannt geworden — trug ein Wahlaufruf der Deutschen Fortschrittspartei in die von Falks Maigesetzen erregten Massen den Satz: „Die Fortschrittspartei hat es als eine Nothwendigkeit erkannt, im Verein mit den anderen liberalen Parteien die Regirung in einem Kampf zu unterstützen, der mit jedem Tage mehr den Charakter eines großen Kulturkampfes der Menschheit annimmt". Und im Oktober 1876 sagte Herr Professor Virchow in Magdeburg: Bei der vorigen Wahl hat die Fortschrittspartei ein Wahlmanifest erlassen, in dem zuerst das Wort ‚Kulturkampf' gebraucht worden ist. Vielleicht wissen Sie nicht, daß ich der Erfinder dieses Wortes bin. Ich habe es zuerst in dieses Manifest, das ich verfaßt hatte, hineingeschrieben, und zwar mit vollem Bewußtsein; denn ich

wollte damals den Wählern gegenüber konstatiren, daß es sich nicht um einen religiösen Kampf handle, nicht um einen konfessionellen Kampf, sondern daß hier ein höherer, die ganze Kultur betreffender Kampf vorliege, ein Kampf, der von diesem Standpunkt aus weiter zu führen sei." Der pathologische Anatom hat hier, wie auch sonst nicht selten auf seinen Streifzügen ins Flachland der Politik, geirrt: er war nicht der Erfinder des Wortes Kulturkampf. Aber er hatte immer Glück. Wie er, der auf den von Bichat, Müller, Schleiden, Schwann gefügten Grundmauern ein Lehrgebäude errichtete, den Ruhm aller Vorgänger, selbst den Reinhardts, seines begabtesten Mitarbeiters, überstrahlte und heute allgemein als der Erfinder der Cellularpathologie gilt, die er zwar begründet, aber nicht erfunden hat, so taucht, wenn irgendwo das Wort Kulturkampf gesprochen wird, gewiß gleich danach die Behauptung auf, es sei „bekanntlich" von Virchow erfunden worden. Doch sicher ist nur, daß der Fortschrittsmann dem Wort einen anderen Sinn gab als der Sozialdemokrat. Für Lassalle war Lessing der „größere Luther", ein Befreier der Menschheit; und der Kampf, in dem er fiel, wurde für eine kommende, von den stärksten Geistern in langwieriger, aufreibender Arbeit erst vorzubereitende Kultur geführt, die den mündigen Menschen aus alten Banden anthropocentrischen und anthropolatrischen Wahnes erlösen sollte. Für Virchow war der köstliche Besitz solcher Kultur schon erworben, durch die liberale Weltanschauung allen Erdensöhnen, die guten Willens sind, längst gesichert und er wollte ihn nur gegen den Ansturm der Orthodoxie schützen, — natürlich durch die Stärkung der Fortschrittspartei, die den Bethörten, wie Voltaire, die Binde vom Auge reißt. Lassalle dachte an den Kampf um eine neue Kultur, deren Morgenröthe erst leuchten sollte; Virchow wollte eine seinem Bedürfniß genügende, von den Pfaffen aller Kirchen bedrohte Kultur ungeschmälert erhalten. Und da die Menschen stets gern glauben, sie hätten schon Großes, Ungeheures errungen, das jetzt nur noch sorglich zu bewahren sei, so drang die Prägung des politisirenden Anatomen tief ins Volk. Eine Kultur haben wir allein, die Westeuropäer, die Rationalisten, die Jeden nach seiner Fasson selig werden lassen und in jedem Versuch, durch Druck das Gewissen zu zwingen, Sünde sehen; alles Andere ist Unkultur. Das ist zum Bürgerdogma geworden. Wer von russischer, indischer, chinesischer Kultur spricht, wird ausgelacht. Wer etwa gar fragt, ob Savonarola und Luther gegen das Papstthum wirklich die höhere Kultur ihrer Zeit vertraten, wird für einen Narren oder Barbaren gehalten, der nicht weiß, aus der Geschichte aller Theokratien, der Gothik und des Cinquecento nicht gelernt hat, daß Kultur mit

Prieſterherrſchaft unvereinbar iſt. Und wer von einem Kulturkampf redet, meint den Kampf wider pfäffiſchen Drang, den einzigen Feind, der dieſe geſicherte, jeden vernünftigen Anſpruch befriedigende Kultur gefährdet. Das Wort hat auch in fremden Sprachgebieten, hat ſelbſt im Munde der von ihm Gezüchtigten den Sinn behalten, den die Graue Internationale des Liberalismus ihm gab. Der belgiſche Centrumsführer Woeſte, der Sohn eines preußiſchen Proteſtanten, ſchrieb die Histoire du Kulturkampf en Suisse; und in Frankreich rief neulich ein Redner: Heureuse Allemagne, où le cauchemar du Kulturkampf est dès longtemps oublié! Denn unſer Kulturkampf iſt ja ſeit Jahrzehnten beendet und nur darüber wird manchmal noch geſtritten, ob die Kultur geſiegt hat oder ein neuer Kraftaufwand nöthig iſt, um ſie vor dem Uebermuth ihrer frommen Feinde zu ſchützen.

Der Fetiſch iſt jetzt ungefähr hundertundzehn Jahre alt. Das Wort Kultur, das urſprünglich ja eine Thätigkeit, nicht einen Zuſtand bezeichnet, iſt im modernen Sinn vielleicht niemals im Konvent geſprochen worden; der Begriff aber ſtammt aus der Vorſtellungwelt des jakobiniſchen Animismus. Als die Jakobiner das Knechtsjoch abgeſchüttelt und der trägen Mehrheit ihre Herrſchaft aufgezwungen hatten, konnten ſie höhere Herren nicht brauchen. Auf den von unreinen Erdenreſten göttlichen und monarchiſchen Regimentes geſäuberten Stuhl ſetzten ſie ein neues, ſie ungefährlich dünkendes Geſpenſt: den Staat. Dieſer Staat ſollte ihrem Höchſten Weſen, der Vernunft, den Körper ſchaffen und die natürlichen Menſchenrechte verbürgen. Der Staat waren ſie; der Vernunft und den natürlichen Menſchenrechten beſtimmten ſie Umfang und Grenze. Was ſie Staat nannten, war im Grunde die Summe des einem status, nämlich ihrem, dem Dritten Stande Nützenden; aber ſie gaben es für Ulpians status rei publicae aus und gewährten ihm eine Allmacht, die kein Lilienkönig zu heiſchen gewagt hattte. Von Rouſſeau, dem ſie den Contrat Social entlehnten, hatten ſie gelernt, der Staat habe über die ihm Angehörenden die ſelbe unbeſchränkte Gewalt wie der Menſch über all ſeine Glieder. Von Natur wegen; denn ohne Berufung auf den Willen der Natur gehts bei Rouſſeau und ſeinen Erben nicht ab. Die Natur kennen ſie ganz genau. Sie iſt gütig und weiſe und der „natürliche Menſch" die Wohnſtätte aller erſinnlichen Tugenden. Dieſen natürlichen Menſchen haben Prieſter und Könige an zwei Ketten gelegt: die poſitive Religion hat ſeinen Geiſt, die Ungleichheit des Beſitzes und der darauf beruhenden ſozialen Geltung ſeinen Willen gelähmt. Wer die beiden Ketten bricht, wird bewundernd vor dem natürlichen Menſchen ſtehen; und die Natur fordert, daß ſie gebrochen werden.

Die Natur, sagt Robespierre, lehrt uns, daß der Mensch, der Jahrhunderte lang Sklave der Tyrannen war, zur Freiheit geboren ist. Zu der Freiheit wenigstens, die der ami de la vertu meint, die wohl nicht Jedem aber genügen würde. Der Staat übernimmt die Sorge, den Einzelnen glücklich zu machen — „Bald", rief Saint-Just, „wird Europa sehen, daß es auf Frankreichs Boden keinen Unglücklichen mehr giebt! —, und muß ihn, den ein Seitensprung leicht aus der engen Glücksbahn werfen könnte, fest am Leitseil halten. Alles gehört dem Staat: Land, Geld, Gedanken, gemünzte und abstrahirte Werthe; wenn er eine neue Moralmode für nöthig hält, muß sie angenommen, wenn er von den Bürgern die blauen und grünen Mäntel verlangt, müssen sie ohne Murren abgeliefert werden. Der Staat ist Grundbesitzer, Erzieher, Richter, Arbeitgeber, Sittenlehrer, Censor, Wegweiser, Heirathvermittler, Familienhaupt, Herr über Gut und Leben; nur die Wahrheit, die in seinen Münzen geprägt ward, darf in Umlauf gebracht, nur, was er schlecht heißt, als schlecht verabscheut werden. Der Staat straft nicht nur den Feind und Verräther, sondern auch den Lauen, der sich ihm nicht mit Haut und Haar zuschwor; damit erfüllt er die Wünsche der Natur und die Verheißungen aller glaubwürdigen Philosophen. Denn was er errang und zu schützen sich rüstet, ist der Menschheit wichtigster, unvermehrbarer Besitz, ist, nach neuerem Sprachgebrauch, „die Kultur". Und ein Kulturkampf ist jeder Kampf gegen den Konkurrenten, der statt dieses Gutes ein anderes der Menge anpreist, statt der Jakobinerbibel ihr am Ende gar die Evangelien empfiehlt.

Zwei Ketten hatten Rousseaus Nachfahren zu sprengen versprochen. Daß an der einen nicht leicht auch nur zu rütteln war, merkten sie bald; die Ungleichheit des Besitzes, die sich unter verschiedenen Formen seit fernen Mythentagen forterbt, hat schon stärkerer und redlicherer Willensanstrengung gespottet. Da man den Menschen aber einmal ungeahnte Herrlichkeit verheißen hat, muß man von Zeit zu Zeit mindestens mit der anderen Kette rasseln; vielleicht übertönts das Aechzen der Armen, denen man die bröckelnde Hütte nicht zum Paradies umwandeln kann. Wohin wir das Auge schicken: überall sehen wir, daß die Jakobiner, die in einem Gemeinwesen die Herrschaft an sich gerissen haben, mit wildem Schlachtgeschrei gegen den Klerikalismus in Feld ziehen. So lange sie in der Opposition waren, bestritten sie jedes Recht der Regirung, jede Autorität, nannten das Volk den einzigen Souverain, die Beamten seine Dienstboten, den Staat die dem Druck seines Fingers gehorchende Maschine; jetzt soll die Regirung, der sie nun die Mannschaft stellen, alle Rechte haben, der Staat Gott, das Volk willenloser Sklave sein. Solcher Gegensatz

zwiſchen Wort und That könnte die Maſſen aus ihrem Lager ſcheuchen; deshalb muß ihnen geſagt werden: Wir brauchen die ſtarke Staatsgewalt, müſſen, wider eigenen Wunſch, die Geiſter noch feſter binden, weil uns der Pfaffe bedroht und wir dieſen gefährlichſten aller Freiheitfeinde nur mit diktatoriſcher Macht niederzuringen vermögen; iſt er bezwungen, dann bricht der Wonnetag des Tauſendjährigen Reiches Euch endlich an. Das hilft immer für eine Weile; und ehe das Volk den Trug wittert, graut ſchon der Thermidormorgen und die geſtürzten Schreckensmänner können ſtöhnen, des Schickſals Tücke und der Hierodulen Liſt habe ſie an der Vollendung ihres Erlöſerwerkes gehindert. Frankreich erneut eben wieder die alte Erfahrung. Ein Miniſterium, in dem neben dem der Kutte entlaufenen Gecken Combes der gewiſſenloſe miles gloriosus André, der Trinkgeldempfänger Rouvier, der Kneipenjournaliſt Pelletan und ähnliche Größen ſitzen, ſucht ſich über die Unfähigkeit zu irgend einer fördernden Leiſtung mit dem Ruf hinwegzufriſten: Die Kirche bedroht das freie Leben, die Zukunft der Republik! Dieſe Regirung, die von dem Anhang der zu ſchwatzenden Strebern herabgeſunkenen Genoſſen Jaurès und Millerand geſtützt wird, vermag weder Frankreichs Weltſtellung zu beſſern noch ſoziale Schäden zu heilen; nur Eins kann ſie, muß ſie, um nicht vor dem Blick ihrer Wähler ſelbſt lächerlich zu werden: den Klerikalismus befehden. Nach dem Geſetz vom dreißigſten Oktober 1886 kann jeder Franzoſe, Geiſtlicher oder Laie, der unbeſcholten und für den Beruf vorgebildet iſt, eine Elementarſchule eröffnen. Dieſes Recht iſt durch das 1901 von Waldeck-Rouſſeau gegen die Kongregationen erlaſſene Geſetz nicht mit rückwirkender Kraft eingeſchränkt. Waldecks Geſetz fordert: jede neu zu gründende Kongregation braucht die ſtaatliche Genehmigung und darf Tochterhäuſer nur mit Erlaubniß des Staatsrathes eröffnen; Kongregationen und Tochterhäuſer, die ſich dieſer Beſtimmung nicht fügen, können durch Beſchluß des Staatsminiſteriums aufgelöſt und geſchloſſen werden; Schulleiter und Lehrer dürfen Geiſtliche nur ſein, wenn ſie vom Staat genehmigten Kongregationen angehören. All dieſe Beſtimmungen gelten, nach Waldecks ausdrücklicher Erklärung, nur für die nach dem erſten Juli 1901, dem Tage, wo das neue Geſetz in Kraft trat, gegründeten Kongregationen und Tochteranſtalten. Wann aber hätten Jakobiner im Beſitz der Macht je nach dem Rechtstitel gefragt? Auch wenn ſie tyranniſch ſcheinen, fechten ſie für die Freiheit. Herr Combes will dem Staat die obédience monacale erzwingen. Er verlangt plötzlich, auch die von längſt beſtehenden Kongregationen gegründeten oder geleiteten Elementarſchulen müßten vom Staat eine Konzeſſion erbitten, und ſperrt ihnen, ehe ſie das im Vertrauen auf

den Wortlaut des Gesetzes Versäumte nachholen können, die Thür. Er nimmt den Eltern das Recht, nach freiem Ermessen ihren Kindern die Lehrer zu wählen, jagt hunderttausend Knaben und Mädchen, für die in den Laienschulen des Staates kein Platz ist, aus dem gewohnten Klassenzimmer und läßt ganze Schaaren stiller Klosterschwestern von Gendarmen und Soldaten auf die Straße treiben. Gegen so freche Ungebühr, die sich, weil die Justiz die Verwaltung nicht meistern darf, sicher dünkt, erhebt sich das Land. Berühmte Akademiker, Führer der Fortschrittspartei, protestantische dreyfusards, Radikale, Sozialisten und Atheisten tadeln laut den schmählichen Rechtsbruch. Die Staatssiegel werden von den Thoren der Klosterschulen gerissen. Offiziere weigern sich, ihre Truppe gegen wehrlose Nonnen zu führen. In der Bretagne lassen die Bauern die Frucht ihrer Arbeit auf dem Felde faulen und wehren den Bütteln den Eintritt in die verpehmten Schulen. Frauencorps aller Stände bilden sich und die Mitgliederliste des „Bundes zum Schutz der Unterrichtsfreiheit" füllt sich mit den besten Namen. Die Zeit der Heiligen Liga scheint wiedergekehrt. Herr Combes aber und seine Sippe verkünden den Armen, die den Schwindel noch jetzt nicht durchschauen: Wir retten die Republik! Die alten Jakobiner waren dreister; sie wußten, daß die Orden durch eine vom Staat zu gewährende Konzession nicht ungefährlichen wurden, und schleppten Jeden, der beim Predigen oder beim Kirchenbesuch, als Spender oder Empfänger eines Sakramentes betroffen wurde, ins Gefängniß oder unters Fallbeil. Heutzutage hat mans bequemer. Man braucht den Priester nur wie einen Verbrecher zu behandeln, dem das bürgerliche Ehrenrecht aberkannt ist, von der Schulschwester nur, wie von der Prostituirten, einen polizeilich abgestempelten Gewerbeschein zu fordern: dann ist man ein tapferer Held, kämpft man gegen die Mächte der Finsterniß für die Kultur.

In Frankreich wird die Hatz enden, wie sie bei uns geendet hat: mit einer ungeheuren Stärkung des Katholizismus. Nicht nur, weil im Lande des Heiligen Ludwig und der Jungfrau von Orleans, des Konkordates und der Restauration noch weniger als im protestantischen Preußen — nach Bismarcks Wort — „ehrliche, aber ungeschickte Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüen und Schlafzimmer nachsetzen", ans Ziel kommen können; ondern, weil die Kultur, die geschützt werden soll, erst noch zu schaffen ist und einstweilen weder Frankreich noch Deutschland noch irgend ein anderer Staat das Kulturideal der katholischen Kirche zu überbieten vermag. Diese Kirche spricht zu dem ihr Lauschenden: Ueber Dir waltet der Wille eines

Gottes, der Himmel und Erde, Mann und Weib geschaffen hat und der Dich, wenn Du Dich zu ihm bekennst, von der Erde nach kurzer Läuterungzeit in den Himmel erhöhen wird; sein Gebot lehrt, was gut, was böse ist; sein siebenfach geweihter Diener kann entsühnen und schuldig sprechen; sein Vaterauge blickt auf jeden Deiner Schritte herab, hat auf Deinem Haupt jedes Haar gezählt; seine Hand greift nur nach der Zuchtruthe, um Dich für das ewige Leben im Glanz seiner Gnadennähe vorzubereiten. Wer Das glaubt, kann selig werden, kennt den Zweck, das Endziel seines Daseins und duckt sich, wenn des Schicksals Pfeile und Hagelschauer niederprasseln, ungeschreckt unter den Schirm seines Gottes. Nur findet Mancher, solche Botschaft sei nicht leichter zu glauben als die Wunderwirkung des Weihwassers, die Mutterschaft einer Jungfrau, die Zauberkraft einer durchlöcherten Windel, eines von Staub und Motten zerfressenen Rockes, als Hexenkünste und Teufelsspuk. So denkt die kleine Schaar der Gottlosen, denen der Himmel leer ist und die lieber an Tyndalls oder Hartleys Hypothesen als an ein im Blau schwebendes jüdisch-christliches Empyreum glauben; sie lächeln kühl, wenn religiöse Fragen gestellt werden, die für sie keine sind, loben die großartige Symbolik der alten Legenden und können duldsam sein, weil hitzige Fanatismen nie ihre Ruhe störten. Größer, viel größer ist die Zahl Derer, die sagen: Ich weiß nicht, ob ein Gott lebt; wohl aber weiß ich, daß ich auf Schritt und Tritt anstoße, wenn ich der Weisung des Christengottes folge, und daß ich ins tiefste Elend sänke oder in den Kerker gepferchт würde, wenn ich thäte, wie Jesus zu thun befahl; ich sehe denn auch, daß ringsum Keiner so thut, kein Einziger den steilen Pfad des Bergpredigers wandelt, und habe mich deshalb entschlossen, in das große Heuchlerheer einzutreten und auf der Lippe eine Lehre zu tragen, nach der ich im Alltagsgetriebe nie handeln will, niemals, so wahr Mammon mir helfe. Zu diesem Haufen gehören auch die Jakobiner aller Zeiten. Sie sind nicht gottlos, — Gott bewahre! Sie wollen nur eine gereinigte Religion und würdigere Priester. Das ersehnte schon der Dichter des Emile. Robespierre rief: „Wie hoch steht der Gott der Natur über dem der Pfaffen!“ Und Herr Combes würde sicher sehr böse, wenn man ihn zu den Atheisten würfe. Seit Jahrhunderten, mindestens schon seit dem Zank zwischen Arius und Athanasius wird an den Dogmen, an der Christologie herumgeputzt, hier ein lästiges Wort wegradirt, da ein Sätzchen angeflickt, dort eine Rationalisirung versucht; und eben so alt fast ist der Zorn gegen die Priester, die dem gerecht wägenden Urtheil doch nicht sündiger, vielleicht sogar von Entartungmerkmalen heute noch freier scheinen als irgend eine andere Klasse nach

lange unangefochtener Herrschaft. Erreicht hat der große Aufwand nicht viel. Auch Luthers mächtiger Athem hat den römischen Felsen Petri nicht umgeweht. Und was er nicht vermochte, wird den kleinen Leuten erst recht nicht gelingen, die, wie Lessing nach Lavaters Bekehrungversuch an Mendelssohn schrieb, „den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

...Stat crux, dum volvitur orbis. Wenn die Zeichen nicht trügen, wird es dem Weltenwirbel noch lange trotzen. Die Mauern der Kirche sind so fest, daß keine Regirung, wie der Protestantismus eine ist, daß nur eine Position — im Wortsinn des Logikers — sie ins Wanken bringen kann. Wer glaubt, mag selig werden, wer eine Nationalreligion, ein der Modewissenschaft angepaßtes Christentum, einen Privatgott für den Hausgebrauch, einen Musterkleriker sucht, mag sie finden. Nur soll man uns nicht länger mehr vorschwatzen, Gassenbalgereien seien der Kampf, den die Menschheit führt, um ihres Lebens und Leidens Zweck zu erkennen, nicht länger ein rückständiges Ressentiment gegen das frühere Vorrecht der Priesterkaste für den Beweis modernsten Bewußtseins ausgeben. Die Nutzlosigkeit der von Regirungen, denen der Muth und die Kraft zu sozialem Wirken fehlt, veranstalteten Pfaffenhetzen hat der pariser Arbeiter klar empfunden, der, als er eine Kongregationistenschule schließen sah, stöhnte: Davon werden unsere hungernden Kinder nicht satt! Schwindelkünste können aber auch den Durst nach Erkenntniß nicht stillen. Und Schwindel ists, dummer oder schamloser Betrug, wenn der Europäer heute sagt, er habe eine Kultur, die er gegen Roms schwarze Rotte schützen müsse. Noch ist Kultur der den Massen unzugängliche Sonderbesitz der freisten Geister. Kultur hatte Goethe, da er der Natur den dröhnenden Hymnus sang, der in das Wort stolzer Bescheidung ausklingt: „Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst." Kultur kann nur einer inneren Einheit entkeimen, einem grade gewachsenen Stamm, dessen Wurzeln immerhin in mystische Tiefe hinabreichen mögen, dessen Wipfel auf eine enträthselt scheinende Welt herabschauen müssen. Die Völker des christlichen Abendlandes, denen ein Abgrund Glauben und Thun, Reden und Handeln, Kirchenlehre und Staatsbedürfniß trennt und die ihren Heiland verhüllen müssen, ehe sie in den Krieg für die Macht oder für den Geldbeutel ziehen, können keinen ernsten Kulturkampf wagen. Ihnen kann die Sonne des Sieges erst leuchten, wenn die neue Position gewonnen ist: die auch den Massengeist bindende Sittlichkeit, die den König Anthropos entkrönt, ehrwürdige Mythologien in die Museen bannt und ohne Heuchlergrimasse dem Bedürfniß irdisch begrenzter Artentwickelung genügt.

Situation und Sprache.*)

Es ist einer der wichtigsten Punkte in der Sprachkritik, daß wir den Zusammenhang oder vielmehr die Zusammenhanglosigkeit zwischen der Wirklichkeitwelt und den Sprachlauten erkennen. Nie und nimmer hat ursprünglich im Sprachlaute Etwas gelegen, das zu einem Ding in der Wirklichkeitwelt direkte oder indirekte Beziehung hatte. Alle Bemühungen, die Sprache aus einer Nachahmung der Wirklichkeit zu erklären, müssen daran scheitern. Wir haben erkannt, daß auch die scheinbar handgreiflichsten Klangnachahmungen nur metaphorische Anwendungen des Klanges sind; und wir haben vermuthet, daß selbst diese metaphorischen Klangnachahmungen erst nachträglich, durch eine Art von Volksetymologie, in den Klang hineingetragen worden sind. Dieser Auffassung von der Onomatopöie widerspricht es also nicht, wenn wir jede Bezeichnung für Dinge oder Erscheinungen der Außenwelt für die Zeit der Sprachentstehung leugnen, wenn wir den Sprachlauten in einer Urzeit nur hinweisende Kraft zugestehen, wie wir ja übrigens auch der entwickelten Sprache nur eine hinweisende, deiktische Bedeutung beimessen. Wegener („Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens") nennt Das gern den Imperativ des Sprechenden. Das heißt: die Aufforderung an den Hörenden, seine Aufmerksamkeit einem bestimmten Punkt der gegenwärtigen Situation zuzuwenden. Er weist darauf hin (unwillkürlich nennen wir eine Belehrung gern eine „Hinweisung"), daß im französischen Demonstrativpronomen diese Aufforderung noch zu entdecken sei. Ce (livre u. s. w.) ist entstanden aus ecce oder ecce id. Sehr hübsch ist die Bemerkung, daß das „s", mit dem in den indoeuropäischen Sprachenso unendlich häufig der Nominativ singularis, also die weitaus größte Zahl der Dinge in der Wirklichkeitwelt, bezeichnet wird, ein altes Demonstrativum sei, unser „da". Dieses „da" mag in einer Urzeit der allgemeinste Begriff, das ewige psychologische Prädikat jeder Sprache gewesen sein. Wir können mit aller Phantasie nicht mehr die Wege des Laut- und des Bedeutungwandels rekonstruiren, auf welchen dann dieses „da" zu hundertfältigen psychologischen Subjekten wurde, die dann dem „da" oder „s" vorangestellt wurden. Verwandte Vorgänge aber lassen sich an der Sprachbildung der Kinder noch beobachten.

Wenn kleine Kinder sprechen lernen, kommt es eben so oft vor, daß die Kinder die Sprachlaute von Amme oder Mutter nachplappern, wie daß die Amme oder Mutter das Lallen des Kindes zur Verständigung artikulirend nachahmt. Daß das Kind doch schließlich die Sprache der Erwachsenen lernt, rührt nur daher, daß es sich in einer erschreckenden Minorität gegen-

*) Ein Fragment aus dem dritten Band von Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache", der im Herbst bei Cotta erscheinen wird.

über seinem Volke befindet und eben einer fertigen Sprache gegenübersteht. In beiden Fällen — ob nun das Kind oder die erwachsene Person den Sprachlaut zuerst hervorbringt — besteht das Sprechenlernen jedoch darin, daß der Sprachlaut oder vielmehr das Bewegungsgefühl dieses Sprachlautes sich mit einer Seelensituation des Kindes assoziirt. Der Sprachlaut weist auf die Situation des Hungers, der Nässe, des Lichtes u. s. w. hin und prägt sich nach einigen Wiederholungen so fest ein, daß er an diese Situation erinnert. Wir wissen, daß das Wort „Milch" oder der entsprechende kindliche Sprachlaut wirklich nur an die allgemeine Situation erinnert und darum in der Sprache der Erwachsenen bald mit Hunger, bald mit Befriedigung, mit Brust oder Flasche, mit Bitte oder Fröhlichkeit übersetzt werden müßte. Daraus ist es auch zu begreifen, weshalb Mutter und Kind einander verstehen, trotzdem das Kind anfangs niemals Sätze spricht, sondern nur einzelne Sprachlaute. Diese erinnern an die gesammte Situation (unklar freilich) und mehr leistet im Grunde auch die entwickelte Sprache nicht. Ein größerer Unterschied zwischen der Sprache des kleinen Kindes und der der Erwachsenen besteht aber darin, daß das außerordentliche Gedächtniß der Erwachsenen jede vergangene Situation wachrufen kann, während der Sprachlaut des kleinen Kindes immer nur auf die gegenwärtige Situation hinweist. Diese hinweisende, deiktische Sprache ist nur insofern ebenfalls eine That des Gedächtnisses, als das Bewegungsgefühl des bestimmten Sprachlautes sich sehr früh mit der bestimmten Situation assoziirt hat. Das kleine Kind verbindet, zum Beispiel, mit seinem Sprachlaut „Milch" oder dem entsprechenden höchstens die Vorstellung der unmittelbar folgenden Zukunft (weinerlicher, bittender Ton) oder der unmittelbar vorausgegangenen Vergangenheit (fröhlicher, dankender Ton).

Diese Beziehung auf die nächsten Lust- und Unlustgefühle ist charakteristisch für die Sprache des kleinen Kindes; die gegenwärtige Situation wird ja nur dann wahrgenommen und nur insoweit wahrgenommen, als sie interessirt. Dieses Interesse ist beim kleinen Kinde ein rein animalisches. Es hat nicht die geringste Veranlassung, mit seinem Denken oder Sprechen über diese Situation und über die Gegenwart, nebst den Momenten vorher und nachher, hinauszugehen. Das Interesse des erwachsenen Menschen oder gar das des „uneigennützigen" Gelehrten oder Philosophen ist freilich ungleich ausgedehnter und indirekter als dieses animalische Interesse des Kindes. Aber auch der Vater, und wenn er ein Philosoph wäre, nimmt schließlich nur wahr, was durch ein noch so indirektes Interesse seine Aufmerksamkeit erregt, und hat in seinem Gehirn nur die Erinnerungen an solche Situationen, die einmal seine Aufmerksamkeit erregt haben. So weist auch jedes Wort und jeder Worttheil der entwickelten Sprache schließlich immer auf Situationen hin, die irgend einmal gegenwärtige waren.

Die Verständigung zwischen Mutter oder Amme und dem Kinde entsteht aus der Gemeinsamkeit des Situationbildes. Es ist ja wahr, daß der Enge des Horizontes die kleine Zahl der Sprachlaute entspricht; trotzdem darf man nicht glauben, daß die wenigen Sprachlaute des Kindes zur Verständigung irgendwie hinreichen könnten, wenn nicht eben die gegenwärtige Situation die eigentliche Sprache ausmachte. Jeder einzelne dieser wenigen Sprachlaute hat ja eine gewisse Gruppe von Empfindungen zum Ziel, auf das er hinweist. Innerhalb der Gruppe ist der Sprachlaut doch nur unser „da" und die bekannte Situation sagt das Uebrige. Das Kind macht sich auch gar nichts daraus, die paar Sprachlaute mit einander zu vertauschen. Die Mutter oder Amme versteht es doch aus der Situation heraus. Und der Ton ist fast noch wichtiger als der „artikulirte" Sprachlaut. Der Ton, der weinerliche oder fröhliche Ausdruck sogar schon, bestimmt in der Situation Alles, was die entwickelte Sprache später so künstlich als Beschreibung der Situation festzuhalten sucht: den Gegenstand der Aufmerksamkeit, die Handlung, die Beziehung auf das Kind, die Zeit der Handlung, die Richtung u. s. w., kurz, die ganze Vielfältigkeit Dessen, was wir die Grammatik der entwickelten Sprache nennen.

Noch ein anderes und überaus tief reichendes Verhältniß zwischen dem Wort und der Situation ist schon in der Kindersprache vorhanden, ein Umstand, der die Inkonsequenz des Sprachkritikers, die Liebe zu seiner Muttersprache, vielleicht genügend erklärt. Wir Alle haben an dem Gebrauch unserer Muttersprache eine tiefe Freude. Es wäre wohlfeil, sie aus dem Behagen allein zu erklären, das uns die bequeme und sichere Art, zu schwätzen, gewährt. Diese Schwatzfreude hat viel mit Eitelkeit zu thun und findet sich noch häufiger beim Plappern in einer fremden Sprache. Das tiefe Gefühl für die Muttersprache hat weit mehr Aehnlichkeit mit der leidenschaftlichen Empfindung für die Geliebte; auch die Liebe ist beim recht gesunden Menschen (man denke an die Definition Spinozas) innig verbunden mit der Erinnerung an Wollust. Wer recht liebt, Der erwartet von der Umarmung eines anderen Weibes als des einen gar keine Lust, weil ihm die Erinnerung dieses Gefühles der Lust allein mit der Vorstellung der Geliebten, ja, sogar mit der Vorstellung von ihrem Namen sich assoziirt. Dieses Gefühl der Lust empfindet man auch im Gebrauch einer Muttersprache. Alle hohen Thaten der Vaterlandliebe hängen mit diesem Gefühl der Lust zusammen. Und doch ist sich der erwachsene Mensch keiner solchen Lust beim Gebrauch der Worte bewußt.

Aber Lust, die Wollust der Befriedigung seiner höchsten animalischen Interessen hat der Mensch als Kind beim Sprechenlernen erfahren. Die Mutterliebe, diese Fortsetzung der Geschlechtsliebe, hat im kleinen Kinde die Assoziation zwischen den Sprachlauten und der Befriedigung hergestellt. Die

ersten Sprachlaute dienten der Befriedigung der verzweifelten Lebensinteressen des Kindes und wir können nur ahnen, welche Lust das Kind empfindet, wenn es, zum Beispiel, mit dem ersten Sprachlaute „ma" zugleich seinen Hunger und die Mutterbrust und wer weiß was noch sich vorstellt. Wer mir diese Darstellung nicht glauben will, Der beobachte einmal, wie das Kind nach erfolgter Sättigung den Sprachlaut „ma" glückselig und fast liebkosend wiederholt.

Die Erfahrung der Kinderstube lehrt also, daß die Kinder, auch wenn sie von der Sprache der Erwachsenen schon Mancherlei gelernt haben, nie etwas Anderes als die Welt ihrer Stube mit den Worten verbinden. Das ist auch nicht anders möglich, weil doch Sprache nur aus Erinnerungzeichen besteht. Hätte ein Kind auch den ganzen Sprachschatz seines Volkes auswendig gelernt, es könnte mit ihm dennoch nicht über den Horizont seiner Kinderstube hinaus denken. Das ist ja der Grundfehler aller Schule, daß sie die Sprache ohne das dazu gehörige Weltbild bietet.

In den Zeiten der Sprachentstehung muß die Sache klarer gelegen haben. Nicht einmal Alles, was dem Horizonte des Einzelnen angehörte, konnte er ausdrücken. Da Sprache als Etwas zwischen den Menschen entstand, konnten die ältesten Sprachlaute nur ausdrücken, was in der betreffenden Gruppe gemeinsamer Horizont war. Und auf der anderen Seite macht uns der gemeinsame Horizont verständlich, daß ein einziger Sprachlaut je nach der Situation Verschiedenes bezeichnen konnte. Die Sprache war und ist ihrem Wesen nach deiktisch, hinweisend. Der ausgestreckte Zeigefinger deutete und bedeutete je nach der Situation tausenderlei Dinge.

Die Wichtigkeit der Situation — Das heißt: des augenblicklich im Gehirn des Sprechenden oder Hörenden vorhandenen Weltbildes — wird uns aus der Kritik des Apperzeptionbegriffes deutlich werden. Ich werde da, mit dem Vorbehalte, daß man von Apperzeption lieber gar nicht mehr sprechen sollte, zu lehren suchen, daß man die Apperzeption höchstens definiren könne als: die Anwendung des persönlichen Wortschatzes auf ein sich der Wahrnehmung aufdrängendes Ding. Jetzt wollen wir einmal sehen, welche Bedeutung die Situation, um dieses Wort beizubehalten, in unserer hoch entwickelten Sprache habe. Wir werden schon hier erkennen, daß auch die verwickeltsten logischen Gedankenreihen immer nur das im Gehirn vorhandene Weltbild zurückrufen, daß etwa noch die Aufmerksamkeit auf einen besonderen Punkt dieses Weltbildes gelenkt wird und daß im besten Falle noch ein neues sich aufdrängendes Ding hinzukommt. Ich folge dabei vielfach den Untersuchungen Wegeners, die meine Auffassung von der Apperzeption und dem psychologischen Subjekt sehr erfreulich ergänzen.

Wir müssen dabei vollständig absehen von den Kategorien der Gram-

matik. Wenn am zweiten September 1870 ein berliner Schulmädchen in ihre Klasse stürzte mit dem Ruf: „Napoleon gefangen!", so deckte sich zufällig das psychologische Subjekt mit dem grammatischen. Das Bekannte, das Gleichgiltige, Das, was man sich an den Sohlen abgelaufen hatte, Napoleon, war zufällig das Subjekt der Neuigkeit. Im Kopfe des Berliners verband sich mit dem Worte Napoleon die Vorstellung des unfähigen, ehrgeizigen oder verzweifelten Franzosenkaisers, die Kriegserklärung, zahlreiche Schlachten, Gefahr, Haß, Verachtung, die Kaiserin Eugenie u. s. w. Das Wichtige, die Neuigkeit, das neue Ding war: „Er ist gefangen". Das war zufällig das grammatische Prädikat. Es kann sprachlich ganz anders kommen. Wenn ein Kassenbote einen Wechsel präsentirt, so ist sein stummes Vorzeigen des Papieres die Neuigkeit, das Prädikat. Das ganze Schuldverhältniß, wie es dem Schuldner im Geiste gegenwärtig ist, ist das psychologische Subjekt. Wäre es ein Schuldschein gewesen und hätte der Gläubiger brieflich gemahnt, so hätte das Ganze die Form eines komplizirten Satzes angenommen. Es wäre aus Höflichkeit das psychologische Subjekt ausführlich dargelegt worden. „Sie haben zu der und jener Zeit aus diesem oder jenem Grunde Geld gebraucht; ich habe es Ihnen geliehen. Sie haben an dem und dem Tage einen Schuldschein unterschrieben und sich zur Rückzahlung am heutigen Tage verpflichtet: zahlen Sie." Das psychologische Prädikat liegt in dem allein wichtigen und gewissermaßen neuen Dinge: „Zahlen Sie". Wäre das Prädikat allein ausgesprochen worden, der Schuldner hätte sich das psychologische Subjekt schon hinzugedacht.

Wegener unterscheidet sehr gut zwischen verschiedenen Voraussetzungen der Situation. Immer ist es die Situation, welche das psychologische Prädikat erst erklärt. Es giebt eine Situation der Anschauung, wie wenn in einer Gesellschaft Herr Müller — das neue Ding — vorgestellt werden soll und der Vorstellende mit einer einfachen Handbewegung sagt: „Herr Müller". Ein Pedant nur würde das psychologische Subjekt mit aussprechen und sagen: „Wir sind hier im Hause des Herrn Schulze lauter alte Bekannte beisammen bis auf diesen einen Herrn, dessen Namen ich darum ausdrücklich nennen will. Dieser Herr heißt Müller." Eine solche Form der Vorstellung wäre aber nicht nur pedantisch, sondern nach dem Sprachgebrauch sogar unhöflich. Eine Handbewegung tritt für das psychologische Subjekt ein. Und so wirksam ist die Anschauung, daß kein Anwesender auf den Gedanken kommt, der Vorstellende meine mit „Herr Müller" seine dabei vorgezeigte Hand. Es giebt weiter eine Situation der Erinnerung. Wenn wir zu Zweien den Konzertsaal verlassen und ich „Herrlich!" sage, so meint mein Begleiter nicht, ich hätte das Wetter oder die Beleuchtung oder sonst Etwas gemeint. Er bezieht das Prädikat mit Sicherheit auf das eben gehörte Musikstück. Ich brauche

nicht erst auseinanderzusetzen, daß diese einfachen Fälle auch auf wissenschaftliche Unterhaltungen Anwendung finden. Es giebt ferner eine Situation des Interesses, die Wegener nicht ganz glücklich die Situation des Bewußtseins nennt. Jedes Individuum, jede kleine und große Menschengruppe, jedes Volk hat ein bestimmtes Weltbild, das sich von dem Weltbild anderer Individuen, anderer Gruppen, anderer Völker unterscheidet. Diese Weltbilder sind Situationen des Interesses und erklären entweder ausdrücklich oder stillschweigend das psychologische Prädikat. Man denke einmal daran, welchen Sinn das Wort „Hundertmarkschein" im Munde eines Arbeiters und eines Bankiers, eines Studenten und eines Finanzministers, eines Zeichners und eines Falschmünzers, eines Deutschen und eines Franzosen habe. Wird mit dem Wort Hundertmarkschein der Preis eines bestimmten Quantums Brot bezeichnet, so kann unter Umständen das Brot oder das Geld das psychologische Prädikat sein und das psychologische Subjekt wird unter Umständen sich nur in einem dicken Bande vollständig ausdrücken lassen.

Wegener nennt das psychologische Subjekt gern die Exposition. Was er darunter versteht, wird am Deutlichsten durch Anwendung dieses Begriffes auf eine fortlaufende Erzählung, einerlei, ob die Reihe von Sätzen zu einem Roman oder zu einer historischen Darstellung verknüpft wird. Wie in einem Theaterstück die Exposition uns mit den handelnden Personen bekannt macht, die wir nachher in ein interessantes Erlebniß verstrickt sehen, so ist in jedem einzelnen Satz einer Erzählung etwas Bekanntes und etwas Neues. Das Neue wird durch den Vorgang der sogenannten Apperzeption mit dem Bekannten verbunden. Das Bekannte, das wir das psychologische Subjekt genannt haben, ist vom Standpunkt des Inhaltes die Exposition zum Prädikat. So sieht es im Kopf des Sprechenden aus. Und auch im Kopf des Hörenden wird jede hervorgerufene Vorstellungsgruppe, insofern sie Bekanntes ins Gedächtniß zurückruft, zu einer Exposition für das Neue, für das psychologische Prädikat. Im nächsten Satz ist dann das eben erst neu Hinzugelernte wieder psychologisches Subjekt für ein neues Prädikat geworden, so wie die aufregende Peripetie des vierten Aktes zu einer Exposition des fünften Aktes werden kann. Wir sind an diese Thätigkeit unseres Gehirns zu sehr gewöhnt, um uns über ihre Erscheinung in der Sprache noch zu verwundern. Wir wissen, daß die Sprache in abstracto — Das heißt: der besondere Sprachschatz eines Volkes oder eines Individuums — das Gedächtniß dieses Volkes oder dieses Individuums ist. Die einzelne Äußerung in concreto ist dann die Anwendung des Gedächtnisses, womöglich die Bereicherung des Gedächtnisses um eine Neuigkeit, um ein Prädikat. Was dabei aktiv ist, Das ist der uns wohlbekannte und doch so unerklärliche Zustand, den wir als Aufmerksamkeit kennen gelernt haben. Ein Interesse steckt dahinter. In der

Erzählung, sei sie nun Geschichte oder Roman, wird das Interesse auf eine bestimmte Thatsache gelenkt. Zum Beispiel: In einer Lebensbeschreibung von Goethe halten wir gerade bei dem leipziger Studenten. Zu der Exposition im Elternhause ist das Leben und Treiben in Leipzig als psychologisches Prädikat hinzugekommen. Wenn ein neues Kapitel nun mit den Worten beginnt: „Er dichtete damals die Lieder" u. s. w., so ist „er" das grammatische Subjekt des Satzes, aber viel bedeutungvoller ist es als psychologisches Subjekt. Was im vorhergehenden Kapitel das Neue, das Prädikat war, Das wird nun als bekannt vorausgesetzt, ist zum psychologischen Subjekt geworden und ist in seiner ganzen breiten Masse nothwendig, um das nun folgende Neue richtig apperzipiren zu können. Wenn dann fünfzig Seiten später Goethes Leben und Treiben in Straßburg dargestellt worden ist, so wird dieses Neue wieder zur bekannten Voraussetzung für ein folgendes Kapitel, das beginnt: „Er schrieb den Götz." Das psychologische Subjekt wächst so von Seite zu Seite an Inhalt. „Er" ist jetzt der straßburger Student geworden mit seinen Beziehungen zu Herder, mit seiner Bewunderung für den Dom, mit seiner Liebe zu Friederike. Hinter dieser Fülle von Inhalt steckt natürlich — von der Aufmerksamkeit weniger beleuchtet — der leipziger Student, der Knabe Wolfgang u. s. w. Die Sachlage in unserem Gehirn ist, wenn man die Enge des Bewußtseins dabei in Betracht zieht, eine sehr merkwürdige. Im Bewußtsein, im Blickpunkt der Aufmerksamkeit steht immer nur das augenblicklich Interessante, das neue Prädikat. Das letzte Prädikat, das eben erst zum psychologischen Subjekt geworden ist, ist aber noch unmittelbar zur Hand, der Verkehr mit Herder zum Beispiel; es hat die Stimmung erzeugt, in welcher wir die Neuigkeit, daß er den Götz schreibe, anders aufnehmen als sonst. Etwas weiter bei der Hand, aber immer noch alle Zeit zur Verfügung sind die weiter zurückliegenden psychologischen Subjektprädikate: der leipziger Student, Goethe im Vaterhaus u. s. w. Was wir sonst im Gedächtniß haben, etwa die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges oder die Erfindung der Photographie, ist nicht bei der Hand, ist weder psychologisches Subjekt noch psychologisches Prädikat. Der gleiche Vorgang ist bei der Lecture jedes Romanes zu beobachten. Die beiden ersten Bände sind das psychologische Subjekt, wenn der dritte Band mit den Worten beginnt: „Adolar erwachte." Immer ist es das bereits Bekannte, was wir die Situation nennen können.

Ich möchte den Ausdruck Situation in einem weiteren Sinn gebrauchen, als es bei Wegener geschieht, weil „Situation" einen Mangel der Ausdrücke „psychologisches Subjekt" und „Prädikat" nicht besitzt. Diese Bezeichnungen haben sich nämlich wohl von der Grammatik emanzipirt, sie setzen aber im Sprachverkehr zwischen zwei Menschen (zum Beispiel zwischen dem

Autor und dem Leſer) eine Einheit des Bewußtſeins voraus, die nicht vorhanden iſt. Schon Das, was wir eben bei der Erzählung bemerkt haben, daß nämlich unaufhörlich das pſychologiſche Prädikat des vorausgehenden Satzes zum pſychologiſchen Subjekte des folgenden Satzes wird, iſt für den Sprechenden und für den Hörenden nicht gleich. Nicht einmal für alle Hörer oder Leſer ſtimmt es genau, weil jeder einzelne Hörer oder Leſer eine beſſere oder ſchlechtere Vorbereitung mitbringt; was für den einen bekannt und Subjekt iſt, iſt für den anderen neu. Der Sprecher gar oder Autor ſtellt ſich ja nur ſo, als ob er ordentlich vom Bekannten zum Unbekannten weiter ginge; er verſetzt ſich in die Seele des Hörers oder Leſers, um für ihn das fortdauernde Spiel der Verwandlung des Prädikates in ein Subjekt zu vollziehen. Für ihn iſt das achtzigjährige Leben Goethes die Expoſition oder das pſychologiſche Subjekt für den Tod des Fauſt oder den Tod Goethes oder für die Wirkung Goethes auf die Folgezeit. So können wir mit dem Begriff des pſychologiſchen Subjektes und Prädikates für die letzten Feinheiten des Denkens nicht viel anfangen und halten uns beſſer an die Situation der Seele, die zwar unklar, aber dafür ohne falſchen Nebenbegriff ſo gut auf den Ausruf „Es regnet!“ wie auf die Abfaſſung oder Aufnahme eines hiſtoriſchen Werkes Anwendung finden kann.

Dieſe Situation der Seele umfaßt Das, was man etwas großartig die Weltanſchauung des Einzelnen nennen mag, wohlgemerkt: die Weltanſchauung, wie ſie im Moment gerade beim Sprecher oder Hörer vorhanden iſt. Wir haben unſere Weltanſchauung nicht immer beiſammen. In dieſer Weltanſchauung ſteckt viel mehr als das bloße Wiſſen, obgleich auch die Summe der Erkenntniß mit unzähligen Fäden an die Zufälligkeit unzähliger Augenblicke geknüpft iſt. Die Weltanſchauung iſt weiter von dem Habitus des einzelnen Menſchen beſtimmt, von ſeiner phyſiologiſchen Komplexion, deren Vielgeſtaltigkeit man vergeblich ſyſtematiſch in die Temperamente eingetheilt hat. Die Weltanſchauung des Einzelnen iſt weiter beeinflußt von den herrſchenden Ideen einer Zeit, alſo von ihren Vorurtheilen. Eine rothe Nelke im Knopfloch eines Volksredners ſpricht heute ihre Sprache; ſie wird verſtändlich durch die Situation, durch die Idee oder das Vorurtheil der gegenwärtig herrſchenden Weltanſchauung. Die rothe Nelke war vor hundert Jahren ſtumm. Wenn ein Stamm von Menſchenfreſſern ſich zu einem Feſtmahl niederſetzt, um einen erſchlagenen Feind zu verzehren, ſo ſind die dabei ausgeführten frommen Geſänge nur für Den verſtändlich, der die Situation kennt, die Weltanſchauung, welche die Seele des Freſſenden um die muthige Seele des Erſchlagenen zu bereichern meint. So hat jedes Volk und jede Zeit ihre beſondere Kulturſituation; es iſt der Hauptgrund, weshalb die Dichtungen ferner Völker und ferner Zeiten uns unverſtändlich geworden ſind. Es ſind oft Pointen, zu denen wir die Anekdoten nicht kennen.

Der größte Theil alles Sprechens beſteht bei Sprechenden und Hörenden in einem Ueberblick oder in einem Rückblick auf die Situation. Je gegenwärtiger oder je gemeinſchaftlicher die Situation iſt, deſto weniger Worte ſind nothwendig. In der Erzählung kann ein „er“ oder der Name des Helden ganze Bände erſetzen. Die Bühne geſtattet eine knappere Sprache, weil ſie die Situation der Anſchauung bietet. Der Roman muß ausführlicher ſein als ein Geſchichtwerk, weil der Leſer vorher abſolut nichts an Situation in ſich vorfindet.

Ein raſches und keckes Wahrnehmen iſt nur möglich, wo die Seelenſituation zwiſchen den Menſchen nahezu gemeinſam iſt. Einen Leitartikel, der wohlbekannte Phraſen zuſammenſtellt, einen gewöhnlichen Roman, der wohlbekannte Menſchenſchickſale erzählt, überfliegen wir mit den Blicken: bringt uns ein Buch Neues, ſo müſſen wir jede Silbe, unter Umſtänden jeden Buchſtäben beachten. So auch im Geſpräch. In älterer Zeit oder bei minder kultivirten Völkerſchaften war und iſt die gemeinſame Seelenſituation ſo weit vorhanden, daß auch der Sprechende ſeine Sätze gewiſſermaßen nur überfliegt. Man achte einmal darauf, wie auch bei uns innerhalb einer behaglichen — Das heißt: auf gemeinſamen Empfindungen ruhenden — Familie das Geſpräch leicht und mühelos geführt wird. Die Hauptſilben werden kaum ſtärker betont als im Geſpräch zwiſchen Fremden Nebenſilben; und Nebenſilben werden ganz fallen gelaſſen. Ein ſo intimes Familiengeſpräch iſt im höchſten Grade elliptiſch. Die neuſten Dramatiker machen von dieſer Beobachtung unbewußten Gebrauch. Je ungleicher die Seelenſituation zwiſchen den Menſchen iſt, deſto pedantiſcher müſſen alle Forderungen der Grammatik erfüllt werden, deſto wuchtiger wird ſchließlich die Betonung der Hauptſilben. Nicht nur in Parlamenten, vor Gericht, wo unzuſammengehörige Menſchen ſich beſprechen müſſen, kommt es zu der toten Schriftſprache; ſondern ſchon der ſogenannte Verkehr der einander nicht verſtehenden modernen Geſellſchaft macht den Gebrauch der Schriftſprache nothwendig. Auch dieſer Umſtand wirkt dahin, daß die neueren Schriftſprachen langſamer in ihren Lauten verfallen, als es früher in der natürlichen Sprechweiſe der Fall war.

Die Schwierigkeit, die Situation für den Sprechenden und den Hörenden gemeinſchaftlich klar zu machen, wächſt mit der zeitlichen oder räumlichen Entfernung des Gegenſtandes; ſie wächſt ferner mit der Kompliziertheit des Gegenſtandes. Es kann die Erklärung anſtatt eines einzigen Wortes ein ganzes Buch erfordern. Wendet ſich aber der Sprecher gar, wie ein Autor, an eine unbeſtimmte Menge von Hörenden, ſo bleibt ihm nichts übrig, als die Situation vollſtändig mitzutheilen, ſeine Weltanſchauung vollſtändig auf die Volksmaſſe zu übertragen. Der Autor (Denker oder Dichter) kann ein Genie ſein und braucht doch die Fähigkeit zu dieſer Mittheilung nicht zu

beſitzen. Es iſt ein überaus ſeltener Fall, wenn ein genialer Dichter zugleich die Weltanſchauung ſeiner Zeitgenoſſen ſpielend beherrſcht, ſeine eigene um eine Fülle neuer Prädikate vermehrt hat und ſein Volk mit dieſen neuen Prädikaten zu beſchenken vermag.

Wir werden gleich erfahren, welche Bedeutung die Gemeinſamkeit der Situation für die Sprache habe. Zunächſt ſei nur an einem Beiſpiel gezeigt, wie der Sprachgebrauch vorgeht, um zwiſchen Sprecher und Hörer die Ungleichheit der gegenwärtigen Vorſtellungmaſſe zu überwinden, alſo für den Augenblick eine Gemeinſamkeit der Situation herzuſtellen. Wegener hat Das für die Appoſition oder den Relativſatz überzeugend dargelegt. Ich möchte ſeinen Gedanken dahin erweitern, daß die weitaus größte Menge alles Sprechens auf dieſe Thätigkeit hinausläuft; ja, man kann ſagen: die Langweiligkeit der meiſten Bücher und Menſchen kommt daher, daß der weitaus größere Theil der Rede auf Herſtellung einer gemeinſamen Situation, auf Rückerinnerung oder Mittheilung der Expoſition verwandt und die Neuigkeit, das Intereſſante, nur mit einem Wort oder einem kurzen Satz hinzugefügt wird. Die Sache ſcheint mir am Beſten illuſtrirt zu werden durch den Bekanntlich-Stil vieler hiſtoriſchen Werke; der Verfaſſer giebt die Expoſition in breiter Vollſtändigkeit und verräth ſeine imponirende Gelehrſamkeit nicht ohne Koketterie dadurch, daß er die ihm wohlbekannten Thatſachen, und wenn ſie noch ſo entlegen wären, durch ein „bekanntlich“ oder eine ähnliche Wendung als eine ihm und dem Leſer gemeinſame Situation der Seele hinſtellt. Da ſind nun zwei Fälle möglich: entweder der Leſer beſitzt die Kenntniſſe wirklich, dann wird ihm der Situationplan langweilig durch ſeine Ueberflüſſigkeit; oder dem Leſer iſt das Alles neu, alle die angedeuteten pſychologiſchen Subjekte ſind ihm Prädikate, er kann all das Neue nicht zugleich faſſen und die Expoſition wird ihm langweilig durch ihre Schwierigkeit. In Wahrheit kann dem lebhaften Menſchen nichts ſo langweilig werden wie die Sprache, wenn nämlich ein Anderer Expoſitionen ſpricht.

Um nun aber die Sprachform verſtändlich zu machen, in welcher die Gemeinſamkeit der Seelenſituation hergeſtellt wird, denke man an das vorige Beiſpiel: „Adolar erwachte“, womit der dritte Band eines Romanes beginnen ſollte. Hat der Verfaſſer kein rechtes Vertrauen in die Kraft ſeiner Darſtellung oder in das Gedächtniß des Leſers, ſo wird er wohl die Gemeinſamkeit der Seelenſituation unterſtützen, etwa ſo: „Adolar erwachte — der geneigte Leſer erinnert ſich, daß Adolar in dem Augenblick, als er die Strickleiter zum Thurm ſeiner Geliebten emporklettern wollte, von ſeinem elenden Nebenbuhler durch ein Schlafmittel betäubt wurde — u. ſ. w.“ Solche Hinweiſungen auf Bekanntes und vielleicht Vergeſſenes, die unter Umſtänden im Bekanntlich-Stil auch Mittheilungen von nothwendigen Expoſitionelementen

sein können, finden sich in jedem schlechten Roman, aber auch in jeder historischen Darstellung. Wegener hat sehr fein erkannt, daß in dem Satz: „Themistokles, ein Grieche aus Athen, ein Zeitgenosse des Aristides, schlug bei Salamis die Perser" die Exposition („ein Grieche aus Athen, ein Zeitgenosse des Aristides") gegen alle Logik dem Prädikat folge. Ich mache in Parentheſe darauf aufmerksam, daß Themistokles eigentlich nur vor der Aussprache des Wortes das psychologische Prädikat ist, daß der Träger dieses Namens nach den erklärenden Mittheilungen zum psychologischen Subjekt wird und daß am Ende das psychologische Prädikat je nach der Absicht des Sprechers und nach der Sachkenntniß des Hörers in „schlug" (dem grammatischen Prädikat) oder auch in „Perser" oder in der Ortsbezeichnung stecken konnte. Die expositionalen Elemente, daß Themistokles Der und Der war und zu der und der Zeit lebte, drückt nun die Sprache durch eine Apposition oder durch einen Relativsatz aus. Wegener erklärt Das aus einer Art von Korrektur. Der Redende erfahre durch die Zwischenrufe oder durch die Mienen des Zuhörenden, wie groß oder klein die Sachkenntniß des Hörers sei, wie weit die Situation bei ihnen Beiden gemeinsam sei, und füge nun — gewissermaßen auf eine Frage des Anderen — mehr oder weniger ausführlich Daten über den pp. Themistokles hinzu. Diese Hinzufügungen, die in unserem Satz aus acht Worten bestehen, können aus Gründen der Belehrung zu einem Buch anwachsen. Für den Satzbau, auf den es ihm dabei mehr ankommt als mir, kommt Wegener zu dem Schluß: „Es ist daher psychologisch nur natürlich, daß der naive Mensch die Expositionelemente erst nach dem Prädikat ausspricht. Die einmal geschaffene und festgewordene Sprachform behält auch der künstlerisch gestaltende Dichter und Schriftsteller bei. Apposition und Relativsatz sind also nachträgliche Korrekturen unserer mangelhaften Darstellung."

Man kann die Apposition eben so wie die noch formlosere Parentheſe als Eindringlinge in den syntaktischen Bau auffassen. Allemal wird doch nur, indem der Erzähler aus der Rolle fällt, entweder an etwas Bekanntes erinnert oder etwas Neues aus Höflichkeit „bekanntlich" genannt. In der Apposition oder der Parentheſe können aber alle möglichen Arten der Gedankenverbindung verborgen sein: die Zeit- oder Ortsbestimmung, die Bedingung, die Folge, der Gegensatz, kurz alle Bedeutungformen der Verbindungen von Haupt- und Nebensätzen. Die einzelnen Sprachen haben sich, wie bei der Apposition, an eine bestimmte Anordnung, an eine bestimmte Syntax gewöhnt. Wir sind auf die Syntax unserer Muttersprache so sehr eingeübt, daß wir uns einbilden, dieser Ordnung der Sätze das Verständniß zu verdanken. Im Grunde aber ist die Syntax nur eine bequeme Gewohnheit; es ist für die Regelmäßigkeit der Syntax so wenig ein logischer Grund vor-

anden wie dafür, daß wir unsere Schrift von links nach rechts lesen, während ndere Völker von rechts nach links oder von oben nach unten schreiben und esen. Auch ein Gemälde übersehen wir sehr schnell, ohne daß wir einen Führer ür den Weg unseres Auges besäßen; der gute Maler hat dafür gesorgt, daß die Hauptgestalt (sein psychologisches Prädikat) zuerst durch Licht oder Farbe unsere ufmerksamkeit anziehe; über die Situation oder Exposition des Bildes orientiren ir uns nach unserem Gutdünken. Nun ist allerdings die Rede — „bekanntlich" — eine in der Zeit flüchtige Erscheinung und hat eine Art von konventioneller Behandlung nöthig. Doch die konventionellen Formen der Syntax sind nur leine Hilfen der Gedächtnisse; alle Regeln der Wortfolge, alle Konjunktionen er Zeit, der Bedingung, der Kausalität u. s. w. beschleunigen nur die Orientirung; zuletzt muß der Zuhörer die entscheidenden Worte zu dem Situationbilde aus seiner Erfahrung zusammenfügen. Was nicht vorher in einem Gedächtniß war, kann durch keine Wortfolge und durch keine Konunktion erzeugt werden. Hat er nicht den Begriff der Kausalität erfaßt, o nützt ihm keine kausale Konjunktion. Die Situation im Kopfe des Redenen wie des Zuhörers besteht aus Erinnerungbildern, die sich ohne Konunktionen assoziiren.

So sind wir wieder einmal zu dem Grundgedanken dieser Kritik zurückeführt, wieder auf einem neuen Wege. Wir haben gesehen, wie alles Reden n Gespräch und alle Sprachkunst des Schriftstellers darauf ausgeht, eine Gemeinsamkeit der Seelensituation zwischen den Unterrednern, zwischen Autor nd Leser herzustellen. Diese Gemeinsamkeit läßt sich immer nur für den ugenblicklichen Zweck, für die verständliche Mittheilung des augenblicklich sich ufdrängenden Prädikates erreichen. Eine wirkliche Gemeinsamkeit des Weltildes zwischen zwei Menschen ist niemals vorhanden. Niemals können zwei Menschen einander vollkommen verstehen. Denn alle syntaktischen Mittel er Sprache betreffen nur die allgemeinsten Beziehungen. Es hieße, in Schwindel erregende Abgründe hineinsehen, wollten wir auch nur fragen, ob die Menschen sich bei den Kategorien der Zeit und der Ursache das Gleiche vorellen; doch wenn diese Frage auch bejaht würde, so würde durch die Gleichheit der syntaktischen Empfindungen doch noch lange nicht eine Gemeinsamkeit er Situation ermöglicht. Die Syntax bietet doch nur Etwas wie ein Netzwerk auf dem Zeichenpapier; das Bild muß jeder Einzelne von seiner persönlichen Erfahrung hineinzeichnen lassen. Und wir wissen, daß der Wortschatz, in welchem sich die individuelle Erfahrung ein Lager aufgehäuft hat, niemals bei zwei Menschen auf die gleichen Sinneseindrücke zurückgeht.

Grunewald. Fritz Mauthner.

Grauſame Sterne.

Die Mitternacht brennt grell im Sternenſchein —
So wehes Licht fällt in mein Kämmerlein.
Durch meine blaſſe Hand jagt Lebensgluth,
Ich ſeh' in meiner Adern rollend Blut . . .
Durchſichtig iſt der Raum und iſt die Stunde.
Dringt Ihr mit Euren Fackeln bis zum Grunde?
Grauſamſte Sterne, die noch je entlohten,
Weckt Ihr die Toten?

Rings iſt es ſtumm; doch Euer Licht iſt laut,
Als ob dem Schweigen Auferſtehung graut.
Ihr wandelt Mitternacht zu lichter Zeit . . .
Was leuchtet Ihr in die Vergangenheit?
Hebt vom Geheimniß dieſes Schlafs die Siegel
Und reißt vom Thor der Thränen alle Riegel?
Und ruft von dort herüber blaſſe Boten:
All meine Toten?

Sie ſehn mich mit kriſtallnen Augen an.
Viel ungeweinte Thränen blitzen dran
Und rührend Bitten um verneintes Glück . . .
Ihr taſtet Euch in dieſe Welt zurück?
Wollt Ihr um heißeres Gedenken werben?
Und ſehnt Ihr Euch aus allzu frühem Sterben
An meinen Mund zurück, den lebensrothen,
O meine Toten?

Die ihr ſo tief vom Lebensleid erblaßt,
Läßt Euch der Durſt im letzten Bett nicht Raſt?
Ach, aller Erdenluſt demantnen Quell
Verſchüttet ja der Staub der Tage ſchnell —
Und keinen Becher gönnt Euch mehr die Stunde,
Kein Tropfen löſcht die Gluth von Eurem Munde . . .
Das Leben ſteht in ſtrengeren Geboten
Als alle Toten . . .

Grausame Sterne, weckt Gestorbnes nicht
Und zündet nicht die Fackeln zum Gericht!
Was habt Ihr nun die tiefe Mitternacht
Und Tod und Leben schleierlos gemacht
Und aufgedeckt die Welt- und Seelengründe
Und auferweckt die Seligkeit und Sünde?
Wenn doch das letzte Ziel ist aller Zeiten:
Vergessenheiten?

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Mein Jubiläum.

Ganz im Stillen feiere ich mein Jubiläum. Nach vielen Querfahrten bin ich auf der selben Stelle gelandet — in Pillnitz —, wo ich, vor genau dreißig Jahren, meine schriftstellerische Laufbahn begann. Begann mit der „Psychologie der Liebe." Das war kein geringes Unternehmen. Allerdings hatte ich schon etwa zehn Jahre früher einen ersten Ausflug gewagt. Es war die Zeit, da der ausgezeichnete, früh verstorbene Strafrechtslehrer Professor von Holtzendorff in eine heftige Fehde mit der Inneren Mission gerathen war. Holtzendorffs strafrechtliches Gewissen vertrug nicht die damals in Preußen eingeleitete Uebertragung des Gefängnißwärterdienstes an die Brüderschaft des Rauhen Hauses. Nachdem der kluge und einflußreiche Gründer und Leiter des Hauses, der ehemalige hamburgische Kandidat Wichern, auf den Posten eines Vortragenden Rathes für Gefängnißangelegenheiten gerückt war, stand zu befürchten, die von ihm herangezogene Brüderschaft werde bald genug in der niederen Verwaltung des Gefängnißdienstes die Zügel an sich reißen; für die obere war durch Wichern selbst gesorgt. Mit diesem Eindringen eines halb geistlichen Elementes würde sich, so fürchtete Holtzendorff, jener sich überhebende Zug Solcher, die sich auserwählt und bevorzugt dünken, breit machen, der gerade den minder Gebildeten am Meisten eigen zu sein pflegt. Er würde das Laienelement verstören und außerdem durch die Richtung auf äußerliche Frömmigkeit unter den Gefangenen sehr leicht der Heuchelei und einer Scheingesinnung Vorschub leisten, die deren eigentlicher sittlichen Gesundung entgegen wirken könne. Deshalb schrieb Holtzendorff ein paar den Gegenstand scharf beleuchtende Streitschriften, darunter die Brochure „Ein protestantischer Orden im Staatsdienst", die sich lebhafter Anfeindung in der gegnerischen Presse, namentlich in der Kreuzzeitung, zu erfreuen hatten. Ich hatte Holtzendorff in einer Gesellschaft kennen gelernt und mich von ihm, der mir später eng befreundet wurde, als einer mir sehr sympathischen Persönlichkeit lebhaft angeregt gefühlt. Mit einer leichten Nuance, die den preußischen Adeligen, ja, man könnte, wenn man den etwas schnarrenden Ton

berücksichtigte, beinahe sagen: den preußischen Junker verrieth, verband er die Würde und Haltung des echten Gelehrten, des Mannes von Gesinnung, der freimüthig urtheilte und den materiellen Schaden, der ihm daraus erwuchs, mit Ruhe über sich ergehen ließ. Seine wissenschaftliche Stellung war und blieb unangetastet, der unermüdliche Fleiß auf seinem Spezialgebiet allgemein anerkannt. Mir als Hamburger von Geburt, der schon in seiner Jugend viel vom Rauhen Haus, in dessen Nähe ich sogar aufgewachsen war, von den dort heimischen Bestrebungen und Zuchtmitteln gehört hatte, lag es sehr nah, mich für den Kampf, in den ich Holtzendorff verwickelt fand, zu interessiren. Sein Vorschlag, mich in irgend einer Weise literarisch daran zu betheiligen, ehrte mich, der noch nie die Feder geführt hatte, und ermuthigte mich zugleich durch das mir bezeigte Vertrauen. Damals handelte es sich um die Gründung des „Johannesstiftes" bei Berlin. Der im „Rauhen Hause" waltende Geist sollte von mir öffentlich beleuchtet werden.

Die unter dem Titel: „Das Johannesstift. Eine Warnung" veröffentlichte, sehr lebhaft geschriebene Brochure hatte Glück. Ich hatte in den „Schillingsbüchern" des Rauhen Hauses „die Klassiker der Inneren Mission" entdeckt. Ich citirte Verse wie

Fahr hin, Welt, mit Deinem Dreck,
Du kannst mich nicht laben,
Jesus ist mein Liebeszweck
Wenn ich Den mag haben u. s. w.

Ferner einen Bannfluch gegen die irdische Liebe, die doch nichts ist

als ein Rauch, ein Schemen.
Auf verfluchter Liebe Brauch
Folgt verfluchtes Grämen.

Weiteres ist meinem Gedächtniß entfallen. Diese Verse machten die Runde durch die gesammte Presse. Auch mein von Ludwig Feuerbach ausdrücklich gebilligter Vorschlag, einen Anti-Missionverein zu gründen, wurde in der Tagesliteratur eifrig besprochen. Mein Debut in der Schriftstellerwelt war also nicht gerade besonders unglücklich. Trotzdem ließ ich es bei diesem ersten Versuch, dem später einige Aufsätze in Oppenheims „Deutschen Jahrbüchern" folgten, viele Jahre hindurch bewenden. Der Zeitungdienst, der mich in Anspruch nahm (zuletzt als Redakteur der Nationalzeitung), verschlang eben alle verfügbare Zeit und Kraft. Erst als diese Kraft nahezu erschöpft war und ich mich mit sehr abgearbeiteten Nerven in das stille Pillnitz zurückgezogen hatte, fing ich an, mich auf mein schriftstellerisches Selbst zu besinnen. Zehn Jahre der leidigen Politik geopfert; und die Politik des Herzens, die Liebe, hatte mir doch eigentlich immer viel näher gelegen. Ich hatte damals viel in Schriften über die Liebe herumgeblättert. Sie entsprachen wenig meinem Geschmack. Auch Michelet und Stendhal nicht. Obgleich ich von der Vaterseite her aus Frankreich stamme, konnte ich mich doch mit dem Pathos, dem rhetorischen Schwung und der geistreichen Wortfülle der französischen Analytiker der Liebe nicht befreunden. Noch weniger allerdings mit der deutschen Geschlechtsmetaphysik eines Schopenhauer und seiner Epigonen. Einmal las ich in Frankes

Buch „Die Liebe als Weltprinzip“ und fand folgenden tiefsinnigen Satz: „Das Weib fühlt sich hingezogen zu der Sonne der Gerechtigkeitliebe des Mannes, indem sie sich gleichzeitig um die eigene Achse ihrer Barmherzigkeit dreht.“ Dieser Satz könnte unter den Modernen heute vielleicht Beifall finden — Franke war offenbar ein Vorläufer —, damals aber schien er mir recht kindisch. In Teichmüllers „Wesen der Liebe“ fiel mir der Satz auf: „Es ist daher hier nur zu erwähnen, daß in der physischen Liebe wie bei Hunger und Durst und bei allen Sinnesperzeptionen nur der Irritabilitätzustand und die Sensibilität der Nerven des Subjektes maßgebend sind und das Objekt nur als sollizitirende Kausalität in Frage kommt, da die ästhetischen Illusionen nur auf accidenteller Verschmelzung mit den anderen humanen Thätigkeiten beruhen.“ Entsetzlich! Und Teichmüller war ein verdienstvoller Schriftsteller und sein Buch wahrscheinlich eine tüchtige Arbeit. „Nein,“ sagte ich mir, „es muß doch noch irgend eine Möglichkeit geben, über dies Thema einfacher, verständlicher und ohne Verrenkung der Sprache zu schreiben.“ So entstand meine „Psychologie der Liebe“. Ich hatte mir vorgenommen, eine Naturgeschichte des weltbeherrschenden Gefühls zu geben, vor Allem aber dieses Gefühl selbst rein herauszuschälen, es von Afterbildungen zu unterscheiden, seine Psyche festzustellen. Das gerade schien mir der Fehler der französischen Schriftsteller, die sich meist in die Ethnographie der Liebe verirren, zu sein. Ich unterschied also die Liebe von der „Begier“ auf der einen, von den „geschlechtlich angehauchten Sympathieverhältnissen“ auf der anderen Seite und versuchte, aus den energischsten Gefühlsäußerungen, gewissermaßen aus der Blume rückwärts schließend die Pflanze zu konstruiren. Die Kapitel vom wahren und falschen Ideal, vom Donjuanismus, von Liebe und Gesellschaft, von der Freundschaft u. s. w. führten diesen Plan im Einzelnen aus. Trotzdem das Buch im Wesentlichen wissenschaftlich gehalten war, hatte es bei einem gewissen Leserkreis Glück, hielt sich dauernd in dessen Gunst und verschaffte seinem Verfasser früh eine gewisse Beachtung.

Neben der Liebe hatte das religiöse Gebiet, namentlich dessen ethische Seite, mich stets angezogen. Schon als Student hatte ich mit dem Philosophen, dem sich damals die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte, mit Ludwig Feuerbach eifrig korrespondirt und ihn schließlich, auf seinen Wunsch, in seinem Schloß-Bruckberg bei Nürnberg aufgesucht. Dazu kam später Strauß mit seiner letzten Bekenntnißschrift. Beide hatten mir den persönlichen Gott entführt. Mit dem unpersönlichen wußte ich nichts anzufangen. So war denn eine Lücke entstanden. Das Leben füllte sie aus. Aber was war dies Leben werth? War es ein Gegenstand der Verehrung, konnte es ein Gegenstand der Ehrfurcht sein? Was war überhaupt die Ehrfurcht, wovon war sie abhängig, auf welchen subjektiven und objektiven Erfordernissen ruhte sie? Strauß fand ich gerade in diesen Punkten ungenügend. Aus solchen Erwägungen und Zweifeln ist das dem Andenken Feuerbachs gewidmete „Leben ohne Gott“ hervorgegangen, das sich bald einen verhältnißmäßig großen Leserkreis eroberte. Ich habe, mit Ausnahme vielleicht meiner viel späteren „Hundert Jahre Zeitgeist“, kein zweites so populäres Buch geschrieben. Dieser Umstand verschaffte ihm eine Bedeutung, auf die es kaum Anspruch erheben durfte. Ich schien die Eingebung zu meinem Buch aus einer bestimmten Parteirichtung geschöpft zu haben, zu deren Wortführer ich mich auf-

warf — wenigstens sagte man mirs nach —, während es doch in der That nur der Ausdruck meiner eigenen Inspiration gewesen war. Das Gewicht, das dieses Buch, als das Wort eines Stimmführers, für sich in Anspruch nehmen zu können schien, verschaffte ihm die Ehre einer vom Professor Pfleiderer geschriebenen, in der Protestantischen Kirchenzeitung veröffentlichten Abwehr, deren unendliche Länge wohl nicht in richtigem Verhältniß zu ihrer Bedeutsamkeit stand. Ich antwortete in einer Gegenschrift: „Das Leben ohne Gott und die Kritik der Protestantischen Kirchenzeitung." Das „Leben ohne Gott" war ein sehr aufrichtiges Buch. Das verschloß ihrem Verfasser gewisse Thüren. Bezeichnend dafür war, daß ein mir im Uebrigen wohlgesinnter Redakteur einer für die „exklusive Gesellschaft" berechneten Monatsschrift meinem Freunde, dem Reichstagsabgeordneten Friedrich Kapp mit Bezug auf das verpehmte Buch sagte: „Ja, so Etwas denkt man, aber man schreibt es doch nicht." Mir hatte allerdings das dixi et salvavi animam meam höher gestanden.

Das sind meine pillnitzer Großthaten. Ihrer gedenke ich im Abendschein der Erinnerung, wenn ich die altbekannten und altgewohnten Wege wandle. Die altbekannten, jawohl, denn hier in Pillnitz hat sich seit dreißig Jahren kaum Etwas verändert. Der Teich und die verfallene Schmiede, die Dorfstraße mit dem Bach und den vorsintfluthlichen Häuschen, die wenig benutzten Wiesenflächen, die nur zur Erquickung des Auges geschaffen scheinen, die anmuthigen Gelände mit den Weinbergen, die nichts einbringen, die Winzerhäuser, die kleine Dorfkirche, die ausgedehnten Gärten vor und hinter den Villen, deren Besitzer meist nur in einigen Sommermonaten sichtbar werden, die schweigsamen Alleen, die wenigen Menschen: Alles wie vor dreißig Jahren, selbst der unsterbliche, mehr als hundert Jahre alte Kamelienbaum im Schloßgarten, der sich gerade jetzt wieder einmal seiner Blüthenpracht entledigt hat. Nur die Menschen sind dem Zeitenwechsel erlegen. Von den Auerbach, Gutzkow, Gustav Kühne, Wehl, Graf Baudissin, Waldmüller, Amely Bölte, Claire von Glümer, Julius Hammer, die im geselligen Verkehr doch ab und zu hier auftauchten — Hammer, der Verfasser des unzählige Male aufgelegten Buches „Schau um Dich und schau in Dich", besaß hier sogar ein eigenes, noch jetzt von seiner Wittwe bewohntes Landhäuschen —: von ihnen sind nur der nächstens achtzigjährige Robert Waldmüller und Claire von Glümer, die auch die Mitte der Siebenzig überschritten hat, übrig geblieben.

Pillnitz war eigentlich immer eine „Königsidylle". Aber die Zeit ist den Idyllen nicht günstig und auch über dieser schwebt drohend das Verhängniß der Zeit, die Elektrizität. Schon im vorigen Jahr sollte eine elektrische Bahn in Betrieb gesetzt werden. Nur der Zusammenbruch der Elektrizitätwerke von Kummer ließ die Ausführung scheitern; sie wurde bis auf eine günstigere Zeit vertagt, die wohl nicht lange auf sich warten lassen wird. Dann wird sich Pillnitz an die vierhunderttausend Einwohner Dresdens, die ihm plötzlich sehr nah gerückt werden, und an den Lärm und Staub, den diese Menschenmenge mit sich bringt, gewöhnen müssen. Die Automobile und Radfahrer, die man früher in Pillnitz auch nicht kannte, sind einstweilen als Vorboten erschienen.

Pillnitz. Dr. Julius Duboc.

Selbstanzeigen.

Kulturprobleme der Gegenwart. Berlin W. Verlag von Johannes Räde.

Auf zweifache Art wird die Problematik der Kultur und des Lebens stets aufs Neue bedingt. Zunächst ist die Entwickelung des Geistes selbst die Ursache, daß dem Menschen mit jedem Tage, auf jeder Stufe, die er psychisch, wirthschaftlich und intellektuell erklimmt, neue Probleme sich aufrollen, eine immer wieder erneute Fragwürdigkeit des Lebens in seinen dringlichsten Aufgaben oder seinem Gesammtwerth ihm bewußt wird. Die Sphinx taucht jeden Morgen aus dem Abgrunde hervor, in den sie gestern gestürzt ist. Ja, ein Problem lösen, heißt zuletzt, ein neues aufstellen, das nur im günstigen Fall auch ein höheres ist. Meist aber wird die höhere oder Gesammtproblematik der Kultur übersehen und verschleppt eben durch diese Lösung; oder vielmehr durch die Menschen, die die Lösung versuchen. Die Gelehrten sind naturgemäß immer nur auf die Probleme von gestern vorbereitet und heutzutage, in Folge der Spezialisirung und Zersplitterung der Wissenschaften, gar nicht mehr im Stande, auch nur das Nachbargebiet ihrer Forschung zu übersehen, so daß alle Fragestellungen und mehr noch Fragebeantwortungen schon durch ihre Einseitigkeit nicht als Antworten auf die Fragen des Geistes und der Gesellschaft betrachtet werden können. Jedes Zeitalter und jede Dekade glaubt, mit einer Formel oder irgend einer Erkenntniß Alles erklären und Alles bessern zu können, was doch unerklärt und unverändert bleibt. Nur die Antworten, nicht aber die Fragen wandeln sich. Und schließlich werden die großen Kultur- und Menschheitfragen, sobald die Probleme des praktischen Lebens sich in den Vordergrund drängen, gänzlich bei Seite geschoben. Daß neben der kriminellen oder wirthschaftlichen Erwägung ein Gegenstand auch noch andere, etwa ästhetische, religiöse oder kulturelle Betrachtungen zuläßt, wird leicht vergessen; und daß es vergessen wird, ist am Ende die Voraussetzung aller Erörterungen. Man kann aber nicht sagen, daß man das Problem einer Sache erfaßt habe, wenn man ihr nicht von verschiedenen Seiten beizukommen vermochte. Die anschwellende Literatur über einen Gegenstand bedeutet daher auch fast nie eine Aufschließung, sondern gewöhnlich nur eine Verdunkelung oder Versimpelung der Frage. In unserer Zeit der periodischen Fach- und Sammelliteratur fehlt es an einem Organ, wo die großen Fragen wieder von freieren Gesichtspunkten übersehen und in Monographien behandelt werden können. Diese Erkenntniß, die sich der besseren Geister mehr und mehr bemächtigt, hat mich veranlaßt, die in Jahresserien von sechs bis acht Bänden erscheinende Encyklopädie „Kulturprobleme der Gegenwart" zu begründen, von denen die drei ersten Bücher erschienen sind. Meine Aufgabe war und ist weiterhin: unabhängige Geister um mich zu sammeln, für die die Fachwissenschaft nicht der Zweck, sondern nur das Mittel ist, um kulturelle und gesellschaftliche Fragen zu erkennen und zu formuliren, und die vermöge ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, ihrer Erfahrungen und ihrer Lebensstellung ein größeres Gebiet des menschlichen Lebens zu übersehen vermögen, als es sonst den Menschen, auch den gelehrten, möglich ist. Eine stattliche Zahl hat sich schon für die späteren Bände verpflichtet. Nicht zuletzt aber ist es meine Aufgabe, unter den jüngeren Schriftstellern und Gelehrten, denen ich mit den „Kulturproblemen der Gegenwart"

ein freieres Feld der Forschung und Betrachtung eröffne, tüchtige Kräfte zu höheren Aufgaben heranzuziehen. Daß sich das Unternehmen von den herrschenden Cliquen und Parteirichtungen fern hält, versteht sich von selbst. Jeder Autor ist völlig unabhängig, sowohl von meinen wie von den Ansichten aller anderen Mitarbeiter. Männer aus den verschiedensten Parteilagern stehen auf meiner Liste. Die Bedeutung des Gegenstandes und die geistige und literarische Kraft sind bei der Wahl entscheidend für mich. Leo Berg.

Geisterschriften und Drohbriefe. Mit 40 Abbildungen und einer Bibliographie. München. Karl Schüler. Preis 2 Mk.

Die Art der Untersuchung eines Gebietes, nicht die Natur des Gebietes macht den Werth einer Arbeit aus. Darum kann auch ein Düngerhaufe wissenschaftlich untersucht werden. Wir haben uns einer solchen Arbeit unterzogen. Mögen die Bildungphilister und die konzessionirte deutsche Wissenschaft uns deshalb immerzu als personas turpes betrachten! Die Geisterschrift bietet Probleme für den Psychologen, den Graphologen und den Taschenspieler. Ihre Untersuchung setzt Vorbildung in allen drei Gebieten voraus. Sie ist dieser Mühe werth, denn die Ergebnisse der Arbeit schleppen einen neuen Stein zur Gruft des Geisterunfugs herbei; sie werfen neue Streiflichter auf die unglaubliche Frechheit der Medien und die eben so große Dummheit der betrogenen Menschheit. Daß dabei auch positive Ergebnisse für die Wissenschaft abfallen, durfte die Beschäftigung mit solchen verpehmten Gebieten erst recht lohnend erscheinen lassen. Die Arbeit bringt auch neues Material zur Beurtheilung des Rothe-Schwindels.

Hans H. Busse, München. Erich Bohn, Breslau.

Die Vaclavbude, ein prager Studentenroman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, 1902.

Ich kann leider nicht verhindern, daß Jeder, der mein neues Buch in den Auslagen sieht, sofort an Meyer-Försters vom Erfolg gekrönte Marlittiade „Alt-Heidelberg" denkt. Doch wünsche ich eine reinliche Scheidung. Hinter der nationalen Bewegung des Badeni-Rummels wollte ich die geheimen Unterströmungen und Grundmelodien allen Lebens zeigen. Man kann sie in dem Wort des Weisen von Ephesos: „Der Streit ist der Vater aller Dinge" finden. Oder auch in Tycho de Brahes Reden von den „Wollenden", der seltsamen Suggestivkraft des Willens auf die Zukunft des Individuums und der Völker. Ich schildere eine gährende Zeit. Ich kann also nur Fragen aufwerfen, nicht sie beantworten. Und ich will es auch nicht. Denn darin liegt der ewige Reiz des Werdens, daß es uns die Zukunft im dichten Schleier der Zeit zeigt. Meine Studentengeschichte hat vielleicht nichts von der fröhlichen Sicherheit der reichsdeutschen Studenten an sich, aber viel Ernst und eifriges Suchen. Daneben freilich viel Mystisches, Verschwommenes, Ekstatisches und Dumpfes. Prag liegt eben in der Mitte zwischen Westen und Osten. Hier tritt an den Deutschen zuerst das Slavisch-Oestliche mächtig heran. Im Einzelmenschen habe ich diese Mischung in dem aus der Völkerkreuzung entstandenen Horak gezeigt.

Horak spricht zuerst von einem Aufgeben Prags, er selbst ist aber dann gerade am Meisten erbittert und schließlich der Einzige, der Ernst macht und einen czechischen Gegner niederschießt. Dadurch wird er — hier wieder die fatalistische Resignation des Slaven — das einzige Opfer, das die Deutschen meines Romans bringen. Die Reformbedürftigkeit des Studententhumes, seine Lächerlichkeiten und Auswüchse habe ich so nebenbei gestreift.

Brünn. Dr. Karl Hans Strobl.

❦

Mittel und Wege. Johannes Räde, Berlin 1902.

Die Leser der „Zukunft" kennen zwei der in diesem Bande vereinten Geschichten schon: die Titelnovelle ist vor Jahren und Rö Per vor Kurzem in diesen Blättern abgedruckt worden. Alle variiren übrigens das selbe Thema der Mittel und Wege unserer heutigen Gesellschaft. Ich habe mir sehr hohe Kunstziele gesteckt, denn ich bin ein anmaßender Mensch, und ich glaube selbstverständlich auch, daß ich sie theils erreicht habe, theils ihnen nah gekommen bin, sonst würde ich mich mit den Arbeiten ja nicht vors Publikum hinstellen. Das schließt aber natürlich nicht aus, daß ich mich täusche; also: bitte, lesen Sie.

Theodor Duimchen.

❦

Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesammte Bühnenwesen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Band I.

Die „Deutsche Thalia" schließt mit ihren fünf Abtheilungen — I. Geschichtliche Beiträge. II. Das Theater der Gegenwart. III. Die Praxis der Bühne und Verwandtes. IV. Nekrolog. V. Die Literatur des Theaters (Bibliographie) — das gesammte Bühnenwesen ein und soll allen ernsten Freunden der Schaubühne genügen. Die erste Abtheilung bietet kleineren theatergeschichtlichen Arbeiten die Stätte, die bisher gefehlt hat; ich hätte sie auch „Das Theater der Vergangenheit" nennen können. Die zweite Abtheilung, „Das Theater der Gegenwart", gehört der Kritik, also der Zeitgeschichte. Daß die Presse unter Bedingungen arbeitet, die eine gedeihliche Wirkung auf das Theater im Allgemeinen erschweren, ja vielfach unmöglich machen, ist von Unbefangenen längst anerkannt; und ein Korrelat, eine Instanz, die die Dinge in größerer Perspektive sähe und sie mit voller Freiheit darzustellen suchte, könnte nur willkommen sein. Hier will die „Deutsche Thalia" ergänzend eintreten. Der Stellung der Tageskritik zum Theater soll ihr „Jahresbericht über deutsche Bühnen" ein besonderes Augenmerk widmen. Jahresübersichten über das „Theater der Fremden" werden von Ausländern geliefert; der deutsche Beurtheiler sähe da leicht durch falsche Brillen. Daß die „Deutsche Thalia" keiner „Partei" anhängt, brauche ich wohl nicht zu sagen; sie wird einfach die Forderungen der Kunst vertreten, ohne zu vergessen, daß gerade das Theater ohne Konzessionen und Kompromisse niemals ganz auszukommen vermochte. Für das neue Unternehmen habe ich in erster Linie die Unterstützung jener gelehrten Kreise, denen ich selbst angehöre, gesucht und im Ganzen bereitwillig erhalten. Ich denke, die „Deutsche Thalia" auf solider wissenschaftlicher Grundlage zu führen, dabei aber jede Exklusivität zu vermeiden.

Wien. Dr. F. Arnold Mayer.

❦

Schuckert.

Unter den Aufsätzen, die Herr Dr. Walter Rathenau zuerst in der „Zukunft“ und dann, unter dem Titel „Impressionen“, mit starkem Erfolg als Buch herausgab, behandelt einer die Physiologie der Geschäfte. Neben Manchem, was nur wie Gold glänzt, und manchem Goldstück, das schon Chesterfield für seinen lernbegierigen Sohn münzte, findet man gerade in diesem Aufsatz kluge und feine Worte, die der Autor selbst geprägt hat. Eins, das er über die Organisation sagt, hat mir besonders gefallen. Es heißt da: „Hast Du einen Menschen ungeeignet für seinen Posten gefunden, so setze ihn eher mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß Du ihn in seiner Stellung behältst, denn er wird nicht nur Dir und sich selbst, sondern auch unzähligen Anderen schaden.“ Mir scheint: was Rathenau hier von den Personen sagt, trifft auch die von den Personen gemachten Geschäfte. Der ewige Fehler fast aller Bankdirektoren und Geschäftsleiter ist, daß sie es nie übers Herz bringen, einen Strich unter verunglückte Unternehmungen zu machen. Statt das hineingesteckte Geld verloren zu geben, werfen sie immer größere Summen nach, — bis schließlich Geldgeber und Geldnehmer unter der unerträglichen Last zusammenbrechen. Die Bilanz der Schuckert-Gesellschaft, die in der vorigen Woche — ein Bischen spät — der Kritik ausgeliefert wurde, erinnert an solche Erfahrungsätze: wer sie zu lesen versteht, hat den Eindruck fahriger, zielloser Hast. Zwar hat man in Nürnberg endlich den ungeeigneten Mann, Herrn Wacker, verabschiedet, um noch schlimmeren Schaden zu verhüten. Aber die Suppe, die er eingebrockt hat, wird von den Nachfolgern nicht nur ausgelöffelt, nein: sie brocken weiter in den selben Teller hinein. Wer aber einem verfehlten Unternehmen nicht rechtzeitig ein Ende macht, Der ist mit dem Fluch der bösen That behaftet, die fortzeugend Unheil gebiert. Rathenau senior, bei dem der Impressionensammler offenbar nicht ohne Nutzen seine Lehrjahre durchgemacht hat, ist der Erfinder der neuen Form, die aus unseren Elektrizitätgesellschaften ein Mittelding zwischen Fabrik und Bank gemacht hat. Er selbst hatte dabei Erfolg. Seine geschäftlichen Gegner, die er durch seine Konkurrenz zwang, ihm nachzuahmen, sind auf der Strecke geblieben. Es wäre thöricht, ihn deshalb zu schelten; Niemand wird ja Richard Wagner dafür verantwortlich machen, daß manche seiner Nachtreter unendlichen Stumpfsinn als unendliche Melodie serviren. Doch gerade die neue Schuckert-Bilanz zwingt wieder einmal zu einem Hinweis auf die Gefahren, die den modernen Elektrizitätbetrieb umlauern.

In der Zeit der vorläufig letzten Bankzusammenbrüche ist viel über Schachtelgesellschaften geschrieben worden. Diese Gesellschaften sind ein in seiner Weise genialer, oft erfolgreicher Versuch weitester Kreditausnutzung; ihr Hauptzweck ist die Umgehung hemmender Bestimmungen des Börsengesetzes, ihr Mittel die allermoderuste Gründertechnik. Wie aber würde man wohl über einen Kaufmann urtheilen, der seinem Kunden einen Groschen borgt, damit er ihm für fünf Pfennige Waare abkauft? Die Hypothese klingt wie ein alberner Witz. Bei Licht besehen, ist ungefähr so aber das bei unseren Elektrizitätgesellschaften übliche Verfahren. Eine Pferdebahn soll elektrifizirt werden. Die Konkurrenz ist groß. Wer bei der öffentlichen Submission schließlich den Sieg davontragen wird, ist zweifelhaft. Wozu soll man sich erst den Preisdrückereien aussetzen? Lieber kauft man unter

der Hand den größeren Theil der Pferdebahnaktien auf, läßt in der Generalversammlung den Antrag auf Umwandlung in elektrischen Betrieb annehmen, der den Großaktionären stattlichen Gewinn sichert, und baut nun frisch drauf los. In guten Zeiten winkt dann doppelter Profit. Die fabrizirende Muttergesellschaft erzielt gute Preise und die Tochtergesellschaft verdient am Agio der Aktien, die man dem von jeder neuen elektrischen Bahn Wunder hoffenden Publikum mühelos aufhalsen kann. Scheiden dann aber die guten Zeiten, so schmilzt der Gewinn und nur das Risiko bleibt. Die Aktien sind unverkäuflich und neue Geschäfte sind nicht zu machen; daher dann die angeschwollenen Debitorenkonten. Und wie mit den Straßenbahnen, so gehts auch mit den städtischen Elektrizität-Centralen. Sollten die Städte bauen, dann müssen die Gesellschaften ihnen das dazu nöthige Geld borgen; und das Elend währt meist Jahre lang. Im vorigen Jahr, als die Schuckert-Gesellschaft sich nach langem Zaudern entschloß, keine Dividende zu vertheilen und lieber 6 Millionen als Saldovortrag für die Zukunft zurückzustellen, hoffte man, nun werde das Unheil noch einmal gnädig vorübergehen. Jetzt sind außer den 6 noch andere 15 Millionen verloren. In der Generalversammlung, die diesmal nicht, wie sonst, im Geschäftslokal, sondern in einem Hotelsaal stattfinden soll, wird die Schaar der kleinen Aktionäre sich bitter beklagen. Man könnte ihnen vorhalten: Warum habt Ihr Euch nicht gemeldet, als der Generaldirektor Wacker, weil er zehn Prozent Dividende gab, sich ein Geschäftsgenie dünkte? Man könnte; aber man kann nicht. Denn seit der vorjährigen Komoedie sind auch die jetzt Verantwortlichen mindestens moralisch haftbar geworden. Man liest in gut gestimmten Blättern ja freilich schon wieder, jetzt dürfe man hoffen, den Jammer enden zu sehen; die neuen Abschreibungen werden über den grünen Klee gelobt. Wie voreilig aber solches Hoffen auf baldige Besserung ist, sieht man so recht deutlich, wenn man den Bilanzposten „Kontinentale Gesellschaft für elektrische Industrie" sorgsam prüft. Hier nämlich ist der Schlüssel zum Schuckert-Problem zu finden. Nach dem Geschäftsbericht besitzt die Schuckert-Gesellschaft Aktien der Kontinentalen im Betrage von 28,82 Millionen Mark, die im vorigen Jahr mit $66^{7}/_{8}$, diesmal mit 50 Prozent, also mit 14,41 Millionen, zu Buch stehen. Als äußerlich selbständiges Unternehmen giebt die Tochtergesellschaft einen eigenen Geschäftsbericht heraus, der wunderlich, sehr wunderlich ist. Nach der Bilanz beträgt das Engagement der Kontinentalen bei ihren Tochterunternehmungen, also bei den Enkeln der Schuckert-Gesellschaft, auf Effektenkonto 22,56, auf Konsortialkonto 17,4 Millionen. Auf dem Konto „Unternehmungen in eigener Verwaltung" stehen 17,46 und auf dem Debitorenkonto 10,78 Millionen. Das sind im Ganzen 66 Millionen, die völlig festgelegt sind. Da das laufende Jahr einen Verlustsaldo von 1,2 Millionen ergiebt, ist der Reservefonds fast ganz aufgezehrt. Als Rückstellungen für Betriebsunternehmungen finden wir ganze 2,7 Millionen gebucht. Wer diese winzigen Rückstellungen sieht, muß sich fragen, wie denn die vielen Unternehmungen eigentlich bewerthet sein mögen. Darüber giebt der Geschäftsbericht die folgende, nicht allzu tröstliche Auskunft: „Da sich bei der Mehrzahl der Unternehmungen die weitere Entwickelung noch nicht sicher übersehen läßt, haben wir sie, so weit nicht Börsennotizen in Frage kommen, zu den Gestehungwerthen eingesetzt. Wir behalten uns aber vor, zu geeigneter Zeit, je nach dem Stande der einzelnen Unternehmungen, eine Aenderung der Buchwerthe ein-

treten zu lassen." Das klingt wie ein Zugeständniß noch weiter zu erwartender Verluste. Aber die Leiter der Kontinentalen halten es nicht etwa für nöthig, ihre Aktionäre über die Art und den Status der einzelnen Unternehmungen jetzt gründlich aufzuklären. Ueber jede der vielen, allzu vielen Gesellschaften wird zwar Etwas gesagt, nichts aber über die Hauptsache: mit welchen Summen die Gesellschaft bei den einzelnen Unternehmungen betheiligt ist. Aus Dem, was nicht verschwiegen wird, erfährt man, daß die Betheiligung an einer ganzen Reihe von Unternehmungen veräußert ist; zum Beispiel die Aktien der hamburgischen Elektrizitätwerke und das stuttgarter Werk. Wahrscheinlich warens gerade die besten Unternehmungen, da man schlechtere nicht zu Geld machen konnte. Der Ertrag fließt aber nur selten der Mutter- oder Tochtergesellschaft zu; meist bekommen ihn die Banken. Es ist interessant, zu lesen, was die Gesellschaft über die einzelnen Betheiligungen sagt. Man erkennt daraus, in welchem auffälligen Mißverhältniß die Verzinsung der meisten Gesellschaften zu dem großen Risiko steht, das der Aktienbesitz mit sich bringt. Die bergischen Kleinbahnen in Elberfeld und die augsburger elektrische Straßenbahn A.-G. geben 1 Prozent Dividende. Das ulmer Unternehmen hat einen Bruttoüberschuß gebracht, über den nichts Näheres gesagt wird. Ueber das Lichtwerk und die Straßenbahn in Czernowitz wird nur berichtet, sie hätten sich den Erwartungen entsprechend weiter entwickelt. Man kann aber auch schlechte Erwartungen hegen. Das ist oft sogar sehr nöthig und verständig. Die krakauer Tramwaygesellschaft mit 5, die rheinische Schuckert-Gesellschaft mit 4 und die österreichischen Schuckertwerke mit 7 Prozent Dividende sind Lichtpunkte. Dann kommt die reichenberger Straßenbahngesellschaft, die ihren Gewinn auf neue Rechnung vorgetragen hat, und die Konsortialbetheiligung bei den neuen wiener Tramways, die die Gesellschaft ohne nennenswerthen Verlust abzuwickeln hofft. Die beiden Gesellschaften in Paris und Brüssel geben noch Dividende. Sogar die Straßenbahn in Konstantinopel vertheilt 5 Prozent; ob die Gewinne da wirklich, wie böse Menschen behaupten, nur aus dem Transport in Säcke gepackter Jungtürken stammte, die in den Bosporus befördert wurden? Den Gipfel der Herrlichkeit erreicht die Elektrizitätgesellschaft in Madrid, die mit einer Dividende von 11 Prozent protzt. Dann kommen allerlei italienische Unternehmungen, die dem Lande der Mafia vielleicht einen billigen Kulturaufputz sichern sollen. Wer vermag aus solchem Knäuel der verschiedensten Geschäfte das Gute nun schnell vom Schlechten zu sondern? Die Direktion der Kontinentalen scheint es selbst nicht recht vermocht zu haben. Deshalb ist auch schwer zu beurtheilen, ob die Minderbewerthung schon genügt, die dadurch zum Ausdruck kommt, daß die Aktien der Kontinentalen zu 50 Prozent in die Schuckert-Bilanz eingestellt worden sind. Mit dem Börsenkurs solcher Aktien ist es ja, wie ich schon neulich sagte, eine seltsame Sache. Sie sind fast alle in einer festen Hand; der Kurs ist also stets künstlich gemacht und kein sicherer Gradmesser für die Allgemeinbewerthung.

Die Schuckert-Gesellschaft ist aber auch sonst mit ihrer Tochter, der Kontinentalen, aufs Engste liirt. Das zeigt schon ein äußerlicher Umstand. In der Bilanz der Kontinentalen finden wir fast 26 Millionen Schulden. Ueber dieses Kreditorenkonto schreibt der Geschäftsbericht nur, es sei durch Guthaben der Tochtergesellschaften und durch Bankforderungen entstanden. Die Verwaltung hätte doch mindestens die Pflicht gehabt, mitzutheilen, wie hoch die Summe der

Bankschulden ist. Diese Pflicht erfüllt merkwürdiger Weise aber die Schuckertgesellschaft, die meldet, der Bankkredit der Kontinentalen betrage rund 20½ Millionen. Diese auffällige Thatsache hat allerdings einen inneren Grund. Die Schuckert-Gesellschaft besitzt nämlich nicht nur 28 von 32 Millionen Aktien der Kontinentalen, sondern sie hat auch für den Kredit, den das Bankenkonsortium der Kontinentalen jeweilig gewährt, bis zur Höhe von 30 Millionen die Garantie übernommen. Die Schuckert-Gesellschaft hat jetzt also eine Verpflichtung für 20 Millionen, die bilanzmäßig überhaupt nicht zum Ausdruck kommt. Dieser Punkt scheint bei der Kritik der Bilanz bisher fast ganz übersehen worden zu sein. Es handelt sich gar nicht nur um Garantien gegenüber der Kontinentalen; sondern bei einer Reihe von Straßenbahnen und Elektrizität-Centralen hat die Schuckert-Gesellschaft Dividenden- und Zinsgarantien übernommen, deren Umfang der außen Stehende nicht einmal annähernd zu übersehen vermag. Nach meiner Ansicht lähmen diese vorläufig unsichtbaren Verpflichtungen auf geraume Zeit hinaus Schuckerts Aktionfähigkeit; sie hindern einstweilen auch jede engere Verbindung mit einer anderen Elektrizitätgesellschaft. Dabei verkenne ich nicht, daß Schuckerts Fabrikat noch immer einen sehr guten Ruf hat. Wie gering ist aber selbst bei der Muttergesellschaft die Bedeutung der Fabrikation im Vergleich zu der Wichtigkeit der Finanzgeschäfte! Der Verlust, den die Gesellschaft in Folge des allgemeinen Geschäftsniederganges an ihren Fabrikaten erlitten hat, beträgt nur etwa eine Million. Das wäre zu ertragen. Das, was unerträglich ist, haben die Finanzverhältnisse verschuldet. Auch der einzelne Kaufmann wird selten ja durch Geschäftsverluste, recht oft aber durch das liebe Börsenspiel ruinirt.

Plutus.

Notizbuch.

Die Lebensleistung starker Menschen muß, wie der Inhalt guter Dramen, in einen Satz zu fassen sein. Wie müßte dieser Satz lauten, wenn er der Frage nach der Lebensleistung Rudolfs von Bennigsen antworten sollte, der am letzten Tage der ersten Augustwoche gestorben ist und den öffentliche Meinungen seit Jahrzehnten einen hoher Bewunderung werthen Politiker und einen großen Sohn des Vaterlandes nannten? Er hat früh erkannt, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die deutschen Stämme nur unter preußischer, nicht unter österreichischer Spitze zu einen waren, und, um dem Ziel, das er vor sich sah, näher zu kommen, den Nationalverein gegründet. Auch ohne die Bethulichkeit der Nationalvereinskämpen wäre das Deutsche Reich geboren worden und man soll die Augurendienste dieser kleindeutschen Ideologen nicht überschätzen. Ein Ziel sieht Mancher; nicht ganz so leicht ists, den Weg zu finden, der an das ferne Ziel führt. Immerhin bleibt den travailleurs de la première heure das Verdienst, daß sie auf kommende Entwickelungen vorbereitet, unvermeidliche Wehen erleichtert haben; und der Hannoveraner Bennigsen wagte Etwas, als er für Preußens providentiellen Beruf eintrat. Das ist vierzig Jahre her. Seitdem war Bennigsen ein tüchtiger Parlamentarier, der Führer einer in wechselnder Stärke aufmarschirenden, mählich zerfallenden Partei und ein Verwaltungbeam-

ter, dem selbst der zum Lob Entschlossene nichts Rühmliches nachsagen kann. Auf der Straße, stets mit dem seidenen Klapphut über der an einen jugendlichen Selbstmordversuch mahnenden Schußwunde und den freundlich blickenden Augen, mit dem wiegenden Schritt alter Heldenspieler, ein würdiger, stattlicher, ein Bischen altfränkischer Herr. Im Parlament der überall beliebte Feiertagspathetiker. Er hatte immer „große Gesichtspunkte", — so große, daß er fast niemals sah, was in der gemeinen Wirklichkeit rings um ihn geschah. Seine Partei war längst die organisirte Vertretung großindustrieller und großfinanzieller Interessen geworden, als er sie noch immer für die vor allen Anderen auserwählte Schaar hielt, die für eine Idee, für den nationalen Gedanken, zu fechten berufen sei. Er war nun einmal „der Träger des nationalen Gedankens im Deutschen Reichstag"; und da Jeder gern in der kleidsamsten Tracht vor dem Volke erscheint, war es begreiflich, daß der Führer der Nationalliberalen die Feststimmung manchmal forcirte und ohne äußere Nöthigung den nationalen Gedanken durchs Hohe Haus trug, der, als kostbarstes Requisit, doch für die höchsten Feiertage, besonders für die schmerzlichen, aufbewahrt bleiben sollte. Wenn Bennigsens Reden gesammelt würden, käme man bald dahinter, daß er im Grunde immer das Selbe gesagt hat: „Lassen Sie uns, meine Herren, der trüben Zeiten gedenken, da die deutschen Stämme noch zersplittert waren, und uns der großen Errungenschaften unserer Tage freuen. Vieles, daran kann kein wahrhaft liberaler Mann zweifeln, ist in unseren Zuständen heute unbefriedigend; aber es könnte noch viel unbefriedigender sein. Zeigen wir uns der Ideale würdig, die in uns Aelteren fortleben und die wir, zum Heil des Vaterlandes, auf das nachwachsende Geschlecht vererben wollen. Nicht das Bild innerer Zerrissenheit dürfen wir Europa bieten. Seien wir einig, meine Herren, einig und stark! Die in unserer Einheit lebende Kraft aber kann sich nur offenbaren, wenn wir persönliche Wünsche zurückstellen, materielle Interessen nicht zur Richtschnur unseres Handelns nehmen und der Regierung maßvolle Schutzzölle (oder Handelsverträge) bewilligen." Die Schlußfolgerungen waren verschieden; aber die Motivirung klang immer ungefähr so, mochte es sich um ein Sozialistengesetz, eine Militärvorlage, eine Tarif- oder Justizreform handeln. Und dennoch war Bennigsen ein guter Redner. Er hatte Geschmack, soignirte die Sätze, sprach, in einer Form, die man einst mit Ehrfurcht „abgeklärt" nannte und jetzt mit leisem Spott „akademisch" nennt, fast ausnahmelos öffentliche Meinungen aus und übertraf jeden Wettbewerber in der Kunst, mit wundervoll tönenden Worten wenig zu sagen. Faustens ehrsamer Famulus als Politiker; der Mann, der in blinkenden Reden der Menschheit Schnitzel kräuselt und dems ein groß Ergötzen ist, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen und zu schauen, wie wirs nun so herrlich weit gebracht. Allzu hoch durfte er den Flug nicht wagen; sonst gabs ein Unglück wie im Mai 1893, als er im Reichstag über Schopenhauer, Hartmann und Nietzsche sprach, die er sämmtlich für Pessimisten hielt und für das Schwinden nationalliberaler Hochstimmung verantwortlich machte. Das war sehr schlimm; und Herr von Hartmann konnte in einem an den Herausgeber der „Zukunft" gerichteten Brief damals mit vollem Recht die Vermuthung aussprechen: „Bennigsen hat von mir wohl kaum mehr als die erste Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten' gelesen, nach der ich von dem oberflächlichen Lesepublikum als Schopenhauerianer klassifizirt wurde. Seitdem habe ich fünfundzwanzig Jahre daran gearbeitet, diesen Irrthum aufzuklären, aber für Diejenigen, die nur Stichwörter im Ohr behalten, vergeblich."

Bennigsen hatte, wie Hert von Wildenbruch, von dem ihn freilich die niederdeutsche Nüchternheit des Wesens unterschied, immer nur Stichwörter im Ohr. Man thut ihm nicht Unrecht, wenn man sagt, daß er die Verhältnisse, über deren neue Ordnung und Umgestaltung das Parlament mitentscheiden sollte, selten ganz gründlich kannte. Er kam deshalb auch fast nie mit einer festen, nicht mehr zu erschütternder Ansicht ins Haus, sondern horchte herum und hielt sich dann, wenn er die maßgebenden Meinungen kennen gelernt hatte, am Liebsten auf der Diagonale. Lasker, Bamberger, Miquel haben mit ihrem stärkeren oft seinem schwachen Willen die Richtung bestimmt. Noch öfter ließ er sich von Bismarck determiniren. Der erste Kanzler achtete den liebenswürdigen und ehrenwerthen Hannoveraner, schätzte ihn als staatsmännisches Talent aber nicht hoch ein. Bennigsen war ihm ein Rohr im Wind, hübsch zu sehen, aber für den Kampf nicht zu brauchen; ein zur Festtafel gut klingendes Instrument, dessen Ruf aber keinen Heerhaufen sammeln konnte. Und dann: ein Edelmann, der von seinem König wich und, als Bismarck ihm nach Langensalza Landesverrath ansinnen ließ, zwar die so zu erkaufende Aussicht auf Beförderung ablehnte, aber die Zumuthung verschwieg und verzieh, konnte nie der Mann des Märkers von 1815 sein. Bismarck wußte, daß zehntausend Bennigsens noch kein Deutsches Reich gemacht hätten; wenn der alternde König Wilhelm Schmerlings Lockung folgte und auf den frankfurter Fürstentag ging, brach die dünne preußische Spitze und Jahrzehnte neuen Mühens waren zu dem Versuch nöthig, wieder einen Ersatz zu schaffen. Für Bismarck waren die großen Worte der ihm fast immer folgsamen Liberalen, was für die alten Nominalisten die Universalien, die allgemeinen Begriffe, gewesen waren: flatus vocis; und er konnte zu den Helden des Nationalvereins, wie Fiesko zu den genuesischen Doktrinären, sprechen: Ich habe gethan, was Ihr nur maltet. Sicher hats ihn auch nicht geschmerzt, als er Bennigsens Ministerkandidatur beim alten Kaiser nicht durchsetzen konnte. Im Lauf der Verhandlungen hatte der Nationalliberale seine ganze anmuthige Schwäche gezeigt. Er wollte nicht allein, nicht ohne die Assistenz mindestens eines Parteigenossen Minister werden. Er wollte Garantien dafür, daß der Kanzler nun wieder liberaler regiren werde. Sehr tugendhaft, aber sehr unpolitisch, sehr schwächlich. Der Einzelne vermag, wenn er stark und der werbenden Kraft seiner Ideen sicher ist, viel; und schon Lagarde hat gesagt: „Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal; Jedermann ist als Beamter dieser und jeder anderen Art Techniker, Sachverständiger". Bennigsen mußte, wenn ers haben konnte, das Portefeuille annehmen und dann eine so kluge, so sachverständige Politik machen, daß seine Praktikerleistung dem Liberalismus Ehre eintrug. Aber er war schon damals von dem unheilvoll fortzeugenden Wahn infizirt, zum Liberalismus gehöre als wesentlicher Theil das Manchestererbe. Ihm graute vor dem Tabakmonopol, vor hohen Zöllen und allem Staatssozialismus. Er hatte das erste Sozialistengesetz mit wirksamen Argumenten — die Miquels ungleich höhere Bildung und Intelligenz ihm lieferte — bekämpft, fand zu den neuen Klassenproblemen aber nie ein rechtes Verhältniß. Moltke, der älter und dem Bürgerleben durch seinen Beruf entrückt war, sagte, als ihn eines Tages vor dem Reichstagshaus ein trunkener Arbeiter so heftig gestoßen hatte, daß ihm der Helm vom Greisenkopf fiel, lächelnd zu dem Abgeordneten Blos, der den Unfug sah: „Das war kein Organisirter!" Das Sätzchen verrieth, daß der stille Marschall den erzieherischen, also kultivirenden Werth der

Arbeiterbewegung zu schätzen wußte. Für Bennigsen, der sich doch gern modern herausputzte, blieb ein Sozialdemokrat stets ein wüster Geselle, vor dem die herrliche Bürgerkultur geschützt werden müsse. Wozu überhaupt, schien er immer sagen zu wollen, sagte er manchmal auch wirklich, wozu all dieser geräuschvolle Streit um Besitzrecht, Mehrwerth und Gütervertheilung, da wir die Einheit doch haben und die Freiheit bald haben werden, morgen vielleicht, übermorgen spätestens? Lasker war geistig flinker, nur durch Sentimentalität, Mangel an Augenmaß und unruhiges Applausbedürfniß gelähmt. Bamberger war der klarere, dialektisch geschultere Kopf, aber zu sehr kosmopolitischer Großbankier, allzu bewußter Vertreter der reichen jüdischen Bourgeoisie, um nach dem Krieg einer Zeit des aufflackernden Chauvinismus und des leise keimenden Sozialismus seines Wesens Stempel aufdrücken zu können. Miquel war der Stärkste der Vier; und es ist unsinnig, diesen schöpferischen, durch Nebelschleier und Phrasenguirlanden bis zum Kern der Dinge vordringenden Geist hinter den braven Bennigsen zu stellen, der, so liest man noch heute in Nekrologen, „ein Charakter" war. Gewissen, sagt Goethe, hat nur der Betrachtende; der Handelnde ist immer gewissenlos. Und Miquel war zum Handeln geboren, hatte nichts von der stumpfen Resignation unserer bürgerlichen Politiker, die bis an die Haarwurzel erröthen, wenn die Möglichkeit erwähnt wird, sie könnten Minister werden. Zwei Worte Nietzsches zeichnen das Wesen der beiden oft einander verglichenen Hannoveraner: in Miquel lebte der Wille zur Macht, Bennigsen war ein feiner Bildungphilister. Miquel wußte, konnte und wollte mehr, wollte vor Allem gestalten, was seinem rastlos produzirenden Geist in Umrissen vorschwebte, und lieber aus schlechtestem Material schnell beziehbare, schnell verfallende Häuser bauen als unthätig im Winkel sitzen; Bennigsen war zufrieden, wenn er von den Leuten, in denen er die Vertreter von Besitz und Bildung sah, ehrfürchtig gegrüßt wurde. Der Eine hatte keinen Freund, der Andere keinen Feind. Seit Miquel ins Ministerium trat, war seine marxistische und seine nationalliberale Vergangenheit fast vergessen und das Urtheil hielt sich an die starke Leistung des listenreichen Staatskünstlers. Bennigsen blieb sein Leben lang der patriotische Gründer des Nationalvereins und war vielleicht selbst froh darüber, daß er die Kraft nicht an praktischer, persönlich zu verantwortender Politik zu erproben brauchte. Er ließ sich, ein Mann, auf den Deutschland hoffend geblickt hatte, mit einem Oberpräsidium abspeisen und wurde so ganz Beamter, daß er die Aufführung der „Weber" verbot, so ganz Werkzeug des Caprivismus, daß er nicht einmal den Weg in den Sachsenwald fand, den Weg zu dem Manne, den kennen gelernt zu haben, er doch selbst sein größtes Erlebniß nannte. Kein fortkeimender Gedanke, kein kommende Nothwendigkeiten entschleierndes Wort bleibt von ihm zurück. Doch er war ein vornehmer Mensch, der mit Bewußtsein nie eine schlechte Sache unterstützt, einer guten den Dienst versagt hat, und gab, als beinahe schon Letzter, den Jüngeren einen Begriff von den anständigen Manieren des erwachsenden Parlamentarismus. . . Das norddeutsche Bürgerthum hat kein Glück. Seine ersten Führer waren die Waldeck, denen jeder Sinn für die Bedeutung äußerer Staatsmacht, jede Witterung für die Entwickelungmöglichkeiten Preußens fehlte und mit denen deshalb kein politisch fruchtbarer Bund zu schließen war. Und dann kamen die Bennigsen, die zwar die Nöthigung zur Rüstung empfanden und den norddeutschen Staaten den Pfad in die europäische Politik nicht mit Knauerschlagbäumen sperrten, die aber zu schwach, zu resignirt, zu

sehr in stramme Kasernensitte gewöhnt waren, um sich früh den ihrer Zahl und Wirthschaftkraft gebührenden Machttheil sichern zu können. Daß auch im deutschen Norden die Bourgeoisie schließlich — nicht zu offener Klassenherrschaft, aber — zu einer im latenten Wirken unwiderstehlichen Macht kam, dankt sie nicht dem Pathos ihrer Redner, nicht den Feiertagsgeberden der berühmten Träger des nationalen Gedankens, sondern den in die neue Welt passenden Männern, die Konjunkturen erspähten, große Vermögen häuften, Banken gründeten und Kartelle schufen, nicht den Lasker und Bennigsen, sondern den Krupp, Hansemann, Bleichröder, Stumm. Sie waren Progonen, die Väter der neuen Herrscher; Rudolf von Bennigsen aber wird nur als ein liebenswürdiger Epigone im Gedächtniß des nächsten Geschlechtes fortleben.

* * *

An Bennigsens Sohn kam aus Reval das folgende Telegramm: „Ich erhalte soeben die Nachricht von dem Heimgange Ihres verehrten Herrn Vaters. Das deutsche Volk wird dem Verewigten, der von Jugend auf ein Vorkämpfer des nationalen Gedankens war, um dessen Verwirklichung er sich hohe Verdienste erworben hat, ein treues Andenken bewahren. Ausgezeichnet als Mensch, durch Selbstlosigkeit und Würde des Charakters, eine Zierde des deutschen Parlamentarismus und ein hervorragender Beamter, wird er in unserer Erinnerung fortleben." Wer erräth den Verfasser? Nein: es ist nicht der Kaiser, sondern der Kanzler. Schärfe Dirs, lieber Leser, ein, wenn Du vor Irrthum bewahrt bleiben willst: Graf Bülow kopirt den Stil des Kaisers, Freiherr von Rheinbaben den Stil des Kanzlers. So kam es, daß die Reden und offiziellen Schriften dreier im Deutschen Reich hochgestellten Herren kaum noch auseinanderzuhalten sind. Und das Neuste: auch Graf Bernhard von Bülow, des Reiches Kanzler, läßt sich schon im Eisenbahnwagen Vortrag halten.

* * *

In der Wochenschrift „Die Werkstatt der Kunst" ist bündig bewiesen worden, daß der Maler Professor Hugo Vogel, Mitglied der berliner Akademie der Künste, akademischer Lehrer und Inhaber der Großen Goldenen Staatsmedaille, die Hauptgestalt des vom Staat bei ihm für das merseburger Ständehaus bestellten Gemäldes „Die siegreiche Germania" mit Sklaventreue der Jeanne d'Arc des französischen Plastikers Paul Dubois nachgebildet hat. Der Herausgeber der Wochenschrift spricht mit vollem Recht von einem „geistigen Diebstahl". Ein warm in den höchsten Ehren sitzender deutscher Künstler, der für die Germania kein besseres Modell weiß als die Pucello eines Franzosen, muß ein mitleidenswerth armer Mann sein. Ein so dreistes, erbärmliches Plagiat aber darf man selbst ihm nicht verzeihen. Doch Herr Vogel scheint sehr gute Freunde in der Presse zu haben. Denn bis jetzt ist die Enthüllung seiner Schande, so weit ich zu sehen vermag, noch nicht in die Tageszeitungen gelangt, deren Macher sonst doch nicht ganz ungern nach solchen Sensationen greifen.

* * *

Man schämt sich fast schon, ernsthaften Leuten noch vom seligen Dreibund zu erzählen; heute aber muß es geschehen. Triumphirend hatten vor ein paar Wochen die Offiziösen gerufen, der Vertrag sei ohne die allergeringste Aenderung verlängert worden. Die Offiziösen hatten gelogen: die Militärkonventionen, die für den Kriegsfall Italiens — und Oesterreichs? — Hilfeleistung fixirten, waren nicht erneuert worden. Ja, grinsten die Ertappten, diese Abmachungen gehörten eben nicht zum eigentlichen Dreibundvertrag; und „es ist begreiflich, daß sie in dem Augenblick er-

loschen sind, in dem die Kriegsgefahr selbst verschwand". Begreiflich ist für wache Menschen erstens, daß diese Abmachungen ein integrirender, vielleicht der wichtigste Theil des Vertrages waren; und zweitens, daß der Dreibund jeden Sinn und Zweck verloren hat, wenn, wie die Meute bellt, „die Kriegsgefahr selbst verschwunden ist". Das jetzt Enthüllte stimmt aber mit dem hier seit Jahren Gesagten völlig überein: der Dreibund ist für das Applausbedürfniß diplomatischer Wortmacher unentbehrlich: nur soll man nicht glauben, er könne bei eintretender Kriegsgefahr dem mehr als je vom Haß umlauerten deutschen Volk heute noch Nutzen bringen.

* * *

Fremde, die so unvorsichtig waren, während der Sommermonate in berliner Schauspielhäuser zu gehen, beklagen sich in heftigen Briefen über die skandalösen Vorstellungen, die ihnen geboten wurden. Am Schlimmsten, schreiben sie, seis im Deutschen Theater. Ist es nicht glatter Betrug, fragt Einer, wenn dem Fremden, der die Schauspielernamen nicht kennt und sich auf den guten Ruf der Theaterfirma verläßt, für sein schweres Geld Stümpereien vorgesetzt werden, die er sich im heimischen Stadttheater nicht gefallen ließe? Vielleicht Ich habe mir die Zettel des Deutschen Theaters angesehen und gefunden, daß in den Monaten Juni und August ehrenwerthe Herren und Damen, die sonst als meldende Diener, Zofen und Scheuerfrauen beschäftigt werden, Hauptrollen spielten und spielen und daß manchmal sogar, wie es heutzutage nur noch bei den kleinsten Schmieren Unsitte ist, zwei wichtige Rollen eines Stückes von einer Person dargestellt werden. Die Preise sind nicht herabgesetzt, alle Vertreter erster Fächer aber beurlaubt und die Aufführungen müssen wirklich viel schlechter sein, als man sie in Stettin oder Chemnitz findet. Warum geht von den Kritikern der Tagesblätter nicht einmal einer, ohne vorher durch die Forderung eines Freibillets das Warnungsignal zu geben, in solche Sommervorstellung und spricht dann öffentlich aus, was ist? Der Fremde, der tausendmal gelesen hat, das Deutsche Theater sei das großartigste Schauspielhaus auf dem Erdenrund, muß, wenn er die berühmte Firma auf dem Zettel liest, glauben, für seine fünf oder sechs Mark werde er sicher eine gute Aufführung sehen. Ihm wird die falsche Thatsache vorgespiegelt, was er da sieht, sei die normale Leistung des Deutschen Theaters, während es doch die Uebung von Anfängern und Invaliden ist. Daß ein skrupelloser Theatergeschäftsmann, wenn Niemand ihm auf die Finger sieht, auf Abbruch wirthschaftet, um schnell, ehe er ausgemiethet wird, noch ein paar Groschen zusammenzuscharren, ist nicht allzu wunderbar. Die Geprellten aber sollten, statt ihren Unmuth in Scheltbriefen auszutoben, kluge Rechtskenner fragen, ob in solchem Verfahren nicht die Thatbestandsmerkmale bewußter Täuschung gegeben sind.

* * *

Ein paar Worte noch als Nachtrag zu dem im vorigen Heft erzählten posener Roman. Zuerst das Milieu. In Provinzialhauptstädten, namentlich in solchen ohne überragende Industrie, spielt die Rangordnung und die gesellschaftliche Unterscheidung nach der Mandarinenknopfzahl stets eine große Rolle. Die „Spitzen" der militärischen und civilen Behörden nehmen sich selbst ungemein wichtig. Sie sind gewöhnt, auf der Straße gegrüßt, in jedem Laden oder Wirthshaus mit ihrem vollen Titel angeredet zu werden, können ohne diesen ihren Verdiensten gespendeten Tribut nicht mehr leben und finden Sankt Moritz und Florenz unausstehlich, weil der Kellner, das

Zimmermädchen, der Hausknecht sie da nicht all in ihrer Würde kennt. Zu Haus ists behaglicher. Ins Reich der Spitzen dringt kein Profaner. Jede Spitze weiß, was der anderen ziemt, und jedem Verstoß folgt die strengste Sühne. Todfeindschaften entstehen, weil Jemand bei Tisch nicht den Platz bekommen hat, der seiner Rangklasse gebührt, und die Frau eines Landgerichtsdirektors wird geächtet, wenn sie einen Brillantring trägt, der am Finger der Oberpräsidialräthin fehlt. Dieser genau abgestufte Klüngel ist während der Wintermonate fast täglich vereint, denn irgendwo giebts immer ein Diner oder ein Tänzchen, zu dem sämmtliche Spitzen geladen sind; und man kann sich leicht vorstellen, wie nett der Klatsch sich da von Haus zu Haus rankt. „Wieder Rinderfilet und der dünne Berncastler aus dem Kasino! Excellenz wird sich durch übermäßige Repräsentation auch nicht zu Grunde richten." „Haben Sie bemerkt, wie die Erste Staatsanwaltin sich gestern aufgeschirrt hatte?" „Ich sitze zu weit von diesen Leuten entfernt, habe aber davon gehört." „Denken Sie: die Prudelwitz renommirt, ihr Mann brauche nur zu winken, dann müßten die Räthe antreten, und der ganze Magistrat habe Honneur zu machen, wenn der Regirungpräsident in den Saal tritt. Doch haarsträubend!" Und so weiter. Was uns Karikatur scheint, ist ungefälschte Wirklichkeit; und vielleicht brauchen diese armen Menschen den täglich erneuten Kampf für die Wahrung ihrer Standeswürde und die Wonne, auf Geringere von der Höhe stolz herabzuschauen, um anderer Versuchung widerstehen zu können. In Posen wars schon früher besonders schlimm. Als Albrecht von Roon die zwanzigste Infanterie-Brigade bekommen hatte, schrieb er an seinen Freund Fischer: „In unserer freilich recht theuren und beschränkten, sonst aber behaglichen Wohnung (Wilhelmstraße, vis-à-vis der Post, zwei Treppen hoch) befinden wir uns ganz wohl. Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so weißt Du, daß Posen eigentlich eine sehr kleine Stadt (inmitten vieler schauderhaften Dörfer) mit einer verhältnißmäßig großen Gesellschaft ist. Diese Gesellschaft — lediglich Offizier- und Beamtengesellschaft — hat an der durch ihre Zusammensetzung bedingten Einseitigkeit und an den Mängeln der Kleinstädterei zu leiden und entschädigt — uns wenigstens — nicht durch eine gewisse, fast übertriebene Lebhaftigkeit des geselligen Verkehrs. Zunächst müssen wir mit den Wölfen heulen und allen Trubel theilen, ja, so weit es geht, vermehren helfen; später hoffe ich eine isolirtere Stellung für mich und meine Frau gewinnen zu können." Das war im Januar 1857. Und im ersten Heft der „Zukunft" stand 1892: „Die freundliche und saubere Stadt Posen erschien mir wie die verkleinerte Karikatur unseres lieben Vaterlandes: ein militärischer Gürtel ringsum, drinnen ein Halbdutzend einander fremder Welten. China an der Warthe. Da giebt es eine Offizier- und eine Beamten-Kaste, eine polnische und eine jüdische Gesellschaft, dazwischen Brahminen aller Bekenntnisse. Sie gehören dem selben Staatsverbande an, aber sie meiden einander und jeder Eindringling hat eine Quarantaine durchzumachen, bevor er sein Menschenantlitz enthüllen darf. Das ist des deutschen Landes so der Brauch; der Lieutenant muß vor dem Fähnrich selig werden und der Herr Amtsgerichtsrath kann unmöglich mit jedem Krämer verkehren, der vielleicht so zu sagen auch ein Mensch, sicher aber ein Jude ist. Und dieser Kastenstaat hofft, den polnischen Landsgenossen so zu imponiren, daß sie schleunig die nationale Tracht ablegen und sich gut deutsch vermummen, ohne doch zu wissen, wo sie dann als empfangfähig gelten könnten, sollten, dürften". Ist damit nicht schon der Schauplatz bezeichnet, auf dem der Fall Löhning sich abgespielt hat? Und in den letzten zehn Jahren ists gewiß nicht besser

geworden. Die „schauderhaften Dörfer" sind einverleibt, die Stadt ist größer, sieht reicher und stattlicher aus, aber die politischen und sozialen Gegensätze haben sich nur noch verschärft. Der Hakatismus ist entstanden, der Antisemitismus nicht geschwunden. Die Hauptmannsfrau ist wüthend, wenn sie Jüdinnen auf theuren Vollblutpferden ausreiten sieht, und der reiche jüdische Kaufmann blickt grollend auf eine Gesellschaft, in der er weniger gilt als ein Regirungassessor oder blutjunger Lieutenant. Dazu kommt, daß, seit von Berlin die Weisung erging, den Osten zu „heben", jeder Beamte sich berufen glaubt, an der Warthe das gefährdete Deutschthum zu retten, jeder dem Nebenmann zutraut, er könne ihm mit schlauem Griff einen Stein vom Damenbrett bringen. Mißtrauen gegen die Nachbarschaft und gesteigertes Selbstgefühl erleichtern den geselligen Verkehr nicht. Man soll Distanz halten und doch nicht hochmüthig scheinen, der Tradition treu bleiben und doch volksthümlich sein, den Polen die Zähne zeigen und doch jeden Konflikt ängstlich meiden. Und als eine Spitze dieser Gesellschaft denke man sich den Provinzialsteuerdirektor und Geheimen Oberfinanzrath Löhning mit seiner dritten Frau, der Tochter des Feldwebels von den Sechsern! Ja, verdammt noch mal, heißts in den Kasinos und auf der Regirung: wie soll man sich eigentlich zu dem alten Kommißknüppel stellen? Verkehr auf gleichem Fuß ist natürlich doch ausgeschlossen. Ganz schneiden kann man den würdigen Mann, wenn er zufällig beim Schwiegersohn rumwimmelt, auch nicht: der Geheime Ober ist ohnehin kein übermäßig angenehmer Passagier. Eine eklige Geschichte. Der Oberpräsident hatte Recht, als er zu Löhning sagte: „Solche Heirath kann ein Ministerialrath sich gestatten; Sie könnens nicht." In der großen Stadt verschwindet der Einzelne, guckt der Nachbar ihm nicht in den Topf, giebt es so viele Spitzen, daß zu der Beobachtung, ob eine davon etwa über Nacht angelaufen oder stumpf geworden sei, in der Hast des Alltagsgetriebes nicht oft Zeit bleibt. Da sind Fürstinnen hoffähig, die wegen Ehebruches geschieden wurden, und an der Seite der Excellenzen schreiten Frauen einher, deren allerlei Arges nachgetuschelt wird. Die Pfirsiche sind in dem großen Korb so eng an einander gepackt, daß man die Flecken nicht sieht. In einer Provinzialstadt ist Alles klein, Alles nah und der Beamte, der seines Lebens froh werden will, muß auf der Heerstraße der Korrektheit bleiben . . . Eine der merkwürdigsten Seiten der Sache ist noch gar nicht beachtet worden. Der Personaldezernent des Finanzministeriums versprach Herrn Löhning, er werde beim Ausscheiden den Rothen Adlerorden zweiter Klasse erhalten. Die Aussicht auf Dekorirung sollte den Störrigen zur Fügsamkeit stimmen. Das scheint jetzt Mode zu werden. Auch in einer anderen Ostprovinz wurde neulich ein buntes Bändchen an die Angelruthe geknüpft. Der Generaldirektor eines großen Hüttenwerkes hatte in seiner Gemeinde mühsam die Errichtung eines Gymnasiums durchgesetzt. Der Landrath war gegen den Plan, seine Agitation blieb aber unwirksam, weil der Industrielle selbst Geld gab und seine Aktionäre zu beträchtlichen Spenden überredete. Als das Gymnasium endlich gebaut war und „eingeweiht" — so sagt man ja wohl — werden sollte, ließ der Regirungpräsident den Generaldirektor zu sich bitten und sprach ungefähr also zu ihm: „Wenn Sie mir den persönlichen Gefallen thun, den Landrath zur Feier zu laden, befürworte ich, daß Sie einen Orden bekommen." Der Generaldirektor wollte den Herrn, der ihm so lange offen und heimlich Schwierigkeiten gemacht hatte, nicht einladen und bekam keinen Orden. Diese Histörchen sind im Grunde viel interessanter als erotische Geschichten aus dem Leben der Staatshämorrhoidarien. Wenn es so

weiter geht, werden die Sozialdemokraten für ihren Antrag, Orden in die Tarifrubrik des Kinderspielzeugs zu stellen, wenigstens im Lande bald eine Mehrheit finden.

* * *

Der Kaiser hat in Schwerin Fritz Reuter, der in Berlin zum Tode verurtheilt wurde und, ehe er an Mecklenburg ausgeliefert ward, vier Jahre lang in preußischen Festungen saß, „einen der besten Klassiker unserer deutschen Schriftsprache genannt". Das Urtheil ist, politisch und literarisch, erfreulich; um so erfreulicher, als der Kaiser kurz vorher die Widmung eines Romans der Frau von Eschstruth angenommen hatte. Schriftsprache aber nennt man die Sprache der Gebildeten, im Gegensatz zu den Volksmundarten. Und Reuters Ruhm bleibt, daß er in mecklenburgischem Dialekt Menschheitgeschichte zu erzählen vermochte... Ja, Frau Nataly von Eschstruth, Dichterin des „Mühlenprinzen", des „Bänselieselʼ", der „Erlkönigin" und ähnlicher Gräuel. Als in den Zeitungen erzählt worden war, der Kaiser habe die Widmung ihres neuen Buches anzunehmen geruht, erklärte die stolze Dame: „Seine Majestät nimmt seit Jahren ein sehr gnädiges Interesse an meinen Büchern; und nicht ich war es, welche die Widmung meines jüngsten Romans in irgend einer Weise provozirte".

* * *

Wenn Russen sehr heiter oder sehr traurig sind, wenn die Freude oder das Leid, der Wein oder der Wotka sie besonders zärtlich stimmt, dann tauschen sie mit den Genossen solcher Stimmung gern die Cigarettentaschen, Uhren, Ringe, Manschettenknöpfe, Hüte, russische Offiziere wohl auch Degen, Mützen und Achselstücke. Das ist ein allgemein bekannter Brauch. Solcher Tausch soll bedeuten: zwischen uns Beiden giebts keine Eigenthumsgrenze mehr; wir wechseln, wie Eheleute am Altar die Ringe, die bequem zu erreichenden Symbole unserer Besitzrechte. Wer je mit Russen beim Becher zusammensaß, hat ähnliche Regungen jäh erwachender Zärtlichkeit erlebt; am nächsten Morgen ists meist dann vergessen. Auch dem Deutschen Kaiser ist diese Moskowitersitte natürlich nicht fremd geblieben. Und so hat er, offenbar in lustiger Laune, den Kaiser von Rußland, auf dessen Schiff er den Manövern der russischen Flotte vor Reval zusah, aufgefordert, mit ihm die Fangschnüre zu tauschen. Beide Kaiser haben sich wahrscheinlich königlich amusirt, als sie sich diesen harmlosen Spaß machten. Nun aber geschah etwas Allerliebstes. Der muntere Einfall wurde in einem feierlichen offiziösen Telegramm nach Deutschland gemeldet. Und da von der Zusammenkunft der Monarchen, der die russische Regirungpresse von vorn herein den Charakter einer politisch gänzlich bedeutungslosen Formalität nachdrücklich gewahrt hatte, nichts weiter zu erzählen, auch nicht die allerkleinste Rede zu kommentiren war, griffen emsige Schreiber, die für die Aufgabe gemiethet sind, dem Mob täglich Etwas zu bieten, nach ihrer Füllfeder und kündeten laut: der Austausch der Aiguilletten sei ein Epoche machendes politisches Ereigniß, denn er bedeute so innige wie ewige Freundschaft zwischen den Häuptern der Häuser Hohenzollern und Romanow. Allerliebst, nicht wahr? Und die Schlußfolgerung, daß nun, trotz der Begehrlichkeit der Brotwucherer, der Zollfriede zwischen dem Deutschen Reich und Rußland gesichert sei, durfte, wie in Stadt und Land jeder wahrhaft liberale Mann begreifen wird, nicht fehlen. Das kränkelnde Väterchen Nikolai Alexandrowitsch, das unter gräßlichen Halluzinationen leidet, soll lange nicht so heiter gewesen sein wie an dem Tage, da diese überschwingende Deutung eines Seemannsscherzes ihm vorgetragen ward.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. August 1902.

Kaiser und Kanzler.

Bernhard Ernst von Bülow, der die beiden mecklenburgischen Großherzogthümer im Bundesrath vertrat, als über die versailler Verträge abgestimmt werden sollte, wurde beinahe wüthend, da er am achtundzwanzigsten November 1870 erfuhr, welche Sonderrechte Bayern sich vorbehalten habe. Die Vertretung Preußens im Vorsitz des Bundesrathes, das Recht, Gesandte zu halten, die Partikularstellung im Heer, der Diplomatische Ausschuß, der unter Bayerns Präsidium die auswärtige Politik kontroliren sollte: das Alles ärgerte den in Holstein geborenen Mecklenburger. Doch Bayern war unter anderen Bedingungen für den Ewigen Bund nicht zu haben, bis zur bindenden Abstimmung blieb nur eine Frist von zwei Tagen, — und so schrieb der Bevollmächtigte denn an seinen Landesherrn nach Orleans: „Wir sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Verantwortung einer Ablehnung noch größer sein werde als die der Annahme. Wir haben uns namentlich sagen müssen, daß Graf Bismarck diesen Vertrag als ein Ganzes, als einen großen politischen Akt betrachtet habe, den er so nicht abgeschlossen hätte, wenn Bayerns Eintritt wohlfeiler und mehr im System und Schema der Verfassung zu haben gewesen wäre. Eine andere Frage ist, ob Bayern nicht klüger gehandelt hätte, einfach als primus inter pares einzutreten, auf sein Recht und sein eigenes Gewicht vertrauend, statt, wie jetzt der Fall, durch Ausnahmen zweifelhaften Werthes und zweifelhafter Dauer die Bundesgenossen zu verstimmen und den Reichstag zum Kampf gegen die Dauer dieser Sonderrechte herauszufordern. Was mir materiell am Wenigsten zusagt, ist Bayerns exzeptionelle Stellung zur Militärverfassung, während es doch im Militärausschuß volle

Stimme führt. Wenn aber der Bundesfeldherr dieſen Preis für den Eintritt Bayerns in die Verfaſſung nicht zu hoch fand, ſo werden ſich die anderen Bundesglieder dabei beruhigen müſſen. Der Diplomatiſche Ausſchuß wird ſachlich keinen großen Einfluß oder Geſchäftskreis haben, nur Bayern eine gewiſſe Wichtigkeit geben; aber er ſtört die Gleichberechtigung". Aus jedem Wort ſpricht mühſam verhaltener Groll. Auch die übrigen Exzeptionen ſeien „im Ganzen unzweckmäßig"; immerhin werde „das Triebwerk föderaler", die Gefahr eines ſtraff centraliſirten Staates gemindert und man könne deshalb die offene Ablehnung der bayeriſchen Anſprüche vermeiden. Long ago. Bayerns Sonderrecht iſt in den großen Reichsangelegenheiten Jahrzehnte lang nie als läſtig empfunden worden. Jetzt aber muß man ſich der ſchweren Wehen, aus denen die Reichsverfaſſung entbunden ward, wieder erinnern. Denn im zweitgrößten Bundesſtaat hat die Mehrheit des Volkes ſich in leidenſchaftlicher Erbitterung gegen eine Jngerenz des Reichsoberhauptes erhoben; und der verantwortliche Leiter der Reichsgeſchäfte iſt der Sohn des Mannes, der den bayeriſchen Sonderrechten nur eine „zweifelhafte Dauer" zuſprach. Den Jnhalt der von ſeinem Vater verfaßten Staatsſchriften hat der pietätvolle Sinn des Grafen Bernhard von Bülow ſich gewiß längſt eingeprägt. Doch er ſollte auch nicht verſäumen, in den Akten der Reichskanzlei den Erlaß zu ſuchen, in dem Bismarck Preußens Geſandten am münchener Hof ermahnte, unter keinen Umſtänden ſich in bayeriſche Händel zu miſchen.

Die Mahnung ſcheint leider vergeſſen. Am vierzehnten Auguſt laſen die Deutſchen, las das Ausland die folgende, aus Swinemünde an den Prinzregenten von Bayern gerichtete Depeſche: „Von meiner Reiſe eben heimgekehrt, leſe ich mit tiefſter Entrüſtung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunſtzwecke. Jch eile, meiner Empörung Ausdruck zu verleihen über die ſchnöde Undankbarkeit, welche ſich durch dieſe Handlung kennzeichnet, ſowohl gegen das Haus Wittelsbach im Allgemeinen als auch gegen Deine erhabene Perſon, welche ſtets als ein Muſter der Hebung und Unterſtützung der Kunſt geglänzt. Zugleich bitte ich Dich, die Summe, welche Du benöthigſt, Dir zur Verfügung ſtellen zu dürfen, damit Du in der Lage ſeieſt, in vollſtem Maße die Aufgaben auf dem Gebiete der Kunſt, welche Du Dir geſteckt haſt, zur Durchführung zu bringen. Wilhelm." Auch die Antwort Luitpolds von Bayern wurde mitgetheilt. Sehr höflich, ſehr korrekt. Der Prinzregent ſpricht nicht, wie der Kaiſer, von einer perſönlichen Sache, ſondern von einer Angelegenheit ſeiner Regirung. Die Annahme des angebotenen Geſchenkes wird, als unmöglich, gar nicht erſt erwähnt, ſondern

nur berichtet, ein im Reichsrath sitzender Privatmann habe das Geld schon zur Verfügung gestellt. Die beiden Depeschen waren von Wolffs Telegraphischem Bureau veröffentlicht und mit dem Satz eingeleitet worden: „Wie wir aus München erfahren." Das sollte die Leser zu dem Glauben stimmen, die Publikation sei von der bayerischen Regirung ausgegangen. Nur die naivsten Gemüther konnten sich durch diesen Kniff täuschen lassen. Die münchener Offiziösen haben denn auch rasch erklärt, aus Bayern sei kein Wort von dem Depeschenwechsel in die Oeffentlichkeit gelangt. Die Telegramme sind also, vier Tage nach ihrer Absendung, von Berlin aus, ohne vorher eingeholte Einwilligung der bayerischen Instanzen, veröffentlicht worden.

Die Depesche des Kaisers enthält drei Sätze; vor einer kühl die Thatsachen wägenden Kritik kann keiner davon bestehen. „Von meiner Reise eben heimgekehrt, lese ich mit tiefster Entrüstung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunstzwecke". Wo las es der Kaiser? In einem Bericht des Reichskanzlers? Des am münchener Hof beglaubigten preußischen Gesandten? Oder in einer Zeitung, vielleicht gar einer, der die Taktik gebot, das Verhalten des politischen Gegners falsch darzustellen, die Tendenz seines Wollens zu färben? Darf auf eine Zeitungnachricht sich der Entschluß zu einer Staatsaktion stützen, deren Folgen unabsehbar sind? Jeder amtliche Bericht hätte, wenn er nicht von der Wahrheit wich, dem Kaiser die Vorgänge anders geschildert. In Bayern werden, wie in allen konstitutionellen Monarchien, die Vorlagen im Namen des Regenten in die Parlamente gebracht. Diese Formel bedeutet aber nicht etwa, jede Forderung sei nun als eine persönliche Sache des Regenten, jede Ablehnung als eine ihm zugefügte Kränkung zu betrachten; sonst hätte das Budgetrecht der Volksvertretung überhaupt keinen Sinn, wäre es wenigstens eine in der Hand des Monarchisten unbrauchbare Waffe. In allen Parlamenten der Erde werden, auch von den loyalsten Parteien, Geldforderungen abgelehnt und nie hat, seit den Tagen der letzten Stuarts, in solcher Ablehnung, selbst wenn sie einen vom höchsten Repräsentanten des Landes vorher nachdrücklich vertretenen Plan traf, Jemand ein Zeichen persönlichen Ressentiments gesehen. Die Aufgabe der Parlamente ist nicht, den Staatsoberhäuptern Gefälligkeiten zu erweisen, sondern, zu fördern, was ihnen nützlich, zu hindern, was ihnen überflüssig oder schädlich scheint. In Bayern hat es sich nicht, wie der Kaiser meint, um eine vom Prinzen Luitpold, der Verweser des Königreiches, nicht König ist, für Kunstzwecke verlangte Summe gehandelt, sondern um einzelne Forderungen aus dem Extraordinarium des Kultusetats. Herr von Landmann ist ge-

nöthigt worden, aus dem Amt des Kultusministers zu scheiden, weil er in einen Konflikt mit dem Senat der würzburger Universität gerathen war. Diese Nöthigung hat den Unwillen des Centrums erregt, das den bayerischen Landtag mit Stimmenmehrheit beherrscht. Was thut eine Mehrheit, um ihren Unmuth, ihr Mißtrauen nicht nur in nutzlos verhallenden Worten zu zeigen? Sie lehnt den ganzen Etat ab oder streicht einzelne Positionen. Damit will sie nicht etwa immer sagen, daß sie alles oder einzelnes im Etat Geforderte für unnützlich oder schädlich hält; solchen Sinn wollte weder die Deutsche Fortschrittspartei während der Zeit des preußischen Armeekonfliktes noch die Sozialdemokratie seit der Begründung des Reiches ihrer Budgetverweigerung geben. Der Zweck solcher parlamentarischen Machtmittel ist nur, der Regirung das Leben sauer zu machen und ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß sie auf das Vertrauen der Mehrheit ferner nicht rechnen darf. Je unentbehrlicher das verweigerte Geld für die Fortführung der Staatsgeschäfte ist: um so besser; dann wird die Regirung sich zu fragen haben, ob sie sich den Wünschen der Mehrheit anbequemen oder den Appell an die Wähler wagen soll. Taktische Erwägungen haben das bayerische Centrum bestimmt, nicht den ganzen Etat, sondern nur einzelne Forderungen des Kultusbudgets abzulehnen. Das geschieht in Großbritanien, dem Stammlande des Parlamentarismus, sehr oft; von den geforderten Summen werden winzige Beträge, zehn, fünfzig, hundert Pfund Sterling, gestrichen, um die Regirung oder einen einzelnen Minister erkennen zu lehren: Du bist nicht mehr der Träger unseres Vertrauens. Nach diesem Muster hat das bayerische Centrum gehandelt; es hat seine Weigerung auf den Geschäftskreis des Kultusministeriums beschränkt und damit unzweideutig gesagt: Auf diesem Gebiet haben wir, seit der verantwortliche Leiter zum Rücktritt gedrängt worden ist, das Vertrauen zur Politik der Regirung verloren. An diesem Verfahren ist nichts zu tadeln; wer in den nach hartem Kampf erstrittenen konstitutionellen Einrichtungen nicht nur ein wesenloses Ornament sieht, Der muß, mag er Atheist, Protestant, Jude oder Buddhist sein, sich der Thatsache freuen, daß eine Partei, statt mit ohnmächtigen Keifreden die Luft zu erschüttern, offen und ohne Zagen die Machtmittel anwendet, deren Gebrauch ihr in der Verfassung verbürgt ist.

Unter den gestrichenen Summen waren auch hunderttausend Mark, die alljährlich zu Ankäufen für die Neue Pinakothek gefordert werden. Ob dieser karge Betrag bewilligt oder verweigert wird, ist für die Kunstkultur des Landes ganz gleichgiltig. Staatsunterstützung hat in moderner Zeit noch nie eine gesunde, kräftige Kunst geschaffen oder auch nur am Leben er-

ed by Google

halten. Münchens kunststädtischer Ruhm würde nicht erbleichen, wenn die Neue Pinakothek vor dem Selbstportrait des Herrn Stuck und vor ähnlichen begünstigten Mittelmäßigkeiten bewahrt bliebe. Die Kunsttendenzen des bayerischen Centrums werden freilich Vielen mißfallen. Aber auch dem Deutschen Kaiser? Die münchener Landtagsmehrheit wird fast überall, wo es sich nicht um in majorem Borussiae gloriam auf Bestellung gemalte oder gemeißelte Werke handelt, mit dem Reichsoberhaupt im Kunsturtheil zusammentreffen. Wilhelm der Zweite müßte, wenn er im bayerischen Landtag oder Reichsrath säße, nach seiner innersten Ueberzeugung jeden Heller der für Kunstzwecke geforderten Summen verweigern, denn sie werden zum größten Theil der modernen Kunst zugewandt, die, nach des Kaisers Wort, „in den Rinnstein niedersteigt und überhaupt keine Kunst ist". Als der Monarch neulich in Düsseldorf war, wurde, um seinem Auge ein Aergerniß zu ersparen, von getreuen Stadtvätern in der Königsallee über dem Portal einer Bilderausstellung das Schild mit der Aufschrift „Freie Kunst" entfernt und durch eine Guirlande ersetzt; in der selben Stadt sprach er sich, wie in den Zeitungen erzählt wird, in der Großen Kunstausstellung „so abfällig über Klingers Beethoven und über ein Kolossalgemälde von Sascha Schneider aus, daß die Heiterkeit der Anwesenden erregt wurde". „Am Meisten", heißt es weiter, „fesselte ihn die kunsthistorische Abtheilung, die er sich in allen Einzelheiten vom Domkapitular Schmitzen zeigen ließ". Genau so hätte ein Centrumsführer geurtheilt. Die Frommen beider Bekenntnisse wittern in der modernen Kunst, die weder der Kirche noch dem Staat Magddienste leisten will und einer natürlichen Schöpfungsgeschichte nachzuschaffen strebt, ein feindliches Element und bekämpfen sie deshalb mit dem Recht subjektiver Weltanschauung. Was von Sprechern der bayerischen Landtagsmehrheit über die Kunst gesagt worden ist, könnte auch vom Deutschen Kaiser gesagt worden sein, ist zum Theil, fast mit den selben Worten, von ihm gesagt worden. Hier aber handelt sichs zunächst um Politik, nicht um Kunstgeschmack. Und wenn die münchener Centrumsleute die rohsten Banausen wären, Böotier, Barbaren, wenn sie vor jeder starken Regung künstlerischer Kultur so fremd und verständnißlos ständen wie ein Zugstier vor Michelangelos Medicäergruft: auch dann noch hätten sie das Recht nicht nur, — nein, auch dann noch die Pflicht, ihrer Ueberzeugung das politische Handeln anzupassen. Sie sind gewählt, um den Volkswillen, die Volkswünsche zu vertreten. Ist das Volk mit seinen Vertretern unzufrieden, dann wird es andere wählen. Der Erwählte aber ist verpflichtet, so zu handeln, wie sein Gewissen ihm vorschreibt. Und glaubt

im Ernst irgend ein Kenner des Bayernlandes, die Centrumswähler hätten, in einem hilflos siechenden Bauernstaat, den Wunsch, mit dem Ertrag ihrer Steuern die neue, die freie, die gottlose Kunst zu unterstützen? Solche Wünsche mögen manche Großstädter hegen; auf Erfüllung aber dürfen sie erst rechnen, wenn ihre Kraft ausreicht, sich im Landtag die Mehrheit zu sichern.

Zweiter Satz: „Ich eile, meiner Empörung Ausdruck zu verleihen über die schnöde Undankbarkeit, welche sich durch diese Handlung kennzeichnet, sowohl gegen das Haus Wittelsbach im Allgemeinen als auch gegen Deine erhabene Person, welche stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst geglänzt." Gegen die beiden ersten Worte des Satzes ist nichts einzuwenden; die Empörung über eine schnöde — Das heißt: gemeine, erbärmliche, dem Gebot der Sittlichkeit und dem Ehrgefühl widersprechende — Undankbarkeit aber kann nur durch eine völlig falsche Darstellung der Vorgänge bewirkt worden sein. Die Abstimmung parlamentarischer Parteien hat mit Gefühlsregungen der Dankbarkeit oder Undankbarkeit überhaupt nicht das Geringste zu thun; wir sind, hat Bismarck einmal im Reichstag gesagt, hier versammelt, um die Geschäfte zu besprechen, aber nicht, um Sentimentalitäten auszutauschen. Die Regirung fordert vom Volke Geld; die Vertreter der Volksmehrheit verweigern es, weil sie mit den Ministern unzufrieden sind: wo ist in solcher Handlung das Kennzeichen schnöder Undankbarkeit zu finden? Die Wähler müßten den Versuch eines Abgeordneten, mit ihrem Geld den Zins persönlicher Dankbarkeit zu zahlen, ohne Säumen mit der Entziehung des mißbrauchten Mandates strafen. Das Recht, Gelder zu bewilligen und zu verweigern, ist die einzige wirksame Waffe der Parlamente; eine Partei kann dem Regenten in bewundernder Ehrfurcht, in zärtlicher Liebe ergeben sein und sich dennoch verpflichtet fühlen, ihm, dessen Ohr ihr sonst vielleicht unerreichbar ist, durch die Ablehnung geforderter Summen zu zeigen, daß sie den von ihm ernannten Ministern das alte Vertrauen entzogen hat. Das geschieht im Deutschen Reich und in Preußen leider nicht oft genug, ist immerhin aber schon geschehen und nie als Undankbarkeit gegen den Kaiser und König gedeutet worden. Der Onkel des kranken Bayernkönigs hat in seiner Antwort denn auch nicht von Undankbarkeit gesprochen und weder im Wortlaut noch im Ton der Depesche irgendwie angedeutet, er sehe in dem Landtagsbeschluß eine persönliche Kränkung. Daß Luitpold von Bayern „stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst geglänzt" habe, war wohl den meisten Deutschen bisher nicht bekannt. Der greise Prinz ist ein guter Soldat, ein eifriger und glücklicher Jäger, ein gewissenhafter, be-

scheidener, nie von Beifallsbedürfniß in den Vordergrund gedrängter Regent; ein intimes Herzensverhältniß zur Kunst aber hat er in keiner Epoche seines Lebens gehabt. Alles Wesentliche, was das Haus Wittelsbach zur „Hebung und Unterstützung der Kunst" für nöthig hielt, wurde vom Volk bezahlt, das ja auch die Civilliste regirender Herren zu bewilligen hat. Diese Thatsache wird in dem Telegramm des Prinzregenten anerkannt, das, sicher nicht ohne Absicht, sagt, die Pflege der Kunst entspreche „den Traditionen meines Hauses wie meines Volkes". Wenn es ein Verdienst ist, mit anderer Leute Geld nicht zu knausern, dann hat auch das bayerische Centrum, das seit Jahrzehnten für Bilder, architektonische und plastische Werke große Summen bewilligt hat, sich um die Kunst verdient gemacht. Von allen Wittelsbachern der neueren Zeit zog nur Ludwig den Ersten, Maximilian und Ludwig den Zweiten ein persönliches Interesse ins apollinische Reich. Sie haben auf ihre Weise die Kunst „gehoben und unterstützt"; Luitpold läßt sie, ohne ihr Opfer zu bringen, gewähren. Das ist nicht wenig. Manches Bild, manche Skulptur, die von der Kommission zum Ankauf empfohlen wird, mag dem alten frommen Herrn nicht gefallen; wenn Sachverständige, wenn seine verantwortlichen Räthe ihm sagen: Das ist eine werthvolle, eine als Symptom oder Etapenzeichen wichtige Leistung, dann schweigt er, begiebt sich des Urtheils und läßt die zur Entscheidung Berufenen ungestört ihres Amtes walten. Ein Regent, der so handelt, fördert die organische Kunstentwickelung, die nur in Freiheit möglich ist, viel mehr als einer, der Millionen ausgiebt, um sein Vaterland mit armen Epigonenwerken zu putzen, die seinem Privatgeschmack gefallen, die das einstimmige Urtheil aller unbestochenen Sachverständigen aber für werthlos, für den jungen Keimen einer Kunstkultur gefährlich erklärt.

Dritter Satz: „Zugleich bitte ich Dich, die Summe, welche Du benöthigst, Dir zur Verfügung stellen zu dürfen, damit Du in der Lage seiest, in vollstem Maße die Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst, welche Du Dir gesteckt hast, zur Durchführung zu bringen." Dieser Satz zeigt mehr noch als die beiden ersten, daß der Kaiser in schöner Wallung „geeilt" hat, seinem Gefühl „Ausdruck zu verleihen". In der Umgebung des Prinzregenten weiß man nichts von „Aufgaben", die der hohe Herr sich „auf dem Gebiete der Kunst gesteckt" habe. Nicht er „benöthigt" eine Summe, sondern dem Ministerium, dem einen der an der Gesetzgebung mitwirkenden Faktoren, ist von dem anderen, dem Landtag, aus politischen Gründen ein kleiner Betrag verweigert worden. Und damit er „in der Lage sei", hunderttausend Mark auszugeben, braucht Luitpold von Bayern kein Geld geschenk. Die Wittelsbacher sind reicher als

die Hohenzollern. „In der Lage", die kleine Summe herzugeben, wäre der Regent schon unmittelbar nach der ersten Ablehnung gewesen. Wahrscheinlich aber glaubte er, gegen den Geist der Verfassung zu fehlen, wenn er, um einen Beschluß der Volksvertretung unwirksam zu machen, das vom Landtag verweigerte Geld aus eigenen Mitteln gab. Uebrigens hatten, als der Kaiser seine Depesche schrieb, die Zeitungen schon gemeldet, ein bayerischer Reichsrath habe der Regirung die hunderttausend Mark geschenkt. Auch diese Thatsache muß dem Repräsentanten des Reiches verborgen geblieben sein.

Alle Voraussetzungen, deren Zusammenwirken Wilhelm den Zweiten in „Entrüstung", „Empörung" trieb, sind also, wie die nüchterne Nachprüfung lehrt, unrichtig. Wären sie aber richtig, so müßte Jeder, ders mit dem Reich und dem Kaiser gut meint, diese Kundgebung des Zornes dennoch bedauern. Gewiß: sie ist nicht die erste ihrer Art. Als der Reichstag den Antrag, Bismarck zum achtzigsten Geburtstag zu gratuliren, abgelehnt hatte, telegraphirte der Kaiser: „Euer Durchlaucht ausspreche Ausdruck tiefster Entrüstung über eben gefaßten Beschluß Reichstages". (In Parenthese sei hier bemerkt, daß Fürst Bismarck ein paar Wochen danach gesagt hat, er hätte als Kanzler dem Kaiser von einer so scharfen öffentlichen Kritik eines rite gefaßten Reichstagsbeschlusses entschieden abgerathen.) Am Sedantag des selben Jahres wurde die Sozialdemokratie, für die anderthalb Millionen Deutsche gestimmt hatten, eine „hochverrätherische Schaar" und „eine Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen", genannt. Neuere Aeußerungen über die „Frechheit und Unbotmäßigkeit" der berliner Bürger, vor denen im März 1848 ein Preußenkönig den Hut zog, über Reklame- und Rinnsteinkünstler, polnischen Hochmuth und sarmatische Frechheit sind noch in Aller Gedächtniß. Jeder dieser Reden und Depeschen sind pünktlich immer die selben Erscheinungen gefolgt. Eine Woche lang wurde davon gesprochen; in Bureaux, Kontoren, Kneipen, Kasinos ein Gewisper, ein Schütteln der Köpfe; leise Anspielungen in der Presse, laute im Parlament; Jubelgekreisch der Parteien, deren Gegner das Wort des Kaisers getroffen hat; dann ebbt die Erregung allmählich wieder und man hört höchstens noch, die Kommentare der ausländischen Presse seien „nicht wiederzugeben". Kaum je erhebt eine Stimme sich und spricht aus, was alle treuen und tapferen Monarchisten mit der unübertönbaren Gewalt eines Massenchorals dem Kaiser ins Ohr rufen sollten: daß die Vertrauensstellung eines regirenden, durch ein Sondergesetz geschützten Herrn erschwert wird, wenn er in kleinen und großen Fragen der Tagespolitik Partei ergreift, die seiner Ansicht noch nicht Gewonnenen in

harter Rügerede schilt und, vor dem froh aufhorchenden Ausland, selbst so die Legende zerstört, nicht in der Wahl der Mittel zwar, doch im Streben nach dem Ziel seien alle Bürger des Reiches einig und alle der Person des Führers, des Königs und Kaisers, in zärtlicher Achtung zugethan. Wenn die Agrarier Brotwucherer, Bismarckgemeinde und Freisinn Nörgler verschiedener Sorten, die Christlich-Sozialen unduldsam und unsinnig, die Gegner der Flottenvermehrung vaterlandlose Gesellen, die Polen freche Feinde des Staates, die Sozialisten Hochverräther und Mordstifter sind, wenn sogar die Politik des Centrums mehr als einmal das Reichshaupt zu „tiefster Entrüstung" stimmt: was bleibt dann dem Kaiser der Deutschen und vor welcher nationalen Willenseinheit soll dann der Haß des Fremdlings das Fürchten lernen? ... Genau wie in allen früheren Fällen war jetzt der Verlauf; nur sind diesmal auch die Kommentare der bayerischen, nicht nur der ausländischen Presse „nicht wiederzugeben". Das scheidet den Vorgang von allen bisher erschauten. Schon oft hat der Kaiser über das Parlament und die Parteien des Reiches, der König von Preußen über Wollen und Handeln seiner nächsten Landsleute heftige Worte gesprochen. Diesmal hat er in die nicht zur Reichskompetenz gehörenden inneren Händel eines autonomen Bundesstaates eingegriffen und die Vertreter der Volksmehrheit dieses Staates mit schroffstem, härtesten Tadel gekränkt. Das Geplärr, „Hochherzigkeit", nicht die tadelnswerthe Absicht, die Bayern die Eisenfaust des Imperators fühlen zu lassen, habe den Kaiser zu solchem Eingriff getrieben, ist sinnlos, ist das Produkt schlotternder Feigheit, die nicht Farbe zu bekennen wagt. Der Kaiser steht nicht vor einem Gerichtshof, der nach dem dolus praemeditatus oder repentinus zu suchen hätte; sein guter Wille kann niemals Gegenstand einer erlaubten öffentlichen Diskussion werden und sein Interesse ist zu eng an das Wohlergehen des Reiches geknüpft, als daß die Annahme gestattet sein dürfte, er könne je anders als in bester Absicht handeln. Nicht Telos und Tendenz dieses Handelns, das kein Schatten verdunkeln darf, haben wir zu prüfen, sondern nur, mit schuldiger Achtung und in eben so guter Absicht, zu fragen, ob die gewählten Mittel auch wirklich geeignet waren, ans Ziel des Wollens zu helfen. Sichere Antwort auf solche Frage giebt Königen wie Bettlern nur der Erfolg. Der Kaiser wollte dem Prinzregenten eine Freude bereiten: in offiziösen Blättern wird jetzt erzählt, die Veröffentlichung der Depeschen habe am Hofe Luitpolds eine Wirkung erzielt, „die mit dem Wort ‚Ueberraschung' auch nicht annähernd erschöpfend bezeichnet ist." Der Kaiser glaubte, aus der Seele empörter Bajuvaren zu sprechen: die weit über-

wiegende Mehrheit der Bayern, nicht etwa das Centrum allein, wehrt sich in leidenschaftlicher Aufwallung gegen sein Wort. Die gewählten Mittel haben auch diesmal also nicht ans Ziel der Wünsche geholfen. Des Reiches Verfassung bürdet dem Bundespräsidenten, der den Namen Deutscher Kaiser führt, viele Pflichten auf und giebt ihm nur wenige Rechte. Darunter ist nicht das Recht, die in den Bundesstaaten geleistete legislative Arbeit zu kontroliren und Parteien zu schelten, die auf vom Gesetz und von freier Ueberzeugung gewiesenen Wegen auf einen Standpunkt gelangt sind, der dem Bundespräsidenten mißfällt. Sollen solche Thatsachen vertuscht und verwinselt werden? Zeigt darin sich die Liebe zum Reich, die Ehrfurcht vor dem Kaiser, der Wahrheit braucht, sich, wie wir hoffen müssen, nach Wahrheit sehnt? Die Kaisermacht ist ein köstliches Gut; aber sie ist durch die Reichsverfassung beschränkt. Als Karl der Erste vom englischen Parlament die Anerkennung seiner sovran power heischte, stand Sir Edward Coke, der Patriarch unter den britischen Rechtsgelehrten, auf und rief der Meute, die immer und überall hündisch fühlt, mit letzter Kraft die Sätze zu: „Solches Zugeständniß lockert die Grundlagen unserer Verfassungrechte! Magna Charta ist ein strammer Bursche, der keine sovran power über sich duldet." Und der Name dieses muthigen Greises lebt unvergänglich in Großbritaniens Heroengeschichte.

Der Beamte, der vor allen anderen berufen ist, mit gleicher Umsicht und Energie den Sinn der Verfassung und die Person des Kaisers zu schützen, ist der Reichskanzler, der kaiserliche Minister, der sich, wenn er sein Amt ernst nehmen will, nicht, wie ein Verwaltungbeamter, zu stummem Gehorsam verpflichten darf. Er hat in private Handlungen des Kaisers, von denen politische Wirkung nicht zu erwarten ist, nicht dreinzureden, sich sofort aber zu regen und seinen Rechtsanspruch geltend zu machen, wenn der Wille des Bundespräsidiums nach Bethätigung strebt. Der Kaiser kann sprechen und schreiben, was ihm beliebt, Reden und Depeschen an Jeden richten, den er dazu geeignet findet: Niemand darf ihn hindern, auch der Reichskanzler nicht. Zur Veröffentlichung solcher Reden und Schriften ist aber eine Anordnung, eine Verfügung des Kaisers nöthig; und Artikel 17 der Verfassung bestimmt: „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt." Der Zweck dieser Bestimmung war, dem Kaiser unter allen Umständen die Gefahr einer Verantwortlichkeit zu ersparen. Der Kanzler ist jetzt beurlaubt und ein Vertreter für den Gesammtumfang der Geschäfte, ein Vicekanzler, nicht ernannt. Wäre er ernannt, dann bliebe

dem Kanzler nach dem Gesetz noch immer das Recht, „jede Amtshandlung auch während der Dauer einer Stellvertretung selbst vorzunehmen". In den Blättern, die den Weisungen des Grafen Bülow zugänglich sind, ist erklärt worden, er habe die Depesche des Kaisers erst aus den Zeitungen kennen gelernt. Nichts weiter. Kein Wort darüber, ob der Kanzler erforschen will, wessen Verfügung oder Anordnung die Publikation bewirkt hat und wer die Schuld daran trägt, daß die Veröffentlichung mit der Lüge eingeleitet wurde, sie sei von München aus befohlen worden. Der Pflichtenkreis des Kanzlers ist groß; er umfaßt auch „die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes und den Schutz des innerhalb des Bundesgebietes giltigen Rechtes". Die Wohlfahrt des deutschen Volkes muß leiden, wenn im zweitgrößten Bundesstaat der Partikularstolz sich zornig gegen den Kaiser waffnet; und zu den im Gebiet des Ewigen Bundes giltigen Rechten gehört auch das bundesstaatlicher Parlamentsmehrheiten, im Etat geforderte Summen nach freiem Ermessen zu bewilligen oder abzulehnen, gehört das Recht jedes Deutschen, gegen öffentlich kränkende Vorwürfe gesichert zu sein, denen die resonirende Stimme des Reichshauptes die weiteste, von keines anderen Mundes Gewalt zu übertönende Wirkung verleiht. Der Kanzler muß wissen, daß den Bayern das Wesen Wilhelms des Zweiten von je her fremd, seltsam, mit der ihnen bekannten Fürstenart nicht zusammenklingend schien und daß gerade dieser Bundesstaat, dieser Stamm, der sich schwerer noch als andere in die Preußensitte zu gewöhnen vermag, die sorgsamste Schonung einer Empfindlichkeit verlangt, die an einem vor 1866 erwachsenen Geschlecht gewiß nicht unbegreiflich ist. Um solche Empfindlichkeit zu schonen, mied der alte König Wilhelm so ängstlich selbst den Schein imperatorischer Ueberhebung, daß er bei der Krönung im versailler Spiegelsaal nicht um eine einzige Stufe höher stehen wollte als die anderen Bundesfürsten. Auch diese vorsichtige Bescheidung kann dem Kanzler nicht unbekannt geblieben sein. Er muß aus dem Buch der Reichsgenesis erfahren haben, welche Befürchtungen 1870 im bayerischen Landtag laut wurden, muß die Reden der Jörg und Schleich und anderer blauweißen Patrioten gelesen und in den Erinnerungen des Grafen Otto von Bray-Steinburg den Bericht gefunden haben, den dieser bayerische Ministerpräsident aus Bar-le-Duc an seinen König sandte und der nur aus zwei noch heute beherzigenswerthen Sätzen besteht: „Ich habe im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold weiter zu berichten, daß Graf Bismarck sich dahin äußerte: Preußen und der Nordbund werden bereitwilligst die Vorschläge acceptiren, die Seine Majestät der König von Bayern nach Allerhöchstseiner

Bequemlichkeit im Interesse einer engeren nationalen Einigung sich etwa zu machen veranlaßt sehen würden. Preußen und der Norddeutsche Bund verzichteten aber darauf, auf diese Entschlüsse irgendwelche Pression zu üben, da ein für Norddeutschland günstig gestimmtes Bayern der nationalen Sache mehr nütze als ein widerwillig in nähere Beziehung gebrachtes Land." So wurde Unwägbares damals geschätzt, so bei jedem Schritt der besonderen Stammesindividualität und des schwer dem Stolz abgerungenen Opfers gedacht, das allen Deutschen das alte Haus Wittelsbach brachte, als es sich entschloß, auf seinem Dach die preußische Spitze zu dulden. Grollend sah es Bernhard Ernst von Bülow; sieht es grollend noch heute sein Sohn? Fühlt er das aufziehende Wetter nicht in den Nerven? Ist ihm nicht zu Ohren gekommen, daß am Abend des vierzehnten Augusttages in einem österreichischen Kasino ein hoher Herr in heller Freude gerufen hat: „Heute müßte Alles, was gut habsburgisch ist, eigentlich illuminiren"?

The king can do no wrong. Der Kaiser kann irren, raschen Impulsen in falsche Richtung folgen, nie aber, nach dem gravitätischen Wort der Verfassungurkunde, niemals zur Verantwortung gezogen werden. Wir haben uns an den Reichskanzler zu halten. Dessen Pflicht ist, den Kaiser ohne Säumen richtig über alle Vorgänge zu informiren und vor sichtbarem Irrthum zu wahren. Ihn kann nichts entschulden. Er ist, auch wenn er am Nordseestrand weilt, für das politische Handeln des Reichshauptes dem Volke verantwortlich; kann ers nicht hindern, nicht durchsetzen, daß er vor jeder Entscheidung, auch der unbeträchtlich scheinenden, gefragt wird, dann muß er, um die Amtspflicht nicht verwaisen zu lassen, seinen Abschied erbitten. Graf Bülow hat das Reich nicht vor schädlicher Erregung, den Kaiser nicht vor übler Nachrede zu schützen vermocht. Unter seiner Verantwortlichkeit ist den bayerischen Preußenfeinden der zur Schürung des Hasses brauchbarste Brennstoff geliefert, den neidischen Nachbarn ein Feiertagsvergnügen bereitet worden. Er kann sich, wenn er das Kausalgesetz kennt, über die Minderung seines Ansehens nicht täuschen. Dennoch wird er nach Menschenvoraussicht im Amt bleiben und mit schönen Reden das Prestige neu zu poliren suchen ... Auf der Seefahrt ins Heilige Land weckte den Steward einst der schrille Feuerschrei des Grafen Bernhard von Bülow, der, trotz der Warnung, vergessen hatte, die Luken seiner Kabine fest zu schließen. Prasselnd war das Wasser in den schmalen Raum gedrungen. Und mitten in der Nässe stand, nur mit dem Nachthemd bekleidet, triefend des Deutschen Reiches Kanzler und schrie mit dem ganzen Aufgebot seiner Lungenkraft: „Feuer!"

Sozialismus und Effektenbanken.

Saint-Simon gehört zu den Männern, die mit einer Fülle bedeutender theoretischer und politischer Gedanken die Nachwelt befruchten und der Mitwelt kein Rezept für ihre sozialen Nöthe zu verschreiben wissen. Wie spät aufgehende Samenkörner wirft der Reformator die Ideen des sozialen Christenthumes und des sozialen Königthumes in die Gemüther schaffensfähiger Apostel, während er ein fast manchesterliches Behagen an der wirthschaftlichen Bewegung der Güterwelt empfindet. Der Theoretiker einer Geschichtphilosophie, die die politische Entwickelung aus der gesellschaftlichen und ökonomischen erklärt*), ist reich genug, um seinen Schüler August Comte mit einer Lehre zu erfüllen, die dem Geiste die Führerrolle in der Menschheitentfaltung zuweist. Aber der sogenannte saint-simonistische Reformplan ist nicht seinem Kopf entsprungen, wenn er auch mit seinen Lehren über das Eigenthumsrecht sich wohl verträgt. Noch weniger hat er das Elixir sozialer Alchemie gebraut, obwohl eins der Elemente, die Verehrung der Banken, von ihm stammt, — jenes Elixir, das Bazard leicht empfänglichen Keltenschaaren empfahl: die Centralbank, die nach der Abschaffung des Erbrechtes die ihrer Verwaltung zufallenden Erbgüter an die Besten und Tüchtigsten ausleiht und so die stärkste Produktionfähigkeit mit der Sehnsucht der Massen nach höherer Geltung und Lebenshaltung versöhnt.

Dürfen wir Bazard einen Träumer nennen, weil er die Macht der Familie nicht begriff? Nun: ein Mann der That, kein Redner und Verschwörer, sondern ein gewaltiger Feldherr und Kaiser, Diokletian, war in einem ähnlichen Irrthum befangen, als er dem alternden Reiche eine fein

*) Die Zusammenhänge der saint-simonistischen und der marxischen Geschichtphilosophie aufgedeckt zu haben, ist als Verdienst angesprochen worden. Ich bin zwar nicht dieser Ansicht, sondern meine, sie müssen sich Jedem aufgedrängt haben, der Saint-Simons und Marxens Werke gelesen hat. Da es aber nun einmal so ist, verweise ich darauf, daß ich schon in dem 1886 in Schmollers Jahrbuch veröffentlichten Aufsatz „Die Unfähigkeit der deutschen Sozialdemokratie zur sozialpolitischen Reformarbeit", in dem ich die sozialdemokratische Taktik aus der sozialdemokratischen Geschichtphilosophie herleitete, diese Beziehungen hervorgehoben habe. Damals sprach man viel vom Mehrwerth, aber noch gar nicht von der materialistischen Geschichtphilosophie. Vergeßlichkeiten dieser Art wundern mich nicht. Ein anderer Fall. Auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik entwickelte im Jahr 1901 ein Redner die Begriffe des Exportindustrialismus und Exportkapitalismus mit ihren Konsequenzen und Accessorien, als ob sie bis dahin unbekannt gewesen sein. Und doch waren sie in aller Deutlichkeit schon 1894 auf Seite 382 fg. meiner Schrift „Die englischen Landarbeiter" hingestellt worden, wo auch noch andere Beziehungen zu dem Thema des Vortragenden zu finden sind.

ausgeklügelte Erbfolgeordnung aufzwang, die schon nach kurzer Zeit an jenem Eckstein unserer Gesellschaftordnung zerbrach. Wenn wir aber von Bazards Reformplan das Utopische abstreifen, dann bleibt ein nüchterner, praktischer Gedanke übrig: eine große Bank beobachtet das wirthschaftliche Leben, sucht die Lücken des Bedarfes zu erkennen, schafft Unternehmungen, die die Nachfrage befriedigen, und stellt an deren Spitze geschäftskundige Männer. Ist Das nicht auch Konzentration der Kapitalien, Auslese der Talente? Ist es nicht das idealisirte Bild einer heutigen Effektenbank? Die Begründung von Unternehmungen ist die Aufgabe einer besonderen Art von Unternehmungen geworden.

Gewiß hat Bazard diese Zusammenhänge nicht erkannt oder vorausgesehen. Das ist ja das Eigenthümliche aller menschlichen Entwickelung, daß wir die meisten Wirkungen unserer Handlungen nicht gewollt haben. Der Ritter, der im dreizehnten Jahrhundert auf einem unzugänglichen, weitschauenden Berg eine Burg erbauen ließ, hatte nicht die Absicht, dort Unterkunftsräume für eine Sommerwirthschaft des zwanzigsten Jahrhunderts herzurichten. An die Wirkungen unseres Willens klammert sich der Wille eines Anderen an, formt sie um, macht sie seinen Zwecken unterthan. Der Andere war in unserem Falle der Börsenmakler Emil Pereire. Als er in den zwanziger Jahren nach Paris kam, schloß er sich den Saint-Simonisten an und arbeitete an ihren Zeitschriften. Wie sollte er sich nicht zu Männern hingezogen fühlen, in deren Vorstellungwelt Unternehmungsgeist, Haute Banque und allgemeines Menschenglück so friedlich beisammen lagen? Aber die Millionärseele, die sich früh in ihm regte, verstand die ihr fremdartigen Bestandtheile auszuscheiden. Im Journal du Commerce sprach er aus, wie ihm die große, den Unternehmungsgeist befruchtende Bank erscheine. Aber er fand zunächst wenig Gehör. Wiederum mußte ein Anderer kommen und einen Plan entwerfen. Dessen Kritik gab ihm die Möglichkeit, die Zahl seiner Hörer zu mehren. Dieser Andere war die französische Regirung.

Die Julirevolution hatte im französischen Geschäftsleben eine schwere Stockung hervorgerufen; die Regirung beabsichtigte, den Unternehmern zu Hilfe zu kommen, und sie ernannte eine Kommission, die ihr den folgenden Vorschlag unterbreitete. Durch die Ausgabe langfristiger Obligationen sollten in England und Holland 60 Millionen Francs aufgebracht werden, die den schwankenden Häusern gegen Bürgschaft zur Verfügung zu stellen wären. Bekanntlich wurde diese Art Sozialpolitik 1848 wiederholt, zur Zeit, als auch Proudhon quacksalbernd auf der sozialpolitischen Bühne erschien, und das Vorgehen Frankreichs hat wahrscheinlich das Vorbild für die preußischen Darlehnskassen von 1848 und 1866 abgegeben. Leider ist deren Geschichte noch immer nicht geschrieben.

Gegen diesen Vorschlag richtete Pereire einen Aufsatz im Journal du

Commerce. Er meinte, man würde schlechte Unternehmungen unterstützen und die Unterbringung der Obligationen im Auslande sei geeignet, das Vertrauen in den französischen Kredit zu untergraben. Mehr zu empfehlen sei die Bildung eines aus Bankiers und anderen Unternehmern gebildeten Syndikates, das guten Unternehmungen Beihilfe gewähre. Die Ausführung dachte er sich so: Ein Ausschuß hat die Zahlungfähigkeit der Darlehenssucher zu prüfen, worauf den Kreditwürdigen vom Syndikat ausgegebene verzinsliche Inhaberobligationen übergeben werden; im Uebrigen treibt es die gewöhnlichen Bankgeschäfte. Sollten sich Verluste ergeben, dann haften Regirung und Syndikat; doch hält Pereire sie für unwahrscheinlich; er erwartet einen Ausgleichungprozeß, ein Ueberwiegen der gelungenen Geschäftsoperationen.

Aber mehr als zwanzig Jahre vergingen, ehe Pereire die große Bank zu gründen vermochte. Inzwischen hatte er in Verbindung mit seinem Bruder Isaak Pereire in den Jahren 1835 bis 1837 die Bahn von Paris nach Saint-Germain gebaut. Der große Erfolg dieses Unternehmens ermunterte die Brüder zum Bau der Nordbahn, die auch einen sehr hohen Gründergewinn abwarf; als sehr reiche Leute vermehrten sie ihr Vermögen noch durch Terrain- und andere Spekulationen. Aber ihr Ehrgeiz ging höher hinaus. Nicht mehr, wie vor zwanzig Jahren, war ihr Streben auf die Unterstützung von Unternehmungen gerichtet, sondern darauf, die bestehenden zu beherrschen, sie an sich zu reißen, neue zu begründen. Und die wirthschaftliche Entwickelung hatte ihnen das dazu geeignete Mittel zur Verfügung gestellt. In fünfunddreißig Friedensjahren war der Reichthum gewachsen, der Unternehmungsgeist erstarkt, Aktiengesellschaften waren entstanden, die Staatsschulden hatten sich vermehrt: Aktien, Obligationen, Staatsschuldscheine gaben den Börsen ein rascheres Leben. Wenn nun das große Syndikat sich bildete, Anlage- und Kreditpapiere ankaufte, durch die Begründung von Aktiengesellschaften neue Aktien schüfe, wenn es Anleihen übernähme, die erworbenen und von ihm geschaffenen Papiere bei günstiger Marktlage wieder verkaufte, endlich für den Betrag der in seinem Besitz befindlichen Papiere verzinsliche Obligationen ausgäbe und die so gewonnenen Mittel für neue Ankäufe und neue Gründungen verwendete: müßte dann nicht der Gewinn der großen Bank unabsehbar anschwellen und ein immer größerer Theil des Nationalkapitals wie von den riesigen Armen eines gewaltigen Kraken erfaßt und umschlungen werden? War dann der Traum Bazards von der großen Centralbank nicht seiner Erfüllung nah? Und schien die Ausgabe der Obligationen nicht gerechtfertigt? Man verwies darauf, daß die Hypothekenbanken für den Werth der bei ihnen verpfändeten Objekte Pfandbriefe, die Zettelbanken für den Betrag der von ihnen angekauften Wechsel und beliehenen Gegenstände Banknoten ausgäben. Auf die feineren Unterschiede von Pfandbrief, Banknote und auf

Effekten ausgegebenen Obligationen einzugehen, lag den Brüdern Pereire gewiß sehr fern. Hat doch Isaak Pereire in seinem Werk Principes de la Constitution des Banques sich nicht gescheut, die Sorge der Zettelbanken für die Erhaltung und Vermehrung ihrer Edelmetallreserve in Beziehung zu den merkantilistischen Irrthümern von der Handelsbilanz und dem Gelde zu setzen.

Im Jahre 1852, unter den Auspizien des zweiten Kaiserreiches, das alle volkswirthschaftlichen Kräfte entfesseln wollte, gelang es, die große Bank, La Société Générale de Crédit Mobilier, ins Leben zu rufen. Das Kapital betrug 60 Millionen Francs, von denen im ersten Jahre nur 30 Millionen eingezahlt waren. Die größten Aktionäre sind die Pereire, die Fould, die Oppenheim, die Torlonia und Heine, die Herzöge von Galliera und Mouchy; Madame May, die Proletarierin in dieser reichen Gesellschaft, hat nur zehn Aktien gezeichnet. Nun beginnt eine fieberhafte Thätigkeit nach den im Statut bezeichneten Richtungen: Ankauf und Verkauf von Aktien und Obligationen aller Arten von Industrie- und Bankunternehmungen, insbesondere solcher von Verkehrsanstalten und Bergwerken, Uebernahme von Anleihen und Vertrieb der Schuldscheine, Report- und Deportgeschäfte, Annahme von Summen in laufender Rechnung und so weiter. Nur den Obligationen ist es versagt, die ihnen zugewiesene Rolle zu spielen. Die kurzfälligen beschwerten den Gang der Bank, die auch das Depositengeschäft betrieb und die Ausgabe der langfristigen wurde von der Regirung nicht gestattet, obwohl sie in dem von ihr genehmigten Statut vorgesehen war. Denn in dem von den Opérations de la Société handelnden Titel II heißt es im Artikel 2: A émettre, pour une somme égale à celle employée à ces souscriptions et acquisitions, ses propres obligations, und im Artikel 7: Après l'émission complète du fonds social, elles pouront atteindre une somme égale à dix fois le capital. Erst 1864 wurde diese Erlaubniß dem Crédit Mobilier zugestanden, — aber nur für 60 Millionen!

Das Ende des Crédit Mobilier ist bekannt, sowohl der Schlag, der ihn im Jahre 1867 traf, wie das nachfolgende lange Siechthum. Die Gründer brachten ihre Millionen in Sicherheit, die Aktionäre verloren ihr Geld. Wie ungünstig man aber auch über den Crédit Mobilier denken mag: jedenfalls hat Pereire die Bankwelt um einen neuen, sich in vielen Exemplaren entfaltenden Typus bereichert. Denn die 1822 begründete Société Générale des Pays-Bas pour favoriser l'industrie nationale hat ein altfränkisches, spießbürgerliches Wesen; sie betreibt keine Börsenspekulation, ihr liegt in der That daran, die belgische Industrie zu fördern, während im Crédit Mobilier, der nur seine Gründer bereichern will, der brutale Egoismus ohne jede Rücksicht auf das Wohl der Gesammtheit hervortritt. Diese Urtheile schließen nicht die Behauptung ein, daß jede spätere

Effektenbank in ihrer Geschäftsgebahrung dem Crédit Mobilier geglichen habe oder gleiche. Wir müssen das Prinzip der Bank von ihrer individuellen Verkörperung sondern, zumal der Ueberblick über eine große Zahl von wirthschaftlichen Einrichtungen lehrt, daß fast jede in ihren Anfängen der Mitwelt mehr Schaden als Nutzen gebracht hat.

Und worin besteht das Wesen des neuen Typus? Sattler hat ihn in seinem scharfsinnigen Werkchen „Die Effektenbanken" am Besten gekennzeichnet. Die älteren Banken sind Geldbanken, ihre Geschäfte sind Zahlungsgeschäfte; nach ihnen erscheinen die Banken, deren wichtigste Geschäfte Kreditgeschäfte genannt werden müssen. Mit dem Crédit Mobilier taucht eine neue Art auf: die Handelsbanken; ihre Geschäfte sind Kauf- und Lieferungsgeschäfte; sie handeln mit Aktien, Obligationen, Staatsschuldscheinen. Was aber in dem Schema Sattlers nicht genügend zum Ausdruck kommt, ist: daß die Banken die Papiere, die sie verkaufen, zum großen Theil selbst geschaffen haben, zum Beispiel die Aktien von Aktiengesellschaften, die sie gegründet und in die sie bestehende Unternehmungen verwandelt haben.

Diese geschichtliche Uebersicht führt zu der Forderung, daß künftig eine reinliche Scheidung zwischen Geld- und Kreditbanken auf der einen, Handelsbanken auf der anderen Seite durchgeführt und den Effektenbanken die Annahme von Depositen, die sie zu Börsenspekulationen verwenden, verboten werde. Doch der Wiederholung des oft Gesagten ziehe ich eine Betrachtung vor, die mich zu dem Anfang dieses Aufsatzes zurückleiten wird.

Keinen großen Reichthum an Erfahrung erfordert die Erkenntniß, daß die Effektenbanken die Tendenz haben, den individuellen Unternehmungsgeist zu ersticken. Denn wenn sie ihre Sphäre weit ausdehnen, dann ist es immer weniger das einzelne Individuum, das die Lücken des Bedarfes zu erkennen sucht, das den Entschluß faßt, den erspähten Bedarf zu decken, das die Erfolge und die Enttäuschungen seines Wagemuthes empfindet, sondern es ist das große Kapital, in dessen Dienst geschäftskundige Männer die Zukunft zu entschleiern suchen und das von dem nackten Talent Unterstützung erbittet. Verspricht das vorgeschlagene Unternehmen Erfolg, dann wird eine Aktiengesellschaft zu Stande gebracht. An ihrer Spitze steht ein gemietheter Mann; seine Arbeitgeber haften mit genau begrenzten Summen. Und wo ein Unternehmer sein Werk zur Blüthe gebracht hat, da ist wiederum die Effektenbank nicht fern, die es in eine Aktiengesellschaft verwandelt und an die Stelle eines verantwortlichen Unternehmers einen Arbeiter und eine Anzahl Kapitalisten setzt. Langsam verschwinden jene kühnen, prüfenden Unternehmer, deren Bild uns vor bald einem Jahrhundert Melchiore Gioja und Jean Baptiste Say gezeichnet haben, und dafür wächst die Zahl ihrer Karikaturen: einflußlose Kapitalisten, deren Unternehmerfunktionen sich darin erschöpfen, daß

sie sich entscheiden, ob sie ihr Geld bei einem neuen Unternehmen riskiren wollen, und, wenn sie sich hierzu entschließen, daß sie mit den eingezahlten Kapitalien haften. Eine Wandlung wie die von schwertschwingenden Rittern in kerbenschneidende Rentenbezieher. Damit ist auch der Unterschied zwischen der belgischen Société Générale und den Effektenbanken bezeichnet. Jener fehlt das Element der Geschäftsmetzgerei, — ein Wort, das ich in Anlehnung an das Wort „Güterschlächterei" bilde. Je mehr Unternehmungen sie in kleinen Antheilen verkaufen, um so größer ist eben der Gewinn der Effektenbanken; ihr Wesen zwingt sie zur Ausdehnung dieser Thätigkeit. Wäre es möglich, daß die Zahl der Effektenbanken sich sehr beträchtlich vermehrte, dann würde das Bild der künftigen Volkswirthschaft folgende scharf ausgeprägte Linien zeigen. Neben an Zahl abnehmenden kleinen Unternehmungen, deren Leiter ein ungewisses, vom großen Kapital abhängiges Leben führen, viele große Unternehmungen, die der thatsächlichen Führung von Beamten unterstehen und der angeblichen einer aus allen Ländern zusammengekehrten Schaar von Kapitalisten. Daß ein Unternehmerstand zur Schaffung des Güterbedarfes nicht nothwendig ist: Das ist eine der Existenzbedingungen des sozialistischen Staates; und an diesem negativen Fundament arbeiten die Effektenbanken unaufhörlich dadurch, daß sie Aktiengesellschaften schaffen. Diese erleichtern die Begründung von Kartellen und Trusts, die die Entbehrlichkeit einer anderen Grundlage der heutigen Wirthschaftordnung, nämlich der Konkurrenz, beweisen. Als einzige Säule bleibt dann noch das Privateigenthum an den Produktionmitteln. Aber da das Recht an ihnen von der thatsächlichen Gewalt über sie getrennt ist: welche Schwierigkeiten haben da künftige Generationen zu überwinden, wenn sie auch das Recht zu beseitigen wünschen?

Trotz Arbeiterversicherung, Arbeiterschutzgesetzgebung und Wohlfahrteinrichtungen nähern wir uns der sozialistischen Gesellschaft. Nicht durch die Arbeiter nämlich wird sie heraufgeführt werden, sondern durch wirthschaftliche und seelische Kräfte, die auch den Arbeiterstand erzeugt haben. Nicht der humane Sinn, aus dem jene Einrichtungen hervorgegangen sind, wird durch diese Erkenntniß getroffen, sondern die Meinung, daß man mit sozialpolitischen Maßregeln das Werden des sozialistischen Staates verhindern könne. Und hier muß ich einen Irrthum bekennen. Vor Bernstein habe ich die Meinung ausgesprochen, daß die Aktiengesellschaft die Konzentration des Kapitals verhindere. Diese Meinung hege ich noch jetzt, aber ich glaube nicht mehr, daß dadurch der heutigen Volkswirthschaft eine längere Dauer verbürgt werde. Denn die Aktiengesellschaft löst das Eigenthumsrecht von der selbstthätigen wirthschaftlichen Verfügung über die Güterwelt in einem vor ihrer Entstehung unbekannten Grade. Und Das ist der entscheidende Punkt, nicht die Ver-

des Aktienbesitzes über eine größere Zahl von Eigenthümern. Jene

Meinung geht eben so wenig in die Tiefe wie die Ansicht, daß der Mittelstand zunehme, weil die Zahl der mittleren Einkommen sich vermehrt. Nicht auf die Zahl der mittleren Einkommen kommt es an, sondern auf die Zahl der mittleren und kleineren Unternehmer. Die Bezieher der mittleren Einkommen aber sind zum größten Theil Beamte und Bedienstete aller Art.

Nun ist die Effektenbank die fruchtbare Mutter der Aktiengesellschaften. Sollen wir da nicht unseren Fluch über sie aussprechen, als die Verderberin unserer Wirthschaftordnung? Das sei fern von uns. Meine Darstellung läßt ja keinen Zweifel daran bestehen, daß auch sie von der gewaltigen wirthschaftlichen Welle getragen wird, die seit etwa 1815 den europäischen Kontinent überfluthet. Gewiß beschleunigt sie den hier beschriebenen Prozeß, aber sie hat ihn nicht erzeugt. Erzeugt wurde er durch die moderne Produktionweise und die rechtliche Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte, die etwa zu gleicher Zeit mit der französischen Revolution zu wirken beginnen und den Großbetrieb aus sich hervorgehen lassen. Die Gütermassen werden zu groß für den Besitz oder den Gesichtskreis eines Einzelnen; langsam vollzieht sich ihre Sozialisirung. Gleich im Anfang dieser Entwickelung entsteht in Belgien eine Bank zur Förderung der Industrie und in Frankreich entwirft ein hochbegabter Mann das Bild einer Bank, die alle Kapitalien besitzt und an die Tüchtigsten verleiht. Es ist keine Widerspiegelung der bestehenden Zustände, sondern eher eine Vorahnung zukünftiger Gestaltungen mit allen Besonderheiten des subjektiven Geistes. Daß aber die Ideen des Sozialisten einen Einfluß auf die Praxis der Weltkinder gehabt haben, ist im höchsten Grade wahrscheinlich. Und daran, daß die Effektenbanken den Prozeß beschleunigen, ist auch nicht zu zweifeln. Das sind die Zusammenhänge, die ich zwischen Sozialismus und Effektenbanken zu erkennen glaube.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach*).

*) Der anfangs erwähnte Artikel Pereires erschien am sechsten September 1830 im Journal du commerce und enthielt im Haupttheil die folgenden Sätze: „Gegen die Furcht der einzelnen Individuen giebt es kein besseres Mittel als die Assoziation. Und die Bankiers, die mittelbar oder unmittelbar an den industriellen Unternehmungen interessirt sind, können die Besorgniß, die sie hegen müssen, am Sichersten beseitigen, wenn sie ihre Anstrengungen vereinen. Deshalb schlage ich vor, eine starke Gesellschaft zu gründen, der ihr Kredit die Möglichkeit giebt, Handel und Industrie Vorschüsse zu gewähren. Sie müßte ausdrücklich durch ein Gesetz genehmigt sein und auf den im Folgenden anzudeutenden Grundlagen ruhen. Erstens: Die Regirung verpflichtet sich zu einer Garantiesumme von 50 Millionen Francs. Zweitens: Die Bankiers und Kaufleute bestimmen nach eigenem Gutdünken die Grenzen ihrer gemeinsamen Arbeit und der einzubringenden Beträge; eine Gewinnzusicherung und die Thatsache, daß Verluste ausgeschlossen sind, werden dafür sorgen, daß dieser

zweite Theil des Stammkapitals größer als der erste ist. Im Namen und unter Verantwortlichkeit der Gesellschaft werden Inhaberobligationen ausgegeben, die mit 1 Centime täglich für 100 Francs, jährlich also mit 3.65 Prozent verzinst werden; Auszahlung am ersten April und am ersten Oktober; der Zins wird täglich dem Betrag der Obligation zugezählt. Ein aus Bankiers, Kaufleuten, tüchtigen Industriellen aller Branchen und von der Regirung ernannten Vertrauensmännern zusammengesetztes Komitee hat die Solvenz der Darlehnssucher zu prüfen und die Art des zu fordernden Unterpfandes nebst dem Rückzahlungtermin festzusetzen. Die Vorschüsse werden in Obligationen der Gesellschaft ausgezahlt. Jeder Gläubiger zahlt bis zum Fälligkeittermin 3.65 Prozent Zinsen und ½ bis 2 Prozent Kommissiongebühr, je nach der Dauer der Darlehnsgewährung und nach dem Werth der gegebenen Bürgschaft. Der aus dieser Kommissiongebühr erwachsende Gewinn wird bis ans Ende der gemeinsamen Thätigkeit aufbewahrt. Die Gesellschaft ist einstweilen für ein Jahr gegründet; die Frist kann aber verlängert werden. Die Verwaltungskosten und etwa sich ergebende Verluste sind aus dem Gewinn zu decken. Der Ueberschuß wird zwischen Regirung und Subskribenten, je nach der Höhe des gezeichneten Betrages, vertheilt. Eine auf solchen Grundlagen ruhende Gesellschaft hätte für das Ergebniß ihrer Arbeit keine Gefahr zu fürchten. Erstens, weil sie die gesammte Industrie umfaßt, die vereinigt nicht fehlgehen kann. Zweitens, weil diese Gesellschaft eine unter den günstigsten Umständen arbeitende große Bank wäre; denn ihr Risiko wäre auf zahlreiche Personen vertheilt und sie hätte den besten Kredit, der überhaupt zu erdenken ist. Ein Bankhaus kann Schaden leiden, die Gesammtheit aller Banken aber muß gute Geschäfte machen; und unsere Gesellschaft wäre die Vereinigung der stärksten Bankhäuser. Sollte dennoch, wider alles Erwarten, der Verlust den Gewinn übersteigen, so hätte die Regirung ihn bis zum Betrag von 25 Millionen allein zu tragen; ein darüber hinausgehender Verlust wäre von den Subskribenten zu decken und die Regirung hätte nach Maßgabe der restirenden 25 Millionen auch hier mitzuhaften. Sie ist verpflichtet, die Obligationen der Gesellschaft in Zahlung zu nehmen. Die unzweifelhafte Folge solcher Gründung wäre ein schnelles Wiedererscheinen des Geldes; denn die Kapitalisten, die es jetzt, aus Furcht vor kommenden Ereignissen, verbergen oder exportiren, würden froh sein, es zu mindestens 3½ Prozent sicher anlegen zu können, und die Bankiers, die es zurückhalten, um eine kommende Konjunktur auszunützen, hätten den Vortheil, ohne Zinsverlust in ihrem Portefeuille ein Umlaufsmittel zu haben, das eben so bequem und so sicher ist wie gemünztes Geld. Die Bankiers könnten die Papiere der ihnen genau bekannten Kunden ruhig weiter escomptiren und sie für eine geringe Kommissiongebühr gegen die Obligationen der Gesellschaft umtauschen. Auf diese Weise würden sie zu Agenten einer Riesencirkulation und hätten die Aussicht auf beträchtlichen Gewinn".

Der Tod des Dschinghiskhan.*)

Der Dschinghiskhan ließ sich in den letzten Wochen vor seinem Tode oft in seine Schatzkammer hinuntertragen. Dort verweilte er viele Stunden lang allein und spielte mit den edlen Steinen, den Perlen und Goldmünzen. Das war ein heimliches Vergnügen, von dem Niemand wußte außer den vertrautesten Dienern, denn vor dem Volk verachtete er Prunk und Geschmeide; so ging er auch in Leder und Eisen gehüllt. Da fand er einen Haufen Goldstücke von einem seltsamen und kunstvollen Gepräge, deren Schrift er nicht lesen konnte. Der Kämmerer erzählte ihm, daß sie aus einem Schatz stammten, der hier an diesem Ort aus der Erde gegraben sei; und man müsse glauben, daß sie von einem früheren Könige des Landes geschlagen worden seien.

Der Dschinghiskhan ließ einen großen Gelehrten kommen, damit Der ihm die Schrift entziffere und von dem König erzähle, dessen Bild die Münzen trugen. Der Gelehrte erwiderte, daß ihm und seinen Freunden die Münzen wohl bekannt seien; aber Niemand von ihnen habe die Zeichen zu deuten vermocht; gewiß sei nur, daß die Goldstücke länger in der Erde liegen müßten als zweitausend Jahre, weil in dieser Zeit Sprache und Schrift der Bewohner dieses Landes sich nicht geändert haben. Er für sich sei der Meinung, daß der König, dessen Bild auf den Stücken geprägt war, über ein sehr großes und gesittetes Reich geherrscht habe, denn die Prägearbeit sei über die Maßen kunstvoll und fein; wenn ein König aber so kunstvolle Münzen präge, müsse er geschickte und gebildete Unterthanen haben und es müsse Reichthum herrschen und schöne Häuser, Schauspiele, Kriegsheere, eine Menge Ackerbauer und Handwerker, Tempel mit Göttern und vieles Andere müsse in hoher Vollendung dagewesen sein.

Als der Dschinghiskhan Das gehört hatte, ward er nachdenklich und sprach: „Was ist doch der Ruhm, wenn der Name eines so mächtigen Königs gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschen verschwinden konnte, mitsammt seiner Macht und seinem Reichthum! Und vielleicht hat auch er gedacht, daß sein Andenken nie untergehen wird bei den Menschen, und hat Bauten gethürmt und man hat seine Thaten besungen und Gelehrte haben Geschichtwerke geschrieben über ihn und über seine Vorfahren und haben sein Land ausgemessen in die Länge und Breite; und seine Unterthanen haben gehandelt und gearbeitet, Schätze gesammelt, sich vergnügt, gebetet und ihren rechtmäßigen Erben ihren Besitz vermacht. Und siehe da: nichts ist übrig von Alledem als diese Stückchen Gold!"

Da erwiderte der Gelehrte: „Wenn im Frühjahr die Sonne grabere Strahlen auf die Erde sendet und den Schnee wegschmilzt, so sprießen aus dem feuchten und schwarzen Boden allerlei bunte Frühlingsblümchen hervor, weiße, gelbe und blaue, die freuen sich des Sonnenscheins, blühen und verwelken; und wir denken, daß es so sein muß, — und im nächsten Frühling kommen neue Blümchen; und so ist es von Ewigkeiten her gewesen und wird es auch immer sein. Eben so die Thiere des Waldes und das Vieh, das dem Menschen hilft bei

*) Diese Erzählung wird in einem Novellenbande erscheinen, den der leipziger Insel-Verlag im September ausgeben und der den Titel tragen wird: „Die Prinzessin des Ostens".

seiner Arbeit. Sie werden geboren, saugen an den Brüsten ihrer Mütter, hüpfen und springen und werden größer und nähren sich von Gräsern und Kräutern oder verzehren andere Thiere; und wenn ihre Zeit gekommen ist, sterben sie oder werden getötet und es ist, als wären sie nicht gewesen; aber es kommen immer neue, zu leben in Freude und Harmlosigkeit. Der Mensch nun ist dieser Geschöpfe Krone, weil er sich alle unterjochen und dienstbar machen kann. Aber auch er ist nur ein Geschöpf und unterthan dem Zwang, daß auf seine Blüthe der Tod folgt. Doch unterwerfen sich alle anderen Wesen diesem Zwang gutmüthig und freudig; er aber ist hochmüthig und will auch in diesem Punkte mehr haben denn alle Anderen und wehrt sich gegen den Tod. Ja, noch mehr: die Blume weiß, daß sie eine Blume, und das Thier, daß es ein Thier ist; der Mensch aber will unterschieden sein von allen anderen Menschen und nicht nur vor den Blumen und Thieren Etwas voraus haben, sondern jeder Mensch auch vor seinem Nächsten: Alle sollen ihn rühmen, er selbst aber rühmt kaum jemals Einen, Alle sollen ihn lieben, aber er liebt kaum jemals Einen. Und nicht nur für sich selbst verlangt er Solches, sondern auch für seine Kinder und Kindeskinder. Die Pflanze streut sorglos ihren Samen aus und aus ihm sprießen Pflanzen, die ihr gleich sind; das Thier zieht sein Junges auf, bis es seine Nahrung selbst finden kann, dann verläßt es sein Kind und kennt es nicht weiter; aber der Mensch will mehr; er macht sich ein Bild von Größe und Glück für seine Kinder, die Höheres sein sollen als die Kinder seines Nächsten, und deshalb dehnt er seinen Willen aus über sie. Aber das Alles ist nur ein leerer Hochmuth des Menschen; und da er sich nicht genügen läßt an seiner Herrschaft über die anderen Geschöpfe, sondern außerdem noch etwas Besonderes haben will, macht er sich unglücklich; denn wer nach Ruhm, Ehre, Reichthum, Glanz, Liebe der Menschen, Herrschaft über die Kinder läuft, Der läuft nach Etwas, das ihm von der Natur nicht beschieden ist. So bekümmerst auch Du, o König, Dich um den verschollenen Herrscher nur aus einer falschen Meinung heraus, weil Du nämlich denkst, daß man auch Dich vergessen wird wie Diesen hier; und vielleicht hast Du Dich auch schon früher unglücklich gemacht durch andere solche Wünsche, die hinausgehen über Das, was wir haben können, und könntest doch glücklicher sein als alle anderen Menschen, weil Du sie beherrschest, wie der einfachste Mensch glücklicher sein könnte als alle Thiere, weil er sie beherrscht."

Der König antwortete: „Du hast sehr kühn gesprochen, aber ich will Dir nicht zürnen; denn ein Weiser ist dem König gleich, weil er den Tod nicht fürchtet. Wäre ich ein Gelehrter, so würde ich denken wie Du; und oft, wenn ich mit meinem ehrgeizigen Pferd und meinen gierigen Hunden hinter dem schnellen Asa herjagte, schien mir, im Vergleich mit Gaul und Köter, der Mensch sei nur ein vor Hochmuth krankes Thier. Auch sind ja wohl die anderen Geschöpfe glücklicher als wir, denn ich wenigstens, der ich der Herr der Welt bin und tausend Könige sind mir unterthan, so daß ich sie kann hinrichten lassen, wenn ich will, und ihre Völker und Städte austilgen vom Erdboden, ich habe nur zweimal in meinem Leben ein Glücksgefühl verspürt; nämlich, als ich den ersten Asa mit meinem Pfeil traf und als ich meine Braut raubte und auf mein Pferd schwang. Aber da ich ein König bin, so denke ich anders; und um Dir zu zeigen, daß ich Das nicht aus Thorheit oder Verblendung thue, will

ich Dir mein Leben erzählen; denn das Leben eines Menschen ist das klarste Bild seiner Lehre. Was ich Dir sagen will, habe ich noch nie Einem mitgetheilt, denn ein König soll ein Schauspieler sein; aber da mein Tod herannaht, möchte ich gern über mich einem Mann erzählen, den ich verschwiegen weiß und treu und der Das nicht gebrauchen kann für seine Zwecke, auch meine Worte versteht. Merke Dir aber wohl: Wenn ich Dir auch ein schweres und wenig glückliches Leben erzähle, so klage ich doch nicht, sondern ich freue mich und nicht möchte ich, daß ich ein anderes Leben geführt hätte.

Du wirst immer sehen, daß Kinder und junge Leute frohe, aber leere Gesichter haben, denn das Leben hat für sie keinen Zweck und sie blühen und gedeihen für jeden Tag, weil sie im täglichen Zunehmen ihrer Kraft sind, die ohne ihre Mithilfe ihren Muskeln übermäßiges Blut und ihrer Seele übermäßige Zuversicht verleiht. Deshalb entsprechen sie dem Bild, das Du soeben von Pflanzen und Thieren maltest; und ich selbst dachte zuweilen, es müßte doch ein merkwürdiger Versuch sein, wenn man in einem Volk alle Leute über zwanzig Jahre in jedem Frühling hinrichten ließe, so daß das ganze Volk nur aus Jugend bestände; wahrscheinlich würde viel Glück, Lustigkeit, Kunst und Stolz in solchem Volke wohnen und die Nachbarn würden es beneiden. So war auch ich ein froher Knabe und Jüngling und ich sagte Dir schon von den beiden Augenblicken des Glückes in der damaligen Zeit. Am Seltsamsten geschah mir, als ich meine Braut raubte; da hatte ich ein Gefühl, als sei ich der wichtigste Mensch auf der Welt und Alles gehöre mir, während ich doch nur ein geringer Reiterhäuptling war; später, als ich der Herr der Welt wurde und mir Alles gehörte, so weit Solches überhaupt möglich ist, hatte ich nie wieder dieses Gefühl; denn schon ein schlichter Ackersmann, der hinter seinem pflügenden Ochsen herging und auf die Furche vor sich schaute, hätte mich in solcher Meinung irr gemacht, obwohl der Mann in Wahrheit für mich doch nichts war als ein Käferchen oder eine Blattlaus; oft wurde ich, als ich noch in meinen Mannesjahren stand, wüthend über solche thörichten Gefühle, und da ein König, weil die Leute ihn fürchten müssen, denn sonst werden sie übermüthig, oft Thaten begehen muß, die ihnen unbegreiflich sind, so ließ ich auch wohl dieser Wuth die Zügel schießen und befahl, daß harmlose Leute getötet werden.

Ich bin nicht von wollüstiger Art und deshalb kam ich bald in einen gleichmüthigen Zustand, nachdem ich verheirathet war; ich freute mich meines Weibes, meiner Waffen, meiner Pferde und alles anderen Besitzes; und das größte Vergnügen gewährte mir die Jagd. Nun scheint es aber, daß ich eine gewisse Schwäche in meinem Wesen habe, die man sonst wohl Güte nennt, indem man ein falsches Wort gebraucht. Nachdem mein Weib zwei Kinder geboren, den Sohn und die Tochter, die Du kennst, wandte sie sich einer neuen Gemüthsverfassung zu; sie fragte mich nach vielen kleinen Dingen, machte mir Vorwürfe über thörichte Sachen, hatte beständige Sorge, daß die Kinder krank seien, und so weiter. Ich aber war zu schwach, diesem Unwesen zu steuern — vielleicht wäre ihm gar nicht zu steuern gewesen —, und so wurde ich am Ende ganz furchtsam, wenn sie zu mir sprechen wollte, weil ich immer meinte, sie werde klagen. Deshalb sann ich mir allerlei Arbeit aus, die mich so beschäftigte, daß sie nicht an mich kommen konnte; oder wenn sie doch zu mir sprach,

dann hatte ich so viele andere Gedanken, daß ich ihre Worte und Sätze nicht hörte. Das Alles geschah aber nicht absichtlich, sondern ganz langsam, wie von selbst. Mir war später immer merkwürdig, daß große Dinge einen so lächerlichen Anfang nehmen können. Aber wahrscheinlich habe ich in meinem geheimsten Innern doch immer einen Willen zur Herrschaft über die Welt gehabt.

Nun will ich Dir ein großes Geheimniß aus der Kunst der Könige sagen; zwar ist es so einfacher Art, daß man sich nicht genug über die Einfältigkeit der Menschen wundern kann, die es nicht merken. Du weißt, daß die Reiche und Staaten der Menschen von der verschiedensten Art sind; die Macht und Vorzüglichkeit der einen beruht auf großem Reichthum der Unterthanen, der anderen auf großer Menge des Volkes, der dritten auf Freigiebigkeit des Bodens und so fort. Die größte Macht aber hat ein König, der ein Heer von tapferen Männern besitzt, die hungrig nach Erwerb und Belohnung sind, denn mit diesen kann er alle anderen Könige unterwerfen und zinspflichtig machen; solche Männer aber findet man gemeiniglich nicht bei den reichen oder fleißigen Völkern oder bei denen, die viele Menschen haben und guten Boden, sondern in schlechten und rauhen Ländern bei den armen Völkern, die sich nicht viel vermehren können aus Armuth, wie wir Mongolen sind. Nur kann man schwer so viele Männer, wie erfordert werden, zusammenbringen und halten, weil eben das Volk zu klein ist und die Entfernungen in armen Ländern zu groß. Diesen Mangel aber vermag man zu ersetzen durch Schnelligkeit; denn wenn ein Heer so schnell ist, daß es zwei feindliche Heere nach einander schlagen kann, so ist es offenbar eben so gut wie zwei Heere. Da ich nun mich sehr viel mit den Dingen des Volkes beschäftigte, so fiel mir Dieses ein; und nach langem Nachdenken fand ich auch die Mittel zu solcher Schnelligkeit: weil nämlich ein großes Heer durch das Mitschleppen der Nahrung viel Zeit verliert, erfand ich eine Weise, wie man die Nahrung für Mann und Pferd so trocknete und zusammenpreßte, daß ein Mann für zwei Wochen immer ohne Beschwerde mit sich führen konnte. Hierdurch bewirkte ich, daß meine Reiter die ganze Welt eroberten, da sie immer viel schneller waren als die Feinde und deshalb angreifen konnten, ehe die Gegner sich zu einem Heer zusammengethan hatten, das ihnen überlegen war.

Du wirst ja auch wissen, daß jede Handlung, die man begeht, solche Folgen hat, daß man die nächste Handlung nicht mehr mit der selben Freiheit begehen kann wie die erste; so kommt es, daß wir mit den Jahren immer unfreier werden durch die Verstrickung in das Netz unserer eigenen Thaten. Mit je geringerer Freiheit man aber handelt, mit desto geringerer Lust handelt man; deshalb hatte ich mit der Zeit immer weniger Vergnügen an den Eroberungen und mehr Langeweile. Zuletzt übergab ich die Führung des Heeres meinem Neffen Marzuk, da mein Sohn zu thöricht ist für solche Dinge, und beschäftigte mich selbst mit der Einrichtung und Verwaltung der eroberten Länder, — sehr ungern, denn auch hier handelt es sich nur um wenige ganz einfache Dinge, die sich immer wiederholen, und es fehlt doch die Freude an Kampf, Lager, Reiten, Gefahr und heller Luft. Aber Erobern ist nöthig; denn stehen wir still, so fallen erstens die anderen Völker über uns her, und weil wir bei unserer geringen Zahl nur im Angriff siegen können, wie ich Dir schon erklärte, so würden sie uns dann ganz ausrotten. Zweitens aber ist unser Heer naturgemäß

von einem thörichten Dünkel beseelt, als seien unsere Siege irgend welchen übermenschlichen Eigenschaften zu danken, die es besitze, und es würde daher nie Ruhe halten. Da aber doch endlich das letzte Volk der Welt bezwungen sein wird, muß ich bis dahin alle früher eroberten Völker so in Ordnung gebracht haben, daß sie eng mit mir verbunden sind durch ihre Verwaltung und nicht loskönnen; denn alsdann werde ich wahrscheinlich meine alten Krieger nebst ihrem Führer Marzuk ermorden lassen müssen, weil sie sicherlich im Innern Aufruhr erwecken würden, wenn sie ihre Thätigkeit nicht mehr nach außen wenden können. Das ist aber nur möglich, wenn die eroberten Länder ganz sicher in meiner Hand sind.

... Aber was rede ich? Meine Tage sind ja gezählt, meinem thörichten Sohn kann ich nichts anvertrauen und Marzuk wird heute oder morgen zurückkehren, weil er weiß, daß ich im Sterben liege, und meinem Sohn die Herrschaft entreißen will. Nur auf meine Tochter kann ich mich verlassen, — auf ein Weib!"

Der Dschinghiskhan schwieg. Der Gelehrte vermochte nichts zu erwidern vor Bewegung und Furcht, denn er meinte, der Dschinghiskhan werde ihn hinrichten lassen, wenn er ausgeredet habe, weil er sich dann vor ihm schämen werde.

Der Dschinghiskhan fuhr fort: „Siehst Du jetzt, daß ich vom Leben eine andere Meinung haben muß als Du? Mir erscheint die Erde wie ein großer Haufe wimmelnder Ameisen und ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich selbst eine solche Ameise wäre, wie ich mir doch bei verständiger Ueberlegung sagen muß. Mein ganzes Leben war Verdruß und Langeweile; viel lieber als aller Ruhm, Macht und Reichthum wäre mir gewesen, wenn ich in Schnee und Wetter in der Steppe hätte jagen können oder mit Freunden lustig sein und Lieder singen. Dazu habe ich einen viel elenderen Tod als andere Menschen, denn den Aerger über das Lügen und die geheuchelte Trauer haben wohl Alle und wohl Alle merken, wenn sie sterben, daß sie doch ganz allein sind auf der Welt und auch immer allein waren, weil die Anderen ja nur an sich denken, wie man selbst doch auch; aber als Besonders habe ich die Sorge um mein Reich, die Sorge, wie Alles nach meinem Tode werden soll, und ich sehe keinen rechten Ausweg und das letzte Mittel wird auch nicht viel helfen; ich will nämlich meinen thörichten Sohn mit meiner tüchtigen Tochter verheirathen, damit sie ihn leitet. Und doch, Gelehrter, will ich kein anderes Leben geführt haben und Dein Frühlingsblumenleben möchte ich nicht."

Nach diesem Gespräch wurde der Gelehrte mit reichen Geschenken entlassen und der Dschinghiskhan lebte weiter in seiner früheren Art.

Auch sagte der Dschinghiskhan noch: „Erst jetzt sehe ich, daß ich gar nicht glücklich war; früher habe ich es nicht gewußt. Das ist sehr merkwürdig; aber ich hatte wohl keine Zeit, zu spüren, daß ich nur Verdruß hatte und Langeweile."

* * *

Er wußte aber, daß sein Uebel tötlich war, denn all seine Vorfahren hatten in den Jahren, in denen er sich jetzt befand, über die selben Leiden geklagt wie er und waren daran gestorben.

Zwar haßte er die Aerzte, aber als das erste und noch leichte Mißbehagen Wochen lang anhielt, ließ er doch einen berühmten Arzt kommen. Der erschien mit einer besorgten, theilnehmenden und beruhigenden Miene, die ihn

ärgerte; er befühlte ihn und fragte ihn und bereitete ihm ein Mittel. Als das nicht half, wurde ein zweiter Arzt geholt, dessen Angesicht aussagte, daß der erste ein Dummkopf sei; er aber werde schon Hilfe bringen. Als auch dieses Zweiten Mittel nicht half, wurden Beide zugleich bestellt und nun zeigte sich, daß sie zwar zitternde Furcht vor dem Dschinghiskhan hatten und in tiefster Seele um ihr Leben besorgt waren, daß jedoch das eigentliche Interesse Jedes darin bestand, zu zeigen, daß er Recht habe und den Anderen für dumm halte. Der Dschinghiskhan aber, obwohl er ganz genau sah, daß er selbst den Beiden gänzlich gleichgiltig sei, und wußte, daß auch seinem Vater und Großvater Niemand zu helfen vermocht hatte, lauschte doch mit heimlicher Angst und Hoffnung auf ihre Worte, indem er sich dabei über ihre Dummheit ärgerte. Er lag in seinem kahlen und leeren Zimmer auf einem harten Bett unter einer einfachen Decke und neben ihm stand ein Tischchen mit vielen aufgehäuften Schriftstücken.

Täglich kam seine Gattin und sprach zu ihm, um ihn zu trösten. In der ersten Zeit sagte sie, heute sei es gewiß besser als gestern; dieser Satz war ihr endlich ganz geläufig geworden, so daß sie ihn gedankenlos aussprach, obwohl sie wußte, daß ihr Mann die tötliche Krankheit seines Vaters habe, den sie in seinen letzten Jahren noch gekannt hatte. Nachher fragte sie ihn immer, wie er geschlafen habe, und fügte dann hinzu, sobald er nur erst wieder schlafen könne, werde er auch gesund werden. Daran knüpfte sie dann den Vorwurf, daß er sich überarbeite.

An einem Tage, als er sich ganz besonders heftig über ihre gedankenlosen Reden ärgerte, sagte er ihr, wenn er sterbe, so werde sie keinen Schutz haben in den Unruhen, die dann ausbrächen, und vielleicht werde man sie ermorden. Da weinte sie, machte ihm Vorwürfe, daß er jetzt, wo sie ohnehin ein so schweres Herz habe, noch solche Dinge sage, und ging hinaus; nach kurzer Zeit aber trat sie wieder ein und sprach, wenn er tot sei, so möge sie auch nicht mehr leben. Ueber diese Worte stieg ihm solche Wuth auf, daß er sich der Wand zudrehte und nichts mehr sagte. Dann kam sie eine Zeit lang mit irgend welchen gleichgiltigen Geschichten, von ihren Mägden oder von den vornehmen Herren und Damen des Hofes; alle Erzählungen aber begleitete sie mit bemitleidenden Blicken und vorwurfsvollen Seufzern.

Manchmal fühlte er einen heftigen Schmerz in der Brust, weil er so allein war, und er fragte sich, ob wohl alle Menschen nur so leere Hülsen seien; sein eigenes Leben durchforschte er und fand, daß er nur einmal in einer Lage gewesen sei wie seine Frau, nämlich am Sterbebett seines Vaters; und er erinnerte sich, daß er in der Todesstunde des kranken Mannes daran gedacht hatte, daß jetzt gerade die schönste Jagdzeit sei und er doch nicht jagen könne; und als ihm Das durch den Geist schoß, sah er einen tief schwermüthigen Blick seines Vaters auf sich gerichtet; er schämte sich, wurde ärgerlich auf seinen Vater und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht auf sich achte, genau in dem liebevollen und doch feindsäligen Ton wie jetzt seine Frau und mit dem selben gezwungenen Blick; der Kranke aber wandte sich seufzend ab und schaute geduldig ins Leere. Das fiel ihm jetzt ein. Sein Vater war ein harter Mann gewesen. Einmal hatte er eigenhändig fünfzig Vornehmen das Haupt abgeschlagen, während die Frauen und kleinen Kinder um Gnade bettelten; er aber hatte sie wegschleifen

lassen; und als ihn einst ein vergifteter Pfeil im Oberschenkel verwundet hatte, brannte er mit einem weißglühenden Eisen selbst die zischende und brodelnde Wunde aus, ohne mit dem Gesicht zu zucken, ja, was ihm das Stärkste schien, ohne in prahlerischer Weise zu lachen oder zu scherzen. Damals aber hatte er einen so jammervoll geduldigen Blick gehabt.

Auch sein Sohn kam täglich, ihm die Hand zu küssen und nach seinem Befinden zu fragen. Als er noch ganz klein war, hatte er wunderbar strahlende Augen gehabt und einen Ausdruck von Festigkeit und Stolz in dem unentwickelten Gesicht. Jetzt war sein Gesicht hübsch und leer geworden; er sprach Vielerlei durcheinander, ohne starke Zuneigung zum Einen oder Anderen. Der Dschinghiskhan hörte ihm traurig und gelangweilt zu, wußte, daß die Gedanken des jungen Mannes bei irgend einer Thorheit waren, einem Putz oder einer eitlen Verliebtheit, und daß seine Reden noch weniger aus einer Ueberlegung hervorgingen als die seiner Mutter, denn er schwatzte nur, sie aber wollte ihn zerstreuen; Gefühl aber hatte er eben so wenig wie sie. Dem Khan jedoch kamen jetzt in den einsamen Stunden, wo ihn die Schmerzen nicht arbeiten ließen, allerlei Dinge von vormals, so eine Zärtlichkeit, als er einst den Kleinen, da er noch nicht sprechen konnte, zu sich aufs Pferd gehoben hatte; der Kleine hatte gejauchzt und vor Freude gezappelt.

Und einmal war ihm in einer einsamen Stunde, als er vor sich hinsann, daß er hätte weinen mögen, weil er sich selbst bemitleidete; und er sehnte sich, ein kleines Kind zu sein, das krank in seinem Bettchen liegt, und die Mutter sitzt neben ihm, stützt ihm das Köpfchen und das Kind sieht beruhigt und gläubig in die Höhe in die Augen der Mutter.

Ganz anders als mit Diesen war es mit Alang, seiner Tochter. Sie war die Einzige, mit der er ruhig darüber sprach, daß er sterben werde, weil sie nicht verdrießende und lügnerische Worte sagte und mit theilnehmenden Augen blickte; sondern bei ihr war das Sterben so einfach und selbstverständlich, wie es in Wirklichkeit ist: deshalb erweckte sie ihm nie das Gefühl der Verlassenheit zwischen Masken. Nur in seiner besonderen Angst, wie es später mit seinem Reich werde, konnte auch Alang ihn nicht beruhigen und er hatte eine Scheu, zu ihr von seinem Plane zu sprechen; denn er wußte wohl, daß sie eine Zuneigung für Marzuk empfand; manchmal dachte der Dschinghiskhan deshalb auch, daß sie ihn vielleicht vergiftet habe.

Mit Alang nun geschah ihm etwas sehr Sonderbares. Einmal, als sie sich unbeobachtet wähnte, wandte er rasch den Kopf und blickte ihr ins Gesicht. Da sah er an ihr einen Ausdruck heftigen Mitleidens. Hierüber gerieth er in solche Wuth, daß er nach seinem Schwert griff, das neben seinem Bett stand, und sie mit schrecklicher Stimme anschrie; sie erschrak, daß er sie in den Knien zittern sah. Da legte sich seine Wuth plötzlich; aber Alang entfloh durch die Thür. Dieser Vorgang blieb ihm immer unbegreiflich, weil er kurz vorher Sehnsucht nach wirklichem Mitgefühl gehabt hatte, das nicht gelogen wäre.

* * *

Es war aber das Reich des Dschinghiskhan das größte, das je auf der Erde gewesen, und seine Macht war die vollständigste, denn die Großen und

Vornehmen ihres Volkes hatten sein Vater und er mit der Zeit alle vernichtet und seine Diener waren Sklaven, für Geld gekauft; nur Marzuk ausgenommen, weil das Heer sich nur von einem Freien führen ließ. Und so genau war Alles geordnet, so bestimmt war die Pflicht eines Jeden beschrieben, so klar seine Abhängigkeit und sein Befehlen, daß ohne die geringste Veränderung, Nachlässigkeit oder Verzögerung jeder Auftrag des Dschinghiskhan peinlich genau ausgeführt wurde, als seien die Diener Arme, nicht besonders und für sich lebende Menschen. Von seinem Hause aus gingen strahlenförmig Wege in die entlegensten Theile des Reiches; auf diesen waren in gewissen Entfernungen Posten aufgestellt mit Pferden und die trugen von Hand zu Hand seine Befehle überall hin mit Windeseile, wie beim Löschen eines Feuers eine Kette Menschen die Eimer in Schnelligkeit wandern läßt.

Es dehnte sich aber das Reich aus von Norden, wo ewiger Schnee liegt und die Menschen Hunde vor ihre Schlitten schirren, mit weißen Bären kämpfen und der Hauch des Athems gefriert, bis zum Süden, wo die übergroße Hitze die Leute schlaff macht und einzelne allein in Wäldern wohnen, büßen und über Gott nachdenken und solche Kraft gewinnen, daß sie Felsen und Berge bewegen durch ihr Wort; wo Elephanten in großen Heerden grüne Wiesen haushohen Grases durchziehen und verfallene Tempel im schweigenden Walde ruhen, mit steinernen Bildern von Göttern und Königen; und nach Osten dehnte es sich, wo die Menschen reich sind an Seide, Porzellan und edlen Metallen und sich in kostbare Felle kleiden, deren Härchen vergoldet sind; und hohe Thürme bauen sie aus Porzellan mit goldenen Glöckchen, die im Winde klingeln; und nach Westen herrscht der Dschinghiskhan über das Land hinweg, wo Wasser aus der Erde quillt, das brennt und in hohen Flammensäulen die Nacht erleuchtet, und wo wunderbare Thiere wohnen, Vögel, die Wolle tragen, und ein Vogel, der so groß ist wie ein Berg, und ungeheure Schlangen, die Erdbeben erzeugen, wenn sie sich bewegen, Wälder zerbrechen und hochgemauerte Städte umwerfen. Im Norden war die äußerste Grenze die Eiswüste, wo kein Mensch leben kann vor Kälte, und im Süden die feurige Mauer am Ende der Welt, der nur die an Hitze gewöhnten Leute des dortigen Landes nah kommen dürfen, und im Osten war die Grenze das öde Meer, das sich ausdehnt ohne Ende, und im Westen stießen die Heere auf die Länder der Menschen, die von Kopf bis Fuß in Eisen gepanzert sind und auf ungeheuren, in Eisen gepanzerten Rossen reiten, so daß Niemand sie verwunden kann. Und alle Völker waren dem Dschinghiskhan unterthan, die in diesem Kreise wohnten, und zitterten vor seinen Befehlen. Das waren Völker mit brauner und weißer und gelber und schwarzer Hautfarbe, die den Acker bebauen mit Pflug und Stier oder mit dem Spaten den Boden umwenden oder reiche Heerden weiden in der blühenden und duftenden Steppe, in das finstere Innere des blauen Gebirge sich hineinarbeiten, Gold und Silber zu holen, auf schnellen Rossen das flüchtige Wild jagen und abends am Feuer unter dem freien Himmel verzehren, mit großen Karawanen durch sandige und weiße Wolken ziehen und ungemessene Reichthümer gewinnen, aus den weiten und still gleitenden Flüssen, in winzigen Kähnen sitzend, Fische fangen, aus unzugänglichen Bergen auf kleinen Rossen flink hervorbrechen, rauben, plündern und sengen, in den dichten Wäldern lebend, kostbare Spezereien gewinnen von

den Bäumen, Gummi und Mastix und Gewürze aller Art, in das Meer untertauchen und Perlen fischen vom Grunde. Und alle diese Völker schickten Abgaben und Steuern dem Dschinghiskhan, edle Metalle, Perlen, Jünglinge und Jungfrauen, seltene Thiere, kostbare Felle, Edelsteine, Gewürze, fremde Muscheln, Meernüsse, Zähne vom Einhorn und das Gefieder der Vögel, die aus dem Paradies kommen, Schnitzereien aus Elfenbein und Kästchen aus wohlriechendem Holz, Seidenstoffe, mit Blumen durchwirkt, oder kunstvolle Figuren von Menschen und Thieren und blaue Seidenstoffe mit goldenen Sternen und Sonne und Mond; auch edle Rosse wurden geschickt mit Jahrtausende altem Stammbaum, deren Sehnen auf dem Fleisch lagen wie Peitschenschnüre, und ihre Augen funkelten vor Lust und Hochmuth. All diese Reichthümer kamen zusammen beim Dschinghiskhan, der gekleidet war in Leder und Eisen und wohnte in einem kahlen Raum, wo ein schlechtes Bett stand, ein Tischchen und ein Schreibzeug. Und hätte er mit diesem Schreibzeug einige Worte geschrieben auf Streifen Pergament und ein Siegel beigefügt und hätte die Briefe fortgeschickt in die vier Weltgegenden und hätte geschrieben, daß seine Diener sollen alle Städte anzünden und verbrennen bis auf den Grund und alle Reichthümer in die Flammen werfen und alle Saaten verheren durch stampfende Rosse, so wären alle Städte aufgeflammt zum Himmel an dem selben Tage und in einem Schrei hätten alle Völker sich zum Himmel gewendet und alle Saat wäre vernichtet und Keiner hätte gewagt, auch nur das Häuschen einer Wittwe zu verschonen und den Acker einer Waise. Und hätte er befohlen, daß alle Erstgeburt der Menschen in seinem Reich solle in den Sklavenstand gestoßen und vor ihn gebracht werden, so wären an einem Tage lange Züge gekommen von den vier Enden der Welt, mit Ketten beladene Jünglinge und Jungfrauen, die das Haupt beugten, weinten und vor ihm in den Staub fielen, und die Eltern in der ganzen Welt hätten gejammert; aber auch nicht ein blinder Mann hätte gewagt, den einzigen Sohn zu behalten, der ihn ernährte.

* * *

Der Dschinghiskhan hatte Alang, seine Tochter, und seinen Sohn Hia vor sich kommen lassen. Durch viele Kissen gestützt saß er aufrecht im Bett und seine Brust brodelte. Er sprach: „Hia, ich weiß, daß Du ein Narr bist und mein Reich nicht wirst halten können. Schon ist Marzuk zurückgekehrt, und wenn ich gestorben bin, wird er Dich ins Gefängniß werfen, Deine Schwester heirathen und die Herrschaft an sich reißen. Zurückgekehrt ist Marzuk gegen meinen Befehl und ich kann ihn nicht bestrafen, denn weil ich im Sterben liege und einen thörichten Sohn habe, würde einen Befehl gegen Marzuk Niemand befolgen; aber auch, ihn heimlich ermorden zu lassen, ist unmöglich, denn er ist schlau und vorsichtig. Deshalb sollst Du Deine Schwester als Gattin heimführen. Das soll noch heute geschehen. Du wirst Alles anordnen."

Die Geschwister wurden blaß und verneigten sich vor dem Dschingiskhan.

„In drei Stunden soll die Feier stattfinden; bis dahin muß Alles bereit sein. Dann werde ich Dir meinen Siegelring geben und Du wirst König sein; ich aber will heute sterben.

Wenn ich tot bin, so öffnet Ihr diesen Brief; er enthält meine Befehle für die künftige Regirung des Landes. Hia, bedenke, daß Du eine schwere Arbeit

vor Dir hast. Alang soll Dir helfen; sie hat Einsicht und weiß Vieles. Du sollst die unterworfenen Völker nicht drücken, sondern begünstigen. Du sollst ihnen sagen, ich sei ein blutgieriger Tyrann gewesen, Du aber wolleſt für sie sorgen, daß sie in Ruhe leben und reich werden."

Nach diesen Worten sank der Dschinghiskhan in die Kissen zurück. Die Geschwister verließen das Zimmer. Hia ging nach unten, Alang ging nach ihrer Kammer zu.

Hia kleidete sich in köstliche Gewänder, seidene, purpurne Leinwand, in Schmuck von Gold und edlen Steinen. Dann setzte er sich auf sein Roß; auch sein Gefolge stieg zu Roß und ritt hinter ihm her. Vorauf gingen zwei Trompeter, die bliesen, und das Gefolge rief: „Hoch lebe König Hia!" Die Leute kamen aus den Häusern und nahmen die Mützen ab; einige riefen: „Hoch lebe König Hia!" Viele standen unmuthig zur Seite. Krieger schrien dem Zug höhnende Worte zu.

Als Alang nach ihrer Kammer ging, sah sie Marzuk, der in einer Fensternische saß. Er lachte ihr zu mit strahlenden Augen und seine weißen Zähne blitzten.

„Weshalb lachst Du mir zu, Marzuk?" fragte Alang.

„Weil Du das schönste Geschöpf Gottes bist, das ich in meinem Leben gesehen habe."

„Wenn Das wahr ist: weshalb küſſest Du mich nicht auf den Mund?" erwiderte Alang.

Alang stieg in ihre Kammer, setzte sich auf die Truhe und sah nach dem offenen Fenster. Schneeflocken trieb der Sturm herein. Marzuk trat in die Kammer und sah in ihr Gesicht; es bewegte sich nicht, blickte in die Schneeflocken. Da warf er den Riegel vor die Thür, daß er klirrte, hob sie in die Höhe mit seinen Armen, küßte sie und seine Augen leuchteten wie Wolfsaugen. Und sie hing sich an seinen Hals, lachte und rief: „Marzuk!" und wand sich gleich einer Schlange in seinen Armen. „Ich habe das Reich", schrie er, „ich halte das Reich!" Sie lachte laut. „Hörst Du meines Bruders Trompeten und die Hochrufe? Horch! . . . Du riechst nach frischer Luft, Pferdeschweiß und Blut. Du sollst das Reich erben, meinen Bruder Hia sollst Du umbringen; aber Du mußt mir schwören, daß Du mich nicht verstoßen willst. Aber auch wenn Du mich verstoßen wolltest, so solltest Du das Reich doch haben." Sie lachte. „Wer hat denn die Thür verriegelt? Ich weiß nicht, daß ich die Thür verriegelt habe. Wenn meine Mägde kommen, so werden sie sagen: Alang hat ihren Liebsten in ihrer Kammer, deshalb hat sie die Thür verriegelt. Am hellen Tage hat sie ihren Liebsten in der Kammer. Dann werden sie sagen: Ein Held ist ihr Liebster, er hat Narben auf seiner Brust, breite, feurige. Stark ist er, mit einem Arm riß er ein Pferd nieder, das sich bäumte. Eine schallende Stimme hat er; wenn er befiehlt, so hören es Zehntausend."

Ferner sprach sie:

„Hörst Du die Stimmen, die rufen: Hoch König Hia? Mein Bruder kommt zurück mit seinen Schmeichlern. Er will den Ring holen. Du aber mußt jetzt mit zum Vater kommen, Dir soll er den Ring geben."

Und sie gingen hinab zum Dschinghiskhan. Der lag allein in seinem kahlen Zimmer. Denn seine Sklaven huschten in den langen Gängen des Schlosses, brachen verschlossene Thüren auf, suchten und raubten kostbare Ge-

wänder, Silbergeräthe und große Elephantenzähne, die gefunden werden im Norden unter dem Schnee; sie schleppten keuchend und schwitzend, flüsterten hastig und scheu, denn sie hatten Angst, daß der Dschinghiskhan aufwache aus seinem Sterben und heraustrete aus seinem Zimmer unter sie. Vor seiner Thür vorbei huschten sie am Schnellsten. Ein frecher Knecht aber schrie laut: „Ich schlage ihn tot, wenn er kommt.“ Da gaben die Anderen ihm einen Stoß, daß er stolperte, denn er war mit lang schleppenden Seidenstoffen beladen. Und die Frau des Dschinghiskhan irrte umher in dem finsteren Schatzgewölbe, suchte die kostbarsten Steine und Perlen, die sich leicht verbergen lassen, und große Beutel voll Gold stellte sie sich auf die Seite, sie auf ihrem Zimmer zu halten, denn sie wollte fliehen nach dem Tode des Dschinghiskhan, weil sie für sich von dem neuen Herrn fürchtete, mochte er nun ihr Sohn Hia sein oder ein Anderer.

Halb gebrochen waren schon die Augen des Dschinghiskhan; auf seiner Brust röchelte es und pfiff. Aber er hob noch die Augenlider, als die Beiden eintraten. Alang rief ihm ins Ohr: „Hier, Vater, mein Bräutigam: gieb ihm den Ring!“ Und sie hatte Marzuk an der Hand gefaßt. Der Dschinghiskhan konnte keine weitere Bewegung machen; nur seine Augäpfel gingen nach oben, daß man das Weiße sah, und seine Hand mit dem Ring ballte sich.

„Den Ring!“ rief ihm Alang ins Ohr.

Aber der Dschinghiskhan rührte sich nicht mehr; es war, als ob seine Gestalt in sich zusammensinke, weil sie schwer geworden war.

„Er ist tot, Alang“, sagte Marzuk.

„Wenn er tot ist, dann wollen wir ihm die Hand öffnen, so lange sie noch warm ist und biegsam, damit wir den Ring bekommen“, sprach Alang, und versuchte, die Faust zu öffen. Aber die Faust war so zusammengekrampft, daß sie nicht geöffnet werden konnte. Marzuk faßte sie, wandte alle Kraft an, konnte aber die Hand nicht öffnen. Die Augen des Dschinghiskhan waren stehen geblieben nach der letzten langsamen Bewegung: man sah nur das Weiße.

Alang ergriff das Schwert Marzuks und schnitt in das Gelenk des Fingers ein. Marzuk wandte sich ab.

„Das that ich für Dich“, sprach Alang und reichte ihm den Ring.

Nun gingen die Beiden hinaus und stiegen auf ihre Pferde. An Marzuks Hand blitzte der Ring des Dschinghiskhan. Um ihn schaarten sich die Krieger; jubelnd riefen sie: „Hoch Marzuk, unser König!“ Schneeflocken schmolzen auf glühenden Gesichtern. Hia wurde verlassen von Allen, stand allein, erstaunt und ängstlich; da wurde er ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Marzuk aber sprach zu den Kriegern, daß sie sich freuen sollten; denn der Dschinghiskhan habe das gemeine Volk geliebt, das den Rücken beugt und den Boden bearbeitet, Handel treibt und reich wird in steinernen Häusern. Er aber wolle die Welt zu einer glatten Tenne machen für die stolzen Reiter, ritterliche Spiele darauf zu treiben mit ihren Rossen.

Lichterfelde. Paul Ernst.

Von Lilien träum' ich . . .

Von Lilien träum' ich, ich träume von Roſen
Und von dem berauſchenden Duft der Narziſſen,
Um an dumpfen Tagen und ſonnenloſen
Von nichts als nur meinem Traum zu wiſſen;
Und durch die dämmernden Gärten leiſe
Geht es wie Rauſchen von ſilberner Seide,
Geht es wie klingende Harfenweiſe,
Wie vergeſſenes Lied von Luſt und Leide.

Näher rauſchts durch die Roſenblätter
Auf den verwachſenen wilden Wegen
Und im Gebüſch die Marmorgötter
Wollen lächelnd die Lippen regen;
Näher rauſcht es, ich fühle die Arme,
Um meinen Nacken die koſenden Hände . . .
Und mich umſchmeichelt der Traum, der warme,
Der ſüße Traum, der Traum ohne Ende.

Und ich ſehe zwei Augen in leuchtender Wonne,
Leuchtend, als ob ſie bei Namen mich riefen,
Augen, ſo licht wie die Sommerſonne,
Augen, ſo tief wie die Meerestiefen;
Und Lippen legen ſich auf die meinen
Und ich träume von Küſſen, die bleich uns verfärben,
Küſſe, in denen zwei Leben ſich einen,
Küſſe, daran wir vergehn und ſterben.

Und Liebesworte, wie ſingende Flammen . . .
Die Roſen, die Lilien athmen und glühen
Und aus den lodernden Trümmern zuſammen
Zwei Seelen empor zur Sonne fliehen.
Im Arm den Leib, den lilienſchlanken,
An meiner Bruſt Dein Haupt zu wiſſen —
Roſenträume und Liliengedanken
Und darüber den ſüßen Duft der Narziſſen . . .

Hamburg. Theodor Suſe.

Selbstanzeigen.

Das schlanke, blasse Mädchen. Hermann Seemann Nachfl., Leipzig.

Der Knabe hat davon geträumt, später, wenn er „groß" geworden, auszuziehen wie im Märchen, um die „Prinzessin" zu suchen. Als er dann aber in den großen Wald kam, fand er sie geschändet. Da riß er ihr die Fetzen des Purpurs von dem schlanken weißen Leib und spie ihr ins blasse Antlitz. Aber als er dann wieder in seiner Einsamkeit saß, erwachte die „Qual des Zweiten": er rang mit dem schmerzlichsten aller erotischen Probleme. Przybyszewski spricht davon: „Dieser Mann da ist vom Dämon der tiefsten Mannesinstinkte, die vom Weibe Reinheit verlangen, besessen. Und dieses Weib da lag schon in fremden Armen; schon Mehrere waren da, an die es sich mit der selben eklen Brunst geschmiegt hatte wie jetzt an ihn. Der Gedanke ist auf den Boden seiner Seele gefallen, faßte Wurzel und wuchs in der tropischen Hitze des Seelenfiebers zu einem riesigen Unkraut an. Zuerst war es nur eine unangenehme Empfindung, dann schwoll sie zu einem schmerzhaften Herzkrampf und jetzt kann er sie nicht mehr anrühren, ohne an seine Vorgänger zu denken. Er raste, das Weib in seiner Seele neu zu gebären, um das andere, das sich da vor ihm wälzt, zu vergessen." Der Träumer ist durch den Schmerz zum Mann geworden, aber er weiß nicht, daß die höchste Liebe nur Schmerz ist. Noch weiß ers nicht, bis auch diese Erkenntniß durchbricht. Wie nichtig und klein erscheint ihm da plötzlich die entsetzliche Tragoedie! Ja, ihm wurde es entweiht, der sich anbetend vor dem jungen Weib beugte, das ihm das Feinste und Köstlichste auf Erden erschien, weil er allein es in seiner Eigenart ganz erkannt hatte. Doch nun endlich hat er überall Schönheit finden gelernt, auch die wunderbare Schönheit des Schmerzes, die Schöpfermacht verleiht, daß Alles wieder neu wird... Das ist der Inhalt meines neuen Buches, eines „modernen" Romans, — keines Märchens.

Erdmann Graeser.

Kollegen. Schauspiel in drei Aufzügen. Straßburg i. E., Verlag von Josef Singer. Preis 1,50 Mk.

Die „Kollegen" sind zwei Aerzte, die mit einander in einer kleinen Stadt den Kampf um die Praxis kämpfen, wie er an so vielen Orten und unter so vielen „Kollegen" ausgefochten wird. Die Waffen, die die Gegner dabei führen, sind oft recht unsauber. Aber wer die Nothlage der Aerzte kennt, wird viel weniger über all die Niedertracht, die dadurch gezeitigt wird, sich entrüsten, als darüber sich wundern, daß es unter den Aerzten überhaupt noch anständige Kerle giebt.

Stephansfeld i. E. Dr. Eduard Heß.

Max Klinger. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Preis 3 Mark.

Mein Buch ist aus heller Freude an einem Künstler entstanden, der so ganz sein Eigener ist, wie es in unserer verallgemeinernden Zeit nur recht Wenige

von sich behaupten können. Er will weder Schulen stiften noch Axiome aufstellen, ja, er ist sogar dreist genug, zu behaupten, daß es Dergleichen in der Kunst überhaupt nicht giebt. Ich habe mich bemüht, am Beispiel dieses großen Künstlers zu zeigen, daß die persönlichste Kunst die werthvollste ist.

Charlottenburg. Lothar Brieger-Wasservogel.

Von Emile Zola zu Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Modernen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. — **Majestät.** Ein Königsroman. Berlin, Otto Janke.

Bisher hat in der geschichtlichen Darstellung der modernen Bewegung die norddeutsche Note vorgeherrscht. Meyer, Bartels, Hanstein und Andere machten in mehr oder weniger einseitiger Auffassung norddeutsche Musik. Hier läßt sich ein Süddeutscher vernehmen. Er schildert in anspruchlosen Aufzeichnungen, die allem Kapellmeisterlichen, Professoralen, Dogmatischen in weitem Bogen aus dem Wege gehen, wie er in die deutsche Belletristik kam. Den Jahren nach der Aelteste der „Jüngstdeutschen", kam er nach vierzehn Studienjahren im Auslande zurück in die Heimath. Im eigentlichen Sinn kam er vom mittleren Wagner, von dem frühesten Nietzsche und dem befehdetsten Zola her in die literarisch-künstlerische Bewegung. Auch Ibsen stand er sehr bald persönlich nah. So ist ihm die Entwickelung und der Einfluß dieser großen europäischen Bahnbrecher zum langen persönlichen Erlebniß geworden. An der jüngstdeutschen Bewegung und dem Hochgang des Naturalismus hat er innerlich und mit der That einen umfassenderen Antheil gehabt, als es aus den norddeutschen Darstellungen ersichtlich wird. Geradezu gefälscht hat ihn nach Wesens- und Charakterart der berliner Literaturprofessor Richard Meyer. Für den unbefangenen Geschichtschreiber dürften die vorliegenden Aufzeichnungen dokumentarischen Werth haben. Ohne Nutzen und Erheiterung wird ihnen auch der einfache Leser nicht seine Beachtung schenken.

Der Roman „Majestät" bezeugt, daß der Verfasser nicht im Naturalismus untergegangen ist. Diese Lebensdichtung ist eine Lebenserklärung. Ein König, den Psychiatern, Bildungphilistern und Moralinsäuerlingen ausgeliefert, wird hier dem höheren künstlerischen Menschenthum zurückgegeben und in eine neue Lebenssphäre gerückt. Dieser Königsroman kann durch nichts und Niemand widerlegt werden, denn er ist aus der reinsten Liebe zum freien Menschen und Künstler geboren. Der Verfasser, durch glückliche Umstände unterstützt, hat über ein Thatsachenmaterial verfügt, wie es nicht leicht einem seiner Kritiker zu Gebote stehen wird. Er durfte aus geistlichen und profanen Quellen schöpfen, die heute jedem Anderen verschlossen sind.

München. Michael Georg Conrad.

Eine freisinnige Gründung.

In einer Besprechung der verschiedensten Bankgeneralversammlungen sagte ich am fünften April dieses Jahres über die Deutsche Genossenschaftbank: „Der Direktion der sich mühsam ernährenden Genossenschaftbank will und kann Niemand etwas Ernstliches vorwerfen. Aber Direktionen, die noch ohne Strohmänner auskommen, scheinen sich jetzt schon nicht mehr für vollwerthig zu halten. Sie handeln ungefähr so wie kleine Knaben, die glauben, um erwachsen zu scheinen, müßten sie Cigaretten rauchen. Die Direktionen der kleinen soliden Banken sollten sich aber diese Mätzchen schnell wieder abgewöhnen; anständige Frauen brauchen nicht den Ehrgeiz zu hegen, ihrer auffallenden Kleidung wegen auf der Straße für Cocotten gehalten zu werden". So schrieb ich, weil ich unangenehm erstaunt gewesen war, in der Generalversammlung der Genossenschaftbank Herrn Hubert Claus, den Direktor eines von der Bank abhängigen Eisenwerkes, mit der Miene des unabhängigen Aktionärs der Verwaltung ein Loblied singen zu hören. Ich weiß, daß mein Hang zum Pessimismus mir vielfach übelgenommen wird; aber soll man nicht zum schwärzesten Pessimisten werden, wenn jede Regung des Optimismus so bestraft wird wie in diesem typischen Fall? Ich habe die Leute, die hinter den altmodischen Fenstern und Thüren des ehrwürdigen Bankgebäudes in der Behrenstraße sich durch der Zeiten Noth zu bringen suchen, für ungeschickte, aber solide Geschäftsleute gehalten. Deshalb sah ich in dem Strohmannsbank der letzten Generalversammlung nur eine plumpe Nachahmung der in der Nachbarschaft üblichen Geschäftssitten. Daß ich geirrt hatte, daß der Strohmannsdienst sehr nöthig gewesen war, lehrte mich erst die Semestralbilanz der Genossenschaftbank. Sie enthüllt einen Verlust von 2,670,000 Mark, der nicht etwa die Folge von Ausfällen der regulären Geschäfte, sondern durch eine Gründung- und Spielthätigkeit verursacht ist, die gerade von dieser Bank nicht zu erwarten war. Der erste Paragraph des Statutes der Genossenschaftbank schließt ausdrücklich die Spekulation für eigene Rechnung aus. Doch welcher Vorstand einer Aktiengesellschaft kümmert sich heutzutage noch um die Statuten? Die Aktionäre, die ja, so lange das Geschäft gut geht, nicht nach der Herkunft des Gewinnes fragen, sondern mit Vespasian denken: Non olet, sahen diesem Treiben ruhig zu. In der letzten Generalversammlung der Genossenschaftbank erhoben sich zwar kritische Stimmen, die aber von der Verwaltung schnell beschwichtigt wurden. Die Verletzung der Statuten ist hier besonders tadelnswerth, weil die Aufgaben der Bank nach ganz anderer Richtung wiesen. Man darf sie eine deutschfreisinnige Familiengründung nennen, die den Traum Schulze-Delitzschs verwirklichen und der Mittelpunkt bürgerlicher Kreditgenossenschaften werden sollte. Im Aufsichtrath der Bank finden wir neben Herrn Hugo Hermes, dem Namensvetter und Verwandten der freisinnigen Lokalgröße, den greisen Langerhans, den Reichstagsabgeordneten Karl Blell und den Genossenschaftanwalt Dr. Crüger aus Charlottenburg; der berliner Stadtrath Struve ist vor ein paar Wochen aus Gesundheitrücksichten ausgetreten. Der freisinnigen Familiengründung geht es nun wie der freisinnigen Familie selbst. Vom Ideal allein kann sie nicht mehr leben. Das war einst nahrhaft, bevor der Sozialismus seine Konkurrenz begann. Die politische Partei, deren einziger Charakter, bei allen

Mängeln, schließlich doch Eugen Richter ist, unterstützt in den Stichwahlen schon wirthschaftliche Gegner. Die Genossenschaftfirma ist sehr oft nur das Aushängeschild für bedenkliche Geldgeschäfte, die ein Direktor auf eigene Faust nicht zu machen wagt, und der Betrieb der Genossenschaften wirft nicht so viel ab, daß man sich mit den Dividenden der großen Aktiengesellschaften messen könnte. Auch wird die intime Organisation der Genossenschaften vielen Kreditinstituten zu eng. Sobald sie erstarkt sind, schlüpfen sie in das bequemere Gewand der Aktiengesellschaft und vergessen alle Pietät gegen die Genossenschaft. Die neue Aktiengesellschaft stellt Bedingungen, die man erfüllen muß, wenn man die Kundschaft nicht verlieren will. Schon dadurch ist die Bank gezwungen, über den Rahmen des Statutes hinauszugehen. So wurde in der letzten Generalversammlung erzählt, man habe die jungen Aktien des Elberfelder Bankvereins übernehmen müssen, um sich die Kundschaft des Vereins zu erhalten. Doch solche Statutenüberschreitung ist, obwohl auch sie dem Buchstaben widerspricht, immer noch weit von den Thaten entfernt, die der Bank die Verluste gebracht haben.

In dem Verzeihung erbittenden Bericht fallen namentlich drei dunkle Punkte auf: die Gewerkschaft Kyffhäuser, die Akkumulatoren Werke Watt und die Spiritusglühlicht-Gesellschaft Schuchhardt & Co. In dem Geschäftsbericht vom ersten März 1902 war über die Genossenschaft Kyffhäuser gesagt, sie sei in der Bilanz mit 340 000 Mark bewerthet worden. „Wir hoffen", hieß es, „daß die Realisation dieser Betheiligung, die bisher nicht möglich war, sich beim Eintritt besserer Verhältnisse durchführen lassen wird." Jetzt stellt sich aber heraus, daß die Betheiligung 1,110,000 Mark beträgt. Woher kommt nun die Differenz zwischen März- und Augustbericht? Zur Entschuldigung wird angeführt, die Betheiligung stamme aus dem Konkurs des Naumburger Bankvereins und die Gutachten hätten anfangs günstig gelautet. Jetzt aber sieht man sich gezwungen, die Gewerkschaft völlig ihrem Schicksal zu überlassen. Das bedeutet aber nicht nur den Verlust des eigenen Antheils, sondern man muß auch noch einen Theil des Verlustes der übrigen Konsorten mit in den Kauf nehmen, weil man vergessen hatte, die Einwilligung der Konsorten zu größeren Vorschüssen einzuholen. Diese traurige Enthüllung erklärt wenigstens zum Theil den Gegensatz der beiden Berichte. Man hatte, wie üblich, nur die Aktienbetheiligung angegeben, nicht aber die mindestens eben so wichtige Betheiligung durch Vorschüsse.

Von der selben Art war die Berichterstattung über die Akkumulatoren-Werke. Im letzten Bericht hieß es: „Den Betrag, mit dem die Aktien der Wattakkumulatoren-Werke zu Buch standen, haben wir abgeschrieben". Zugleich wurde eine Reorganisation der Gesellschaft angezeigt. Jetzt hören wir, daß eine Betheiligung von $1^1/_2$ Millionen Mark durch Kredite entstanden ist. Ist solche Art der Berichterstattung noch als erlaubt zu betrachten? Der letzte Bericht zählt, außer der Kommanditbetheiligung bei einem berliner Privatbankier, zweiundzwanzig Betheiligungen mit zusammen rund 2 Millionen auf. Selbst so kleine Summen wie 37 000 Mark sind genau verzeichnet. Welcher Aktionär konnte da ahnen, eine so gewissenhaft scheinende Berichterstattung werde Millionenkredite verschweigen? Noch schlimmer ist die Verschleierung in dem Fall der Spiritusglühlicht-Gesellschaft Schuchhardt & Co. Hier betrug die nominelle Betheiligung sogar nur 10 000, der Kredit aber belief sich auf annähernd 400 000 Mark. Bei

dieser Gesellschaft sind die allerseltsamsten Dinge vorgekommen. Wie der Bericht der Bank selbst zugestehen muß, gab es Generalversammlungen und Aufsichtsrathssitzungen in den letzten Jahren dort überhaupt nicht.

Wer trägt nun die Schuld? Im Bericht lesen wir: „Die Entstehung der Verluste ist im Wesentlichen auf die Geschäftsführung des persönlich haftenden Gesellschafters Herrn Siebert zurückzuführen, dem in wichtigen Angelegenheiten leider zu freie Hand gelassen worden ist. Herr Siebert ist in Folge Dessen aus der Gesellschaft ausgeschieden. Als wir, veranlaßt durch die Veränderungen unserer Personalverhältnisse in der berliner Direktion und zugleich in Folge der Erkrankung des Herrn Siebert, die in Frage kommenden Geschäfte einer erneuten Prüfung unterzogen, stellte sich heraus, daß wir bei der bisherigen Werthschätzung und bei Beurtheilung unserer Konten großen Theils von unrichtigen und unzutreffenden Voraussetzungen ausgegangen sind, die auf den Anschauungen des Herrn Siebert beruhten, sich aber nicht als stichhaltig erwiesen und einer gründlichen Korrektur bedurften." Der Sündenbock ist also Herr Siebert, den zu seinem und seiner Kollegen Glück ein Schlaganfall niederwarf. Die schwersten, auch strafrechtlich zu ahndenden Verfehlungen werden ihm namentlich in Bezug auf die Spiritusglühlicht-Gesellschaft nachgesagt. Ja, wo waren denn aber die übrigen Vorstandsmitglieder? Von je her war in der Genossenschaftbank das frankfurter vom berliner Geschäft streng getrennt. Den frankfurter Herren mag es deshalb schwer gewesen sein, die Akten der Bank zu prüfen. Das befreit sie nicht von der Regreßpflicht, erklärt aber ihre Unthätigkeit. Hat aber Herr Weill, das berliner Vorstandsmitglied, nie daran gedacht, nach dem Geschäftsbericht der Spiritusglühlicht-Gesellschaft zu fragen, der seine Bank einen Kredit von Hunderttausenden gewährt hatte? That ers, dann mußte er merken, daß Bilanzen und Berichte nicht vorhanden waren; that ers nicht, dann ist seine Fahrlässigkeit unfaßbar. Herr Weill sitzt in vielen recht gut bezahlten Aufsichtsrathsstellen. Wir finden ihn bei der Terraingesellschaft Berlin NO., beim Dresdener Bankverein, der Krefelder Straßenbahn, der Privatbahnlinie Königsberg-Cranz, dem Eisenhüttenwerk Thale, der Halliſchen Maschinenfabrik, der Gesellschaft Butzke, der Allgemeinen Deutschen Kleinbahngesellschaft, der Straßenbahn Bochum-Gelsenkirchen, dem Berliner Maklerverein, der Berlinischen Rückversicherungsgesellschaft u. s. w. Hat Herr Weill von diesen Gesellschaften nie Tantieme genommen oder war er auch für sie thätig? Dann hat er seine schätzbare Arbeitkraft in unverantwortlicher Weise seiner Bank entzogen. Freilich stand ein Theil der erwähnten Gesellschaften mit ihr in Geschäftsverbindung und die Bank hatte deshalb ein Interesse an der Ueberwachung, nicht das geringste aber an den Ehrenämtern, die Herr Weill im Börsenvorstand und im Aeltestenkollegium bekleidete. Solche Aemter soll nur übernehmen, wer dafür bürgen kann, daß seine bezahlte Thätigkeit nicht darunter leidet. Herr Weill sitzt auch im Ehrengericht der berliner Börse. Unter seiner Mitwirkung bin ich zu einem Verweis verurtheilt worden, weil ich mich durch angeblich grobe Fahrlässigkeit des kaufmännischen Vertrauens unwürdig erwiesen habe. Wie denkt das löbliche Ehrengericht nun über die grobe Fahrlässigkeit des Herrn Weill? Denn daß eine grobe Fahrlässigkeit vorliegt, ist zweifellos. Mir ist Herr Weill wegen einer gewissen Wichtigthuerei seines Gebahrens nicht gerade sympathisch;

aber ich halte ihn für einen makellos ehrlichen Mann und bin überzeugt, daß er seinem Kollegen Siebert das Handwerk gelegt hätte, wenn er den Dingen näher getreten wäre. Er hat sie nicht geprüft; und diese Fahrlässigkeit ist am Ende doch noch etwas „gröber" als die eines Journalisten, der die Meldung eines vertrauenswürdig Scheinenden weitergiebt.

Und wo war der Aufsichtrath? Der alte Langerhans mag entschuldigt sein. Warum wählen die Aktionäre für ein Amt, das frische Thatkraft fordert, einen müden Greis! Sie mögen die Folgen tragen. Aber die Anderen, vor Allen der Genossenschaftanwalt Crüger? War er von dem Versuch, das Eindringen der Sozialdemokraten in die Genossenschaften zu hindern, so in Anspruch genommen, daß er nicht sah, was in seiner Bank von „destruktiven Elementen" geleistet wurde? Dann durfte er sich nicht als Aufsichtrath bezahlen lassen.

Die Arbeit des Aufsichtrathes war freilich dadurch erschwert, daß die Deutsche Genossenschaftbank keine Aktiengesellschaft, sondern eine Kommanditgesellschaft auf Aktien ist, deren rückständige Form durch die persönliche Vermögenshaftbarkeit der Vorstandsmitglieder den Gläubigern erhöhte Sicherheit, den Aktionären aber beschränkte Machtbefugnisse gewährt, ohne daß auch sie Sicherheitäquivalente empfangen. Das Statut der Genossenschaftbank nützt — echt freisinnig — die Möglichkeit, der Kommanditistenplebs das Dreinreden zu verbieten, weidlich aus. Jetzt hat man, mit einem Seitenblick auf die Statuten der Genossenschaftbank, die Kommanditgesellschaften arg gescholten. Aber diese Statuten sind nicht das Gesetz. Sie können geändert werden, auch gegen den Willen der persönlich haftenden Gesellschafter, deren Zustimmung zu manchen Aktionärbeschlüssen nothwendig ist. Mit Recht; denn wer mit ganzem Vermögen haftet, darf nicht Andere allein regiren lassen. Diese Zustimmung ist aber natürlich nicht nöthig, wenn die Aktionäre beschließen, die Regreßklage einzuleiten. Und Das sollten sie sofort thun. Die Form ihrer Gesellschaft sollten sie aber, aus Gründen, die ich später anführen werde, vorläufig unangetastet lassen.

Plutus.

Der Lausekanal.

Herr Victor von Podbielski, Husarengeneral, nebenbei auch Minister für Preußens Landwirthschaft, Domänen und Forsten, hat eine Reise in den Borussenorient riskirt. Mal sehen, dachte er, was da oben eigentlich los ist, wo die Wölfe einander Gute Nacht wünschen, Maibowle aus viel Rum und wenig Wasser gebraut wird und die Agrarier die dicksten Haare auf den Zähnen haben. Sehr löblich; der Sohn des Generalquartiermeisters ist ein praktischer Geschäftsmann, nennt sich selbst gern einen "hellen Jungen" und hat in West- und Ostpreußen gewiß Manches gesehen, was in die berliner Akten den Weg bisher noch nicht gefunden hatte. Einstweilen war von der Sommerfahrt nur das Echo derber Polterreden an unser lauschendes Ohr

gelangt. Seine Excellenz hatten über das Schweinevieh zu schimpfen geruht, das ihr Auge ärgerte, allerlei Rathschläge gespendet, den Landwirthen Bescheidung empfohlen und gesagt, wer etwa jetzt noch auf eine Erhöhung der Agrarzölle im neuen Tarif hoffe, werde eklig rinschlibbern, denn die Regirung sei fest entschlossen, nicht den ruppigsten Pfefferling mehr in das längst volle Maß zu werfen. Dagegen war nichts einzuwenden. Die Landwirthe des armen Ostens können von einem so geriebenen Händler sicher noch viel lernen; und der Glaube, Anklänge an die Gardekaserne verriethen Genialität, gehört zu den harmlosen Vergnügungen, die man einem Minister nicht mißgönnen darf. Als die Rede auf die Handelsverträge kam, rief Herr von Podbielski: „Kinder, die Hauptsache ist ja, daß wir ordentliche Leute hinschicken, die sich nicht einseifen lassen; aber... Wenn ich die Sache zu machen hätte, sollten den Kerlen die Augen übergehen!" Ein echter Victor; faut se fier à Bibi! Auch solche Selbsteinschätzung ist, so lange das Vermögen dem prüfenden Blick verborgen wird, nicht anzufechten. Dann aber gabs eine Ueberraschung. Irgend ein Tischgenosse fragte den munteren Reisenden, ob ihm wirklich das Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten angeboten worden sei. Hätt' ick ooch haben können, ist die Antwort; aber Kavalleriebrigadier, Post, Landwirthschaft, Eisenbahnen: hätte sich 'n Bisken komisch gemacht. Meechen für Alles. Und dann — der folgende Satz ist wörtlich citirt —: „ick wer mir doch nich mit dem Lausekanal vor'n Bauch stoßen lassen!" Ueber Geschmacksfragen soll man nicht streiten. Herr von Podbielski hat das Recht, zwischen Fisch und Pfirsich für die Behandlung der Staatsangelegenheiten die Tonart zu wählen, die ihm beliebt. Wenn er die Veröffentlichung seiner Worte aber nicht hindern kann, darf er sich auch gegen die Kritik nicht sträuben. Was er gesagt haben sollte, klang so unglaublich, daß man ein Dementi erwarten mußte. Es kam nicht; und Privatbriefe bestätigen die Meldung, der Satz sei gesprochen worden. Der Staatsminister von Podbielski hat also den geplanten Mittellandkanal den Lausekanal genannt. Damit kann er — Grimm hilft hier nicht weiter — nur gemeint haben, der Kanal sei eine werthlose, lästige, widrige Sache. Nun muß ihm, der seit Stephans Tode in hohen Staatsämtern sitzt und vorher ein Führer der konservativen Reichstagsfraktion war, bekannt sein, daß dieser Kanalplan seit mindestens vier Jahren die Gestaltung der preußischen Politik bestimmt, daß der König von Preußen in der Ausführung dieses Planes die wichtigste Aufgabe des mitteldeutschen Verkehrswesen sieht, daß die Regirung die größten Anstrengungen gemacht hat, um das „großartige Kulturwerk" durchzusetzen, daß Miquel aus dem Amt gejagt worden ist, weil er diese Anstrengungen nicht mit dem gehörigen Eifer zu unterstützen schien, und daß viele Beamte disziplinarisch bestraft worden sind, weil sie als Abgeordnete dem Wirthschaftinteresse ihrer Wähler durch die Ablehnung des Kanalplanes dienen zu müssen glaubten. Nicht um eine Kleinigkeit handelt sichs: in einer Zeit hoffnungloſen Niederganges und schlechter Staatsfinanzen werden Hunderte von Millionen den geschwächten preußischen Steuerträgern für den Kanal abverlangt. Die Gegner des Kanals haben gesagt, er sei zu theuer, sei ein unmodernes Verkehrsmittel, entziehe dem Ackerbau die schon jetzt nicht ausreichenden Arbeitkräfte in Schaaren, die nie wieder aufs flache Land heimkehren, und erleichtere die billige Einfuhr fremder Feldprodukte; den Jammerruf des ewig rathlosen Dutzendbureaukraten Thielen, die Eisenbahn könne im Rheinland und in Westfalen die ihr zugemuthete Leistung nicht mehr bewältigen, haben sie verhöhnt und dem Jammermann als Muster die privaten Straßen-

bahnen empfohlen, deren Leiter als unfähige Patrone gescholten werden, wenn sie sich nicht schnell jeder Verkehrsschwankung anzupassen wissen. Kein Mensch aber, kein noch so wilder Agrarier hat bisher den Kanalbau so schroff verurtheilt wie Herr von Podbielski, der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten; ihm ist er eine ekelhafte Laus, die man sich nicht an den Leib kommen läßt. Gerade von ihm hätte mans nicht erwartet. Er verkehrt intim mit der Großfinanz, hat dem Kaiser Kohlenhändler, Direktoren von Banken und Elektrizitätgesellschaften vorgestellt und wird von der berliner Kaufmannschaft als eine Stütze im Rath der Krone betrachtet. Hat er all diesen Leuten nie gesagt, daß er in dem Kanalbau ein nationales Unglück sehen müßte? Oder hält ers mit dem Apostel Paulus, der an die Korinther schrieb: „Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Jude gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden als unter dem Gesetz, auf daß ich Die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden, auf daß ich Die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Ich bin Jedermann Allerlei geworden, auf daß ich überall Etliche gewinne"? Ist er in Ostelbien gegen, in Westelbien für den Kanal? Nach Allem, was wir von dem trefflichen preußischen Staatsministerium erlebt haben — und es ist, bis auf die über jede Vorstellungmöglichkeit hinausgehende Ungeschicklichkeit im Fall Löhning, wirklich nicht wenig —, möchte mans dennoch nicht glauben. Nicht glauben, daß ein Minister, ein Offizier der Antwort auf eine Grundfrage preußischer Politik ausweichen könne. Herr von Podbielski ist Mitglied des Presseklubs und bei den berliner Meinungmachern gut angeschrieben, — so gut, daß seine Hoffnung, eines Tages die Kanzlerwohnung beziehen zu dürfen, zwar von den Diplomaten, aber nicht von den Journalisten mit gebührender Heiterkeit aufgenommen ward. Deshalb ist ihm der Satz noch nicht vorgerückt worden, der einen Miquel in spätestens dreimal vierundzwanzig Stunden von der Höhe gestürzt hätte. Die lustige Husarenseele soll aber nicht glauben, durch so kluge Versippung sei sie nun gegen alle Stürme geschützt. Als Herr von Podbielski zum Staatsminister ernannt war, hat der Kaiser in einem Magnatenschloß von ihm gesagt: „Die Laufbahn dieses Mannes ist noch nicht beendet." So hätte er sicher nicht gesprochen, wenn er gewußt hätte, daß sein Lieblingprojekt von keinem Anderen geringer geschätzt wird als von dem Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten. Hat der Herr, der angeblich ja das Herz auf der Zunge trägt, seine Ansicht dem König verborgen? Die Umgestaltung des Staatsministeriums, so hieß es, war nöthig geworden, weil eine Willenseinheit geschaffen werden mußte, die allein gegen starke Widerstände die Kanalvorlage durchzubringen vermag. Hat der Herr, der so frei und froh von der Leber redet, dem Ministerpräsidenten gesagt: Mich können Sie nicht brauchen, denn ich halte Ihren Kanal für einen gräulichen Unsinn? Oder hat er sein Diplomatentalent darin gezeigt, daß er schwieg und die Treppe ins Ministerium hinaufschlüpfte, mit der reservatio mentalis, sich das Kanalwasser nicht an den rundlichen Leib kommen zu lassen? Hat er gedacht: Die paar Hundert verbutterten Millionen sind kein Unglück, wenn die Leute dafür einen hellen Jungen als Minister bekommen? Einerlei. Die Sache ist der Witzblattsphäre entwachsen. Und wenn die Klubfreunde des Schweigens Pflicht noch so eifrig erfüllen: von der Kanalvorlage kann im Ernst nicht wieder die Rede sein, so lange der Autor des Geflügelten Wortes vom Lausekanal im preußischen Staatsministerium sitzt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. August 1902.

Die Feinde des Kaisers.

Vier Monate saß Wilhelm der Zweite auf dem Thron; da sagte er zu hauptstädtischen Abgeordneten, die ihm ein kostbares Geschenk anboten, sein Unwille sei im höchsten Grade dadurch erregt, daß die freisinnige Presse „seinen seligen Vater gegen ihn citire". Anderthalb Jahre später drohte er, Jeden, der sich ihm entgegenstelle, zu zerschmettern. Im selben Jahr sprach er die Sätze: „Wer kein guter Christ ist, ist auch kein guter Soldat" — womit Ungläubige und Juden aus der Reihe der guten Soldaten gewiesen waren — und: „Die sämmtlichen Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, sind verkommene Gymnasiasten." 1891: „Die Kartelle sind unhaltbar und ungesund." „Der vornehmste Umgang für den Soldaten ist der Soldat, nicht das Civil". 1892: „Die mißvergnügten Nörgler sollten den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schütteln. Ihnen wäre dann ja geholfen und uns thäten sie einen großen Gefallen damit". 1893: „Ich hoffte von dem patriotischen Sinn des Reichstages die unbedingte Annahme der Militärvorlage. Darin habe ich mich leider getäuscht. Eine Minorität patriotisch gesinnter Männer hat gegen die Majorität (der nicht patriotisch gesinnten) nichts zu erreichen vermocht". 1894: „Für anderthalb Mark Zolldifferenz sollte den Konservativen ihr Patriotismus doch nicht feil sein". „Eine Opposition preußischer Adeligen gegen ihren König ist ein Unding; sie hat nur dann eine Berechtigung, wenn sie den König an ihrer Spitze weiß". „Ihr Rekruten tragt jetzt des Kaisers Rock und seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen". 1895, als der Antrag des Grafen Kanitz empfohlen wurde: „Sie können mir doch nicht zumuthen, daß ich Brotwucher treibe!" Am Sedantag des

ſelben Jahres: „Eine Rotte von Menſchen, nicht werth, den Namen Deutſcher zu tragen, wagt es, das deutſche Volk zu ſchmähen, wagt es, die uns geheiligte Perſon des allverehrten verewigten Kaiſers in den Staub zu ziehen. Möge das geſammte Volk in ſich die Kraft finden, dieſe unerhörten Angriffe zurückzuweiſen! Geſchieht es nicht, — nun, dann rufe ich meine Garden, um der hochverrätheriſchen Schaar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns von ſolchen Elementen befreit." Als im Elſaß ein Fabrikant ermordet worden war: „Wieder ein Opfer mehr der von den Sozialiſten angefachten revolutionären Bewegung!" 1896: „Stoecker hat geendet, wie ich es vor Jahren vorausgeſagt habe. Chriſtlich-Sozial iſt Unſinn und führt zu Selbſtüberhebung und Unduldſamkeit." 1897, zu Studenten, die mit Fackeln vors Schloß zogen: „Sorgen Sie dafür, daß im Volke nicht mehr ſo viel genörgelt wird." An den Prinzen Heinrich von Preußen: „Vaterlandloſe Geſellen haben die Anſchaffung der nothwendigſten Schiffe zu hintertreiben gewußt". Bei einer Rekrutenvereidigung: „Wer kein guter Chriſt iſt, Der iſt kein braver Mann". 1898, an den Regenten von Lippe-Detmold: „Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im Uebrigen will ich mir den Ton, in welchem Sie an mich zu ſchreiben für gut befunden haben, ein für alle Male verbeten haben". Auch in den vier Jahren, die ſeitdem verſtrichen ſind, haben wir ähnlich klingende Worte oft gehört, die einſtweilen letzten vor ein paar Tagen: „Ich habe das Gefühl, daß Alles, was das Land geworden und was das Reich geworden, ſchließlich beruht auf einer feſten Säule; und dieſe Säule iſt die Mark Brandenburg". 1890 und 1894 hatte der Kaiſer geſagt: „Die Provinz Oſtpreußen iſt nach meiner Ueberzeugung die Säule des Vaterlandes, die Stütze der Monarchie". Jedem dieſer Sätze ſind Kommentare gefolgt, freundliche und unfreundliche, jedem iſt nachgeſagt worden, wie er gemeint ſei, nur gemeint ſein könne, jeder ward nach kurzen Lebensſtunden vergeſſen und tauchte höchſtens in winkenden Epigrammen manchmal wieder auf. Jetzt iſt es anders. Die Depeſche, die aus Swinemünde an den Prinzregenten von Bayern abging, iſt faſt ſchon drei Wochen alt und beſchäftigt doch heute noch die ernſteſten Geiſter. Der Eine bedauert die unrichtigen Vorausſetzungen des Zornrufes, der Zweite den Eingriff in die parlamentariſchen Händel eines ſelbſtändigen Bundesſtaates, der Dritte die kränkenden Worte, deren Widerhall noch lange hörbar ſein wird; und dem Mund märkiſcher Edelleute ſogar, die im Neuen Palais erſt eben ermahnt wurden, „gehorſame Unterthanen" zu bleiben, entfährt ein Seufzer, weil ihr Markgraf die Antwort vernehmen mußte: Was Du, König und Kaiſer, anbieteſt, Das hat — nicht mir, den

das Schicksal einzelner Etatspositionen nicht bekümmert, sondern meiner Regirung — schon „einer meiner Reichsräthe" geschenkt. Alle fühlen, daß es sich diesmal um wichtigere Dinge handelt als je vorher. Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld hat 1898 den Brief, den er an den Kaiser geschrieben hatte, nebst der Antwort und einer erläuternden Denkschrift den Bundesfürsten „zur Kenntnißnahme" unterbreitet. Damals konnte die persönliche Verstimmung in der Stille gemildert werden. Das bayerische Centrum braucht keine Rücksicht zu nehmen und kann, vor dem Hohn der Gegner, den Vorwurf „schnöder Undankbarkeit" nicht auf sich sitzen lassen; die Gelegenheit, für den ganzen Heerbann der Partikularisten, für die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Südens das Wort zu führen, kehrt ihm so bald wohl nicht wieder. Und nicht nur jenseits vom Main regt sich der Unmuth: auch im Gebiet des Norddeutschen Bundes wehrt man sich gegen die Möglichkeit einer vom Reichshaupt ausgehenden Ingerenz. Von allen erdenkbaren Konflikten aber ist kein anderer so gefährlich wie einer, der die Bundesstaaten in latentem Groll gegen die preußische Führung vereint. Familienzwist ist in den meisten Fällen schnell geschlichtet; wenn aber die Bewohner eines jungen, künstlich geschaffenen Reiches, die alte Stammesantipathien noch nicht völlig überwunden haben, auf ihre Grundrechte und Sonderprivilegien zu pochen beginnen, wenn die Wurzeln der Verfassung ausgegraben und auf dem lauten Markt geprüft werden, dann droht der dem Gemeinwesen unentbehrlichen Willenseinheit eine Gefahr, die nur der Leichtsinn unterschätzen kann. Das fühlt Jeder; und deshalb will nicht so rasch wie sonst diesmal die Sorge verstummen.

Jeder fühlts; doch nicht Jeden drängt die Stimme der Pflicht zu offenem Bekenntniß. Die Schaar der Unfreien, der Königischen, der Ministerialen und gemietheten Schreiber muß schweigen. Andere, die es auf ihre Art gut meinen, dünken sich die besseren Patrioten, wenn sie thun, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen, von einer Erregung des Volkes nirgends, im Süden nicht und erst recht nicht im Norden, Etwas zu merken und der ganze Lärm nur von ein paar Pfaffenknechten und Preßschwätzern gemacht. Das glauben sie selbst natürlich nicht, hoffen aber, wenn sies nur laut genug sagen, in dem bourgeoisen Ruhebedürfniß ein Echo zu wecken. Höchst aufgeklärte Leute vielleicht, die sich über Manches hinwegsetzen, an einer Ecke aber, wie der kleine Taktiker Clavigo, mit Zwirnsfäden festgebunden sind und noch immer wähnen, durch Besprechen sei Krankheit zu heilen. Sie rufen: Was wollt Ihr Nörgler denn eigentlich? Den Kaiser kennt Ihr doch nicht seit gestern. Gerade weil Ihr frühere Reden und Telegramme in treuem Gedächtniß bewahrt,

dürft Ihr Euch jetzt nicht so erstaunt stellen. Wilhelm der Zweite ist nun einmal, wie er ist, und eine so starke Persönlichkeit wird sich nicht ändern. Jetzt hat er das freche Banausenthum bayerischer Jesuitenzöglinge gezüchtigt und den Prinzen Luitpold als Schutzherrn der Künste gefeiert. Das ist gut. Das muß jeden kerndeutschen Mann freuen. Auch wir haben die Veröffentlichung des Telegrammes für einen Fehler gehalten. Schließlich ists aber keine Staatsaktion, keine Enthüllung bisher unbekannter Zustände. Der Kaiser ist sein eigener Kanzler. Von ihm sind alle wichtigen politischen Entscheidungen der letzten zwölf Jahre ausgegangen. Der Wechsel der Handelspolitik, die Verstärkung der Flotte, der Glaube an die rasch ins Ungeheure wachsende Weltmacht des Deutschen Reiches, die Intimität und die Geheimverträge mit England, der Kriegszug nach China: das Alles und vieles Andere ist sein Werk. Seine Ziele waren fast ausnahmelos richtig erkannt, seine Mittel und Wege manchmal nicht glücklich gewählt. Er verhandelt, so oft es ihm nöthig scheint, selbst mit den bei ihm beglaubigten Botschaftern und nimmt sich nicht immer die Zeit, jede aufdämmernde Möglichkeit lang und breit mit seinen Ministern zu besprechen. Das geben wir zu; auch, daß Marschall nicht wußte, ein deutscher Kreuzer sei nach Kreta gesandt, Hohenlohe nicht, den Buren sei „die Hilfe befreundeter Mächte" in Aussicht gestellt worden, — und so weiter. Das ist kein Unglück. Habt Ihr den jungen Kaiser des zweiten Fauſttheiles nie gekannt? „Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch, was er will, es darfs kein Mensch ergründen. Was er den Treusten in das Ohr geraunt, es ist gethan; und alle Welt erstaunt." Endlich solltet Ihr Euch in die längst nicht mehr neue Situation gefügt haben. Wenns so weit war, hat sich noch jedesmal ein Minister gefunden, der die Verantwortlichkeit übernahm. So wirds auch diesmal wieder werden. Graf Bülow wußte nichts von dem Telegramm an den Prinzregenten. Was sollte er nach der Veröffentlichung denn thun? Wegen solcher Kleinigkeit kann er doch nicht seine Entlassung fordern. Das verlangt Ihr ja auch nur, weil Ihr Unruhe stiften und im Trüben fischen wollt. Würde es etwa besser, wenn Bülow ginge? Nein. Also müssen wir wünschen, daß er bleibt und das Staatsinteresse nicht durch allzu häufigen Personenwechsel geschädigt wird. Ihr scheltet den Kanzler und meint den Kaiser. Ihr seid Heuchler, seid feige, tückische Friedensstörer, Feinde des Kaisers und des Reiches, — oder so kurzsichtig, so unpolitischen Geistes, daß Ihr gar nicht spürt, wessen Geschäfte Ihr mit Eurem Geschrei besorgt.

Solche Stimmen soll man, auch wenn sie im Ton eines für seine Kirschen zitternden Marktweibes kreischen, nicht hochmüthig überhören. Sie

berufen sich auf das Volk. Haben sie es belauscht, auf dem Feld, in der Werkstatt, in Studirstuben und Schänken? „Wir brauchen", sagt Goethe, „in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer das Selbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinn soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt." Will Einer leugnen, daß die deutsche Volkheit, so verschieden ihre Bestandtheile sein mögen, längst in einer Besorgniß zusammenstimmt? Löst ihr für einen Tag nur die Zunge, gebt ihr das Recht, geheimes Trachten ans Licht zu bringen: eines Wunsches Angstschrei wird Euch ins Ohr dröhnen. Und auch ohne solche Eintagsfreiheit muß, wer nicht taub ist oder sich taub stellt, vernommen haben, was in Hofsälen und Hütten, in Ministerien und Fabriken, auf der Tenne und am Strand seit Jahren geflüstert wird. Das braucht leider nicht mehr erörtert zu werden. Die Frage ist nur, ob man allgemein empfundene Sorge in des Busens Tiefe bergen oder offen aussprechen soll; sie ist beantwortet, wenn sich herausstellt, daß keine Verschleierung heute noch nützen kann. Zu laut hat des Reiches jüngste Geschichte, hat Bismarck geredet. Was war das Ziel des Kampfes, der dem Entlassenen das Leben wahrlich nicht leichter machte? Er wollte den König aus dem Gedräng entfernen, den gekrönten Repräsentanten des kaum mündig gewordenen Reiches nicht mit der Verantwortlichkeit für Anfänge belastet sehen, deren Ende noch Nebel bedeckt, nicht den Schein auch nur aufkommen lassen, die Bundesfürsten seien zu Schattenherrschern herabgesunken. Was darüber zu sagen war, hat er gesagt; und Lug und Trug ist die Behauptung, in Paris, in Petersburg und New-York wisse man nicht, wie es in Deutschland steht. Das zu bestreiten, ist freilich bequem, weil die Beweisstücke, die verbürgten Worte fremder und deutscher Regenten, die Gesandtschaftberichte und Preßglossen nicht produzirt werden dürfen und der Rechtsbegriff der Notorietät nur vor Gerichtshöfen Geltung hat... Aber die Depesche, so werden wir belehrt, ist im Grunde doch eine Kleinigkeit, die man nicht mit feierlicher Staatsrettermiene zu betrachten braucht. Darauf ist zu erwidern, daß Klein und Groß Maße sind, die von der Sehkraft und dem Akkomodationvermögen des einzelnen Auges bestimmt werden. Ein glimmender Funke

iſt eine Kleinigkeit und dennoch wird kein Verſtändiger die Hände in den Schoß legen, bis die Flamme am Gebälk hinaufzüngelt. Gewiß: auch uns iſt die Depeſche nur ein Symptom, aber ein ſo weſentliches, daß wir uns verpflichtet fühlen, ihm nachzuforſchen. Und wenn man uns ſagt, ſolches Forſchen ſei zwecklos, da die ſtarke Perſönlichkeit des Kaiſers ſich nicht ändern werde, ſo antworten wir: Nicht mit der Perſönlichkeit des Kaiſers, die Gunſt und Haß der Parteien entſtellen mag, ſondern mit der Verfaſſung des Deutſchen Reiches haben wirs hier zu thun. Die weiß nichts von einem Kaiſer, der ſein eigener Kanzler iſt; die giebt Kaiſer und Kanzler verſchiedene Rechte, verſchiedene Pflichten. Genügt ſie dem Bedürfniß nicht mehr, dann ſoll man ſie morgen ändern, mit Stimmenmehrheit oder dem Gewaltrecht des Stärkſten, und verſuchen, ob ein reifes, differenzirtes Europäervolk von dem Willen eines jeder Kritik und Kontrole entrückten ſterblichen Menſchen zu leiten, ohne Schaden für Hirt und Heerde vorwärts zu führen iſt. So lange die Verfaſſung aber noch beſteht, haben wir in dem Kanzler ihren höchſten Hüter zu ſehen; und es iſt nicht Heuchelei, nicht feige Tücke, ſondern Anerkennung ſtaatsrechtlicher Thatſachen, die uns zwingt, in kritiſcher Stunde mit ihm, nicht mit dem unverantwortlichen Reichshaupt zu reden.

Und an den Kanzler haben wir eine Forderung, die zugleich unzweideutige Antwort auf die Frage giebt, „was wir eigentlich wollen“. Er ſoll aufhören, ſich den leitenden Staatsmann zu nennen und zu ſagen, ſo lange er auf ſeinem Poſten ausharre, könne kein irgendwie wichtiger Entſchluß ausgeführt werden, den er nicht gebilligt habe. Er ſoll dem Bundesrath und dem Reichstag offen erklären, der Kanzler ſei wieder geworden, was er ſein ſollte, ehe dem Artikel 17 des Verfaſſungentwurfes der Schlußſatz zugefügt wurde: ein Präſidialgeſandter im Sinne der Bundestagszeit. Dann kann er ruhig leben und in der Wilhelmſtraße zu hohen Jahren kommen; nur das tragikomiſche Mühen, mehr zu ſcheinen, als ſie waren, hat ſeine Vorgänger um das Anſehen und ſchließlich auch um das Amt gebracht. Genügt ſolche Beamtenrolle dem Grafen Bülow nicht, dann muß er ſeine Entlaſſung erbitten. Er iſt, nicht zum erſten Mal, in einer Angelegenheit, die Fürſten und Völker verſtimmt hat und deren Folgen in der Haltung unentbehrlicher Parteien fühlbar werden können, die alſo keine Kleinigkeit iſt, übergangen worden. Er hat — Das iſt zu beweiſen — nicht verborgen, daß die Publikation des Depeſchenwechſels ihm eine ſehr unangenehme Ueberraſchung brachte. Wegen viel unbeträchtlicherer Dinge hat Bismarck mehr als einmal ſeinen König gebeten, ihn von der Amtspflicht zu entbürden. Der alte Herr hat dann erwogen,

ob er ſeinen perſönlichen Wunſch oder ſeinen erſten Miniſter opfern ſolle. Wie der Ahn, ſo, müſſen wir heute noch annehmen, wird auch der Enkel handeln. Wilhelm der Zweite hat das ernſt gemeinte Entlaſſungsgeſuch eines Kanzlers noch nie zu beſcheiden gehabt. Bismarck wollte nicht gehen, weil er für nöthig hielt, den Gegenſatz zweier Anſchauungen unverhüllt dem Blick ſeiner Landsleute zu zeigen. Caprivi war in der Uniform des Troupiers ergraut und gewöhnt, dem Befehl des Kriegsherrn blind zu gehorchen. Hohenlohe war ein kraftloſer Greis, der fühlte, daß er die Trennung vom Amt nicht lange überleben würde. Der Kaiſer hat noch nie einen harten Willen gefunden, der ſich ſeinem nicht beugte, nie einen Mann, der in aufrechter Ehrfurcht dem Wink des Herrn den Gehorſam zu weigern wagte. Der Kaiſer weiß nicht, wie oft die drei Kanzler die Verantwortlichkeit für ſein Handeln im Privatgeſpräch ſeufzend abgelehnt und ſie nur, um ſich den Schmerz der Scheideſtunde zu ſparen, öffentlich — zu ſpät! — auf ſich genommen haben. Er kann, er muß glauben, daß nur boshafte Nörgler Gefahren in einem Zuſtand ſehen, mit dem die beſten Patrioten und die Räthe der Krone ſehr zufrieden ſind. Graf Bülow iſt nicht damit zufrieden; er hats in Berlin, an der Nordſee, auf Oeſterreichs Bergen, in Bayreuth ausgeſprochen. Er iſt jung, nicht militäriſch erzogen und von rüſtigem Selbſtgefühl. Er kann ſeinem Kaiſer zu der werthvollſten Regentenerfahrung helfen, zu der, daß es Männer giebt, denen das Weſen mehr gilt als der Schein, die Pflicht mehr als die Pfründe. Und er ginge nicht als ein verbrauchter, gering geſchätzter Diener, der ſeine Kraft an die fruchtloſe Arbeit verzettelt hat, dem Volk zu ſagen, was die Volkheit nicht glaubt.

Ob es dann „beſſer würde"? Ja. Klarheit iſt ſtets beſſer als Unklarheit. Iſt der fünfte Kanzler weniger gewandt als der vierte, ſo ſchadets nicht; denn man wüßte fortan, daß der Kreis ſeiner Funktionen eng begrenzt iſt; und vielleicht vertraut die Mehrheit der Deutſchen ſich gern der offenen Führung des Kaiſers an, den ein gütiges Geſchick dann vor dem ſchwarzen Tag bewahren möge, da leidenſchaftliche Fürſtentemperamente ſo oft ſchon den Schutzwerth konſtitutioneller Goldgitter ſchätzen lernten. Auf jeden Fall wäre die Probe zu wagen. Keiner kann vorausſagen, ob ein Kanzler, der Alles aufs Spiel ſetzte, nicht Alles gewönne. Und verliert er, ſo folgt ihm die Dankbarkeit aller Deutſchen, die einen Erfolg des Verſuches, politiſche Macht von politiſcher Verantwortlichkeit zu trennen, im modernen Europa für unmöglich halten und die als Feinde des Kaiſers verſchrien werden, weil ſie immer wieder den dringenden Wunſch der Volkheit ausſprechen: ihr möge die traurige Pflicht erſpart bleiben, mit ihrem höchſten Vertreter öffentlich hadern zu müſſen.

Der Morgan-Trust.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aktiengesellschaften eine weitere Verbreitung gewannen, da konnte die Wissenschaft der Nationalökonomie an dieser neuen Erscheinung des Wirthschaftlebens nicht blind vorübergehen, sondern mußte auch diese Form der Erwerbsgesellschaften in den Kreis ihrer Betrachtungen einbeziehen. Schaeffle gebührt das Verdienst, als Erster diesen Schritt unternommen zu haben. In einem — in der tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" veröffentlichten Artikel: „Die Anwendbarkeit der verschiedenen Unternehmungformen" erörtert er neben den sonstigen Formen der Erwerbsgesellschaften auch die Aktiengesellschaft und stellt deren „Licht- und Schattenseiten" einander gegenüber. Natürlich aber konnte Schaeffle damals nichts Anderes thun als: in übersichtlicher Form die Begleiterscheinungen der Aktiengesellschaften zusammenstellen, die sich dem kundigen Auge darboten. Das waren also in nuce als „Lichtseiten" die zwei Thatsachen, daß die Aktiengesellschaft es ermöglicht, mit größter Leichtigkeit riesige Geldsummen aufzubringen und große und gewagte Unternehmungen ins Leben zu rufen, und ferner, daß der Bestand des Aktienunternehmens von der Person der Aktionäre unabhängig ist. Als „Schattenseite" wurden Dem die verschiedenen Formen des Schwindels gegenübergestellt, der sich so gern an diese Form der Erwerbsgesellschaft anheftet.

Schaeffles Behandlung der Frage blieb für mehr als drei Jahrzehnte mustergiltig; und wenn später auch etwa die eine oder die andere Begleiterscheinung des Aktienwesens hinzugefügt oder eine andere Gruppirung der von Schaeffle aufgezählten „Licht- und Schattenseiten" versucht wurde, so waren Das doch nur nebensächliche Ergänzungen oder Abänderungen der im Allgemeinen feststehenden Lehre. Daß die Aktiengesellschaften unter Umständen eine internationale oder — wenn man so sagen darf — eine „hochpolitische" Bedeutung jemals erlangen könnten, kam noch Keinem in den Sinn, konnte auch Keinem in den Sinn kommen, weil die bestehenden Aktiengesellschaften bis vor Kurzem nur relativ bescheidene Unternehmungen waren, deren Bedeutung nicht leicht über den Ort des Betriebes oder im äußersten Falle nicht über das Staatsgebiet hinausreichte. Dann aber kam der Morgan-Trust: und wie von einem grellen Blitz beleuchtet zeigen sich mit einem Schlage dem erstaunten Auge mögliche Begleiterscheinungen des Aktienwesens, von deren Dasein bis zur Stunde Niemand auch nur die leiseste Ahnung hatte.

Die spekulativen Yankees dürfen sich rühmen, in ihren Trusts der Aktiengesellschaft eine neue Seite abgewonnen zu haben. Und es wiederholt sich hier wieder einmal die Erscheinung, die man auf unzähligen anderen Gebieten des Lebens täglich beobachten kann. Jedesmal nämlich, wenn irgend

eine neue Inſtitution geſchaffen wird, ſoll ſelbſtverſtändlich ein gewiſſer Zweck durch ſie erreicht werden. Kaum aber iſt dieſe Inſtitution ins Leben getreten, ſo finden ſich auch ſchon andere Leute ein, die — wenn man ſo ſagen darf — beſtrebt ſind, um die Ecke herum zu kommen, Perſonen, die die Entdeckung machen, daß man mit jener Inſtitution ganz andere Ziele erreichen kann, Ziele, an die deren Schöpfer auch nicht entfernt gedacht haben. Und auf dieſe Weiſe geſchieht es nur allzu leicht und häufig, daß eine Einrichtung, die zu dieſem beſtimmten Zweck geſchaffen worden war, in der Folge ganz anderen Ideen und Zwecken dienſtbar wird. Das gilt zum Theil auch von den Aktiengeſellſchaften. Sie ſollten anfangs nur Erwerbsgeſellſchaften ſein und die Möglichkeit bieten, größere Geldmittel aufzubringen und mit deren Hilfe größere Unternehmungen ins Leben zu rufen, zu deren Schaffung die Kräfte eines Einzelnen in der Regel nicht hinreichen. Als man aber mit der Gründung ſo großer Unternehmungen angefangen hatte, zeigte ſich bald, daß dieſe Unternehmungen — wenn ſie nur groß genug ſind — im Stande ſeien, den Markt zu beherrſchen, einen ganzen Produktionzweig zu monopoliſiren und den Konſumenten die Preiſe zu diktiren.

So entſtanden die nordamerikaniſchen Truſts, die (von den feineren juriſtiſchen Unterſchieden kann hier füglich abgeſehen werden) nach unſeren europäiſchen Anſchauungen nichts Anderes ſind als Verſchmelzungen — „Fuſionirungen“ — verſchiedener Aktiengeſellſchaften zu einer einzigen Rieſengeſellſchaft, die alle oder doch die weſentlichſten Betriebe einer Branche im ganzen Lande zu einem einzigen Unternehmen in einer Hand vereinigt. Der Truſt iſt nicht mehr eine Aktiengeſellſchaft im früheren Sinne, nicht mehr eine Geſellſchaft, die es ermöglichen ſoll, größere Geldmittel aufzubringen, um ſolche Unternehmungen ins Leben zu rufen, zu deren Schaffung die Mittel eines Einzelnen in der Regel nicht hinreichen, ſondern er iſt eine Aktiengeſellſchaft, deren Zweck dahin geht, Das zu thun, was der Franzoſe ‚corriger la fortune‘ nennt. In dieſer Geſtalt iſt zwar der Truſt ſchon eine ſehr ernſte Erſcheinung und er kann ſich in der Volkswirthſchaft eines Landes unter Umſtänden ſehr unangenehm bemerkbar machen; aber eine weiter gehende, ſpeziell internationale Bedeutung hat er in dieſer Form noch immer nicht.

Dieſen letzten Schritt hat in der jüngſten Zeit der Nordamerikaner Pierpont Morgan mit ſeinem vielgenannten Schiffahrt-Truſt unternommen, als er die Majorität der Aktien der amerikaniſchen und engliſchen Ozean-Schiffahrtunternehmungen aufkaufen ließ. Als Theoretiker, der dem praktiſchen Geſchäftsleben fern ſteht, darf ich nicht wagen, die einzelnen Beſtimmungen dieſes Truſts und deſſen mögliche Folgen für die Geſchäftswelt einer detaillirten Erörterung zu unterziehen; wohl aber darf der Theoretiker auf die allgemeinen Perſpektiven eingehen, die ſich durch jenen kühnen Schritt des amerikaniſchen Unternehmungsgeiſtes eröffnen.

Die Verfassung der Aktiengesellschaften ist auf das Majoritätprinzip gebaut; und so ist es selbstverständlich, daß der Kapitalist, der die genügende Anzahl von Aktien in seinen Händen vereinigt, auch unumschränkter Herr des Unternehmens ist. Er kann das Unternehmen leiten, wie er es für gut findet, er darf die Preise der Produkte stellen, wie er will, er hat eventuell die Macht, das Unternehmen zum Stillstand zu verurtheilen. Nun sind aber bekanntlich Aktien ein allgemein gangbarer Handelsartikel, der an den Börsen gehandelt wird, und es steht Jedermann frei — wenn er nur über das nöthige Geld verfügt — beliebige Aktien und in beliebigen Quantitäten in seinen Besitz zu bringen. Wer jener „Jedermann" ist, gilt dem geltenden Rechte vollständig gleich; daher kann auch jeder Ausländer oder jede Gesellschaft von Ausländern beliebig viele Aktien jedes inländischen Aktienunternehmens aufkaufen und damit zum unumschränkten Herrn eben dieses Unternehmens werden. Diese Eventualität wurde von der geltenden Aktiengesetzgebung aller Länder bisher zu wenig berücksichtigt; man dachte gar nicht an sie.

Der Fall ist sehr wohl denkbar, daß irgend ein reicher Ausländer oder eine Vereinigung von Ausländern die Mehrheit der Aktien eines inländischen Unternehmens oder mehrerer an sich bringt und dieses oder diese Unternehmen in einer Art und Weise leitet, die zwar den Zwecken jener Personen entspricht, aber den Interessen des Inlandes zuwider läuft. Die Sache kann ganz besonders dann unangenehm werden, wenn die Ausländer — wie es bei den amerikanischen Trusts der Fall ist — bei sich zu Hause einen ganzen Produktionzweig monopolisiren und wenn sie nun in dem in Frage kommenden Inlande die Aktien der ihnen wichtigen Unternehmungen aufkaufen, um sich eine lästige Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Entspricht es seinen Zwecken und ist der ausländische Trust mächtig genug, so wird er vielleicht die aufgekauften inländischen Unternehmungen gänzlich schließen, um seinen eigenen Erzeugnissen einen lohnenden Absatz zu sichern. Und wer bürgt schließlich dafür, daß nicht eine weitausblickende Regirung vielleicht einem solchen Trust große Geldmittel zur Verfügung stellt, um ein fremdes Volk zunächst in wirthschaftliche Abhängigkeit zu bringen und dann auf die wirthschaftliche Eroberung die politische folgen zu lassen?

Es hat keinen Zweck, die möglichen Folgen auszumalen, die sich ergeben können, wenn ein Volk auf das Aktienwesen eines anderen hinübergreift und große Mengen fremder Aktien in seinen Besitz bringt; wer nur einige Phantasie besitzt, kann sich dieses Geschäft selbst besorgen. Es genügt, hervorgehoben zu haben, daß der Uebergang großer Aktienmengen in den Besitz des Auslandes von den schwersten wirthschaftlichen und politischen Gefahren für das „passive" Inland begleitet sein kann. Und was das Bedenklichste an der Sache ist: wir stehen unter der Herrschaft des geltenden Aktienrechtes

solcher Eventualität heute wehrlos gegenüber, weil die Aktien eine absolut verkäufliche Waare sind und es keinem Ausländer verwehrt werden kann, beliebige Quantitäten inländischer Aktien zu erwerben. Da muß Abhilfe geschaffen werden. Und kann man den Ausländern den Erwerb inländischer Aktien nicht verbieten, so wird nichts übrig bleiben, als die Abhilfe auf einem anderen Wege zu suchen.

Thatsächlich haben auch einzelne Regirungen eine dumpfe Ahnung von der neuen Gefahr schon vor Jahren gehabt und waren — wenigstens bei solchen Aktiengesellschaften, denen sie eine besondere Bedeutung beigelegt haben — bestrebt, ihr vorzubeugen. So findet man in den Statuten der Oestereichisch-Ungarischen Bank die Bestimmung, daß nur solche Aktionäre in der Generalversammlung erscheinen und dort ihr Stimmrecht ausüben dürfen, die österreichische oder ungarische Staatsbürger sind. Das mochte für die bisherige Entwickelung genügen; es bedarf jedoch keiner besonderen Hellsichtigkeit, um zu erkennen, daß eine solche Bestimmung nur ein sehr schwaches Bollwerk bildet, weil der ausländische Großaktionär sich entweder einen inländischen Strohmann bestellen oder — noch einfacher — sich die Stimme inländischer Aktionäre kaufen kann. Das Selbe gilt für die ähnliche statutarische Bestimmung, daß nur Inländer zu Mitgliedern des Vorstandes oder des Aufsichtrathes bestellt werden dürfen, weil ja die Stimmen auch dieser Personen gekauft werden können.

Prinzipiell viel richtiger war der Standpunkt, den die ältere Aktiengesetzgebung einnahm, wenn sie den Grundsatz aufstellte, daß die Gründung einer Aktiengesellschaft der staatlichen Konzession bedürfe. Dieser Grundsatz wurde bekanntlich von der Freihandelsschule eifrig bekämpft und wirklich auch zu Fall gebracht, — ob zum allgemeinen Besten, scheint fraglich. Die Freihandelsschule, deren Ideengang sich überhaupt durch eine geradezu großartige Oberflächlichkeit auszeichnet, vertrat nämlich überall das Prinzip der schrankenlosen Erwerbsfreiheit. Ihr galt als angeborenes Menschenrecht, daß der Einzelne — wenn er nur just nicht mordet, raubt oder stiehlt — erwerben darf, so viel er kann und wie er will; und wenn der Einzelne Das thun darf, so gilt selbstverständlich das Selbe für den Fall, wo Mehrere sich zu einer Gesellschaft zusammenthun, um mit vereinten Kräften ihrem Erwerbe nachzugehen. Daß Jeder, der ein Unternehmen ins Leben ruft, eine mehr oder weniger weitgehende, uneingeschränkte Verfügungsgewalt über einen Theil der nationalen Arbeitkraft und der nationalen Produktionmittel (des „Nationalkapitales") erlangt und daß er eventuell diese Faktoren zum Nachtheil der Gesammtheit verwenden kann; daß der Unternehmer seine Bediensteten, die ihm gegenüber meist den schwächeren Theil repräsentiren, ausbeuten und schädigen kann; daß der Unternehmer, wenn sein Unternehmen nur groß genug ist, eine Monopol-

stellung erlangen und dann auch das Publikum, die Konsumenten, ausbeuten und schädigen kann —: all diese Kleinigkeiten kamen den großen Geistern der Freihandelslehre nicht einmal zum Bewußtsein.

Sind aber diese Gefahren vorhanden — und daß sie vorhanden sind, kann wohl Niemand leugnen —, dann erscheint es nicht gar so widersinnig, wenn der Staat, wie das ältere Recht es erlaubte, den Grundsatz aufstellt, daß zur Errichtung und zum Betrieb jedes größeren Unternehmens überhaupt die staatliche Genehmigung eingeholt werden muß. Der Staatsgewalt ist auf diese Weise wenigstens die Möglichkeit geboten, einen Einblick in den Betriebsplan des Werkes zu gewinnen, und sie kann dem Unternehmer bis zu einem gewissen Grade vorzeichnen, was er zu thun und was er zu unterlassen hat. Der Freihandelsschule galt dieser Grundsatz allerdings als ein unsäglich bornirter; doch wenn man näher zusieht, zeigt sich, daß die viel verlachten „Alten" weniger bornirt waren als wir „Jungen", die wir uns einbilden, den Gipfel aller Weisheit und Kultur erklommen zu haben.

Die logische Konsequenz, wenn die Staatsgewalt den Grundsatz der Konzession für die Errichtung, sei es nur von Aktienunternehmungen oder von großen Unternehmungen, aufstellt, ist aber, daß die Regirung auch für eine entsprechende Kontrole sorgt und prüft, ob die von ihr in der Konzession dem Unternehmer auferlegten Bedingungen gehörig erfüllt werden. Die bisher in Oesterreich geltende Aktiengesetzgebung hat nicht nur an dem Grundsatz der Konzessionirung der Aktiengesellschaften festgehalten, sondern auch jene Konsequenz in dem Institute der „Landesfürstlichen Kommissare" thatsächlich gezogen, da sie verfügt, daß jeder Aktiengesellschaft ein Staatsbeamter beigegeben werden kann, der allen Sitzungen des Vorstandes oder eventuell des Aufsichtrathes beizuwohnen und darüber zu wachen hat, daß kein Beschluß gefaßt werde, der gegen das Statut der Gesellschaft oder gegen die allgemeinen Gesetze verstößt.

Damit soll das Institut der Landesfürstlichen Kommissare, wie es in Oesterreich besteht, durchaus nicht empfohlen werden. Es stammt aus der Zeit vor dem Jahre 1848, also aus einer Periode des schärfsten Absolutismus, in der nicht nur der österreichische, sondern ziemlich jeder Staat vor jeder Vereinigung der Bürger zitterte, weil er überall Verrath und Verschwörungen witterte. Damals war jede Vereinsgründung eine hochpolitische „Staatsaktion"; weil man jede freie Regung niederhalten wollte, wurden nur wohlthätige und gemeinnützige Vereine konzessionirt, und um zu verhindern, daß etwa unter der Maske der Wohlthätigkeit oder Gemeinnützigkeit eine Revolution angezettelt werde, wurde jedem Verein ein Landesfürstlicher Kommissar beigegeben, der bei allen Vereinsversammlungen anwesend sein mußte und eifrig darüber zu wachen hatte, daß der Verein sich streng im Rahmen seiner

Statuten halte und nicht etwa auf das „politische" Gebiet hinübergreife. Und da nach der Auffassung jener Zeit die Aktiengesellschaften als Vereine (Aktien-„Vereine") galten und man nicht sicher war, ob einem solchen Aktien-„Verein" nicht eines schönen Morgens einfallen könnte, das Straßenpflaster aufzureißen und Barrikaden zu bauen, so mußten auch die Aktiengesellschaften sich den „Landesfürstlichen Kommissar" gefallen lassen. Eine dunkle Vorstellung von den volkswirthschaftlichen Gefahren des Aktienwesens mochte dabei vielleicht auch mitgespielt haben; aber einen klaren Begriff von diesen Gefahren hatte damals noch kein Mensch, konnte ihn in einer Zeit, da das Aktienwesen noch in den Kinderschuhen steckte, auch gar nicht haben.

Das Institut der Landesfürstlichen Kommissare bei den Aktiengesellschaften erhielt sich in Oesterreich nach dem Gesetze der Trägheit, aber auch, weil in der Zwischenzeit das Aktien-Unwesen immer deutlicher hervortrat. So aber, wie dieses Institut nun einmal ist, ist es ungeeignet, den Mißbräuchen des Aktienwesens mit Erfolg entgegen zu treten, denn die Kontrole, die der Landesfürstliche Kommissar auszuüben berufen ist, ist eine rein formale. Er hat darüber zu wachen, daß kein Beschluß des Vorstandes oder des Aufsichtrathes gegen einen Paragraphen des Gesellschaftstatutes oder gegen eine Bestimmung des geltenden Straf-, Civil- oder Verwaltungrechtes verstoße; aber auf das Meritum dieser Beschlüsse, auf die Frage, ob und wie sie auf das Gedeihen des gesellschaftlichen Unternehmens zurückwirken, ob sie gewisse Gruppen der Aktionäre oder des Publikums schädigen: darauf hat der Landesfürstliche Kommissar in der Regel (von den Transportunternehmungen vielleicht abgesehen) keine Ingerenz. Er kann sie auch nicht haben, weil ihm meist die fachmännische Vorbildung fehlt. Nach der in Oesterreich herrschenden Uebung werden nämlich in jeder Stadt, in der Aktiengesellschaften ihren Sitz haben, Beamte der dortigen politischen Behörde zu Landesfürstlichen Kommissaren bestellt. Das heißt: ein Beamter erhält die Aufgabe, nach der Besorgung seiner Bureaugeschäfte in den Sitzungen des Vorstandes oder des Aufsichtrathes der Aktiengesellschaft zu erscheinen, während eine wirksame, materielle Ueberwachung der Aktiengesellschaften doch nur von eigens hierfür vorbereiteten und geschulten Berufsbeamten ausgeübt werden könnte.

Der Entwickelungsgang, den das Aktienwesen nach dieser Richtung hin genommen hat, war ungefähr der folgende: Als die Aktiengesellschaften aufkamen, hatten die Regirungen der verschiedenen Staaten sofort eine dunkle Ahnung davon, daß diese neue Erscheinung des Wirthschaftlebens nach irgend einer Richtung hin gefährlich werden könnte, und sie suchten sich — vom Selbsterhaltungtrieb geleitet — gegen jene Gefahren zu schützen. Die Regirungen waren jedoch von Haus aus auf einer falschen Fährte. Nach der gesammten Strömung jener Zeit galt bekanntlich die Aufrechterhaltung des schranken-

loſeſten Abſolutismus als der Gipfel aller Staatsweisheit, und weil man immer eine Erſchütterung dieſes Prinzips fürchtete, ſtand man jeder Neuerung mißtrauiſch gegenüber. Man fürchtete, daß die Aktienvereine — weil man ſie eben als „Vereine“ anſah — dem abſolutiſtiſchen Regime gefährlich werden könnten, und um dieſer Gefahr zu begegnen, wurde ihnen der Landesfürſtliche Kommiſſar als überwachendes Organ beigegeben. Das wollte und konnte man freilich nicht offen eingeſtehen; und ſo wurde denn das Inſtitut der Landesfürſtlichen Kommiſſare durch den Hinweis auf die möglichen wirthſchaftlichen Gefahren des Aktienweſens motivirt. Nun kam die Freihandelsſchule, der jede ſtaatliche Einmiſchung in das Wirthſchaftleben ein Dorn im Auge war. Ihr konnte es nicht ſchwer werden, die ſtaatliche Bevormundung der Aktiengeſellſchaften zu bekämpfen, weil die Staatsgewalt ſelbſt für ihr Vorgehen keinen anderen Grund vorzubringen vermochte als den allgemeinen Hinweis auf die „möglichen“ wirthſchaftlichen Gefahren des Aktienweſens, die zu jener Zeit noch Niemandem bekannt waren. Als dann in der zweiten Hälfte der ſechziger Jahre, in der „Aera des wirthſchaftlichen Aufſchwunges“, ſich die üppigſten Blüthen des Aktienſchwindels erſchloſſen, wurde allerdings klar, daß die wirthſchaftlichen Gefahren des Aktienweſens nicht unbedeutend ſind; und nun war eine Reihe von Staaten — Deutſchland voran — beſtrebt, dieſen Gefahren durch eine ſtrenge Aktiengeſetzgebung entgegen zu treten. Der Morgan-Truſt endlich lehrt, daß auch die urſprünglichen Befürchtungen der Regirungen nicht unbegründet waren und daß das uneingeſchränkte Aktienweſen eventuell auch die ſchwerſten politiſchen Gefahren in ſich birgt. Die Gefahr beſteht freilich nicht darin, daß die Mitglieder einer Aktiengeſellſchaft ſich mit Senſen und Heugabeln bewaffnen und etwa die rothe Republik proklamiren; wohl aber liegt die Möglichkeit vor — wie der Vorgang Morgans lehrt —, daß eine ausländiſche Rieſengeſellſchaft herübergreift und ganze Zweige der inländiſchen Induſtrie oder gar die Kriegstüchtigkeit des Inlandes lähmt, wenn ſie die Flotte des Landes oder deſſen Fabriken für Waffen und Kriegsbedarf in ihre Hände bekommt. Gegen dieſe Gefahr muß man ſich rüſten.

Die Mittel nun, die einer Regirung zu Gebote ſtehen, um ihre inländiſchen Aktiengeſellſchaften, alſo die heimiſche Induſtrie, gegen eine Morganiſirung zu ſchützen, ergeben ſich aus dem Geſagten von ſelbſt. Die Verfaſſung der Aktiengeſellſchaften beruht — wie ſchon früher bemerkt wurde — auf dem Majoritätprinzip; wer die Mehrheit der Aktien beſitzt, iſt der Herr des Unternehmens und kann es lenken, wie er will. Wenn alſo die Regirung die Mehrheit der Aktien eines Unternehmens in der Hand hat, iſt eine Majoriſirung durch Ausländer ausgeſchloſſen. Nun kann man allerdings keiner Regirung zumuthen, daß ſie mindeſtens die Hälfte der Aktien aller inländiſchen Aktienunternehmungen erwerben und dauernd beſitzen ſoll. Das

iſt aber auch gar nicht nothwendig. Es giebt bekanntlich eine ganze Reihe von Aktienunternehmungen, die eine blos lokale Bedeutung haben, wie Schwimm- und Badeanſtalten, Theater, Zoologiſche Gärten und andere Vergnügungſtätten, Gas-, Waſſer- und Elektrizitätwerke für eine einzelne Stadt, lokale Straßenbahnen u. ſ. w. Bei all dieſen Unternehmungen iſt die Gefahr einer Morganiſirung wohl von vorn herein ausgeſchloſſen, und ſollte da oder dort das Bedürfniß auftauchen, ein ſolches Unternehmen der Willkür Einzelner zu entziehen und die Leitung in „feſte" Hände zu bringen, ſo kann es der bedrohten Gemeinſchaft (Gemeinde, Bezirk, Kreis, Provinz) überlaſſen bleiben, die Majorität der Aktien zu erwerben oder ſich gleich bei der Gründung des Unternehmens in entſprechender Weiſe zu betheiligen; ſie könnte das Unternehmen auch expropiiren.

Die Gefahr der Morganiſirung liegt alſo nur bei gewiſſen großen Aktienunternehmungen vor; man kann aber auch keinem Staat zumuthen, ſich an allen „großen" inländiſchen Aktienunternehmungen mit der Hälfte des Aktienkapitales oder mehr zu betheiligen, um ſo weniger, als manche Aktienunternehmungen klein begonnen und erſt ſpäter vergrößert werden, ſo daß man nie wiſſen kann, welche Unternehmung im Laufe der Zeit eine größere — oder gar internationale — Bedeutung erlangen kann. Bei manchen Unternehmungen iſt Das allerdings ſchon a priori zweifellos. In dieſen Fällen wird alſo der Staatsgewalt nichts übrig bleiben, als das Unternehmen auf eigene Koſten anzulegen oder — wenn die Sache einer Aktiengeſellſchaft überlaſſen wird — ſich gleich bei der Gründung mit mindeſtens der Hälfte des Aktienkapitales zu betheiligen. Bei anderen Unternehmungen, deren Bedeutung nicht ſofort hervortritt, ſollte der Regirung die Möglichkeit offen gehalten werden, im gegebenen Moment einſpringen zu können; und an dieſes Ziel führen verſchiedene Wege. Erſtens könnte — ſei es durch ein allgemeines Geſetz, ſei es (falls an dem Syſtem der Konzeſſionirung der Aktiengeſellſchaften feſtgehalten wird) durch eine beſondere Beſtimmung der Konzeſſionurkunde — der Regirung das Recht gewahrt werden, im Fall einer Vergrößerung des Geſchäftsfonds die neu zu emittirenden Papiere (Aktien oder Prioritätobligationen) unter gewiſſen Modalitäten zu übernehmen und ſich dafür einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung des Unternehmens einräumen zu laſſen. Man könnte eventuell einen Schritt weiter gehen und dem Staat das Recht wahren, bei jeder Aktiengeſellſchaft zu jeder Zeit die Hälfte (oder einen größeren Theil) der Aktien zu expropriiren, ſo daß die betreffende Anzahl der Aktien ausgelooſt würde und der Staat an deren Beſitzer den (in Voraus feſtgeſetzten) Preis auszuzahlen hätte. Ferner könnte (oder vielmehr: ſollte) ſich der Staat — wie es in Oeſterreich der Fall iſt — das Recht wahren, jeder Aktiengeſellſchaft (wenn er es angezeigt

findet) einen Landesfürstlichen Kommissar beizugeben, der die Befugniß hätte, jeden ihm als gemeingefährlich erscheinenden Beschluß des Vorstandes zu sistiren und der Regirung zur Entscheidung vorzulegen. Allerdings müßte dieses Prüfungrecht des Landesfürstlichen Kommissars ein materielles und dürfte nicht blos auf die Frage beschränkt sein, ob der Beschluß formell den Gesellschaftstatuten entsprechend gefaßt wurde. Und eben so wenig könnte diese Funktion, wie es heute in Oesterreich geschieht, irgend einem Verwaltungbeamten als Nebenamt übertragen, sondern zu Landesfürstlichen Kommissaren in diesem Sinne müßten fachmännisch vorgebildete Berufsbeamte bestellt werden.

Diese Gedanken werden ohne Zweifel den Einen als furchtbar reaktionär, den Anderen als eben so radikal erscheinen. Beiden Theilen möchte ich zu bedenken geben, daß diese Gedanken — wenn auch in zum Theil anderer Gestalt — längst verwirklicht sind. Die englische Regirung besitzt — und Das mag anderen Staaten als warnendes Beispiel dienen — einen namhaften Bruchtheil der Suez-Aktien und hat sich damit die Herrschaft über den dortigen Kanal gesichert. Die nordamerikanische Union will den Panama- oder Nicaragua-Kanal nicht aus der Hand lassen. Deutschland hat den Nord-Ostsee Kanal auf Staatskosten gebaut, weil es ihn nicht in fremde Hände gelangen lassen will. In allen Kulturstaaten wahrt sich die Regirung das Recht, das entscheidende Wort in der Verwaltung der großen Notenbank zu sprechen, und mitunter sogar das Recht, die Beamten oder doch die leitenden Funktionäre dieses Instituts zu ernennen. Ueberall, wo es Privatbahnen giebt, hat sich die Regirung das Recht vorbehalten, diesen Bahnen die Trace, die Tarife und den Betrieb vorzuschreiben. Aehnlich ists bei den Schiffahrtlinien. Und der Grund dieses staatlichen Oberaufsicht- und Einmischungrechtes ist überall der selbe, nämlich der, daß der Betrieb solcher Unternehmungen nicht als eine private, sondern als eine nationale Sache, als eine Angelegenheit angesehen wird, an der das ganze Volk interessirt ist. Und was von diesen Unternehmungen gilt, gilt von allen Produktionzweigen. Wir haben uns in unserer individualistisch organisirten Volkswirthschaft allerdings daran gewöhnt, immer nur den Einzelnen ins Auge zu fassen, und glauben, daß Jeder nur für sich wirthschaftlich thätig ist. Das ist aber nicht wahr. Keiner von uns vermag für sich allein irgend Etwas hervorzubringen. Jeder ist auf die Mithilfe Anderer, die ihm die Stoffe und Werkzeuge zu seiner Arbeit und die Lebensmittel liefern, angewiesen. Jeder von uns verfügt über eine größere oder geringere Summe von Kenntnissen oder Erfahrungen, die er nicht selbst erworben hat, sondern die ihm von den Vorfahren überliefert wurden, und Keiner von uns wäre überhaupt am Leben, wenn wir nicht als Kinder von unseren Eltern oder anderen Personen gefüttert und gepflegt worden wären. Ist aber jeder Einzelne daran interessirt, daß Alles, was die

Gesammtheit des Volkes braucht, in der entsprechenden Quantität und Qualität hervorgebracht wird, dann hat auch die Gesammtheit das Recht und die Pflicht, einzuschreiten und Mißbräuche der Einzelnen hintanzuhalten.

Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals aber ist es, daß die üppigsten Blüthen unserer kapitalistischen Wirthschaft, die Trusts, den Sozialismus predigen und mit unwiderlegbarer Deutlichkeit beweisen, daß die Aktiengesellschaften keine reinen Erwerbsgesellschaften sind, sondern daß sie gewisse soziale Aufgaben haben. Allgemeiner gesprochen, ist damit gesagt, daß Jeder, der seinem Erwerbe nachgeht, nicht nur ein Recht ausübt, sondern auch gewisse Pflichten gegen die Gesammtheit zu erfüllen hat.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

Säuglingheime.

In diesen Tagen, da selbst die Schweigsamsten der traditionell und zu Recht Schweigsamen sich plötzlich der Sprache erinnern, um ihren Mangel an Gedanken zu verbergen, ist ganz unbemerkt, vor einem kleinen Kreis, eine gute Rede gehalten worden. Der Schauplatz war Heidelberg und der Redner ein Arzt. Er hat nüchterne Worte gesagt von moderner Wohlthätigkeit, über die ja schon viel und auch in diesen Blättern erst jüngst wieder gestritten worden ist. Das Beste aber war, daß die Rede einen höchst greifbaren Hintergrund hatte: eine Neuschöpfung sozialen Geistes, wie sie in dieser Vollkommenheit der Organisation bei ganz bescheidenen Mitteln bisher noch nirgends existirt: ein Säuglingheim, ein Heim für kleine, der Pflege bedürftige Kinder.

Jedes Kind, das in der Hochsommergluth zur Welt kommt, ist ein Angstobjekt; wäre es auch dann noch, wenn um seine Pflege Personen sich bemühten, denen die naturwissenschaftlichen Gesetze des Gedeihens junger Organismen vertraut sind. Oft aber hält am Bette des Säuglings die Dummheit Wacht. Selbst da, wo nicht das Gespenst der Noth den kleinen Weltbürger eilfertig in die Arme schließt, selbst in der Behaglichkeit der Bürgerwohnung und unter dem Himmelbett des bourgeoisen Reichthums wird der kleine Körper zwar äußerlich gezärtelt und gehätschelt, in Wahrheit aber unglaublich mißhandelt. Ich rede gar nicht von den Halbmüttern, die trotz blühender Gesundheit dem Kinde ihre Brüste vorenthalten, weil sie aus gesellschaftlichen Rücksichten wünschen, einen „Busen" zu behalten, und damit voll bodenlosen Leichtsinns in eine vielleicht ungeschwächte Familie die ersten Keime der Entartung pflanzen; mißhandelt wird der Säugling auch da, wo der opferfreudigste Wille herrscht, — aus Unwissenheit. Und dürfen wir die Unwissenden tadeln? Offenherzig hat Professor Vierordt — er war der treffliche Redner — zugestanden, daß auch der Mediziner heute an den besten klinischen Anstalten so gut wie nichts von Säuglingpflege

lernt, daß aus vielerlei Gründen unsere Krankenhäuser dem Säugling ihre Pforten verschlossen halten und daß meist der Arzt mit dem fruchtbaren Gefühl der Rathlosigkeit und dem Bewußtsein, daß es um ein Leben geht, vor den kleinen Krankenbettchen steht. Man muß solche Stimmungen erlebt haben, in denen man sich darüber klar wird, daß der Stand unserer Wissenschaft uns erlaubte, mehr zu thun, daß aber die Unvollkommenheit der Einrichtungen uns den Weg dazu sperrt . . . Es sind keine heiteren Stunden.

Das ist also der erste Zweck des Säuglingheims: dem Mediziner Gelegenheit zu geben, die Pathologie und Therapie des Säuglings am Krankenbett kennen zu lernen und zu üben; Aerzte heranzubilden, die im entscheidenden Augenblick den Schatz theoretischen Wissens vom Säugling in ärztliches Handeln umzusetzen vermögen. Thörichte Leute werden natürlich sagen: Also Studienobjekte sollen die Säuglinge sein. Laßt sie reden: die Säuglinge werden sich dabei wohler befinden denn als Versuchsobjekte experimentirender Mütter, Großmütter und Hebammen; und jede Stadt wird froh sein müssen, so lange sie kein eigenes Säuglingheim besitzt, wenigstens einen Arzt in ihren Mauern zu wissen, der die Gefahr jener mütterlichen und verwandten „Pflege" einzudämmen gelernt hat. Dieser Zweck ist eben darum der vornehmste, weil er kein lokaler, sondern ein allgemeiner ist; er nützt nicht nur den heidelberger Säuglingen, sondern denen aller Städte, Städtlein und Dörfer, in denen der einstmalige Cand. med. der schönen Ruperto-Karola seinen Wohnsitz als Arzt nimmt. Im Allgemeinen nämlich darf man von der überwältigenden Mehrzahl unserer Mediziner behaupten, daß sie neue Mittel zur Bereicherung ihres Könnens auch benutzen; und Alle, die daran zweifeln sollten, mag die Thatsache trösten, daß der treffliche Redner und Leiter des Säuglingheims auch Examinator in der ärztlichen Staatsprüfung ist und es nicht daran fehlen lassen wird, seinem neuen klinischen Institut die gebührende Beachtung auch auf diesem Wege zu sichern.

Freilich werden diese allgemeinen Wirkungen des Säuglingheims sich nur langsam fühlbar machen können; man muß eben hoffen, daß die übrigen Universitäten Deutschlands ihrer ältesten Schwester recht bald folgen werden. Mit der Stunde seiner Geburt zeigt aber das junge Institut auch eine Reihe lokaler Vortheile; und sie scheinen mir von besonderem sozialen Interesse zu sein, weil sie die heikle Ammenfrage berühren.

Das Heim übernimmt die Wöchnerinnen der heidelberger Frauenklinik als Ammen für die ihm anvertrauten Säuglinge. Ein zwiefacher Gewinn: die Säuglinge erhalten eine ärztlich in ihrer Güte verbürgte Nahrung von der Brust; und die zum Theil recht bemitleidenswerthen Geschöpfe, die für ihre Entbindung die Frauenklinik aufgesucht haben, sind fürs Erste der Sorge um ihre Zukunft enthoben, — um ihre und um die des eigenen Kindes, denn auch dieses findet im Heim Unterkunft. Die Bedeutung dieser Fürsorge wird Jeder zu schätzen wissen, der mitangesehen hat, welchem Schicksal die Wöchnerinnen sammt dem Kinde nach dem Verlassen der Entbindunganstalt oft preisgegeben sind: das Kind der Ziehmutter — ein Kapitel, das nicht mehr geschrieben zu werden braucht —, die Entbundene dem Vermiethbureau, ohne zu ahnen, wohin sie als Amme geräth, gar nicht selten der Gefahr ausgesetzt, von dem ihr überwiesenen Säugling angesteckt zu werden. Das ist ein so düsterer Abschnitt in der Geschichte des

Pflichtbewußtseins unserer vornehmen Eltern, daß die Höflichkeit leider nur allzu oft darüber geschwiegen hat und noch schweigt.

Haben sich die Frauen als tauglich zum Nähren erwiesen, so empfiehlt das Heim sie in private Stellungen als Ammen, während ihre Kinder nach wie vor im Heim bleiben, falls nicht die Mitstillung des eigenen Säuglings der Amme ausdrücklich gestattet wird. Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, noch eine große soziale Pflicht zu erfüllen. Das Heim dürfte Ammen nur an solche Mütter abgeben, denen die Nothwendigkeit einer Amme vom Arzt bescheinigt wird. Seit Jahren predigen unsere tüchtigsten Aerzte, vor allen die Frauenärzte, unermüdlich, bald mahnend, bald zornig, gegen die leichtfertige Brustverweigerung gesunder Mütter. Nun ists in letzter Zeit ja schon besser geworden; aber man weiß, bei wie vielen Frauen eingewurzelte Vorurtheile und gesellschaftliche Erwägungen selbst die bessere Einsicht immer wieder zum Schweigen bringen. Hier konnte das Säuglingheim einsetzen: wenn es seine besten Ammen nur an würdige Frauen abgab, den bequemen, eitlen und furchtsamen aber sie verweigerte, rückte es die Nährpflicht der Mütter in die rechte Beleuchtung und verhütete dabei, daß die Elite der Ammen den zahlungfähigen Müttern zuläuft, während wirklich der Amme bedürftige, aber minder bemittelte Mütter auf weniger vorzügliche Mädchen angewiesen sind. Gewiß wird auch die Amme am Liebsten zur höher zahlenden Frau gehen, ohne nach den Gründen für deren Nicht-Stillen zu fragen; aber wenn man eine ärztliche Bescheinigung fordert, schrumpft die Zahl der höchstbietenden sicher beträchtlich zusammen; und selbst wenn sie noch groß genug bliebe, um alle verfügbaren Ammen zu absorbiren, so wäre es doch schon ein großer Vortheil, daß nur den Kindern zum Stillen unfähiger Mütter diese bestmögliche Ernährung geboten würde. Uebrigens pflegen im Kreis der Frauen, die sich überhaupt eine Amme halten können, die Lohnunterschiede gar nicht so groß zu sein; und fast jede Amme würde schon um des Vortheils willen, ihr Kind im Heim weiterhin gut aufgehoben zu wissen, gern sich auch für einen nicht außergewöhnlich hohen Preis vermiethen. Hier klafft also eine Lücke in den Grundsätzen des Säuglingheimes. Denn so, wie das Verfahren jetzt gedacht ist, kann es leicht zu einer Förderung des Nicht-Stillens aus Bequemlichkeit führen. Ich kenne eine Dame, die ihr Kind nur darum selbst stillte, weil ein Kind ihrer Freundin durch eine Amme krank geworden sein sollte, — aus Furcht also vor der Unsicherheit der Ammenernährung. Das mag bei gar nicht wenigen Müttern entscheidend sein; alle aber werden sich vergnügt ihrer Nährpflicht entziehen, wenn ihnen so vortreffliche Ammen wie die dem Säuglingheim entstammenden sicher sind, ihnen ohne Unbequemlichkeit ins Haus geliefert werden.

Den dritten und vierten Zweck des Heims: Säuglinge, die der Ammenernährung oder überhaupt einer besseren Pflege, als das Haus sie ihnen geben kann, bedürfen, aufzunehmen und sterilisirte Milch von tadelloser Beschaffenheit an die Stadtfamilien für deren Kinder abzugeben, braucht man wohl in seiner Bedeutung kaum noch zu erörtern. Wenn man erwägt, wie wenig der phrasenhafte Begriff der „natürlichen Auslese" auf unserer Kulturstufe verwendbar ist; wie viele kräftig veranlagte Kinder erst durch mangelhafte Pflege schwächlich, kränklich gemacht werden; wie viele ganz gesunde an der Qualität der ihnen gebotenen Nahrung zu Grunde gehen, dann wird man nicht mit ein paar win-

digen „Züchtungfanatikern" über antiselektive Maßregeln und ähnlichen konstruirten Unsinn jammern, sondern gerade ob ihrer rassenhygienischen Tragweite diese Einrichtungen gutheißen und sich ihrer freuen.

Endlich aber sollen Töchter aller Stände in der Säuglingpflege unterwiesen werden. Das ist ein Segen: bedeutet es doch den ersten Schritt zur praktischen Ueberwindung mütterlicher Unvernunft. Das Weib glaubt — und Das ist nicht seine schlechteste Eigenschaft — an die Macht der Thatsachen mehr als an alle Predigten der Modebücher. Säuglingpflege läßt sich auch nicht erlesen, sondern nur erlernen. So ästhetisch wie Brandmalerei und Tennis ist sie natürlich nicht; aber in den gesund empfindenden Mädchen wird doch der „Zug zum Kinde" sicherlich siegen. Es schadet auch gar nicht, wenn, wie ein Herr mir schaudernd ausmalte, es im vornehmen Heidelberg zunächst einmal „Mode" würde, im Säuglingheim thätig zu sein; in dem Ernst dieser Atmosphäre wird das Modische gar bald sich abstreifen. Vor Allem würden viele Mädchen die unnatürliche Zimperlichkeit vor den Geheimnissen des Wochenbettes und der Stillperiode verlieren; auch ein Stück der Gleichgiltigkeit gegen das Los der unehelich geborenen Geschöpfe und ihrer Mütter würde schwinden. Kurz, die Bahn wird geebnet für Das, was wir Aerzte herbeiwünschen: daß die Mädchen, denen es versagt bleibt, die Mutterschaft oder die Ehe zu erreichen, der Pflege von Müttern und Kindern ihre Kraft widmen; und man kann auf den Eintritt gebildeter Frauen in den Hebammenberuf hoffen.

Also ein Institut, in dem das Prinzip der Gegenseitigkeit herrscht. Jedes giebt und Jedes empfängt: Das sollte, meine ich, der Geist modernen Wohlthuns sein. Und was so besonders angenehm berührt, ist die Stille, mit der Alles ins Leben getreten ist. Um dieses Moment zu würdigen, braucht man nur einen Blick auf den höfisch-protektoralen Apparat zu werfen, womit einst die Tuberkuloseheilstätten-Bewegung eingeleitet wurde. Ein harmloses Scherzwort des Deutschen Kaisers krönte einen Kongreß medizinischer Koryphäen; Empfänge, Bankette, Begrüßungen, Ordensregen . . . „Dekorative Therapie" hätte man es nennen können. Und wie wenig — im Verhältniß zu all dem Prunk und Redefluß — ist erst erreicht! Es war berliner Geist in seiner unerquicklichen Nuance, Fassadenpomp, mit dem da gearbeitet wurde; mehr noch als das ernste ärztliche Streben und Schaffen kam dabei die liebe Eitelkeit auf gute Rechnung. Hier nichts von Alledem; und wenn heute schon vorauszusehen ist, daß die Frau im Säuglingheim eine wesentliche Rolle spielen wird, so wissen wir doch, daß es nicht jene unerfreuliche Dame ist, die aus der Noth ihrer Schwestern sich einen wohlfeilen Heiligenschein webt, sondern daß so manchem verzogenen Töchterchen, das im Ballsaal sich groß und unentbehrlich vorkommt, hier die tiefe — ach! — gerade dem Weibe heute so sehr fehlende Goethe-Wahrheit dämmern mag: „Wenn ich bedenke, wie man wenig ist!" Hier wird freilich keine Gelegenheit sein, sich interessant und gebildet vorzukommen; es ist auch weder Philosophie noch Aesthetik zu schlucken, wie bei Kuno Fischer und Henry Thode, denn unphilosophischer und unästhetischer als am Bett des Säuglings kann es nirgends zugehen. Was es hier zu athmen giebt, ist Mütterlichkeit. Hoffen wir, daß recht Viele arbeiten kommen und daß sie recht tief athmen.

Heidelberg. Dr. Willy Hellpach.

Blitze.

Ich, Traſimen, den ſie den Frömmler höhnen
— Denn ich bin fromm und liebe Zeus als Mann,
Weil ich ihn ſchon als Kind geliebt, und niemals
Befleckte Zweifel meines Glaubens Tempel —,
Nun irr' ich ſchon ein halbes Menſchenalter,
Von den Erinnyen gehetzt, durchs Leben
Und ward ein Mörder, weil ich gläubig bin,
Und mit dem Prieſter des geliebten Zeus,
Den ich erſchlug, erſchlug ich mir den Frieden!
Wie ward der fromme Traſimen ein Mörder?
Quoll nicht das Blut, das dieſer Mörderhand
Die Kraft verlieh, aus meinem gläubigen Herzen?
Es war ein Sommertag, der Himmel lachte
Und nur ein Wölkchen ſchwamm im ſeligen Aether.
Und dieſes Wölkchen barg den neidiſchen Blitz,
Der mir mein Weib und meine Kinder fällte
Und der mein Haus als Opfer rauchen ließ.
Da loderten auch meine Arme auf:
„Warum, o Zeus, haſt Du mich ſo geſtraft?
Was that ich Dir, den meine Seele liebt
Und den vor allen Göttern ich verehre?
Was that ich Dir?“ Und ſank in Schmerzen nieder
Und quälte mein Gedächtniß nach der Sünde,
Drum der gerechte Zeus mich ſtrafen mußte.
Und Diomed, des Zeus geweihter Prieſter,
Stand neben mir und ſprach: „Erhebe Dich!
Gewaltig iſt der Gott, der Blitze ſchleudert,
Und unerforſchlich iſt der Rathſchluß Zeus';
Dies aber künd ich Dir, der Prieſter Zeus',
Der Du Dein Leben lang ihm treu gedient:
Nicht Zeus hat dieſen Blitz herabgeſchleudert,

Denn seine Kinder schützt der große Zeus!"
Da horcht' ich auf: „Nicht Zeus den Blitz?"
Und er:
„Zu Füßen des Gewaltigen ruhn die Blitze
Vor seinem Thron; so ward es uns verkündet.
Wenn aber Zeus von seinem Throne steigt
Und durch die Welten seines Himmels schreitet
Oder sich liebend auf die Erde schwingt,
Dann probt wohl leicht ein andrer Gott sein Können
Und beugt sich nieder vor dem Thron des Ewigen
Und freut sich seiner Kraft, hebt einen Blitz
Und schleudert ihn in frevlem Uebermuth,
Ein Zeus sich dünkend, auf die Erde nieder.
Ein solcher Blitz hat Dir Dein Weib erschlagen
Und Deiner Kinder Schaar und Haus und Hof.
Nicht jeder Blitz, der aus den Wolken zuckt,
Hat auch in Zeus' erhabner Faust gelegen!"
So sprach der Priester. Und ich sprang vom Boden:
„Nicht jeder Blitz von Zeus?"
„So künd' ich Dirs.
Denn Du warst fromm und Zeus beschützt die Frommen!"
Ich aber schauderte: „So giebt es Blitze,
Die niedersausen, weil es Götter freut,
Wie Knaben sich im Diskuswurf zu üben?"
„So ist es, Freund, und Zeus ist groß und weise!"
„Und klug, so niedrig klug wie kleine Menschen
Und läßt die Blitze liegen vor dem Thron,
Damit die frevlen Blitze Schleudrer finden!
O kluger Gott, o schlau bedachter Gott,
Der seine heiligen Blitze nicht bewacht,
Damit der Schrei der ungerecht Geprüften
Nicht seiner Schwäche fluche! Nein, Du lügst!"
— Ich hob den Stein, der mir zu Füßen lag —
„Beschwöre mir, o Priester, daß Du lügst,
Daß jeder Blitz, der aus den Wolken zuckt,
Von Zeus gesandt, von Zeus und göttlich ist!
Das schwöre mir, Du Priester meines Zeus,

Du töteſt mich, wenn Du den Zeus mir töteſt!“
Er aber ſah mich an und wußte nicht,
Welch ein Gewitter mir im Herzen tobte,
Und ſchüttelte das Haupt: „Nein, glaube mir,
Zeus iſt gerecht, die andern Götter freveln!“
Da traf mein Stein den Lügner. Und ich ſchrie
Und ſchrei es noch, ein halbes Menſchenalter
Seit jenem Tag: „Du lügſt, meineidiger Prieſter!
Wer Blitze hat, ſie in die Welt zu ſchleudern,
Und wer ein Zeus, ein Gott und Herrſcher iſt,
Der waltet ſeines Amts; er wahrt die Blitze,
Denn ſie ſind heilig, wie er heilig iſt,
Und Zeus iſt nicht ſo klein, um ſchlau zu ſein!“
Der Prieſter ſtarb; er fluchte mir. Die Gluth
Verloſch in meinem Haus, das mir die Kinder
Und das mein Weib begrub; dann floh ich fort,
Ich Traſimen, den ſie den Frömmler höhnen.

Prag. Hugo Salus.

Auf die Menſur!

Der Zuhörerraum im Sitzungſaal der Strafkammer beim Landgericht der kleinen nordiſchen Univerſitätſtadt war gepfropft voll von Akademikern jeden Grades, vom jüngſten Fuchs bis zum ehrwürdigen bemooſten Haupt. Selbſt der alte Schmeckebier war anweſend, ein Kandidat der Medizin hoch in den Vierzigern, von dem das Gerücht ging, er ſei ſchon zur Zeit der ſeligen Poſtkutſche angekommen und ſtudire immer noch, weil das für ihn ausgeſetzte Familienſtipendium mit Schluß ſeines Studiums erlöſche und er deshalb vorziehe, die noch fehlenden Stationen ſeines Staatsexamens nicht zu erreichen.

Auf der Anklagebank, vor den fünf Richtern, dem Staatsanwalt gegenüber, ſaßen zwei ſtattliche Männer: den Richtern zunächſt der Doktor der Medizin und Gutsbeſitzer Freiherr von Reitzenfelde, neben ihm der Hilfsbibliokar und Doktor der Philologie Heinrich Vogel. Jener, der Sohn eines berühmten ſüddeutſchen Klinikers, hatte mit Hängen und Würgen auf Betreiben ſeines einflußreichen Vaters das Phyſikum gemacht; der Vater hatte ihm auch noch den

medizinischen Doktorhut auf das verheißungvoll gelichtete Haupthaar zu drücken vermocht. Zum Staatsexamen reichte die Energie des Herrn filius nicht mehr aus; er war anscheinend rettunglos der Morphiumspritze verfallen. Der gutmüthige Alte hatte ihm zwei schöne schuldenfreie Güter im Norden Deutschlands als peculium übergeben, deren Einkünfte der Herr Gutsbesitzer in der benachbarten Universitätstadt mit Corpsbrüdern und befreundeten Seelen schleunigst an den Mann, bei Bedarf auch an die Frau zu bringen beflissen war. Man munkelte sogar, er habe eins der Güter schon „verwichst". Jedenfalls führte er ein tolles Leben, war aber seiner Freigebigkeit und immer guten Laune wegen überall beliebt. Groll hegte er nur gegen die „Kaffern". So nannte er alle Akademiker, die nicht einem Corps angehörten oder angehört hatten.

Sein Gegner, der jetzt friedlich, wenn auch in gemessener Entfernung, die Anklagebank mit ihm theilte, ein schlanker, hochgewachsener junger Mann mit frischen Farben, dessen trutzige Oberlippe ein hellblondes Schnurrbärtchen zierte, von bescheidenem, sanftem Wesen, putzte ab und zu in nervöser Erregung seinen Zwicker und fuhr sich dann wie zum Schutz über die kurzsichtigen, stark gerötheten Augen. Man sah ihm an: er fühlte sich höchst unbehaglich in seiner Rolle; alle Fragen des sehr objektiv verhandelnden Vorsitzenden beantwortete er nur mit einem schüchternen Ja oder Nein und machte, wie übrigens auch sein Leidensgefährte, nicht den geringsten Versuch, seine That zu beschönigen.

Und doch trat der Herr Doktor der Medizin so ganz anders auf. Er zwirbelte häufig mit einer eleganten Bewegung seiner weißen, wohlgepflegten Hand mit den sorgfältig zurechtgeschnittenen Fingernägeln — ex ungue leonem, flüsterte ein boshafter Beobachter im Zuhörerraum — den starken rothen Schnauzbart und ließ dabei seine Blicke, Diesem oder Jenem freundlich zunickend, durch das Auditorium schweifen.

Die verantwortliche Vernehmung der Beiden ergab einen fast alltäglichen Sachverhalt: Der Herr Baron war erst gegen Abend von seinen Gütern in die Stadt gefahren, um an der Abschiedsfestkneipe des S. C. theilzunehmen, aber vorher noch, um schnell die Grundlage für den stolzen Aufbau von Halben und Ganzen zu legen, die er sich einzupumpen gedachte, in den Klub geeilt. Dort traf er die abonnirten Stammgäste, unter ihnen auch den Bibliothekar Dr. Vogel, schon beim Abendessen an gemeinsamer Tafel. Er kannte viele der Herren, machte sich mit den übrigen bekannt und nahm der Einfachheit halber, allerdings unter Verletzung des geheiligten Corpsgrundsatzes der „Exklusivität", an deren Tafel mit Platz. Das Gespräch kam auf die Alkoholfrage. Dr. Vogel, ein starker Esser, betheiligte sich zunächst nicht daran. Dann, als er von seinem Gegenüber, einem sächselnden Chemiker in einer Zuckerfabrik, um seine Meinung befragt war, sprach er sich in seiner lebhaften Art gegen den Alkoholgenuß aus und äußerte unter Anderem, er habe noch nirgends so beobachtet wie hier, daß das übermäßige Biertrinken verdumme und leider auch verrohe. Freiherr von Reitzenfelde sah darin eine Spitze gegen sich und rief laut über den ganzen Tisch: „Was versteht denn so ein Kaffer davon? Das ist ja, als wenn die Kuh vom Seiltanzen spricht, Sie Piepvogel!" Der so Angegriffene entgegnete ernst: „Exempla docent; da haben Sie, meine Herren, mal wieder einen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht." Der Baron erhob sich erregt: „Ich trinke gern und viel

Bier. Sie nennen mich alſo dumm und roh?“ „So ungefähr ſagte ich vorhin,“ entgegnete Dr. Vogel mit eiſiger Ruhe und verließ das Gaſthaus.

Vier Tage danach wurde in dem Tanzſaal eines benachbarten Bierdorfes das vom Freiherrn provozirte Duell mit krummen Säbeln „ohne Binden und Bandagen dreißig Minuten bis zur Abfuhr“ — ſo lautete die Forderung — ausgefochten. Der Freiherr trug gleich zu Beginn des Zweikampfes eine Verletzung am rechten Arm davon, die ihn kampfunfähig gemacht haben würde, wenn er ſich nicht ſofort entſchloſſen hätte, nun mit dem linken Arm weiter zu fechten, um, wie er ſeinen Freunden zuraunte, dem Kaffern, dieſem Oberſtöpsler, einen tüchtigen Denkzettel zu geben. Während aber am rechten Unterarm ſeine Wunde geflickt wurde, die übrigens eine dauernde Lähmung des Mittel- und Zeigefingers zur Folge gehabt hatte, kam ein neuangeſtellter Gendarm des Weges — den älteren konnte ſo Etwas nicht paſſiren; ſie waren beſſer über die Intentionen von „oben“ unterrichtet und drückten gern beide Augen und eine Hand zu, natürlich erſt, nachdem ſie vorſichtiger Weiſe das intereſſante Schauſpiel unbeobachtet mitgenoſſen hatten —, und ehe man noch die Flucht ergreifen konnte, faßte der Uebereifrige die Paukanten ab und beſchlagnahmte das Paukzeug.

Das Alles wurde leidenſchaftlos vorgetragen und feſtgeſtellt. Eine Bewegung ging erſt durch den Saal und namentlich der Staatsanwalt zeigte ſich ſehr intereſſirt, als ein Referendar, der Alte Herr eines Corps, der als Unparteiiſcher fungirt hatte, nun als Zeuge mit feudal ſchnarrender Stimme bekundete, daß man allgemein über das ſonderbare Benehmen des Dr. Vogel auf der Menſur äußerſt indignirt geweſen ſei. Das von den Sekundanten abgegebene Kommando habe gelautet: „Auf die Menſur, bindet die Klingen, ſind gebunden, los.“ Der Paukant Vogel habe nun gleich im erſten Gange ſchon auf „ſind gebunden“, alſo ganz unzweifelhaft vor „los“ zugeſchlagen. Nur dadurch ſei es ihm gelungen, ſeinem Gegner, der als ausgezeichneter Säbelſchläger bekannt ſei, eine ſo ſchwere Verwundung beizubringen. Ferner habe der Paukant Vogel, was durchaus gegen den allgemeinen Comment und die hergebrachten Regeln des Zweikampfes verſtoße, eine Terz angeſchlagen. Der Gegner dürfe mit dieſer Möglichkeit nicht rechnen, eben weil es gegen das Herkommen verſtoße und arg verpönt ſei; er hätte ſich ſonſt vielleicht noch rechtzeitig durch eine entſprechende Parade eindecken können. Die Angeklagten hatten auf Befragen zu der Ausſage nichts zu bemerken. Der Staatsanwalt erhielt das Wort.

Er war ſchon ein älterer Herr, auf deſſen Kinn und Wangen man aber noch immer die ſchlecht vernarbten Schmiſſe deutlich ſah. Das wurde im Auditorium eifrig beſprochen. Ein Fuchs im zweiten Semeſter, ein Brander, der noch nicht los geweſen war und den Renommirſchmiß als den Endzweck des Duelles betrachtete, flüſterte ſeinen Nachbarn zu: „Bei uns Juriſten nennt man Das instrumenta scelere producta.“ Der Andere, ein arg verhauener Theologe in höheren Semeſtern, nebenbei Shakeſpeareſchwärmer, erwiderte eben ſo leiſe: „Ruhig Fuchs; der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt.“

„Ich bitte mir ſtrengſte Ruhe im Auditorium aus“, rief der Präſident; „ich ſehe mich ſonſt gezwungen, den Saal ſofort räumen zu laſſen.“

„Meine Herren“, begann der Staatsanwalt, „der heutige Prozeß bietet uns doch einige Geſichtspunkte, die von den ſonſt üblichen Verhandlungen in

Duellsachen erheblich abweichen. Anfangs hatte auch ich geglaubt, man könne die Herren Angeklagten mit dem gleichen Maße messen und jeden mit der üblichen Strafe von sechs Monaten Festung davon kommen lassen. Nach Allem aber, was ich noch von dem letzten Zeugen gehört habe und was leider bisher noch nicht aktenkundig geworden war, bin ich doch ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, ob ich nicht gegen den Angeklagten Vogel den § 207 des Strafgesetzbuches zur Anwendung bringen soll. Der bestimmt bekanntlich" — dabei nahm er ein bereits aufgeschlagenes Textbüchlein des Gesetzes zur Hand und las —: „‚Ist eine Körperverletzung mittels vorsätzlicher Uebertretung der vereinbarten oder hergebrachten Regeln des Zweikampfes bewirkt worden, so ist der Uebertreter nach den allgemeinen Vorschriften über das Verbrechen der Körperverletzung zu bestrafen.' Ich will nun aber doch zu Gunsten des Angeklagten Vogel nicht annehmen, daß er mit Vorsatz die Regeln des Zweikampfes übertreten hat; ich müßte sonst auch Verweisung der Sache vor das Schwurgericht beantragen. Immerhin aber bitte ich den Hohen Gerichtshof, das sonderbare Benehmen dieses Angeklagten, das, wie wir gehört haben, in den betheiligten Kreisen allgemeine Entrüstung hervorgerufen hat, durch das Strafmaß gebührend zu kennzeichnen. Bei Anwendung des § 207 würde auf eine höhere Gefängnißstrafe zu erkennen sein. Lassen Sie es also, bitte ich, bei dem § 205 bewenden. Sie haben dann einen Spielraum von drei Monaten bis zu fünf Jahren Festung. Ich beantrage gegen den Angeklagten Dr. von Reitzenfelde, der durch seine gelähmten Finger voraussichtlich für sein ganzes Leben eine harte Strafe vorweg hat, fünf Monate Festung, gegen den Angeklagten Dr. Vogel aus den angeführten Gründen, die ich als strafverschärfend zu berücksichtigen bitte, drei Jahre Festung".

Herr von Reitzenfelde verneinte die Frage, ob er gemäß seinem Recht auf das letzte Wort noch Etwas anzuführen habe, mit einer weltmännischen Verbeugung, während Dr. Vogel auf die gleiche Frage sich zögernd erhob und mit leiser Stimme, die allmählich voller und kräftiger wurde, begann: „Meine Herren, ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, da ich öffentlich noch niemals gesprochen habe und leicht verlegen werde. Ich sehe, daß ich doch einen gewaltigen Fehler gemacht habe, insofern ich mich nicht der Hilfe eines Vertheidigers bediente. Aber der Justizrath Gleichmacher wird bezeugen, daß ich ihm meinen Fall vorgetragen und ihn um seinen Beistand gebeten habe. Er klopfte mich auf die Schulter und sagte: ‚Warum wollen Sie der fatalen Geschichte noch Geld nachwerfen? Eine Duellsache vertheidigt sich ganz von selbst. Sie bekommen Ihre sechs Monate Festung und werden nach Verbüßung von drei Monaten begnadigt. Ihr Fall zeigt, nach der Anklageschrift zu urtheilen, nur das typische Bild. Da gehen Sie nur allein.' Nun bin ich allein gekommen. Aus dem Munde des Herrn Staatsanwalts habe ich soeben gehört, daß mein Fall doch besondere Merkmale hat. Aber in malam partem! Drei Jahre Festung, vielleicht gar noch mehr! Meine Existenz wäre damit vernichtet und deshalb will und muß ich reden, so gern ich, wenn auch aus falscher Scham, wie mir jetzt scheint, geschwiegen hätte.

Als der Vorfall im Klub passirt war, ging ich voll Sorge nach Hause. Aber wie ich es auch hin und her überlegte: ich glaubte, mir keine Vorwürfe machen zu brauchen. Daß mir eine Forderung bevorstehe, war mir durchaus nicht zweifelhaft: aber ich kam zu dem Entschluß, sie nicht anzunehmen. Ob

dabei auch persönliche Furcht mitgewirkt hat, darüber kann ich heute keine Rechenschaft mehr geben. Ich hatte bis dahin noch nie einen Schläger, geschweige denn einen Säbel in der Hand gehabt, nicht einmal auf dem Paukboden. Meine Zeit, mein Studium und meine Mittel erlaubten mirs nicht; auch verspürte ich keine Neigung dazu. In der Hauptsache aber schwebte mir bei dem Gedanken an ein ernstliches Duell das Bild meiner Mutter vor. Sie lebt als Wittwe eines Bürgermeisters in einer kleinen Stadt Schlesiens zusammen mit meiner zehnjährigen Schwester von einer kümmerlichen Pension, die man ihr aus Gnade, nicht von Rechts wegen bewilligt hat. Was der Vater hinterlassen hatte, war für mein Studium aufgebraucht worden. Ich habe von meiner Sekundanerzeit ab jeden Pfennig, der so für mich ausgegeben ist, gewissenhaft notirt. Es ist eine erkleckliche Summe geworden; und die zahle ich jetzt von meinen vierhundert Thalern, dem Gehalt, das ich durch Privatarbeiten bei den Professoren, Korrekturlesen, Anfertigung von Bücherregistern, Ordnen privater Bibliotheken und ähnliche Nebengeschäfte nach Kräften zu vergrößern suche, allmählich zurück, damit auch meine Schwester etwas Gehöriges lernen kann. Es geht den beiden Frauen noch kümmerlich genug. Als nun bei mir feststand, daß ich mich diesen Frauen, die auf mich rechnen, auf jeden Fall erhalten, also das Duell vermeiden müsse, grübelte ich, wie ich es wohl in einer Form thun könne, die mir ermögliche, weiterhin mit den mir meist lieb gewordenen Herren im Klubhaus verkehren zu können. Denn wenn ich die Forderung einfach ablehnte — Das war mir von einem anderen Fall her bekannt —, würde ich in Verruf kommen und von meinen Freunden, die hier, wie bekannt, sämmtlich in irgend einer Weise mit den Herren vom Corps in Beziehung stehen, geächtet und gemieden sein, ja, ich würde auch wohl den gesellschaftlichen Verkehr bei den meisten Professoren, bei denen ich die Herren sicher getroffen hätte, Anstands halber aufgeben müssen.

So fand ich denn in der Noth meines Herzens den folgenden Ausweg. Ich bat einen Freund, den nächsten Vormittag bei mir zu verbringen, damit er Zeuge der Unterredung mit dem Kartellträger sei. Der erwartete Vertrauensmann meines Gegners kam aber erst nachmittags, als Niemand bei mir war. Ich hatte die Thür von innen verschlossen. Der Fremde, ein Doktor der Medizin, wandte sich an meinen Wirth, der ihm den Bescheid ertheilte: wenn verschlossen sei, müsse ich wohl ausgegangen sein. Schon nach einer Stunde kam der Herr wieder. Die Thür war nicht mehr verschlossen; aber weil ich keinen Zeugen bei mir hatte, rief ich nicht: Herein. Der Fremde wandte sich wieder an meinen Wirth, einen Schlächtermeister, und ließ sich von ihm die Thür öffnen, weil er etwas Dringendes für mich aufzuschreiben habe.

Als ich die beiden Herren eintreten sah, rief ich meinem Wirth zu, er möge noch etwas verweilen. Der war aber schon in sein Geschäft zurückgegangen. Ich rannte, ohne den Abgesandten meines Gegners zu beachten, hinter meinem Wirth her, in dem Glauben, daß in Gegenwart eines Zeugen der Kartellträger sich scheuen würde, sein nach dem Gesetzbuch strafbares Anliegen vorzubringen. Auch wollte ich mir für meine Antwort den Beweis sichern, daß ich die Forderung nicht schlechthin abgelehnt hätte. Nun begann eine tolle Jagd. Ich vermuthete meinen Wirth in seiner Privatwohnung und ging ihm dorthin nach. Der Kartellträger, der glauben mochte, ich wolle ihm entwischen, folgte mir auf den Fersen

durch alle Gemächer meines Wirthes bis in die Schlafstube. Da war der Ausgang versperrt. Ich mußte nun wohl oder übel stehen bleiben. Ich sagte dem sich lächelnd vorstellenden Herrn, daß ich wisse, was ihn zu mir führe, daß ich aber nicht fliehen, sonden nur einen Zeugen für unsere Unterredung haben wolle. Ungläubig lächelnd, erwiderte er mir sehr höflich, wir bedürften keines Zeugen. Er werde meine Antwort auf die Herausforderung zum Säbelduell, die er mir im Auftrag des Herrn von Reitzenfelde zu überbringen habe, wie sie auch ausfallen möge, wahrheitgetreu mittheilen. Ich erklärte ihm darauf in Gegenwart meines Wirthes, der inzwischen auf den Lärm hin aus dem benachbarten Laden durch eine verborgene Tapenthür in die Schlafstube getreten war, ich würde die Forderung annehmen, sobald Herr von Reitzenfelde für meine bedürftige Mutter und Schwester ein Kapital von etwa dreißigtausend Mark sicherstelle, natürlich nur für den Fall meines Todes oder einer ernstlichen Verwundung. Der Kartellträger erklärte darauf lachend, ich solle dann doch lieber die Beleidigung zurücknehmen, revoziren und deprezíren; Das sei immerhin einfacher. Ich entgegnete, ein solcher Schritt sei nicht mit meiner Ehre und Stellung vereinbar; ich hätte nichts zurückzunehmen oder abzubitten. Der Kartellträger empfahl sich mit der Bitte, ich möge zu Hause bleiben; er werde mir in längstens zwei Stunden den Bescheid bringen. Er kam denn auch pünktlich und theilte mir mit, seinen Auftraggeber habe mein sonderbares Anliegen zuerst sehr belustigt; dann aber habe er die Sache merkwürdiger Weise, wohl in der Annahme, daß ich doch noch zurückweichen werde — Das ist meine Erklärung —, ernst genommen. Zwar verfüge er zur Zeit nicht über dreißigtausend Mark, doch werde ich auch wohl mit dem Revers, den er mir sende, zufrieden sein. Ich las auf einem mir überreichten Zettel ungefähr das Folgende: Für den Fall, daß ich im Zweikampf den Dr. Vogel tötlich oder so ernstlich verwunden sollte, daß er für längere Zeit verhindert ist, seinem Beruf nachzugehen, verpflichte ich mich hierdurch ehrenwörtlich, für ihn, so lange er krank ist, und nach seinem Tode für seine Mutter und Schwester den angemessenen Lebensunterhalt so lange zu beschaffen, wie sie solcher Unterstützung bedürfen. Dr. Freiherr von Reitzenfelde. Ich war durch diesen Ausgang selbst überrascht, nahm nun aber die Forderung an.

Am anderen Morgen eilte ich zum Universitätfechtlehrer und ließ mich in den vier Tagen, die mir noch bis zur Stunde des Duells verblieben, in den Grundregeln des Säbelfechtens unterweisen. Die Nacht vor dem Duell verbrachte ich schlaflos; ich schrieb an meine Lieben. Bis zu diesem Augenblick kann ich Alles mit Zeugenaussagen belegen. In welchem erbärmlichen Zustande ich aber am nächsten Morgen auf dem Kampfplatz eintraf, in welcher Erregung und Todesangst ich war, namentlich in dem Gedanken, daß meine Mutter und Schwester im Fall meines Todes auf die Hilfe eines wildfremden Menschen angewiesen wären: Das kann mir Niemand bezeugen. Denn auch mein Sekundant war ein von dem Corps, dessen Waffen ich belegt hatte, mir auf meine Bitte zugewiesener Herr, dem ich mich nicht offenbaren mochte. Aber ich bitte Sie, meine Herren Richter, mir zu glauben.

Ja, ich will offen gestehen — so schwer mirs wird, es vor so vielen Herren sagen zu müssen —: nur aus Angst und in Bestürzung habe ich vor ‚los‘ zugeschlagen. Davon aber, daß man keine Terz anschlagen dürfe, habe

ich keine Ahnung gehabt. Der Fechtlehrer wird mir bestätigen, daß er mich eine solche Regel nicht gelehrt hat. Sie, meine Herren, bitte ich um eine milde Strafe; jede Woche, die ich länger der Freiheit beraubt bin, bringt mich wirthschaftlich in immer größere Bedrängniß."

Tiefe Stille herrschte im Saal, als er nun schwieg. Der Vorsitzende unterbrach sie mit der Frage: „Und warum haben Sie das Alles erst jetzt und nicht bei Ihrer ersten Vernehmung vorgebracht?"

„Weil ich mich schämte", rief der Angeklagte; „auch hat der mich vernehmende Richter keine weitere Frage an mich gestellt als die, ob ich mich des Zweikampfes mit geschliffenen Säbeln schuldig bekenne, was ich bejahte."

Die fünf Herren am Richtertisch blickten einander an und nickten verständnißinnig und ehrwürdig.

„Herr Staatsanwalt, haben Sie noch Etwas zu erklären?" fragte der Präsident.

„Nein."

Der Angeklagte von Reitzenfelde äußerte auf Befragen, so weit es ihn betreffe, sei von seinem Mitangeklagten Alles der Wahrheit gemäß vorgetragen worden; nach Beendigung des Zweikampfes habe Vogel ihm den erwähnten Revers zurückgegeben und dabei die Hand zur Versöhnung gereicht, die er aber zurückgewiesen habe.

Einer der Beisitzer — Beischläfer nannte sie der Studentenwitz —, ein älterer Herr, der sich wissenschaftlich mit einer Theorie der Strafabmessung beschäftigte und eine Formel zu finden bemüht war, durch die man für jeden Angeklagten gewissermaßen mit der Rechenmaschine die ihm gebührende Strafe innerhalb des gesetzlichen Strafrahmens herausdividiren könne, bat, die Angeklagten zu fragen, ob sie ihre That bereuten; halb lachend, halb ärgerlich lehnte der Vorsitzende diese Fragestellung ab.

Der Gerichtshof zog sich secundum ordinem zur Berathung zurück; der Vorsitzende verkündete bald darauf trockenen Tones, daß der Gerichtshof jeden der Angeklagten mit einer Festunghaft von vier Monaten belegt habe; irgend welche Gründe, einen der Herren besonders hart zu bestrafen, seien nicht erfindlich gewesen.

In lebhaftem Gespräch verließ die Korona den Gerichtssaal, um beim Frühschoppen über die sonderbare Geschichte weiter zu reden. Denn die heute erwähnten Details waren vorher nicht bekannt geworden. Es gab sogar Stimmen, die den „Kneifer" in Schutz nahmen. Ob und wie viele neue Duelle in Folge dieser Erörterungen kontrahirt wurden: darüber schweigt des Gerüchtes Höflichkeit. Herzlich belacht wurde die Bemerkung eines Historikers, der das Duell der heutigen Zeit ein degenerirtes Gottesurtheil nannte. Allgemeine Zustimmung fand nur ein bemooftes Haupt mit dem Ausspruch: „Dieser Kaffer hat gepaukt wie ein Schulbube, aber gesprochen wie ein Mann!"

Stettin. Rechtsanwalt Gaudenz Sparagnapane.

Selbstanzeigen.

Verworfene. Novellen. Berlin, Julius Bard, 1902. 2 Mark.

Es ist nothwendig, daß ich einmal weiteren Kreisen mittheile, wie ich in die Literatur gekommen, wie ich Darsteller der Menschen der Landstraßen und Herbergen geworden bin. Allzu oft muß ich hören und lesen, ich hätte viel mit „meinem großen Vorbild Gorkij" gemeinsam. Nie habe ich ihn mir aber zum Vorbild genommen, eben so wenig wie einen Anderen. Daß ich nicht durch Gorkij, daß ich ganz unabhängig von ihm und anderen Ausländern zu den Landstreichern gekommen bin, beweisen folgende Daten: Im Jahr 1896, als ich noch im Goldschmiedskittel am Werkbrett saß, erschienen von mir mehrere Skizzen aus dem Arbeiter- und Bürgerleben Berlins in der „Welt am Montag". Da ich in den Vorjahren mehrmals auf der Walze gewesen war und mich die Wanderer ungemein interessirten, verabredete ich mit Felix Holländer eine neue Wanderschaft, deren Frucht eine Reihe von Artikeln: „Hundert Meilen Landstreicher" war. Damals wußte ich noch nicht, daß auch im Ausland zur selben Zeit Schriftsteller mit einem ähnlichen Werdegang, ähnlicher Darstellungweise und ähnlicher Welt- und Menschenanschauung auftauchten. Ganz abseits von jeder Literatur war ich aufgewachsen. Und so schrieb ich meine „Vagabunden", die vor fast drei Jahren bei Bruno Cassirer herauskamen. Ein Jahr später bekam ich den ersten Gorkij-Band in die Hände. Ich freute mich, einen so bedeutenden Genossen zu haben, und ward seines Ruhmes eifrigster Herold. Das wurde mir schlecht gedankt. Jetzt heißts, ich sei gewissermaßen ein „Nachbild" des Russen. Wer meine Entwickelung, wer meine Arbeiten genau kennt, kann Das nicht sagen. Schließlich bin ich bei aller Aehnlichkeit des Stoffes, der Weltanschauung und des Werdeganges von Gorkij doch so verschieden, wie eben ein Deutscher sich stets von einem Russen unterscheiden wird. Gerade die „Verworfenen" werden diese Verschiedenheit zeigen. Es sind Sachen, die in sechs Jahren gesammelt wurden. Und nicht allein die Landstreicher sind abgemalt. Ich habe mich überhaupt nie, wie Gorkij bis vor kurzer Zeit, auf das eine Gebiet beschränkt. Trotzdem ich weiß, daß man nur dort viele Dinge, viele Erkenntnisse und Wünsche künstlerisch ausdrücken kann, die sich in unserem bürgerlichen Milieu nicht halb so kraftvoll sagen lassen. Deshalb stößt mich auch manche Unannehmlichkeit des Stromermilieus nicht so sehr ab. Jedenfalls zieht mich mehr als nur Mitleid in die Herbergen, wenn auch manche wohlwollende Kritiker meinen, gerade das Mitleid hervorheben zu müssen. Nein: ich hoffe, auf der Landstraße die Romantik zu finden, nach der heute so Viele sich sehnen. Es soll nicht die künstlich auferweckte vergangener Künste, vergangener Jahrhunderte sein. Auch nicht die von Willes „Wachholderbaum", die so wenig mit uns modernen Menschen zu thun hat. Sie soll erlebt, nicht erlesen werden. Hoffentlich findet Mancher in den „Verworfenen" die Spur solchen Erlebens.

Großlichterfelde. Hans Ostwald.

Wie Frauen lieben. A. Mißfeldt in Kiel. 1,50 Mark.

Menschen wollte ich zeichnen, nicht Romanhelden, nicht Tugendbolde. Der gewissenhafte Assistenzarzt, der, trotz aller sonstigen Ehrenhaftigkeit, kein Bedenken hegt, mit einer feschen jungen Frau „während der Sommermonate" einen Flirt anzufangen, die vernünftige, äußerlich so kühle Lola Berk, der schüchterne Franz Schumann, der, von der Stunde an, wo er der Neigung seiner blonden Else gewiß ist, zu männlicher Selbstsicherheit erwacht, die leichtfertige Otti Zwadlo, deren einzige Daseinsfrage ist: „Wie amusire ich mich?" —: sie Alle habe ich leben gesehen. Und die Tendenz? ... „Die anspruchslosen Sonntagskinder sind sozusagen für das Glück prädestinirt. Sie erkennen es, wenn es auf glitzernden Flügeln durch die Lüfte geschwirrt kommt, und halten es fest. Jenen aber, den komplizirten Naturen, den skeptischen Grüblern, die denken und immer wieder denken, die selbst Duft und Farbe einer Blüthe seziren, statt deren Schönheit einfach zu genießen, hängen die goldenen Paradiesesäpfel so hoch, daß sie entweder bei allzu kühnem Sprunge danach das Genick brechen oder ein ganzes Leben lang still resignirt zu ihnen emporblicken."

Breslau. Klara Baumbach.

*

Weißt Du, was Sünde ist? Verlag Veritas, Planegg. 3 Mark.

Vor etwa drei Jahren las ich in der „Zukunft" einen Aufsatz von Arthur Zapp über „Schriftstellerleiden". Der Verfasser publizirte da einen Brief, den ihm der Redakteur einer Zeitschrift geschrieben hatte. Der Ehrbare wünschte aus seiner Feder einen Roman und stellte folgende Bedingungen: „In erotischer Hinsicht muß er so gehalten sein, daß er auch vor jüngeren Mitgliedern im Familienkreise vorgelesen werden kann. Weder eine Ehescheidung noch ein Selbstmord darf vorkommen." Solche Offerten sind auch mir zugegangen. Und leider mußte auch ich oft auf den Handel eingehen und mich schuldig machen. Ab und zu aber wird über Erfahrung und Klugheit das alte thörichte Herz doch Herr; und dann kann ein Buch mit der Frage entstehen: „Weißt Du, was Sünde ist?" Die in dem Bande vereinigten Novellen beantworten diese Frage nicht etwa erschöpfend oder klipp und klar; sie wollen zu solcher Fragestellung und Selbstbeantwortung nur den Leser anregen. „Pharisäer und Philister werden über die folgenden Blätter zetern", sagte ich in der Vorrede. Und noch ist das Buch kaum auf der Fahrt, — und schon höre ich allerliebste Tantenweisheiten. Das Selbstverständliche muß man immer wieder sagen; deshalb unterstreiche ich noch einmal, was ich auf das erste Blatt meines Buches schrieb: „Nicht Sünde ist, was kurzsichtige Moral Sünde nennt, und Sünde in des Wortes furchtbarster Bedeutung ist, was oft sich birgt unter Ehren und Würden oder unangefochten daher kommt in Heuchelei und Frechheit, diesen scheinbar so ungleichen Schwestern, — und doch zeugte sie eine Mutter: die Gemeinheit." Es giebt geheiligte Sünden und sündenvolle Gerechtigkeit.

Heinrich Foerster.

*

Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. Berlin, Johannes Räde.

Ich glaube, mit meiner populär gehaltenen, obwohl auf dem Boden strenger Wissenschaft erwachsenen Untersuchung ein sehr wichtiges Thema in der Reihe der Kulturprobleme zu kennzeichnen, da es nach allen Seiten hin in unser geistiges Leben hineingreift. Geboten schien mir, den naturwissenschaftlichen Theil von der eigentlich psychologischen Beleuchtung und Begründung zu sondern und beide durch eine thunlichst umfassende ethnographisch-kulturhistorische Umschau zu verknüpfen. Wenn zunächst von den Ursachen der Ekstase gesprochen wurde, so sind darunter die verschiedenen Reizmittel zu verstehen, um diesen eigenthümlichen Zustand — selbstverständlich bei entsprechender Anlage — hervorzurufen. Die eigentliche psychologische Begründung konnte erst darauf fußen. Uebrigens sei gleich bemerkt, daß einige verwandte Erscheinungen, wie der Somnambulismus, Visionen, Halluzinationen u. s. w., mit in den Rahmen der Darstellung gezogen sind, da auch sie auf einer anomalen Steigerung des Bewußtseins, zugleich unter Ausschaltung des Willens, beruhen. Daran schloß sich eine Würdigung der Bedeutung der Ekstase in sozialer, ethischer und ästhetischer Beziehung. Es galt vielfach nur, längst bekannte, aber in ihrem Zusammenhang und ihrer Entstehung nicht recht verstandene und gewürdigte Vorgänge zutreffend zu erklären und überhaupt in die richtige Perspektive zu bringen. Bei der Ueberfülle des Materials braucht wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß es sich meist nur um allgemeine Umrisse in der Beweisführung handeln konnte — namentlich beim letzten Kapitel —; trotzdem aber ist die Darstellung immer möglichst durch konkrete Beispiele veranschaulicht worden. Jedenfalls hoffe ich, auch da, wo ich nicht auf Zustimmung rechnen darf, immerhin doch das Nachdenken der Leser angeregt zu haben.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Die Kreditanstalt.

Der Brite nennt die Bank von England, auf die er nicht wenig stolz ist, die alte Tante aus der Threadneedlestreet. Das ist eine wohlwollende Bezeichnung, die andeuten soll, daß die ehrwürdige Bank das ganze Geschäftsleben Englands wie eine gütige Tante matronisirt. In Wien lebt eine andere alte Tante, die Oesterreichische Kreditanstalt; alt ist sie auch, aber das eigentlich Tantenhafte hat sie nur in geringem Maße. Und im Grunde ist sie, den Jahren nach, auch noch nicht gerade ehrwürdig; aber sie ist vor der Zeit grau geworden. Das kommt bei Banken so gut wie bei Menschen vor. Als in der vorigen Woche die Börsenblätter ungemein ausführlich den Halbjahresabschluß der Kreditanstalt besprachen, mag Manchem erst wieder eingefallen sein, daß es auch an der Donau eine Effektenbank giebt, die einst eine gewisse internationale Bedeutung hatte. Das Direktorium der Bank, aus dem jüngst der Tod den bewährten Steuermann glorreicher Jahre, Gustav von Mauthner, gerissen hat, ist für die Erstarrung des Institutes nicht — oder doch nur zum kleinen Theil — verant-

wortlich zu machen. Die Kreditanstalt kann eben aus dem traurigen Milieu, in dem sie lebt, nicht heraus und die allgemeine Zerfahrenheit österreichischer Zustände macht jeden Versuch, frischen Lorber zu pflücken, unmöglich. Je älter die Gewöhnung wurde, in dem Gebiet der österreichischen Monarchie ein halbkultivirtes Land zu sehen, dessen Hauptwerth darin besteht, daß es den Zusammenstoß der angrenzenden Großmächte hindert, um so mehr schwand auch der Nimbus, der die Kreditanstalt früher umgab. Noch gehört sie zur mächtigen Rothschildgruppe und wird trotzdem heute schon oft genug im Geschäftsleben ohne Ehrfurcht gefragt: Was willst Du, armer Teufel, geben?

Seit Jahren sinken ihre Ertragsziffern und im ersten Semester anni 1902 hat die Abwärtsentwickelung den Tiefpunkt erreicht. Die Bilanz bietet — Das ist unbestreitbar — ein getreues Spiegelbild des schwarzgelben Wirthschaftjammers. Bei den einzelnen Bilanzposten aber muß man doch die durch den wirthschaftlichen Niedergang verursachten Ausfälle streng von den selbst verschuldeten sondern. Wenn die Provisionen, die vor zwei Jahren im ersten Semester über $1^3/_4$ Millionen, im Vorjahr noch fast $1^5/_8$ Millionen betrugen, jetzt auf 1,59 Millionen zurückgegangen sind, so ist dieser Rückgang in gewissem Sinn noch eine günstige Entwickelung zu nennen. In das selbe Kapitel gehört die Thatsache, daß, trotzdem der Zinsfuß beträchtlich niedriger geworden ist, das Zinsenkonto einen Gewinn von 4,71 Millionen gegen 5,35 im Vorjahr aufweist. Das Effekten- und Konsortialkonto ist sogar etwas höher als im ersten Semester des vorigen Jahres, bleibt freilich aber um mehr als 400 000 Kronen hinter dem Ertrag der ersten Hälfte des Jahres 1900 zurück. Diese Minderung der Einnahmen, die eine Folge unabänderlicher Verhältnisse ist, giebt dem Kritiker kein Recht, der Kreditanstalt Vorwürfe zu machen. Eine andere Frage aber ist, ob gerade unter den gegebenen Verhältnissen eine Bank, wenn sie schon keine großen Einnahmen erzielen kann, sich nicht wenigstens bemühen muß, an den Ausgaben zu sparen. Früher wurde immer behauptet, die Steuern verschlängen in Oesterreich Alles. Nun denke ich nicht daran, das österreichische Steuersystem zu vertheidigen, das auf unvernünftiger Grundlage ruht und jeden Anlauf zu kräftiger Thätigkeit hemmt. Diesmal sind aber die Steuern um 160 000 Kronen geringer als im vorigen Jahr und trotzdem sind die Gesammtausgaben nur um etwa 60 000 Kronen vermindert. Sie sind also noch immer unverhältnißmäßig hoch, um 130 000 Kronen sogar höher als die des Jahres 1900. Bei einem Reingewinn von 4 Millionen soll man nun freilich um 50 000 Kronen nicht feilschen. Auffallen aber muß Jedem, daß jetzt, bei einem Reingewinn von 4,29 Millionen, 3,33 Millionen an Unkosten erwachsen sind, während das erste Semester 1900 nur 3,2 Millionen Lasten, dafür aber einen Reingewinn von 6,04 Millionen auswies. Nach näherer Prüfung sehen wir denn auch, daß trotz der schlechten Zeit die Gehalte um rund 40,000 Kronen gestiegen sind und daß die Spesen noch nie so hoch waren wie jetzt. Gegen die Gehaltserhöhungen würde ich, trotz der Depression, sicher kein Wort sagen, wenn ich nicht annehmen müßte, daß es in Oesterreich auch nicht anders ist als in unserem lieben Vaterlande, wo man in schlechten Zeiten zwar den verehrlichen Direktoren Theuerungzulagen bewilligt, den Beamten aber den Lohn kürzt. Bei jeder Bank muß man für die Spesensumme einen Normalsatz annehmen, der, wie auch Umsatz und Gewinn sich gestalten, einigermaßen konstant

bleibt; gewisse Einrichtungen und die meisten Beamten sind ja unentbehrlich, mag der Kunde im Kontokorrent nun mit 4, 5 oder 6 Prozent belastet werden. In österreichischen Instituten ist aber die landesübliche Schlamperei stets der Mitschuld an den Mindererträgen verdächtig.

An der Börse hat die Bilanz einen Rückgang der Kurse bewirkt. Das war ungerecht, wenn dadurch den Leitern der Kreditanstalt ein Mißtrauensvotum ertheilt werden sollte. Die Thatsache, daß unter den heutigen Verhältnissen die Kreditanstalt überhaupt noch 4 Millionen verdienen konnte, zeugt von einer gewissen Rührigkeit, an die uns Oesterreich kaum gewöhnt hatte. Sollte der Kursrückgang aber ein Mißtrauen in die allgemeine Entwickelung der österreichischen Verhältnisse andeuten, dann war er berechtigt. Die Herren der Kreditanstalt hoffen zwar vom zweiten Halbjahr einen Fortschritt und am Ende werden sie wirklich einige hunderttausend Kronen mehr ins Gewinnkonto setzen können, da der Ertrag der ungarischen Konversion im ersten Halbjahr noch nicht gebucht worden ist. Das fällt aber nicht ins Gewicht. Die Hauptsache ist, daß die österreichischen Verhältnisse sich von heute auf morgen nicht bessern werden. In Deutschland können Optimisten und Pessimisten darüber streiten, ob in einem, in zwei oder drei Jahren der neue Aufschwung beginnen wird; daß er kommen muß, ist bei der Regsamkeit und Kraft unseres Wirthschaftlebens nicht zweifelhaft. Oesterreich aber kann in seinem heutigen Zustand aus eigener Kraft überhaupt keinen Aufschwung herbeiführen. Es ist immer in der Lage, in die wir jetzt für eine Weile gelangt sind: daß die schärfste Krisis nur durch einen starken Kunden verhindert wird, der die sonst unverkäuflichen Bestände den Produzenten abnimmt. Unser Retter ist heute der Yankee. Wie lange noch? Niemand weiß es. Geht das deutsche Geschäft aber erst selbst wieder gut, dann brauchen wir Amerika nicht mehr. In Oesterreich ists anders. Oesterreich hat großartige Eisenwerke, Kohlenschätze und in Böhmen eine leistungfähige Industrie. Doch im eigenen Machtgebiet fehlt die Verwendungmöglichkeit. Wenn wir von den Schienen- und Maschinenwerken absehen, die für die großen Verkehrsgesellschaften arbeiten können, merken wir, daß die österreichische Industrie darauf angewiesen ist, ihren Produkten im deutschen Nachbarland Unterkunft zu suchen. Neubauten und Geschäftserweiterungen, die gewaltige Materialmengen verbrauchen, sind in Oesterreich sehr selten geworden. Deshalb geht es dort der Industrie schlecht, wenn in Deutschland die Aufnahmefähigkeit nachläßt, und die Wetterprognose wird besser, sobald der deutsche Konsum stärkere Ansprüche stellt. Doch auch solche Besserung darf man nicht aus allzu großer Nähe prüfen. Ein paar Werke geben mehr Dividende, die Kurse steigen, am Schottenring wird wieder mit höherem Wagemuth gespielt, aber bis zu den breiten Volksschichten reicht die Fluthwelle nicht und die Arbeiter, deren Organisationen noch jung sind, fühlen kaum, daß die höheren Regionen wieder vom olympischen Goldregen befruchtet wurden. Ich kann mir deshalb auch vorstellen, daß Jemand immerhin noch lieber in Preußen Minister sein möchte als Bankdirektor in Oesterreich.

Plutus.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Garcilaso de la Vega gab vor dreihundert Jahren der im Weltwesten wohnenden Menschheit die erste Kunde von der Dungkraft des Guanos, die schon in alter Zeit so hoch geschätzt ward, daß die Inkakönige zum Schutz der Guano liefernden Vögel besondere Gesetze erließen und das Betreten der Brutstätten bei Todesstafe verboten. Zweihundert Jahre waren seit Garcilasos Bericht verstrichen: da brachte Alexander von Humboldt die ersten Guanoproben von den Chincha-Inseln heim. Heutzutage würde sich nach solchem Fund sofort ein Syndikat bilden und den neuen Dungstoff zu monopolisiren versuchen. Damals lebte man langsam. Ein Menschenalter verging, bis das Mißtrauen, der Misoneismus wich und der Großhandel sich an den Geruch der unter Tropensonne und Tropenregen zersetzten Exkremente gewöhnte. Endlich aber, ungefähr um die Zeit, da das binnenländische Bürgerthum sich zu nutzlosen Kämpfen um Freiheitschemen und papierne Verfassungen rüstete, griffen an der Wasserkante die königlichen Kaufleute mit kühner Hand zu. Guano, fanden sie, riecht immer noch besser als Sklavenhandel; auch kann man Gips oder Gerberlohe drüber streuen. Die Einfuhrziffern wuchsen rasch, ungeheure Vermögen wurden gehäuft und der Hauptimporteur, Herr Albertus von Ohlendorff, fühlte die Patriotenpflicht, sich dem weiteren Vaterlande dankbar zu erweisen, das so willig die von der chilenischen und peruanischen Küste verfrachtete duftende Waare aufnahm. Er mochte denken: wenn aus allen Ministerien und Verwaltungbureaux die Exkremente zusammengekehrt und an eine Centralstelle geschafft werden, wo Nässe und Sonne sie, unter fachverständiger Aufsicht, kunstgerecht zersetzen, dann kann daraus ein Stoff entstehen, der die öffentliche Meinung mit im deutschen Norden bisher ungeahnter Triebkraft zu düngen vermag. Der neue Albertus Magnus kaufte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und übergab sie dem preußischen Ministerpräsidenten zu freier Verfügung. Das erste anerkannt offiziöse Blatt war also dem reichen Ertrag des Guanohandels zu danken.

Doch Guanoniederlagen werden in bewohnten Stadtvierteln leicht lästig. Um das Haus Wilhelmstraße 32, allwo die Zersetzungcentrale Unterkunft gefunden hatte, wehten üble Dünste und ohne Aergerniß ging es nie lange ab. Herr Albertus konnte und wollte sich um das Blatt nicht kümmern; er sorgte höchstens dafür, daß seine hamburger Geschäftsinteressen nicht geschädigt wurden, und ließ im Uebrigen Herrn Pindter schalten und walten, den Mann seines Vertrauens, der Verlag und Redaktion mit Autokratenmacht leitete. Dieser Macht war natürlich eine Schranke gesetzt: was aus dem Hause Wilhelmstraße 77 nach Nummer 32 geschickt wurde, mußte unbesehen angenommen, was in der Reichskanzlei oder im Auswärtigen Amt vom Censorenstift gestrichen wurde, durfte von Pindter niemals gedruckt werden. Die Redaktion war nicht schwer zu leisten. Die Nachrichten holte man von der feineren Seite der Wilhelmstraße, wichtige Artikel kamen unter Couvert und wurden ohne Aenderung eines Haarstriches in den Setzersaal gesandt und die Redakteure, von denen wenigstens einer, Herr Trost, gut über historische und politische Gegenstände und über Kulturfragen zu schreiben verstand, brauchten im Wesentlichen nur ein sicheres Taktgefühl; sie mußten Anstößiges meiden und mit Feder und Schere so sacht umgehen, daß dem Blatt ein Monitum des Kanzlers erspart blieb. Pindter war ein geschickter und geschmeidiger Mann, der Allerlei gesehen und erlebt hatte und einem Zeitungbetrieb dieser besonderen Art wohl vorstehen konnte. Aber er war in Oester-

reich geboren und blieb der straffen Preußenzucht stets fremd. Er fand sich ungemein beträchtlich, und als er für seine Kommissionärthätigkeit gar den Rathstitel eingeheimst hatte, wuchs seine Selbsteinschätzung ins Gigantische. Er that, als sei er mit Bismarck — der später oft erzählte, er habe den pupillarisch nicht ganz sicheren Oesterreicher in seinem Leben überhaupt nur einmal gesehen — auf Du und Du, prahlte mit der Macht seiner politischen Argumente, die in verschwiegener Nacht auf den Kanzler gewirkt und den sonst Unnahbaren zur Beendung des Kulturkampfes bestimmt hätten, und wurde allgemach zu einer nicht ernst genommenen Gestalt. Das Bedürfniß, sich im Glanz seiner Bedeutung zu spiegeln, trieb ihn auch, Großbankiers, die ihn mit Schmeicheleien fütterten, Gefälligkeiten zu erweisen. Immerhin: es war die große Zeit, Berlin der Mittelpunkt der europäischen Politik, jede Woche, jeder Tag fast brachte interessirenden Stoff und am anderen Ende der Wilhelmstraße arbeiteten tüchtige, zum Theil vorzügliche Journalisten für die Norddeutsche... Wäre nur der Neid der lieben Konkurrenten nicht gar so wachsam gewesen! Die ganze Nachbarschaft ärgerte sich an einem Blatt, das bessere Nachrichten, oft auch bessere Artikel hatte als sie und obendrein noch nichts dafür zu bezahlen brauchte. Unerhört! Im Mannesbrustton tiefster Verachtung nur sprach der freisinnige Zeitungschreiber von der „offiziösen Meute", — als ob es an und für sich ein elenderes Handwerk wäre, Bismarcks Politik zu vertreten, als unter dem Deckmantel des Gemeinwohles für die bourgeoisen Geschäftsinteressen der Herren Lessing und Mosse zu fechten. Aussprechen, was ist, sagen, was die Ueberzeugung auf die Lippe drängt: auf diese reinste Freude des Publizisten mußten beide Gruppen verzichten. Noch aber ahnte Herr Omnis nicht, wie oft er betrogen, wie oft ihm die Nahrung frech gefälscht wurde, weil ein im Hintergrund lauerndes Geschäftchen den Trug gebot; er merkte nicht, wie häufig der Inserent, der Spender bezahlter Reklamen bevorzugt, wie ein Buch gelobt ward, weil der Verleger einen lockenden Annoncenauftrag versprach, und kümmerte sich nicht darum, ob von einem Unternehmen, das ihm heute angepriesen wird, nicht am nächsten Morgen ein Prospekt ganze Spalten füllt. Wenn man die Offiziösen wie den Auswurf der Zunft behandelte, glaubte das arglose Publikum gewiß, die vornehm auf das Gehudel Herabscheltenden seien unabhängige Publizisten, die sich nur von ihrem Gewissen leiten lassen. Die Norddeutsche wurde früh und spät ankrakehlt und für jedes Wort, das in der — damals viel gelesenen — Zeitung stand, wurde der Kanzler verantwortlich gemacht. Zuerst im Deutschen Reich, dann, was noch unangenehmer war, auch im Ausland; la feuille de M. de Bismarck spielte namentlich in den Wahnvorstellungen der Franzosen eine große Rolle. Dabei konnte Bismarck nicht einmal durchsetzen, daß die von Ressortministern und anderen Behörden stammenden Manuskripte vor dem Druck in der Reichskanzlei zur Begutachtung vorgelegt wurden, und er fand in dem Guanolager oft genug Kukukseier, die ihm den Appetit verdarben. Geschieht ihm schon recht, sagte public opinion, wenn er darüber klagte; wozu braucht er eine offiziöse Presse? Wozu? Die Vollen und Ganzen gaben die Antwort: Um Dich, allerwertheste öffentliche Meinung, systematisch zu vergiften; würde diese Schandapotheke geschlossen, dann würdest Du nur von uns noch bedient, prompt und reell, mit Tränklein aus dem lautersten Born der Wahrheit ... Als Bismarck fortgeschickt war, hat er oft gesagt, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung habe ihm im Grunde mehr Aerger und onus als Nutzen gebracht.

Caprivi kam und erklärte in tugendlicher Reine, eine offiziöse Presse brauche

er als Kanzler überhaupt nicht. Ein guter Witz, daß er schließlich selbst das Opfer eines von ihm inspirirten Artikels wurde. Auch Patroklus ist gestorben; und irgendwann müssen auch Hetären mal Jungfern gewesen sein. Wir wissen, daß in der Zeit des Caprivismus die offiziösen Treibereien ärger waren als je vorher, und erinnern uns heiteren Herzens noch des Seufzers, der dem Freiherrn von Marschall vor Gericht entfuhr: „Im Auslande ist mir wiederholt die Anschauung entgegengetreten, der größte Theil der deutschen Presse sei offiziös". Zunächst aber sollte wirtlich nur mit dem Reichsanzeiger gewirthschaftet werden. Die Sachverständigen lächelten, Herr von Rottenburg rang, als er im Landtag das Keuschheitgelübde hörte, die Hände; nur Pindter drehte behaglich die Daumen. Er konnte warten. Die Einnahmen würden unter allen Umständen zurückgehen, aber Albertus Magnus war auf den Ertrag der Zeitung ja nicht angewiesen. Einen Augenblick hatte Bismarck mit dem Gedanken gespielt, auch als particulier de distinction die Verbindung mit der Norddeutschen sich zu erhalten und Herrn von Helldorff als Inspirator zu bestellen. Doch Herr von Helldorff wollte seine Haut nicht zu Markte tragen und Herr Pindter war nicht der Mann, einem weggejagten Herrscher die Treue zu wahren. Ein einziger Artikel — der die Behauptung bestritt, Differenzen über die Behandlung sozialer Probleme hätten zur Entlassung Bismarcks geführt — wurde im Auswärtigen Amt noch friedrichsruher Ursprunges verdächtigt und als bismärckisches Produkt dem Kaiser vorgelegt, der ärgerlich rief: „Jetzt scheint ja gar der Signor Pindter gegen mich losgelassen zu werden! Das fehlte nur noch!" Dann war es aus. Auf eine bängliche Anfrage des österreichischen Strategen kam aus dem Sachsenwalde die Antwort, er möge sich, wie früher, an die maßgebenden Instanzen halten. Zu denen wurden denn sacht auch die Brücken geschlagen. Mit dem Nimbus der Zeitung aber wars vorbei. Die Abonnentenzahl schrumpfte mählich zusammen, und wenn Herr Albertus in die Reichskanzleisphäre kam, klagte er, das Blatt sei leider nicht mehr lebhaft genug geschrieben, nicht auf der Höhe der Zeit, nicht geeignet, im Kampf mit der neuen Nachrichtenpresse zu siegen. Der Großkaufmann konnte nicht wissen, daß einem censirten, von tausend Rücksichten eingeengten Blatt solcher Sieg unter allen Umständen und ganz besonders unter dem Doppelgestirn Caprivi-Marschall unmöglich gemacht war . . . Er starb und die Norddeutsche kam mit dem übrigen Besitz an seine Erben. Die waren von den schlechten Bilanzen der Norddeutschen nicht sehr erbaut. Pindter kränkelte und wurde in den Häusern 76 und 77 der Wilhelmstraße mehr und mehr als quantité négligeable behandelt. Das Renommiren mit Bismarcks Vertrauen hatte er sich als Schlaukopf zwar abgewöhnt; aber er blieb verdächtig. Und ob unter seinen Leuten nicht der Eine oder Andere noch ab und zu vor dem unbequemen Frondeur das Weihrauchpfännchen schwang? Jede Notiz wurde beschnüffelt. Nur nicht etwa jetzt noch Reklame für den überschätzten Herrn, den wir durch Gottes gnädige Fügung losgeworden sind! Pindter war müde, lässig und hochmüthig geworden. Er ließ sich von wedelnden Lieferanten übers Ohr hauen und wurde grob, als Ohlendorffs Erben, die ihn gar nicht kränken wollten, als solide Geschäftsleute offene Rechnunglegung von ihm verlangten. Das sei ihm noch nicht geboten worden. Herr Albertus habe ihm stets blind vertraut. Solle er jetzt überwacht werden, dann ziehe er vor, seine Entlassung zu nehmen. Das hatte er natürlich nicht ernst gemeint und war sehr erstaunt, als Herr Heinrich von Ohlendorff ihm ruhig und mit kaufmännischer Kühle schrieb, er sei zwar mit seiner Leistung nicht unzufrieden und von allem Mißtrauen frei, müsse aber auf

die weiteren Dienste eines Mannes verzichten, der dem Besitzer den Einblick in die Finanzen des Unternehmens wie einen unerlaubten Uebergriff verwehre.

Pindter hat seitdem zwei Nachfolger gehabt. Der erste, Griesemann, hat nicht lange geherrscht. Als er gestorben war, blieb die Stelle des Chefredakteurs ein ganzes Jahr unbesetzt; Herr Trost leitete den redaktionellen, Graf Westarp den geschäftlichen Theil des Unternehmens und Chlodwig Fürst zu Hohenlohe war mit seiner Zeitung durchaus zufrieden, hatte sie vielleicht, wie so Manches, was in seinen Amtsbereich gehörte, völlig vergessen. Eines schönen Tages wurde er von dem damals noch sehr mächtigen Herrn von Kiderlen-Waechter aus dem Schlaf gescheucht. Die Norddeutsche Allgemeine müsse endlich doch wieder einen Chef bekommen. So? Hat sie denn keinen? Nein; aber mir ist da ein famoser Mensch empfohlen worden. Wilhelm Lauser, Geheimer Hofrath. Ein Schwabe. Euer Durchlaucht Bruder, der Herr Kardinal, kennt ihn übrigens auch, vom Konzil her. Sehr geschickt; früher in Wien, unter dem berühmten Szeps, so 'ne Art von rechercheur diplomatique et financier. Zuletzt bei der stuttgarter Union, wo er ein Bischen viel Geld für unreproduzirbare Bilder verplempert und Kroeners dadurch verstimmt haben soll. Für uns ist die Hauptsache: ganz unpolitisch, reiner Belletrist, von dem wir keinen Anstoß zu fürchten haben. Das ist unser Mann. Der oder Keiner. So? Na, dann wollen wir ihn ernennen. Der Geheime Hofrath wurde ernannt. Als er von Stuttgart nach Berlin kam, betrat er zum ersten Mal preußischen Boden. Keine Ahnung von preußischer oder reichsdeutscher Politik, von der Tradition und den Aufgaben des Blattes, das er leiten sollte. Leiten? Niemand muthete ihm zu, das Blatt in andere Bahnen zu lenken. Onkel Chlodwig war froh, wenn Alles blieb, wie es war. Und Elementarunterricht in großer Reichspolitik konnte Herr Lauser ja von seinem Freunde Herrn Arthur Levysohn erbitten, dessen Taufpathe er in Paris gewesen war, als Arthur, der damals für die Kölnische Zeitung schrieb, vom alten zum neuen Glauben überging. Schlimm ist die Geschichte nicht. Man geht in die Reichskanzlei und fragt Herrn von Wilmowski, wie er geschlafen habe, und erkundigt sich dann im Preßbureau nach dem Befinden des Herrn Geheimrathes Hammann. Bringt man was heim: gut; bringt man nichts heim: um so besser. Für den Rest werden die beiden älteren Redakteure mit ihrer Erfahrung schon sorgen. Also that der Geheime Hofrath Herr Wilhelm Lauser, der über spanische Politik und österreichische Kunst, über die pariser Commune und die siebenbürgischen Zustände geschrieben hatte: und siehe: es war gut. Des Reiches Kanzler las, Wilhelmstraße 77, den neusten pariser Roman und grollte Jedem, der ihm sein Greisenbehagen störte. Der Chefredakteur der Norddeutschen las, Wilhelmstraße 32, den Figaro, erzählte den Besuchern alte und neue Zötchen und freute sich, wenn aus Mährenland, aus Galizien und von jenseits der Marosch die Handelsleute kamen, die seinen Stern hatten im Orient aufgehen sehen und in Ehrfurcht nun fragen wollten, ob nicht ein kleines Geschäft zu machen sei. Meist war es zu machen. Was aus der Gegend der interessanten Völkerschaften herbeigeschleppt wurde, war fast immer der Annahme sicher. Drüben schüttelten Unterstaatssekretäre und Geheimräthe die Köpfe. War die Norddeutsche zum Balkanmoniteur geworden? Und sollte man dulden, daß in dem offiziösesten der offiziösen Blätter das Haremsleben des Sultans, des Grand Saigneur, unseres lieben Freundes, ausführlich geschildert wurde? Man mußte es dulden; denn Onkel Chlodwig wollte Ruhe haben und ohne seine Einwilligung war nichts zu machen.

Da zog, unter Philis Protektorat, Herr von Bülow ins Auswärtige Amt ein. Er hatte aus der Ferne die Gefahr durchschaut, mit der ein anerkannt offiziöses Blatt heutzutage einen Staatssekretär bedroht, und sich vom Kanzler die Erlaubniß ausbedungen, den die auswärtige Politik behandelnden Theil der Norddeutschen selbständig zu leiten und zu überwachen. Nur ganz objektiv, befahl er, solle künftig noch über die Ereignisse berichtet werden; was an Erläuterungen etwa nöthig sei, müsse, ehe es gedruckt werde, sein Visum tragen. Und die Objektivität fand er schon nicht ausreichend gewahrt, wenn, zum Beispiel, aus einem anderen Blatte die Notiz übernommen wurde, auf die Provinz Shantung als einen brauchbaren Stützpunkt deutscher Interessen sei schon unter Bismarck hingewiesen worden. Dann konnte der Staatssekretär — der im inneren Amtsverkehr nicht so glatt, so verbindlich und salonheldenhaft höflich ist wie in den Parlamenten — in heller Wuth auf den Tisch schlagen und den Vortragenden Rath mit der zornigen Frage erschrecken: „Sollen Die denn Alles gemacht haben und für uns gar nichts übrig bleiben?" Ja, hieß es nach solchen Ausbrüchen wohl, ein Theil der Redakteure stammt eben noch aus der Zeit des ersten Kanzlers; diese Leute kommen von der Schablone nicht los und Herrn Lauser sind unsere Verhältnisse allzu fremd. Die älteren Redakteure wurden, unter Anerkennung ihrer Verdienste, entlassen, Herr Lauser erhielt den Wink, sich in das neutrale Gelände der Beilage zurückzuziehen, und von der „Post" wurde Herr Dr. Bornemann, Verfasser eines Lustspiels „Der Wohlthätigkeitkuß", sonst unbescholten, herübergeholt und mit der Pflicht betraut, streng darüber zu wachen, daß in den politischen Theil der Zeitung hinfüro keine vom Auswärtigen Amt uncensirte Silbe gelange Die Kontrole wurde natürlich noch strenger, ihr Machtbereich weiter, als Graf Bülow ins restaurirte Kanzlerhaus umzog. Seitdem ist der einst so heitere Herr allmählich sehr nervös geworden; das alte Selbstvertrauen, die fröhliche Zuversicht des stets vom Beifall empfangenen Portefeuilletonisten ist geschwunden. Wehe, wenn in seiner Zeitung ein Wort ihn ärgert, wenn ein Ressortchef wagte, ohne vom „leitenden Staatsmann" die Autorisation zu erbitten, auch nur drei Zeilen in die Norddeutsche zu schmuggeln! Nie hat ein Kanzler, nie hat selbst Otto Bismarck so unumschränkt, mit so eifersüchtiger Tyrannis über das Guanoblatt geherrscht wie Graf Bernhard von Bülow.

Und nun wird in beiden Häusern der Wilhelmstraße gewispert, es solle anders werden. Am ersten Oktober, auch in der Presse wurde es schon erzählt, soll Herr Hugo Jakobi Herrn Lauser ablösen. Unbegreiflich, heißts Nummer 32; Herr Jakobi, der in Straßburg, in München und bei den Berliner Neusten Nachrichten als Chefredakteur kein Glück gehabt hat, dem die Sozialdemokratie, wenn er sich als unser Häuptling etablirt, seine bitterbösen Artikel aus der Zeit der Bismarckfronde unter die Nase reiben kann und der doch wahrhaftig nicht objektiv ist! Den hat Bülow gewählt? Der wird ihm eine schöne Suppe einbrocken. Da wird die Rivalität der Ressorts, das Kukukseierlegen, der Wettkampf der Blauen und Gelben also wieder losgehen. Sehr begreiflich, heißts Nummer 77. Den hat Bülow sicher nicht gewählt. Den durften wir früher hier ja lange gar nicht empfangen. Dessen Neuste Nachrichten kamen kaum jemals in die Zeitungschau der Norddeutschen. Bülow, der sein anerkanntes Blatt von jeder Polemik, jedem schroffen Ton frei halten will, wird sich schön hüten, da drüben gerade jetzt den Bock zum Gärtner zu machen. Er hat überhaupt keinen Grund, die „Reorganisation des offiziösen Dienstes", von der jetzt so viel geredet wird, zu wünschen; er hat ja Alle an der Strippe und läßt, wenn er auf den Knopf

drückt, in München, in Karlsruhe, in Wien und Rom die Wasserkunst sprudeln. Der wird freiwillig den ungemein selbstbewußten Herrn Jakobi, den der selige Paul Kayser spottend den Liquidator der bismärckischen Masse nannte, auf Pindters Stuhl setzen? Prosit Mahlzeit. Kommt er, dann ist er Bülow aufgenöthigt. Er hat, durch Guido Henckel, allerlei nützliche Beziehungen. Und am Hof wird schon längst gemurrt, die Offiziösen seien in der Vertheidigung der persönlichen Politik des Kaisers allzu lau; immer nur Abschwächungen, Vertuschungen, statt mit Keulen dreinzuschlagen. Eine Prise Bismarck sei jetzt kein Unglück mehr, da die Kontinuität der kaiserlichen Politik ja über jeden Zweifel erhaben sei; und wenn den Herrn Reichskanzler die Erinnerung an den Kürassier ärgere, so gebe es doch noch höhere Interessen als die seiner empfindlichen Nerven. Wie wars neulich wieder mit der Depesche! Da mußte man ganz anders ins Zeug gehen. Nur aus der Gegend kann Herr Jakobi lancirt sein. Er hat vor Jahren mal einen Artikel geschrieben, der dem Kaiser so gefiel, daß er der Schulkonferenz ein Stück daraus vorlas. Hofsache. Stärkere Leibgarde wird gewünscht. Und Bülow ist nicht mehr tanti, sich energisch zu wehren, trotzdem er sicher weiß, welche Fülle neuen Aergers ihm da angerichtet wird.

Wahrscheinlich wohnen in Nummer 77 die klügeren Leute. Nach allen Lehren der Psychologie muß der Kanzler, wie er nun einmal ist, seinem anerkannten Organ völlige Farblosigkeit wünschen und die Dienstleistung eines Zeitungschreibers scheuen, der sich durch heftige Fehden gegen Centrum, Freisinn, Elsässer, Polen, Partikularisten und Sozialisten aller Art kompromittirt hat und der geneigt ist, sich als einzigen legitimen Vertreter bismärckischer Staatskunst zu geberden. Graf Bülow ist nicht naiv. Er weiß, daß Wesentliches nur durch die Zeitungen zu erreichen ist, die vor jedem Quartalswechsel durch irgend einen Alarmruf ihre Unabhänigkeit den Quiriten zeigen, gouvernementalen Einflüssen aber stets zugänglich bleiben, und daß, was Bonaparte, Metternich, Bismarck nicht vermochten, heute möglich geworden ist: die Herrschaft über die ganze großkapitalistische Presse, die den zwischen Regirung und Kapital nöthigen Frieden nie ernstlich gefährden darf. Er hat in Bismarcks Reden gelesen, „daß es ein mangelhafter Zustand war, wenn man die Regirung für jedes Wort verantwortlich machen konnte, das in der Sternzeitung gestanden hatte. Diese wurde dadurch zu einem verwässerten Staatsanzeiger. Deshalb giebt es keine offiziöse Presse mehr; es ist mein erstes Gewerbe gewesen, als ich das Ministerium übernahm, sie abzuschaffen". Das war 1864; und 1872 sagte der Kanzler: „Ich kann nicht oft genug wiederholen: jede Zeitung, für deren ganzen Inhalt die Regirung verantwortlich sein sollte, müßte die Langweiligkeit eines Staatsanzeigers annehmen; sie könnte gar keine Färbung tragen, sie müßte trocken werden". Genau so hat Graf Bülow bisher die Pflichten des offiziösesten Blattes gesehen und ihm die Langweiligkeit eines Staatsanzeigers zu sichern gewußt. Wenn er den offiziösen Dienst jetzt wirklich „reorganisirt" und sich der Gefahr aussetzt, für jedes Zufallswörtchen bei Hofe verantwortlich gemacht und von den neidischen Holzpapierkonkurrenten gehänselt zu werden, dann thut ers ungern, thuts, weil ers thun muß, um nicht widerspenstig zu scheinen. Ob er eines schwarzen Tages dann aber nicht vom Guanofluch getroffen wird, der kaum minder verherend wirkt als der am Rheingold haftende? Geruchlos kann man faeces aller Sorten machen. Wer sich aber oft in Guanolagern aufhalten muß, verliert leicht Gehör und Sprache, sieht die Stirnhaut durch häßliche Flecke entstellt und kann sich, wenn der Staub in eine Wunde dringt, eine Blutvergiftung zuziehen, von der keines Arztes Kunst ihn mehr zu retten vermag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. September 1902.

Einzug.

Victor Emanuel, der König von Italien, war in Berlin. Und da er natürlich die Pracht der Puppenallee bewundern sollte, war vor seiner Ankunft rasch noch der neue Rolandbrunnen enthüllt worden. Das Ding wirkt zunächst wie eine Karikatur, wie eine lustige Verhöhnung neuberlinischer Monumentalkunst. Wenn Hövell oder Kranzler einem zum Stadtrath beförderten Händler eine Eisspeise lieferten, könnte das Werk ihrer Phantasie nicht niedlicher aussehen: unten Chokolade, oben Schlagsahne, in der Mitte Kaffeeeis; und überall kleine Röhrchen, aus denen Dessertschnäpse fließen. Das erste Staunen löst sich in helles Gelächter. Alle Stile sind zusammengebacken, von strenger Gothik bis zum ausgelassensten Barock; aus einer Architektur, die Rathhausmauern mit alten Fenstern vortäuschen soll, sprudelt Wasser in unbeschreiblich komische Waschbecken hinein; Gold, Kupfer, Granit, Bronze vereinen sich zu einer unerhörten Kakophonie; und oben, über Reliefs, die aus dem Zeichenheft des kleinen Moritz zu stammen scheinen, thront, wie bei beginnendem Thauwetter ein Schneemann, der Roland: ein trauriger Kerl ohne Knochen, von dessen Schultern ein Mantel aus Watte, Schnee oder Schlagsahne herabhängt. Auf einem münchener oder wiener Gschnasfest müßte das Ungethüm Jubel erregen, denn es zeigt in grotesker Verzerrung alle Fehler der berliner Renaissance. Hier aber ist es wohl gar ernst gemeint? Sicher. Das Talent seines Schöpfers, des Professors Lessing, reicht ja nicht einmal zu einem Monumentalwitz aus. Bei dem Gedanken, daß diese Pfuscherei stehen bleiben soll, könnte man wüthend werden. Keine Großstadt der Erde hat ähnliche Abscheulichkeiten aufzuweisen; nirgends sonst wird auf öffentlichem

Platze so der Geschmack ganzer Generationen verdorben. Doch im Grunde paßt es hierher. Nur Herr Lessing, der dem eigenen Ahnherrn, dem unlyrischen Gotthold Ephraim, eine Lyra ans Stümperdenkmal gepappt hat, konnte die Gräuel der Puppenallee überbieten. Wer an dem Bilde des Douchenrolands rastet und das Auge von dort vorwärtsschickt, durch die Doppelreihe der Figurinenfürsten bis zu dem Riesenspargel mit der in Butter gebratenen Victoria, Der kann nicht ahnen, daß er in der Zeit der Rodin und Meunier, der Klinger und Hildebrand lebt. Der muß glauben, nach Schlüter, nach Rauch sei von einer Barbarenhorde Alles vernichtet worden, was es im Spreesand an Kunstkeimen gab, Alles bis auf die letzte Spur, und eine traditionlose Steinmetzenschaar habe sich dann schwitzend bemüht, nach schlechten Theaterskizzen Denkmale zu schaffen. Nur nicht wüthend werden. Schlimmer kann es ja kaum noch kommen. Auch diese Häufung von Stein und Bronze wird, als warnende Erinnerung an Tage drohender Rebarbarisirung, einst gute Dienste leisten. Wenn nun noch das Dommonstrum fertig ist, wird den Berlinern die Besinnung wiederkehren, wird man aufhören, am Liebsten den Leuten Arbeit zu geben, die gar nichts können. Der Spott der Fremden ist ja schon jetzt kaum noch zu übertönen. Die Franzosen, die den Roland mit neidloser Freude an solchem bunten Spaß geschildert haben, fragten nur neugierig, was denn der Paladin Caroli Magni bei den Markgrafen von Brandenburg zu suchen habe. Als ob der wehmüthige Schneemann der britannici limitis praefectus sein solle und nicht der Rutland, der in alten Städten des deutschen Nordens mit dem blanken Schwerte die Marktrechtsfreiheit wahrt. Vor die Thiergartenvillen der Bankdirektoren paßt er ja eigentlich nicht; aber auf Festblättern kann man lesen, daß er gerade an dieser Stelle sehr würdig den kerndeutschen Bürgergeist repräsentirt, den die allhiero auf marmornen Heldenbeinen versammelten Fürsten, Kaiser Siegmund, der dicke Wilhelm und all die anderen großen Männer, bis auf die Höhe der Siegessäule geführt haben. Den Franzosen fehlt eben jede Ahnung von deutscher Geschichte. Auch von der höheren Kunst und den ewigen Gesetzen der Schönheit verstehen sie nichts; sonst hätten sie über das griesgrämig posirende Röhrenmännchen nicht schnöde Witze gemacht. Laßt sie nur lachen: Berlin ist doch nächstens die schönste Stadt der Welt.

Das Ziel ist freilich nur zu erreichen, wenn der Stadtbaurath Ludwig Hoffmann uns erhalten bleibt. Dem sollten die Spreeathener Altäre errichten. Wenn er den Auftrag bekommt, ein Volksbadehaus zu bauen, kopirt er den Palazzo Pitti. Warum auch nicht? Ob ein Haus zum Wohnraum eines

florentiner Krösus oder zur Reinigung von Proletarierleibern bestimmt ist, braucht man ihm von außen doch nicht anzusehen. Auf die Fassade kommt es an, in der Architektur wie in der Politik. Doch der Stadtbaurath ist nicht etwa immer ein unselbständiger Nachahmer. Vor zwei Jahren, als der Kaiser von Oesterreich nach Berlin kam, sahen wir auf dem Pariser Platz einen hoffmännischen Pylonenbau, wie kein Auge ihn je noch erschaut hatte. Diesmal war von der Gemeindevertretung nicht so viel Geld bewilligt worden wie einst im Mai 1900. Zwar ist Lagardes grimmiger Wunsch noch nicht erfüllt, „den von irgend welchem großsprecherischen Eigennutz genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen noch nicht abgewöhnt, das Geld ihrer Mitbürger zu vergeuden", und mehr als je vorher wäre heute, da die ärmsten Kommunen Unsummen in Firlefanzereien verzetteln, die Bestimmung nöthig, die er schon 1881 empfahl: „Die Stadtverordneten oder Bürgervorsteher müssen für allen Schnickschnack, zu dem sie das Geld Anderer bewilligen, regreßpflichtig gemacht werden." Immerhin hat die Angst vor der Sozialdemokratie und ihrem Heer Arbeitloser die Väter der Bärenstadt jetzt sparen gelehrt. Aber ein Künstler vom Range unseres Hoffmann vermag auch mit kleinen Mitteln Großes zu wirken. Brelique-Breloque: aus dem Brandenburger Thor ist ein allerliebstes Kinderspielzeug geworden, funkelnagelneu, wie aus der Weihnachtschachtel. Der Betrachter merkt nicht gleich alle Feinheiten dieser Schmuckkunst, weil ihm zuerst grün und roth vor den Augen wird. Das sind — Weiß ist auch nicht vergessen — die italischen Farben, in die der Doppelportikus zur Feier des Tages gekleidet ward. Hat der Blick sich sacht an den Regenbogen gewöhnt, dann bewundert er auch den Goldanstrich der berlinischen Propyläen. Ueberall Goldfarbe; ganz wie auf Heines Bild der Kunst im Hause treibenden Kleinbürgerfamilie, die bis aufs Nachttöpfchen herab alles Geräth schön mit Gelbocker bepinselt hat. Die Stufen sogar, auf denen man zur Quadriga steigt, sind mit Goldfarbe gestrichen, die dorischen Säulen mit Goldfransen behängt. Das hat weder Langhans noch Mnesikles geträumt. Die dachten noch, Marmor müsse wie Marmor, Sandstein wie Sandstein aussehen und es sei Sünde wider den Heiligen Geist, dem Material falschen Schein aufzutünchen. Ueber solches Vorurtheil ist unsere offizielle Baukunst längst hinaus. Grün-weiß-rothe Decken, Goldfarbe, Goldfransen: dann wirkt das alte graue Ding wieder wie neu. Und der Stadtbaurath hatte noch einen entzückenden Einfall: vor und hinter dem Thor brachte er Riesenbüsche an, aus denen nachgemachte Orangen hervorblinkten. Kennst Du das Land? Schmock hat uns leider nicht erzählt, ob Victor Emanuel von dieser zarten

Huldigung nicht „tief ergriffen" war. Die Leute aus dem berliner Norden aber hatten gewiß noch nie ſolche Apfelſinenſammlung geſehen. Zu reizend. Und alle Einzelheiten ſtimmen ſo gut zu einander. Alles unecht, Alles mit feinſter Weisheit zur Augentäuſchung erſonnen. Wirklich: zu reizend!

* * *

„Nun weiter auf, nun weiter an! Wies tummelt auf der Ehrenbahn!" Goethes moraliſch-politiſches Puppenſpiel bleibt auch ohne friſchen Anſtrich immer neu. Viel iſt auf der Ehrenbahn nicht zu erblicken. Fahnen. Ein paar Blumenkübel. Die loyalſten Geſchäftsleute haben ihre Bettvorleger über die Balkongitter gehängt. Der ganze Häuſerſchmuck ohne Einheit, ohne Stil, ohne Anpaſſung an Material und Umgebung. Das Getümmel fehlt freilich nicht. Hunderttauſende ſind auf den Beinen, um eine Hofkutſche zu ſehen. „Seis Kammerherr nun, ſeis Lakai: genug, daß Einer drinne ſei!" Im Grunde iſt das beſte Regirungſyſtem: das Volk mit Feſten zu füttern. Der kleine Mann hat ſo wenig vom Leben, daß ein Bischen Buntheit ihn Alles vergeſſen läßt. Und die Folgſamkeit dieſer Menſchen müßte ſelbſt ein Tyrannenherz rühren. „Rechts gehen!" Sie gehen rechts. „Zurück!" Sie weichen zurück. Von ſieben Uhr früh an ſind ganze Stadtviertel auch den Fußgängern geſperrt; unmöglich, den Bahnhof, den Arzt, den Gerichtstermin, die Schreibſtube zu erreichen, wenn man nicht zeitig für einen Paſſirſchein geſorgt hat, der übrigens nicht leicht zu haben iſt. Und Niemand murrt. Das wählt Sozialdemokraten, läuft aber anderthalb Stunden, um einen Galawagen zu ſehen. Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein! Arbeiter, wirkliche Fabrikarbeiter, die auf ihren Paul Singer ſchwören, kaufen den Kindern Einzugspoſtkarten. Einzug: Das iſts. Jahrhunderte lang wurde das Wort nur angewandt, wenn ein ſieghafter Feldherr in die offenen Städte des niedergeworfenen Feindes rückte oder das Heer nach glorreichem Kampf heimführte. Jetzt iſts anders. Jede Woche bringt den Deutſchen Einzüge, in jeder Woche werden irgendwo Straßen und Häuſer geputzt und Spaliere gebildet. Früher dachte kein Menſch daran. Wenn Alexander oder Franz Joſeph nach Berlin kam, wickelten die Hoflieferanten ihre Fahnen auf; ſonſt blieb Alles alltäglich. Den großen Pomp ſparte man für die großen Tage. Doch früher gabs eben auch keine Einzüge. Man muß ſich nur über den Sinn der Wörter verſtändigen: dann iſt ſofort Alles klar.

* * *

Und warens etwa nicht große Tage, als Unter den Linden die Goldorangen glühten und der Lorber ſo niedrig ſtand, daß man ihn im Spazierengehen pflücken konnte? Nicht große Tage, als im Schweiß ihres Ange-

sichtes Schutzmänner zweimal in die Schulhäuser trabten, um zu verkünden, heute falle der Unterricht aus, Donnerstag wegen des Einzuges, Sonnabend wegen der Parade? Nur in Schicksalsstunden werden so plötzlich solche Entschlüsse gefaßt. Und in den Zeitungen wimmelt es denn auch nur so von „gewaltigen Momenten", „tiefen Eindrücken" und „nicht enden wollendem Jubel". Die Zeitungen waren überhaupt wieder ganz auf der Höhe. Zwei Pröbchen: „Gestern war dem Haupt der uns verbündeten Nation Gelegenheit gegeben, sich in die reiche Persönlichkeit unseres Kaisers zu vertiefen"; Berliner Lokalanzeiger, Centralorgan für die Reichshauptstadt. „Der König von Italien hat, wie wir in Erfahrung bringen, im persönlichen Verkehr mit den hohen Würdenträgern, mit denen er hier in Berührung kam, einen ganz bedeutenden Eindruck gemacht. Die hohe Reife, die der König in verhältnißmäßig jungen Jahren erreicht hat, sein unbefangenes, abgeklärtes politisches Urtheil und seine umfassende Kenntniß der politischen Verhältnisse, verbunden mit zielbewußtem Wollen, lassen ihn als einen Herrscher erkennen, der den Platz, auf den die Vorsehung ihn gestellt hat, stets ausfüllen wird"; Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Für das Hauptorgan der bürgerlichen Demokratie Berlins ist Victor Emanuel — der natürlich mit keinem hohen Würdenträger ernsthaft über Politik gesprochen hat — also nicht „durch den Willen des Volkes", sondern von Gottes Gnaden König. Als Graf Bülow den Annunziatenorden bekommen hatte, hieß es: „Das ist eine noch nie dagewesene Auszeichnung; bisher ist dieser Orden nur regirenden Herren verliehen worden. Der Reichskanzler war von der ganz unerwarteten Ehrung auch so mächtig ergriffen, daß er sich nur mehrmals stumm verneigen konnte." Mit solchen Geschichten singt man Kinder in den Schlaf. Da dem Ministerpräsidenten Zanardelli der Orden vom Schwarzen Adler verliehen wurde, mußte auch der deutsche Kanzler den höchsten Orden erhalten, den Italien zu vergeben hat; und der ordine supremo dell' annunziata kann jedem Edelmann aus gutem Hause verliehen werden, der den Mauritius- und den Lazarusorden schon hat. Der neuste Ritter des alten Savoyerordens wird die den Brustschmuck umgebende Devise F.E.R.T. gewiß nicht nach dem Vorbild galliger Weiberfeinde zu dem Schreckspruch deuten: Femina erit ruina tua... Und nach den Trinksprüchen der Monarchen lasen wir, noch nie sei bei Fürstenbegegnungen ein so begeisterter und begeisternder Ton angeschlagen worden. Nie? Das Gedächtniß der Herren ist so kurz wie ihr Gedärm. Als Franz Joseph in Berlin war, nannte Wilhelm der Zweite ihn den „großen Kaiser", den „in einem welthistorischen Moment erster Größe" der „Pulsschlag des gesammten

Volkes" begrüße. Das Gebahren der berliner Presse wurde im Figaro kindisch genannt; grob, aber richtig. In Paris, in London und Petersburg sinkt die Presse doch nicht so in den Stil der Eierfibel. Kindisch ist auch ihr Modebrauch, eines schönen Morgens, wie von bekannten Bewußtseinsthatsachen, von starken, gewaltigen, unwiderstehlichen Gefühlen zu reden, deren Existenz gestern noch keine Menschenseele ahnte, übermorgen keine mehr ahnen wird. Das Gesinde sollte in der Wilhelmstraße vor übertreibendem Eifer gewarnt werden. Wenn es nicht gar so aufdringlich von dem vor Reval geknüpften Herzensbund geschwatzt hätte, wäre in den Eclair nicht die Nachricht lancirt worden, der Kaiser habe beim Abschied dem Zaren durch Signalflaggen zugerufen: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans" und auf dem selben Wege die Antwort erhalten: „Glückliche Reise!..." Die Unsitte, den Kronenträgern Gefühle zu suggeriren, die sie nicht freiwillig selbst aussprechen, müssen unsere Byzantiner sich wieder abgewöhnen. Auch Monarchen können ärgerlich werden.

Große Ansprüche machen sie sonst ja nicht. Immer die selbe Vergnügungliste: Galadiner, Galavorstellung — diesmal gabs zwei bis zur Unerkennbarkeit zusammengestrichene Akte der Opern Aida und Carmen —, Birsch, Feuerwerk, Zapfenstreich, Parade. Von dem Volk, seiner Kraft, seinem besonderen Genie sehen sie nichts und können am Ende kaum noch unterscheiden, in welchem Lande sie gerade die Hand an den Helm legen müssen. Auch die Zuschauer fragen nicht viel danach, ob in dem Prunkwagen ein König, ein Schah oder des Mikados gelbe Majestät sitzt. Damit haben kluge Monarchen sich längst abgefunden; sie wissen, was der Jubel werth ist. Solche Besuche gehören zur Konvenienz, sollen eben darum aber auch äußerlich wenigstens konventionell verlaufen. Wer einen Fremden bei sich zu Gast hat, wird sich verbitten, daß an der Tafel Einer aufsteht und über das Porzellan hinbrüllt: Dieser Besuch zeigt unzweideutig, wie fest, wie unlöslich der verehrte Herr Krause unserem geliebten Siegfried Meyer und dessen ganzem Hause verbunden ist; er zeigt zugleich aber auch, daß die Firma Meyer & Co. in allen Stürmen auf M. W. Krause rechnen kann. Vielleicht hatte der Gast dem Besuch nicht einen so ernsten, verpflichtenden Sinn gegeben; vielleicht kam er nur, weil er als höflicher Mann kommen mußte. Laßt, liebe Vertreter großmächtiger Plantagen, Krause doch selbst sagen, was er zu sagen wünscht.

* * *

Victor Emanuel soll ein bescheidener, schüchterner Herr sein, der sich als einen Lernenden fühlt und selten nur, nach vorsichtiger Wägung, ein schon

fest gewordenes Urtheil auf die Lippe treten läßt. Von fern ist nicht zu erkennen, welchen persönlichen Einfluß er auf die Politik Italiens übt; wahrscheinlich hat er bisher meist gethan, was Zanardelli ihm zu thun rieth. Italien, das nicht mehr, wie zu Palmerstons Zeit, auf Englands nie ganz sichere Hilfe angewiesen sein will, wünscht — und braucht — gute Beziehungen zu Frankreich und Rußland. Deshalb fuhr der König zuerst nach Petersburg. Italien hatte keinen Grund, den Dreibundvertrag zu kündigen, wenn es nur von der Last und der Feindschaft befreit wurde, die dieser Vertrag ihm aufbürdete. Deshalb wurde das Bündniß, nicht aber die Militärkonvention verlängert und in Paris ausdrücklich erklärt: Nie werden wir, unter keinen Umständen, gegen Frankreich zu den Waffen greifen, wenn es uns nicht durch einen direkten Angriff dazu zwingt. Diese Erklärung hat der Minister Delcassé, wie seine Offiziösen behaupten, auf Wunsch des Kollegen Prinetti, im französischen Parlament wiederholt. Ist Italien aber nicht zu einer genau bestimmten Kontingentsstellung verpflichtet, bringt dem Reich der Savoyer den casus foederis nicht der Augenblick, wo Deutschland von Frankreich angegriffen wird, dann ist das Bündniß für uns werthlos. Mag sein, sagen die Italiener; aber Ihr habt ja selbst so oft verkündet, der Friede sei auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert, daß Ihr heute doch wirklich nicht schon für den fernen Kriegsfall vorzusorgen braucht. Eigentlich habt Ihr Recht, wird von Berlin aus geantwortet; lassen wirs also nach außen beim Alten. Auf eine so günstige Himmelsstirnung hatten die römischen Staatskünstler im kühnsten Traum nicht zu hoffen gewagt. Das Mißtrauen der Franzosen, das den Handel Italiens so lange lähmte, ist beseitigt, das Patronat des Zaren für das Gebiet der Türkenliquidation gewonnen und Deutschlands wichtige Freundschaft dennoch nicht verscherzt. Nun konnte Victor Emanuel die von der Höflichkeit nicht minder als von der Sehnsucht nach einem bequemen Handelsvertrag gebotene Reise nach Berlin antreten. Der Dreibund besteht ja noch — ungefähr in der selben Verfassung, wie um die Mitte der vierziger Jahre der Vierbund bestand, von dem Friedrich Wilhelm der Vierte und Canitz so gern sprachen —, wird wohl bis zu der Stunde bestehen, wo er wirksam werden soll. Herr Zanardelli, ein Mann von vielen Graden, hatte gewiß seinen König gebeten, den Friedenszweck der Verbündung zu betonen und mit keiner Silbe die Möglichkeit einer Waffengemeinschaft anzudeuten. Vor dem Brandenburger Thor ergriff der Oberbürgermeister Kirschner das Wort und ließ es nicht wieder los, ehe er erzählt hatte, das „gesammte deutsche Volk" — anders thun solche mottenburger Tyrannen es nun einmal nicht — sehe in dem Besuch des Königs

einen neuen Beweis ſeiner Bundestreue. Unangenehm, mochte Victor Emanuel denken; um ſolcher Feſtnagelung zu entgehen, bin ich ja vorher nach Peterhof gefahren; wenn ich jetzt antworte, muß ich auch vom Dreibund reden: deshalb antworte ich lieber nicht; der Mann an der Amtskette kann ja nicht wiſſen, ob ich Deutſch verſtehe. Alſo: „Meine mangelhafte Kenntniß Ihrer Sprache, Herr Oberbürgermeiſter, hat mich leider gehindert, Ihrer Rede zu folgen, und nur mit franzöſiſchen Worten kann ich deshalb meinen Dank für den ſchönen Empfang ausſprechen.“ Dieſe Klippe war umſchifft. Dann kamen die Trinkſprüche, die, wie man annehmen muß, vorher verabredet waren. Der Kaiſer ſprach ſehr herzlich von der Freundſchaft der Häuſer Savoyen und Hohenzollern, ſehr emphatiſch von dem „in alter Kraft fortbeſtehenden“ Dreibund, dem er noch lange Dauer wünſcht. Der König erwiderte ſehr artig; kein Wort von der „alten Kraft“, kein Wunſch langer Dauer: „Das alte Bündniß wird jetzt allgemein als ein Sinnbild des Friedens erkannt.“ Bis dahin war Alles leidlich gegangen. Nun aber fiel die Kulikapelle mit dröhnender Blechmuſik ein. Seht Ihr, ſeht, Franzoſen, Moskowiter, ruppige Briten: wir haben Freunde! Und Ihr ſeid bis auf die Knochen blamirt. (Die Engländer, die nur die Auflockerung des Dreibundes ärgern könnte, werden, weil es die Mode ſo will, ſtets den Neidhammeln zugezählt.) Dieſes Geheul iſt nicht nur würdelos, ſondern auch dumm. Das Deutſche Reich iſt noch nicht ſo ſchwach, daß es, wie Herr Kirſchner meint, ſeine Hoffnung auf Italien gründen muß. Und wenn der Verſuch fortgeſetzt wird, dem entkräfteten Halbinſelreich neue Feindſchaften an den Hals zu hetzen, dann erleben wir wieder „klärende Feſtſtellungen“ von der Sorte, von der wir ſeit der Weltmarſchallſchaft ſchon allzu viele Proben empfangen haben.

* * *

Wie wärs, wenn wir jetzt eine Weile nicht mehr vom Dreibund redeten? Auch das mit Goldfarbe, Goldfranſen und Goldorangen aus Pappe geputzte Brandenburger Thor darf man nicht alle Tage vor Augen haben; ſonſt merkt man Hoffmanns Faſſadenpolitik. Der Einzug iſt ja vorbei. Orgelum, Orgelei, Dudeldumdei: mit dieſem Drehkaſtenklang endete, nach der großen Staatsaktion, ſchon in Plundersweilern das welthiſtoriſche Feſt.

Die Linie.*)

Es scheint, daß das Verlangen nach Heiterkeit zur Entdeckung eines Ornamentes führen müßte, dessen Eigenthümlichkeiten mit dem logischen und vernünftigen Prinzip des Schaffens verschmelzen würden. Ein naturalistisches, ja, selbst ein stilisirtes Ornament würde nie den Eindruck der Unabänderlichkeit und den endgiltigen Begriff der Dinge, die wir schaffen, vervollständigen. Zwischen einem stilisirten Ornament, dessen Motiv der Natur entlehnt ist, und dem Zweck, für den wir es bestimmen, liegt immer doch seine „naturalistische" Erscheinung und seine Bedeutung. Beide wollen ihre Rechte wahren und dulden wohl eine Stilisirung, die den stilisirten Gegenstand in eine vereinfachte, veredelte Welt versetzt, aber sie werden sich nie in den Willen der reinen Ornamentik fügen, die ihre Bestandtheile aus sich selbst schöpft und Formen schafft, indem sie sich auf die nothwendigen Konstruktionmittel stützt oder der sonst toten Materie durch Licht und Schatten, die sie hervorruft und rhythmisch vertheilt, Leben giebt.

Das Ornament hat schon verschiedene Wandlungen im Laufe seiner Entwickelung durchgemacht, aber erst neuerdings verfiel man ins Naturalistische. Früher war das Ornament entweder geometrischer oder symbolischer Art; aber in beiden Fällen blieb es abstrakt.

Die symbolische Ornamentik entlehnte wohl der Natur die Gegenstände, denen sie eine ideale Bedeutung beilegte, aber sie wandelte sie entsprechend in Abstraktionen um. Diese haben ihren abstrakten Charakter so lange gewahrt, wie das Symbol beibehalten wurde, und wenn sie seitdem im Bereich der Ornamentik geblieben sind, ohne irgend welche Bedeutung zu haben, so kommt es daher, daß die Architektur und alle industriellen Künste aufs Gerathewohl, ohne Prinzip und ohne Sinn, ihre Kunst trieben.

Man kann aber behaupten, das Ornament sei abstrakter Natur; und deshalb ist es nicht weiter merkwürdig, daß man es wieder in die ihm gebührenden Schranken weist.

Die griechische Kunst giebt uns genauen Aufschluß über das Wesen des Ornamentes, das in der griechischen Architektur nur eine rhythmische Funktion ausübt, also nichts Eigenes ausdrückt.

In der That stellte das griechische Ornament vor der Zeit des Verfalles nichts vor. Die Griechen verfuhren ornamentalisch, um Leben in ihre Werke

*) Auszug aus einem Buch, das, unter dem Titel „Laienpredigten", nächstens im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erscheinen wird.

zu bringen. Sie empfanden die Nothwendigkeit, das Ornament da anzubringen, wo ein Vorsprung ohne Wirkung blieb, da, wo eine tief beschattete Fläche sich befand, bei deren Anblick man ohne Ornament die schreckliche Ahnung des Nichts gespürt hätte. Bei den Griechen ist das Ornament das Leben; es trägt Leben in sich, gerade wie der Dionysoskult selbst. Die griechische Kunst ist bis ins Innerste von solcher Lebenssehnsucht erfüllt und die Ornamentik kommt diesem Verlangen zu Hilfe und bringt wirklich Leben in die Architektur. Eine solche Ornamentik führte den griechischen Künstler zu vorher unbekannten Formen, weil seine einzige Sorge war, das sonst tote Material zu beleben und Rhythmus in den Raum zu bringen, den er aus starrer Lethargie erweckte.

Zwischen diesem Verfahren und dem unseren liegt eine Welt von Verirrungen, von Mißverständnissen, knechtischen Nachahmungen und Entwürdigungen. Wir dürfen keine Symbole mehr gebrauchen und die Anwendung des rein geometrischen Ornamentes scheint uns eben so geistlos wie das Verfahren, in irgend einen Stoff Blumen zu weben, an irgend einem Gegenstand ein Thier anzubringen oder in die Möbel eine nackte Figur zu schnitzen. Ferner aber ist unsere Unkenntniß, woher die Ornamente der antiken Kunst ihre Formen und ihr Leben entnommen haben, so groß, daß heute ihre Anwendung noch geistloser ist als die Verwendung natürlicher Dinge. Die Aufgabe des Ornamentes in der Architektur scheint mir eine doppelte. Sie besteht erstens darin, die Konstruktion zu unterstützen und ihre Mittel anzugeben, zweitens darin, durch das Spiel von Licht und Schatten Leben in einen sonst zu gleichmäßig erhellten Raum zu bringen. In beiden Fällen schöpft das Ornament aus dem Raum selbst, den es durch sein eigenes Leben belebt. Man kann daraus schließen, daß die Anwendung des symbolischen Ornamentes weniger rein war als die andere, die der ornamentalen Aufgabe des Ornamentes keinen Hintergedanken beimischt und ihrer unabänderlichen und vernünftigen Gestaltung nirgends im Wege steht. Ich behaupte, daß man mit solchen Prinzipien gänzlich neue architektonische Ornamente schaffen kann, die Schritt vor Schritt den Intentionen des Baues und den einzelnen Konstruktionmitteln und Gliederungen folgen und sich dann, je nach dem Material, ändern werden.

Die Gesetze, die die Formen solcher Ornamente bestimmen, sind neu und noch nicht genügend erforscht; eines Tages aber werden sie wohl genauer bestimmt werden. Die Wissenschaft hat dieses Gebiet beinahe vollständig vernachlässigt und wir wissen heute von der Linie nicht mehr, als der Maler Eugen de la Croix von der wissenschaftlichen Theorie der Farben ahnte, ehe Chevreul, Helmholtz und Rood deren Gesetz bestimmt hatten. Heute muß jeder Maler wissen, daß ein Farbenstrich den anderen beeinflußt, nach den

bestimmten Gesetzen des Gegensatzes und der gegenseitigen Ergänzung; er muß wissen, daß er nicht frei und nach Willkür damit verfahren darf. Ich bin fest überzeugt, daß wir bald eine wissenschaftliche Theorie der Linien und Formen erhalten werden. Eine Linie ist eine Kraft, die ähnlich wie alle elementaren Kräfte thätig ist; mehrere in Verbindung gebrachte, einander aber widerstrebende Linien bewirken das Selbe wie mehrere gegen einander wirkende elementare Kräfte. Diese Wahrheit ist entscheidend; sie ist die Basis der neuen Ornamentik, aber nicht ihr einziges Prinzip. Ich habe in meinem Buch „Die Renaissance im Kunstgewerbe" in dem Kapitel, das ich der Ornamentik widme, die Vermuthung ausgesprochen, daß man bald die komplementären Linien entdecken werde; aber ich will die Leser nicht veranlassen, meinen Hypothesen zu folgen, sondern nur Das, was unbedingt zugegeben werden muß, erklären. Wenn ich sage, daß eine Linie eine Kraft ist, behaupte ich nur etwas durchaus Thatsächliches; sie entlehnt ihre Kraft der Energie Dessen, der sie gezogen hat. Diese Kraft und diese Energie wirken auf den Mechanismus des Auges in der Weise, daß sie ihm Richtungen aufzwingen. Diese Richtungen ergänzen einander, verschmelzen mit einander und bilden schließlich bestimmte Formen. Nichts geht dabei verloren, weder von der Energie noch von der Kraft, und ein so entworfenes, nach den Wirkungen der elementaren Kräfte auf einander ausgearbeitetes Ornament erlangt die unabänderliche und reine Gestaltung einer Deduktion und bewahrt sich fortdauernde Kraft und Wirkung.

Wenn man zugiebt, daß eine Linie eine Kraft ist, die alle mit ihr in Verbindung stehenden Linien beeinflußt: wie kann man dann, ohne diese Wahrheit umzustoßen, gelten lassen, daß wir in einen von Linien — die selbst Kräfte sind und durch Einfluß wirken — begrenzten Raum willkürlich eine Blume, ein Thier, ein menschliches Gesicht hineinkomponiren, die sich nur auf die Gefahr hin, alles Blumenhafte, Thierische oder Menschliche zu verlieren, diesen Einflüssen unterwerfen können? Ein Künstler, der in einen gegebenen Raum nach seinem persönlichen Geschmack und seiner Zufallslaune irgend welche Formen hineinkomponirt, erinnert mich an den Unfug eines Schülers, der dem Lehrer, statt der Lösung einer mathematischen Aufgabe, ein hingekritzeltes Portrait vorlegen würde. Ein solcher Spaß hätte eben so wenig Beziehung zu der zu lösenden Aufgabe, wie das von dem Künstler ersonnene Ornament auf das Problem Bezug hat, das ihm die verschiedenen Kräfte — Linien —, die den Raum begrenzen, in den er sein Ornament hineinkomponiren soll, zu lösen aufgaben.

Der Unterschied zwischen dem neuen und dem naturalistischen Ornament ist eben so groß wie der zwischen etwas Bewußtem und etwas Unbewußtem, etwas Richtigem und etwas Falschem, etwas Gesundem, das Kraft giebt,

weil es so ist, wie es sein soll, und etwas Ungesundem, das der Willkür überlassen ist — die einmal irgendwo ein Motiv der Natur entnimmt, mit dem selben Recht aber auch das Gegentheil wollen konnte —, etwas nach den wirksamen Gesetzen der Harmonie der Formen und Linien Bestimmtem und etwas Ungeordnetem, Chaotischem, das aus der wunderbaren Verkettung aller Dinge mit den Naturgesetzen hervorgeht.

Wer von diesen Gesetzen und dem Einfluß der Linien auf einander durchdrungen ist, Der kann sich nicht unbefangen fühlen. Sobald er eine Linie gezogen hat, kann keine, die er ihr gegenüberstellt, sich mehr von dem Begriff lösen, der in jedem Theil der ersten eingeschlossen liegt; die zweite wirkt wiederum auf sie, die sich nun ändert, sich ummodelt im Verhältniß zur dritten und aller anderen, die noch folgen werden. Man muß nun alle Linien, aus denen später Formen entstehen, in solche Harmonie bringen, daß alle Wirkungen berechnet und neutralisirt werden. Das ist die Aufgabe Dessen, der sich mit der neuen Ornamentik beschäftigt.

Jeder weiß, wie verschiedene, lächerliche und ins Lächerliche gezogene Namen man ihr gegeben hat; ich kann nur rathen, sie „natürlich“ zu nennen. In ihr bethätigen sich wirklich die selben Kräfte wie in der Natur, mögen es Wind, Feuer oder Wasser sein. Der Bach, der sich ungestüm auf einen Felsblock stürzt — der aber zu mächtig ist, um von der Stelle gerückt zu werden —, wendet seinen Lauf und verbreitert seine Wellen und zugleich die dem Ufer gegenüberliegende Ausbuchtung; der Wind, der sich auf die mächtigen Gipfel der Berge stürzt, bricht sich an ihrer unangreifbaren Masse; das entfesselte Feuer, das in steinerne Gewölbe eindringt, erlöscht und entweicht aus den Oeffnungen. Ueberträgt man diese Erscheinungen in die reine Welt der Linien und Formen, so wird man ähnliche Wirkungen wahrnehmen. Der Name thut wenig zur Sache; nur darauf kommt es an, daß der Begriff dieser Ornamentik klar dargelegt wird. Dann wird das Gesetz der Anpassung schon fordern, daß dieses Ornament genau mit der modernen Architektur verschmilzt, nämlich mit der Architektur, die der Kunst der Ingenieure mehr entlehnt als der des Baumeisters und deren Schöpfungbasis aus den Berechnungen der Kraft und ihres Widerstandes entspringt.

Weimar. Henry van de Velde.

Das Wesen des Unendlichen.

Zu den schwierigsten, aber auch interessantesten Wissensgebieten gehörte von je her das Grenzgebiet zwischen Mathematik und Philosophie, insbesondere die Frage, wie weit man genöthigt, berechtigt und befähigt sei, begreifend und rechnend an das Unendliche heranzutreten. Im Irrthum ist, wer meint, man könne das Unendliche ganz bei Seite lassen oder man müsse es allein dem geheimnißvollen Reich anheimgeben, das man die Höhere Mathematik nennt. Schon der junge Schüler, der in die Dezimalbruchrechnung eingeführt wird, steht, wenn er ein Drittel durch einen Dezimalbruch ausdrücken soll, vor einer unendlichen Zahl (0,333 . . .); den Kreis, den er berechnen soll, kann er nur als ein Vieleck von unendlich vielen Seiten berechnen und das ernste Problem paralleler, unendlich verlängert gedachter Linien beunruhigt den Quartaner, wie es die Mathematiker schon seit Jahrtausenden beunruhigt, ohne daß sie es bis zur Stunde völlig zu lösen vermochten. Umgehen läßt sich das Unendliche durchaus nicht; Körper, Flächen, Linien, Winkel, Punkte, Zahlen und Bewegung haben mit dem Unendlichen so viel wie mit dem Endlichen zu thun. Nicht leicht nun finden sich Gelehrte, die sowohl der mathematischen als der philosophischen, logischen und metaphysischen Seite des Unendlichen das selbe Verständniß und Interesse entgegenbringen. Der Mathematiker ist von Natur mißtrauisch gegen theoretische Erörterungen, die ihn von seinen Rechnungen abziehen, und der Philosoph wagt sich in das Dornengehege der Höheren Mathematik nur zögernd oder gar nicht hinein. Wenn aber Jemand einmal zeigt, daß er sich auf beiden Gebieten bewegen kann, so läßt er in der Regel den in unseren Tagen sich immer mehr verbreitenden Wunsch der Laien unberücksichtigt, einen möglichst tiefen Einblick in seine Erlebnisse thun zu dürfen. Um so froher müssen wir ein Werk begrüßen, das der mathematischen, der philosophischen und der populären Seite des Unendlichkeitproblems gewiß so weit gerecht wird, wie es heute möglich ist; ich meine das Buch, das Dr. Kurt Geißler bei B. G. Teubner in Leipzig unter dem Titel: „Die Grundsätze und das Wesen des Unendlichen in der Mathematik und Philosophie" veröffentlicht hat.

Ist ein Theil des Buches nur Dem zugänglich, der die Weihen der Höheren Mathematik empfangen hat, so sind doch auch Fragen darin besprochen, die bei geringeren mathematischen Vorkenntnissen oder Erinnerungen verständlich und anziehend sind.

Ein elementarer mathematischer Satz möge uns mitten in die Sache hineinführen. Werden zwei gerade Linien von einer dritten geschnitten, so nennt man zwei innere oder zwei äußere an entgegengesetzten Seiten der

schneidenden Linien liegende Winkel „Wechselwinkel" und lehrt: Zwei gerade Linien sind parallel, wenn ein Wechselwinkelpaar gleich ist. Zum Beweis denkt man sich die beiden von den geschnittenen Linien begrenzten, als unendlich lang gedachten Flächenstreifen auf einander gelegt; man kann sie durch Herumdrehen zu völliger Deckung bringen. So wird der Satz von Alters her bewiesen; auch das treffliche mathematische Lehrbuch von Mehler beweist ihn so. Und doch ist dieser Beweis nicht stichhaltig. Da wir hier keine Figur vor uns haben, so wollen wir uns so helfen: man denke sich einen Papierstreifen von 1 Centimeter Breite und so lang, daß man die beiden Enden gar nicht sieht. Nun schneidet man den Streifen unter einem Winkel von 60 Graden durch; dann paßt man die beiden Schnittstücke, von denen jedes einen Winkel von 60 und einen von 120 Graden hat, auf einander und zeigt so, daß alle Linien sich decken und die die Schnittstücke oder den ursprünglich gegebenen Streifen oben und unten begrenzenden Linien parallel sind. Geißler bestreitet nicht, daß man Das kann, aber er schneidet nur an dem einen Ende den 120 Grad betragenden Winkel durch, so daß an diesem Ende ein gleichseitiges Dreieck abgeschnitten ist, und zeigt, daß das des Dreiecks beraubte Ende, das ja auch wieder einen Winkel zu 60 und einen zu 120 Graden hat, dem anderen Ende wiederum kongruent ist. So läßt er den Widerspruch hervortreten: das erste Ende deckt sich, so lange es das Dreieck noch hat, mit dem zweiten Ende, und wenn das erste Ende das Dreieck verloren hat, deckt es sich auch mit dem zweiten Ende. Mit anderen Worten: das eine Ende müßte mit dem Dreieck gerade so groß sein wie ohne das Dreieck. Natürlich kommt dieser Widerspruch nicht heraus, wenn man den beiden Streifen gleiche und endliche Längen giebt. Das aber geht nicht, denn der Beweis muß eben für eine unendliche Länge geführt werden. Zu offenbarer Sinnlosigkeit führt also jenes von fast allen mathematischen Schulbüchern beliebte Beweisverfahren. Es hätte längst den einstimmigen Protest aller Mathematiklehrer hervorrufen müssen. Mathematisch gut veranlagte Schüler haben, wenn ihnen dieser Beweis vorgeführt wird, sofort das Gefühl, daß Etwas nicht in Ordnung ist; und die Begabtesten unter ihnen können von selbst auf den von Geißler erhobenen Einwand verfallen und ihre Lehrer damit matt setzen. Geißler versucht nun einen anderen Beweis; er bedient sich dabei unendlich kleiner Winkel. Für Anfänger ist meines Erachtens dieser Beweis zu schwer. Das Parallelenproblem ist und bleibt „das Kreuz und das Aergerniß" der Mathematiker.

Eigenthümlich ist dem Verfasser die Anwendung philosophischer Lehren von einer engen und tiefen Wechselbeziehung zwischen Denken und Sein auf mathematische Verhältnisse. Man denke sich einen Punkt, in gewisser Entfernung von ihm eine erste kleinere Strecke und parallel zu dieser eine zweite,

doppelt ſo große Strecke, die von der erſten ſo weit entfernt iſt wie die erſte von jenem Punkt. Nun denke man ſich ferner, daß von dem Punkt beliebig viele Strahlen ausgehen, die erſt die ganze kleinere und dann die größere Strecke durchſchneiden. Dann entſpricht jedem Strahlenſchnittpunkt auf der kleineren Strecke einer auf der größeren; und ſo kann man verſucht ſein, zu ſagen, auf der kleineren Strecke lägen gerade ſo viel Punkte wie auf der größeren. Nun kann man aber den Ausgangspunkt der Strahlen verſchieben und, zum Beiſpiel, auf dem einen der beiden das Strahlenbüſchel begrenzenden Strahlen ſo nah an die erſte Strecke heranrücken, daß ein neues, von dem neuen Standort des Punktes ausgehendes Strahlenbüſchel von der erſten Strecke nur noch die Hälfte durchſchneidet, dabei aber die ganze zweite Strecke trifft. Dann entſpricht jedem Strahlenſchnittpunkt auf der Hälfte der kleineren Strecke ein Strahlenſchnittpunkt auf der größeren; und man iſt nun verſucht, zu ſagen, daß auf der Hälfte der kleineren Strecke gerade ſo viele Punkte lägen wie auf der größeren. Man hat alſo erſtens auf der kleineren eben ſo viele Punkte wie auf der doppelt ſo langen größeren und zweitens ſchon auf der halben kleineren Strecke eben ſo viele Punkte. Jeden, dem mathematiſcher und logiſcher Sinn nicht völlig fehlt, muß dieſes Ergebniß, wenn er zum erſten Male davon Kenntniß nimmt, in hohem Grade überraſchen; man hat zwei Thatſachenreihen greifbar vor ſich, von denen die eine mit der anderen völlig unvereinbar ſcheint. Den Widerſpruch ſucht Geißler nun mit ſeinen Lehren auszugleichen, die darauf hinauslaufen, daß alles Gegebene erſt bis zu einem gewiſſen Grade geiſtig durchdrungen und beſtimmt ſein muß, ehe es ſich einem von Widerſpruch freien Verſtändniß überhaupt erſchließt. So lehrt er: Auf jeder Strecke liegen unendlich und zugleich unbeſtimmt viele Punkte. Das heißt: ohne Hinzufügung beſonderer Bedingungen kann die Anzahl der Punkte kein beſtimmtes Verhältniß zu einer anderen unendlichen Anzahl von Punkten haben. Durch Hinzufügung beſtimmter Umſtände aber, nämlich: daß die Punkte aufzufaſſen ſind als Schnittpunkte beſtimmt liegender, von einem beſtimmten Anfangspunkt ausgehender Strahlen, ſind die unendlichen Anzahlen nicht mehr unbeſtimmt, ſondern haben ein beſtimmtes Verhältniß. Die Länge einer Strecke hat an und für ſich mit der Anzahl der vorgeſtellten Punkte gar nichts zu thun. Es iſt auch falſch, einfach zu ſagen: Auf einer Strecke liegen ſo und ſo viele Punkte. Aus ſolcher Nachläſſigkeit im Ausdruck entſtehen die Widerſprüche. Richtig iſt nur der Ausdruck: „mit Punkten behaften“, wenn Mißverſtändniſſe zu befürchten ſind.

In welcher Weiſe behaftet wird, hängt von den Umſtänden ab, die wir unſerer Vorſtellung vorſchreiben. Sind dieſe anders, ſo iſt auch die Behaftung, die Zuſammenſetzung der Vorſtellungen anders. Es iſt falſch, zu ſagen: Eine Strecke hat eben ſo viele und gleichzeitig mehr Punkte als

eine zweite Strecke. Es muß heißen: Eine Strecke kann bei bestimmtem Längenverhältniß und bei der Vorstellung bestimmter Zuordnung der Punkte entweder mit der Vorstellung von eben so vielen oder von verschieden vielen Punkten behaftet werden, je nach der Art der begrenzenden Umstände. Das Unendliche ist nur dann gleich oder steht in sonst einem Verhältniß, wenn es begrenzt ist.

Denkt man sich, daß eine Gerade eine andere schneidet und daß der Schnittpunkt nach einer Seite hin unbegrenzt fortrückt, so erreicht dieser Schnittpunkt — populär ausgedrückt — einmal eine unendliche Entfernung, aber er erreicht sie nach Geißler weder durch einen Sprung noch durch Gleiten von einer bestimmten Stelle an. Sondern es steht damit so: eine räumliche Vorstellung, etwa die zweier Strecken, kann ich im Allgemeinen fassen, ohne mich schon entschieden zu haben, ob es endliche, unendlich kleine oder unendlich große sein sollen. Die Vorstellung der Strecken kann ich aber mit der Weitenvorstellung des Endlichen, des unendlich Kleinen und des unendlich Großen „behaften". Die Weitenbehaftung des Endlichen findet auf alles Räumliche Anwendung, was sinnlich wahrnehmbar ist oder doch als möglicher Weise sinnnlich wahrnehmbar vorgestellt wird; das untersinnlich Vorstellbare denkt man sich mit der Weitenvorstellung des unendlich Kleinen, das übersinnlich Vorstellbare mit der des unendlich Großen behaftet. Dem menschlichen Geist ist die Anwendung aller drei Weitenbehaftungen gleichmäßig nothwendig.

In der Einführung dieser Weitenbehaftungen und ihres geistigen Primates liegt das Wesentliche, das an Geißlers Auffassung und Behandlung des Räumlichen und des Unendlichen neu ist. Es gelingt ihm nun, von diesem Stützpunkt aus eine Reihe von Widersprüchen zu beseitigen, die das Räumliche und das Unendliche sehr leicht bietet; sie schwinden, wenn die Weitenbehaftung, auch die „gemischte", die Endliches und Unendliches zugleich umfaßt, mit ihren Rechten und Pflichten genau festgestellt wird. Das Tangentenproblem, die Operationen mit Null und mit unendlich kleinen Zahlen, das Prinzip Cavalleris, das Differential, die Fallgesetze und viele andere mathematische Hauptfragen und Probleme erscheinen hier in neuer Auffassung und Beleuchtung. Ich erwähne noch, daß Geißler durch die Untersuchung der Parabel, jenes in so mancher Hinsicht räthselhaften und geheimnißvollen Gebildes, auf eine neue Art von Größen hingeführt worden ist. Er hat nämlich gefunden, daß es sich für die Parabel um Größen handeln kann, die stets kleiner sind als jede endliche Größe und stets größer als die unendlich kleine Größe in bisherigem Sinn, und eben so um Entfernungen, die größer als endlich und kleiner als unendlich sind. Das ist gewiß eine sehr merkwürdige Entdeckung; und der Entdecker hat wohl ein Recht darauf, daß diese Größenart auf seinen Namen getauft wird.

Hat der Leſer, der nicht ſelbſt Mathematiker iſt, einen mathematiſch gebildeten Freund, ſo bitte er ihn, ihm einmal das Problem der drei konzentriſchen rollenden Kreiſe an einem Modell oder mit Hilfe einer Zeichnung vorzuführen. Ein angeſehener Mathematiker hat es ſo ausgedrückt: „Bekannt iſt ſchon von den Zeiten wenigſtens des Ariſtoteles her das Paradoxon, das ſich bei gleichzeitiger Entſtehung von Cykloiden, Epi- und Hypocykloiden durch Bewegung dreier mit einander feſtverbundenen konzentriſchen Kreiſe ergiebt, indem der die Cykloide erzeugende Kreis auf der Geraden, auf der er rollt, bei jeder Umdrehung eine Strecke zurücklegt, die ſeiner Peripherie gleich iſt, während die beiden anderen Kreiſe auf Geraden, die jener erſten parallel ſind, in der ſelben Zeit Strecken zurücklegen, die ebenfalls der Peripherie jenes Kreiſes gleich, alſo, mit ihren eigenen Peripherien verglichen, kleiner oder größer ſind: und doch iſt, da man ſich alle drei Kreiſe feſt verbunden denken kann, die Bewegung für alle drei die ſelbe und nicht etwa mit dem Rollen gleichzeitig bei dem kleineren Kreiſe ein Fortſchieben, bei dem größeren ein Anhalten zu ſetzen.“ Geißler, der ſich eingehend mit der Sache beſchäftigt, erklärt den Vorgang durch Einführung eines Dreieckes mit unendlich kleinen Seiten, das er „weſenswichtig“ nennt, und durch eine damit in Verbindung ſtehende, eigenartige Auffaſſung des Berührungvorganges. Den Mathematiker wird ſeine Erklärung befriedigen. Dennoch: was ſich bei jenem Rollen vor unſeren ſehenden Augen abſpielt, iſt ſo ſonderbar, daß der Laie, von ſachkundiger Seite zum richtigen Sehen angeleitet, aufs Höchſte erſtaunt ſein muß; vielleicht ſieht man nie Etwas, das einem Wunder ſo ähnlich iſt. Nur dieſes merkwürdigen Rollens wegen müßten mathematiſche Fragen populärer ſein, als ſie es heute noch ſind.

Geißler iſt bei neuen Aufſtellungen vorſichtig; er weiſt lieber auf Möglichkeiten hin, als daß er ſchroff abſpricht; er hält ſich fern von Einſeitigkeit und Engherzigkeit. Sein Buch rückt den Werth mathematiſch-philoſophiſcher Durchbildung in helles Licht und erinnert uns daran, daß wir nach der intellektuellen Seite hin dem Unendlichen und Unvergänglichen nie ſo nah kommen können wie in dieſer Ausrüſtung. Der Weg, den er geht, führt wie über Alpenhöhen hin durch Aetherluft; und den Wanderer geleiten an unergründlichen Tiefen vorbei leuchtende Sonnenklarheit, aber auch myſtiſche Schauer.

Dr. Eduard Schulte.

Wie Othello entstand.

Niedriges, verräuchertes Zimmer in einem Hause der Eberkopfstraße am südlichen Themseufer nahe dem Globe-Theater. Einfacher großer Schreibtisch an der einen Längswand unweit vom Fenster. Rechts daneben einfacher Bücherständer mit etwa hundert Bänden. Weiter rechts eine Thür, die in ein Schlafzimmer führt. Ueber dem Schreibtisch das Bild eines zehnjährigen Knaben: Hamnet Shakespeares, des Dichters einzigen Sohnes.

Ort: Zwei an den Dichter und Schauspieler William Shakespeare vermiethete Zimmer in der Wohnung der Mistreß Hacket, Leichenbestatterswittwe.

Zeit: Trüber Dezemberabend des Jahres 1604.

Der Dichter sitzt in einem tiefen Lehnstuhl am Schreibtisch und liest, den Kopf in beide Hände gestützt, in einem schweinsledernen Oktavband (Giraldi Cinthios Novellensammlung Hekatommithi). Rechts neben dem Buch liegt ein größeres Papierblatt; davor steht ein ungeheures Tintenfaß mit mehr als einem Dutzend Gänsefedern. Shakespeare nickt zuweilen mit dem Kopf, kraut sich hinter den Ohren, zupft an der Halskrause, streicht hastig über die hohe, kahle Stirn, greift manchmal nach der Feder, läßt sie wieder fallen, wirft sich wie entsetzt in den Lehnstuhl zurück. Plötzlich springt er auf, schiebt den Sessel zurück, schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe flackert und die Federn um das Tintenfaß herumhüpfen:

Gottsblut! Endlich bin ich mit dem Schund fertig! Weiß nicht, ob es das Italienische oder die widrige Geschichte selbst ist, was mich am Meisten ärgert. Gütiger Himmel, diese Italiener! Diese Schweine, diese Dummköpfe! Hat man je eine so ekelhafte und ekelhaft erzählte Geschichte gelesen! Dabei mit einem guten Titel: Der Mohr von Venedig; aber die Geschichte selbst! Dieser Kerl, dieser Giraldi, der sich so großspurig den Cynthischen nennt, was ja wohl so Etwas wie Verwandtschaft mit Apollo andeuten soll, hat mich schon einmal geärgert, damals, als ich „Maß für Maß" nach einer seiner dummen Geschichten schrieb. Weiß wirklich nicht, welche von diesen beiden Geschichten die ekelhaftere ist. In jener opfert ein engelhaftes, tugendreiches Mädchen ihre jungfräuliche Reinheit für einen dummen Jungen von Bruder und rettet den Bruder doch nicht; in dieser läßt ein Scheusal von Mohren sein unschuldiges Weib durch einen Anderen — und durch was für einen Anderen! Durch einen in Menschenhaut geschlüpften Teufel — morden. Auf so was Plumpes und Grausiges zugleich kommt doch nur ein Italiener. Das heißt: alle Italiener sind nicht wie dieser; ich kenne ja ganz muntere Burschen unter ihnen und bin ihnen eigentlich Dank schuldig. Da ist der Bandello, der Ureltervater meines guten Romeo und der süßen Julia; auch der Florentiner, dessen Pecorone ich meinen „Kaufmann" verdanke, muß ein wackerer Knabe gewesen sein. Dieser apollinische Professor aber — in Ferrara soll er gelebt haben — ist der plumpeste, geschwätzigste, dabei gelehrteste Papierbesudler, an den ich armer Poet jemals gerathen bin. Er erinnert mich ein Bischen an meinen alten grundgelehrten dummen Ben: just die selbe dickflüssige, eingebildete Gelehrsamkeit, ohne Schwung, ohne Sprungkraft. Aber ein Stück ist drin, ich sehs, ich fühls. Der Ferrareser hats nicht geahnt, ich aber sehe es; noch nicht deutlich, noch ganz im Nebel,

aber es ist drin, bei allen schwarzen Teufeln in der Hölle! Es herausholen aus diesem wüsten Kehrichthaufen: Das ists!

Ein Mohr! Besonders schön macht sich Der nicht auf der Bühne; hat mir schon einmal in meinem Titus Andronikus arg mitgespielt. Die Gründlinge im Parterre sind im Stande, den Mohren auszulachen und mit Apfelsinenschalen zu bewerfen, und der schwarze Teufel, den der Cinthio da hingesudelt hat, verdients. Vor allen Dingen muß der Mohr von Grund aus geändert, aus dem feigen, grausamen Teufel muß ein Held werden. Der Mohr ein Held? Schweres Stück, beinahe unnatürlich ... Und wenn es mir doch gelingt und wenn nun aus dem Mohren ein Mensch, ein Held geworden, dann kommen die gelehrten Kerle wie Ben Jonson oder Whetstone und machen sich lustig über mich.

Den Mohren traue ich mir am Ende noch zu; wie aber ists mit dem Fähnrich? Giebt es solche Höllenhunde? O, ich höre sie schon sagen, die Neunmalweisen, die bei uns auf der Bühne an den Coulissen sitzen: Solch ein Scheusal hat es nie gegeben; oder wenn doch, dann mußte der Mohr ihn erkennen. Grundfalsch! Es giebt solche Schurken und man kann täglich mit ihrer einem verkehren und merkt den Teufel doch nicht, den sie statt der Seele im Leibe haben.

Heraus mit Dir, Stück! Heraus mit Dir aus diesem italienischen Kehricht! (Trommelt auf den Tisch, stößt den schweren Sessel auf den Fußboden.)

Mistreß Hacket, die Wirthin (hereintretend): Um Gott, Master Shakespeare, was machen Sie nun schon wieder für einen Lärm! Was giebts denn? Wer hat Sie wieder geärgert?

Shakespeare (auf das Buch deutend): Hier dieser hundsgemeine, blödsinnig dumme Italiener!

Mistreß Hacket: Aber Das ist ja nur ein Buch. Wie kann man sich über ein Buch ärgern!

Shakespeare: Das ist kein Buch, sondern ein Mensch. Jedes Buch ist ein Mensch; und dieses hier ist ein gottverdammter Lump und Schafskopf von einem Menschen, wenn er auch zehnmal herzoglicher Professor der Beredsamkeit, des Griechischen und des Lateinischen war. Sie verstehen Das nicht, Mistreß Hacket. Aber horchen Sie mal auf. Sie sind zwar eines Leichenbestatters Wittwe, aber eine wackere Frau sind Sie doch; und so war auch Ihr Seliger ein wackerer Mann, wenn er auch der Bruder des fetten Brauerweibes in Wincot bei Stratford war. Sie wissen doch, wie ich Die in meiner Widerspenstigen in ihrer ganzen Leibesfülle verewigt habe. Was würden Sie sagen, wenn Ihre Tochter Rosalynd ...

Mistreß Hacket: Anna Barbara!

Shakespeare: Für mich ist sie Rosalynd; Anna Barbara ist für Ihren süßen Engel ein zu barbarischer Name. Also stellen Sie sich vor, Ihre Rosalynd sei unter eine Räuberbande gerathen, sei dort getheert und gefedert worden oder noch Schlimmeres. Würden Sie da nicht wild werden? Genau so geht es mir. Verstehen werden Sie es ja nicht, aber sagen will ich es Ihnen doch: Hier ist ein Italiener, der hat eine Geschichte aus alten Zeiten, aus Venedig erzählt; und in der Geschichte steckt ein Theaterstück ...

Mistreß Hacket: Was für ein Unsinn! Wie kann in einer Geschichte ein Theaterstück stecken? Die Stücke machen doch Sie und die anderen Schauspieler.

Shakespeare: Es steckt aber doch ein Stück drin, aber ein getheertes, gefedertes, besudeltes, dem man alle Knochen im Leibe zerbrochen hat; und nun soll ich die wieder zurecht renken, soll das arme Ding waschen und kämmen, — glauben Sie, daß man dabei nicht wild werden kann?

(Mistreß Hacket geht kopfschüttelnd ab.)

Fangen wir mal mit dem Anfang an! Da ist mein alterprobtes Mittel: geben wir den Menschen Namen! So lange sie ungetauft herumlaufen, sind sie nur Schemen und Schatten. Da hab' ich zwar in meiner grünen Jugend mal geschrieben:

Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften.

Das ist natürlich Unsinn, aber wenn mans so hört, klingts nach was. Ein guter Titel und gute Namen sind schon das halbe Stück.

In diesem venezianischen Mohren von Cinthio steht merkwürdiger Weise nur ein einziger Name: Disdemona. Na, so viel Griechisch weiß ich noch, um Das zu übersetzen: soll die Unglückselige bedeuten. Guter Name, fällt schön ins Ohr, behält sich auch leicht. (Im Zimmer auf und ab gehend) Disdemona, Disdemona . . . Halt! So gehts nicht: Disdemon klingt ja fast genau wie this demon; die frechen Gründlinge sind im Stande, loszuplatzen, wenn sie in ihrem Stumpfsinn this demon für Disdemon verstehen. Auf der Bühne darf kein edler Name lächerlich klingen. Dem Unglück ist leicht abzuhelfen: ich schreibe Desdemona, — und Alles ist in Ordnung.

Nun aber den Mohren! Warum nur der Cinthio dem Mohren keinen Namen gegeben? Immer nur: der Mohr! Wie ungeschickt, wie unsichtig! Taufen wir ihn, taufen wir ihn doppelt, denn ein Christ muß er sein, sonst wird die Geschichte erst recht unglaubhaft. Denn welches venezianische Mädchen möchte einen schwarzen Heiden heirathen? Ein gewöhnlicher Name darf es nicht sein, kein Lucio, kein Francisco, kein Rodrigo. Alles zu gewöhnlich, nicht mohrenhaft genug. Selten und seltsam muß er ans Ohr klingen, denn man sieht nicht alle Tage einen Mohren auf der Bühne, der eine weiße Frau hat. Wo ist mein Schreibheft aus Italien? Natürlich verkramt. (Pause. — Er sucht.) Hier: Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Hier sind die Mocenigo, die Barberigo, die Vendramin, die Moro — schau, schau, da hätten wir ja sogar einen richtigen Moro von Venedig; welch Spiel des Zufalls! Hier die Geschichte von dem armen Teufel, den die Inquisition in ihre Fänge bekam: Otonello. Das klingt schon fremdartig genug, aber man denkt an Otto und den Namen haben sie in Deutschland oft. Otonello . . . Otonello . . . Othello. Laß hören, wie Das im Titel klingt: Othello, der Mohr von Venedig! Vortrefflich, ganz so gut wie mein Hamlet, Prinz von Dänemark. Ich lasse es bei Othello (schreibt den Namen nieder). Und nun der Satanas von Fähnrich? Für Den nehm' ich etwas Spanisches, Wildes, Grausames: Sanchez, Perez — Alles zu sanft, zu gewöhnlich. Diego, Rodrigo, Jago . . . Jago ist kurz, Jago ist selten, meine Engländer kennen ihn nicht, — um so besser: fahr' als Jago zur Hölle!

Sein Weib? Gleichviel, etwas Gewöhnliches genügt. Lucia, Julia, — nein, Julia soll nicht zum zweiten Mal von mir genannt werden. Laura, Helena, Emilia. Mags denn Emilia sein; was liegt viel an ihr?

Mit vier Menschen kann ich kein Stück machen. Halt! Da ist ja noch der Hauptmann! Auch für Den ist jeder Name recht: Marco, Lucio, Lucentio, Rodrigo, Caio, Cassio. Othello kassirt ihn ja; lassen wirs also bei Cassio. Die anderen Puppen um die fünf herum benamse ich, wie ich sie brauche.

(Er erhebt sich und blickt aus dem Fenster in den Nebel über der Themse hinaus): Noch seh' ich nichts, nur ein paar Menschengesichter, den Schwarzen, die Weiße, den Teufel, aber noch keine Szene, kein Bild. Der Cinthio hat auch keins. Wirklich keins? Laß mich zusehen. (Setzt sich wieder an den Schreibtisch und beginnt, zu lesen): Muß mir das Gerippe der dummen Geschichte des Italieners mal herausziehen, aufschreiben. Das ist ja schnell gethan. Da ist ein Mohr im Dienst Venedigs. In Den verliebt sich die schöne, tugendhafte Disdemona „um seiner Tüchtigkeit willen, nicht aus weiblicher Begehrlichkeit." Esel! Selbstverständlich. Und nun sagt der Mensch kein Wort vom Wo und Wie! Als ob sie etwa in den Gassen und auf den Kanälen Venedigs sich getroffen hätten. Aber weiter: ihre Verwandten widersetzen sich der Heirath. Heirathen einander doch, leben in ungetrübtem Glück lange Zeit zusammen. Auftrag an den Mohren, sogleich nach Cypern zu gehen, Feldzug gegen die Türken. Disdemona will ihn begleiten, Mohr widerstrebt, nimmt sie mit, trifft in Cypern ein. Der Mohr hat einen Fähnrich, sehr schön, aber Schurke, was der Mohr nicht weiß. Fähnrich Jago nimmt seine Frau nach Cypern mit; sie wird Desdemonas Freundin, Gesellschafterin. Jago verliebt sich in Desdemona — Unsinn! —, macht allerlei verliebte Kapriolen, Desdemona merkt nichts. Jago erklärt sich ihre Gleichgiltigkeit durch ihre Liebe für einen Hauptmann, Cassio. Warum? Kein Wort bei Cinthio darüber. Jagos Liebe verwandelt sich „dadurch" — wodurch? — in Haß, will Cassio vernichten, sinnt auf Mittel. Spiel des Zufalls: Cassio greift einen Wachtposten an — warum? — und wird von Othello seines Postens entsetzt. Desdemona sucht Mohren und Cassio zu versöhnen. Othello klagt dem Jago, die Frau lasse ihm keine Ruhe wegen Cassios Wiedereinsetzung. Jago weckt Othellos Verdacht gegen Desdemona und Cassio. Desdemona verkehrt bei Emilia, trägt ein Taschentuch, Geschenk des Mohren, von Beiden besonders werth gehalten. Eines Tages, als sie mit Emilias dreijährigem Mädchen spielt, stiehlt Jago das Taschentuch aus ihrem Gürtel. Gemein, possenhaft! Läßt es in Cassios Wohnung liegen. Dieser will es Desdemona bringen, läuft aber davon, als er Othello kommen hört. Othello fragt seine Frau, wer eben dagewesen; sie sagt: Ich weiß es nicht. Der Mohr bezwingt seinen Zorn. Jago läßt ihn sein lachendes Gespräch mit Cassio beobachten, belügt nachher Othello über den Inhalt des Gesprächs: Desdemona habe sich Cassio unzählige Male hingegeben, zuletzt ihm das Taschentuch geschenkt. O. fragt D. nach Taschentuch, D. geräth in Angst, sucht, findet nichts. O. beschließt ihren und Cassios Tod, nur soll auf den Mörder kein Verdacht fallen... Posse, Komoedie, nicht tragisch. D. fragt in ihrer Verzweiflung Emilia um Rath. Diese, von J. zur Mitschuld am Morde längst aufgestachelt, sagt D. nicht, was sie weiß. Hab' an einem Mörder genug, brauche Gegensatz. Cs. Geliebte, Stickerin, stickt nach Muster von Ds. Taschentuch zweites, ähnliches. J. läßt O. ihr durchs Fenster zusehen. Albern! O. zweifelt nicht mehr, giebt dem J. große Summen, um ihn zur Ermordungs Cs. zu bestimmen. J. greift eines Abends C. an, verwundet

ihn. C. ruft um Hilfe, J. flieht. D. zeigt bei Nachricht von Cs. Verwundung große Betrübtheit. Hierauf beräth O. mit J. Todesart Ds. J. schlägt vor, um Verdacht von O. abzulenken, er, J., wolle D. mit einem mit Sand gefüllten Strumpf erschlagen, damit sie keine Wunde zeige. Gräulich, höllisch, unbrauchbar. Dann wollen sie die morsche Zimmerdecke auf sie hinabstürzen; die Welt glaubt an natürlichen Tod. O. einverstanden. Nacht: O. und D. im Schlafzimmer; plötzlich draußen Geräusch. O. heißt D. aufstehen, nachsehen. D. gehorcht, J. schlägt sie mit dem Sandstrumpf halb tot. Klageruf Ds., O. kommt, sagt: Das ist der Lohn für Deine Untreue. D. betheuert Unschuld. J. schlägt D. mit zwei weiteren Schlägen vollends tot. Legen sie aufs Bett, spalten ihr den Schädel, stürzen Zimmerdecke hinab. Nachbarn kommen, finden D. tot. Bald darauf O. Reue, Sehnsucht, wilden Haß gegen J., entläßt ihn. J. haßt O., verräth ganze Geschichte an C. Rath Venedigs läßt O. verhaften, foltern. Gesteht nichts. Zu ewiger Verbannung verurtheilt. Hier töten ihn Ds. Verwandte. Später wird Fähnrich wegen anderer Schandthaten gefoltert, stirbt daran. Alle Einzelheiten der Geschichte erzählte Emilia nach dem Tode Jagos.

Uff!... Und hieraus soll ein Stück werden? Das ist so wie in Padua, wo ich einst die großen Marmorblöcke sah und dachte: in jedem Block steckt ein Marmorbild, — wers heraushaut, ist der Meister.

Erst mal die Menschen, die Drei, die Vier. Von dem Mohren darf nichts bleiben. Bei Cinthio ist er ja ein ganz niedriger, feiger Schurke, ein verliebter Schwarzer, der eifersüchtig wird und mordet; komische Figur; Beaumont und Fletcher würden daraus eine Posse machen. Bleibt diese Bestie so, wie der italienische Professor sie hingestellt, so stürmen mir die Kerle aus dem Pit die Bühne und reißen Burbage herunter; denn natürlich spielt Burbage den Mohren.

Was ists mit Othello? Die ganz gemeine Eifersucht paßt für keine Tragoedie. Eifersucht ist halb komisch. Othello muß geadelt werden! Nur ein großer, vornehmer Mensch, wenn auch mit dunkler Haut, konnte Venedigs Feldherr werden; vornehm und groß muß er vor uns stehen, sonst rührt er nicht, sonst bleibt er gemein. Er ist nicht jung, langes ruhmreiches Feldherrnleben hinter ihm, verliert zum ersten Mal sein stolzes Herz ganz an ein Weib, keine Sinnenlust, die erste große Liebe. Setzt sein ganzes Leben auf diesen Wurf, ist verloren, bricht zusammen, die Welt mit ihm, wenn er hier getäuscht wird. Ehre! Darum dreht sich Alles bei ihm. Ja, Das ists. Das schreib' ich auf:

Ich bin ein ehrenvoller Mörder,
Denn nichts that ich aus Haß, für Ehre Alles.

Nicht eifersüchtig, kein Mörder. Richter über seine und Desdemonas Ehre; ein Richter, drum darf die Tötung nicht im Zorn geschehen. Ha, bist Du jetzt zufrieden, Othello? Habe ich aus Dir, dem niedrigen schwarzen Mörder, einen Helden gemacht oder nicht?

Desdemona? Tugendhaft und schön, sagt Cinthio. Das ist eine allgemeine Schwätzerei, steht in allen italienischen Geschichten. Tugendhaft und schön sind alle Heldinnen. Wir hören ja bei ihm kaum ein gescheites Wort von ihr, sogar manches dumme. Sie soll aber sein wie der Abendstern hinter Nebelschleiern, ganz sanft, kein Laut des Vorwurfes auf ihren Lippen, keine Anklage; ein Kind, ganz Liebe, Aufopferung bis zuletzt noch im Tode, wehrlos wie ein Lamm unter dem

Messer. So wird man sie unterscheiden von den zahllosen tugendhaften und schönen Heldinnen, sie nie vergessen. Die Sanftmuth neben der Leidenschaft, dem Zorn, die Schwäche neben der Kraft, die lautlose Hingebung und Wehrlosigkeit gegen die Unerbittlichkeit des furchtbaren Irrthums. Das giebt ein Bild; jede Szene, in der die Beiden neben einander stehen, muß eins sein.

Jago ist der Teufel ohne Hörner, ohne Pferdefuß. Kein gutes Wort kommt aus seinem Munde, keine gute That aus seinem Herzen. Das Böse ist ihm das Natürliche, das Selbstverständliche. Und dieser Teufel soll ein Kind haben? Weg mit dem Kinde, kanns ohnehin so klein auf der Bühne nicht brauchen. Zum Taschentuchstehlen ist es unnütz. Das fang' ich anders an. Aber wie? Kommt später; nur vorwärts! Und verlieben soll sich dieser Unhold in Desdemona? Durch die Liebe wird er ja zu einem Menschen. Nein: was er thut, thut er des Bösen wegen; höchstens Neid auf Cassio und dergleichen Niedriges, Gewöhnliches, aber keine Liebe. Und dieses Scheusal nennt der Cinthio: di bellissima presenza. Das ist Unsinn; ich sage gar nichts von Schönheit und Häßlichkeit. Das mag Freund Hemynge besorgen. Der versteht sich aufs Spielen solcher Schurken. Wo Jago sich gehen lassen darf, schmutzig in der Rede, schmutzig wie seine Gedanken.

Emilia? Bei Cinthio eine der Desdemona an Rang gleichstehende Dame. Geht nicht, muß tiefer stehen, so Etwas wie seine Zofe, Gesellschafterin. Nicht so bös wie Jago. Zwei Teufel wären zu viel. Mehr schwach als schlecht. Darf auch den Mordplan nicht kennen, würde doch Alles ausplaudern. (Oeffnet die Thür des Nebenzimmers): Mistreß Hacket! Holla, Mistreß Hacket!

Mistreß Hacket (eintretend): Was giebts, Master Shakespeare?

Shakespeare: Was es giebt? Sagen Sie mir, aber auf Ehre und Gewissen und bei den Pforten der Hölle, schwören Sie mir bei der Seelen Seligkeit des alten Halunken von Hacket, der Sie oft genug geprügelt ...

Mistreß Hacket: Mein Mann konnte mich prügeln, so viel er wollte.

Shakespeare: Hat er auch gethan. Nun aufgepaßt: Wenn Ihr Mann ein Weib ermorden wollte ...

Mistreß Hacket: Mein Mann? Ein Weib ermorden? Sie sind von Sinnen, Master Shakespeare.

Shakespeare: Er hat ja keins ermordet, ich weiß. Aber nur so in der Phantasie.

Mistreß Hacket: Ach Du lieber Himmel! Das kommt davon, daß Sie immer solche Mordstücke schreiben. Warum schreiben Sie nicht wieder so was wie das Stück mit dem dicken Ritter?

Shakespeare: Der ist ja längst tot und kommt nicht wieder. Aber ernstlich, Mistreß Hacket: wenn Sie gewußt hätten, Ihr Mann will ein Weib ermorden, hätten Sie solch Geheimniß bewahrt?

Mistreß Hacket: Nicht eine Stunde!

Shakespeare: Das hab' ich gewußt. So ists recht; für den guten Rath sollen Sie bei der ersten Aufführung meines neuen Mordstückes im ersten Rund oben vornan sitzen. (Mistreß Hacket ab.)

Der Cassio ist bei dem Italiener ein Schatten, eine Puppe. Was mach' ich aus ihm? Er ist ein Hauptmann, ein vornehmer Venezianer, in Othellos

Dienst, sein Adjutant. Er hat ihn dem Jago vorgezogen, muß gewußt haben, warum. So sei er denn ein Soldat, männlich, würdig, fein, ehrenwerth, in Allem das Gegenstück zu Jago. Wird Jago schmutzig in seinen Reden, Cassio beachtets nicht, weicht aus, macht gut.

So. Das sind die Menschen. Das ist noch kein Stück. Sind auch noch nicht genug Menschen, brauche Nebengestalten, allerlei. Da sind ja die Verwandten, die parenti. Sinds Eltern, sind es andere Verwandte? Gleichviel: kann beide nicht brauchen. Soll ich etwa einen langweiligen Familienrath auf die Bühne bringen? Das ist Komoedie, nicht Tragoedie. Die ganze Sippschaft schmelz' ich in Eins zusammen, in eine Mutter, einen Vater, einen Bruder. Hm, eine Mutter hätte wahrscheinlich besser aufgepaßt; Männer merken so was nie. Ein Bruder? Hat Othello gegenüber nicht Ansehen genug. Also ein Vater, ein Nobile, ein Senator, Othellos Vorgesetzter und nun sein widerwilliger Schwiegervater. Irgend ein Mocenigo oder Barberigo. Nein: dann hetzt mir der venezianische Gesandte den Lordkämmerer auf den Hals wegen Beleidigung der Signoria. Brabantio mag dastehen; kein Senator in Venedig heißt so.

Nun aber das Stück! Wie hebt es an? Wie schreitet es fort? Wie geht es aus? Was sollen die Zuhörer draus nach Hause nehmen? Ein gutes Stück muß mit weniger als hundert Worten erzählt werden, sonst steht es Keinem deutlich vor den Augen der Seele. Was soll in meinem Mohren von Venedig stecken? Etwa Dies: Ein Mohr, ein Held im Dienst Venedigs, gewinnt trotz allen Widerständen die Liebe der engelgleichen Desdemona. Grenzenloses Vertrauen bei ihm, zärtlichste Hingabe bei ihr. Ein teuflischer Verleumder umstrickt mit Höllenlist den Mohren, macht Desdemonas Untreue völlig glaubhaft, erregt Othellos höchste Eifersucht . . . Nein, so darfs nicht sein, nicht Eifersucht, zu niedrig, nicht heldenmäßig; auch Eifersucht, gewiß, aber sie nicht allein, sie nicht im Kern, nur obenauf. Rächt sich nicht nur; er rächt oder glaubt zu rächen das Gute selbst, das Recht; wird Richter, nicht nur in eigener Sache; richtet und tötet die Unschuld, erkennt zu spät den Irrthum, wird dadurch innerlich vernichtet und vernichtet dann richtend sich selbst.

Ist Das ein Stück? Ja; und ist es keins, so soll es jetzt eins werden.

Hat mir oft geholfen, mit dem Ende anzufangen; will sehen, ob mirs auch diesmal gelingt.

Desdemona ist tot, die Abgesandten Venedigs dringen ein, Othello machtlos, verhaftet, soll zurückgeführt werden, schmählicher Tod von Henkershand sicher. Zuschauer haben Desdemona ermorden sehen, sind noch ganz zerschmettert. Jago entlarvt, Othello verhaftet. Genügt nicht; nur der Tod sühnt, besänftigt. Natürlich nur Tod von eigener Hand. Aber wie? Bloßes Erdolchen? Zu gewöhnlich, beinahe feig, zeigt nichts von Größe; und groß will ich Othello, sonst wird er widrig. Noch einmal muß er sich aufrecken in Heldengröße; brauche auch letzte Steigerung nach allen anderen. Abschiedsrede in hohem Ton, heldisch. (Setzt sich und schreibt:)

In Euren Briefen, wenn Ihr Kunde gebt,
Meldet von Einem, der nicht klug, doch zu sehr liebte.

So nur weiter; und dann ein paar nüchterne Worte der Anderen.

Es ist noch früh, erst Neun, und ich bin in der Stimmung. Schnell das Gebälk aufgezimmert, denn immer deutlicher wirds in mir.

Eins ist sicher: in meinem Othello ist für Freund Kemp, den Komiker, kein Platz. Unerbittliche Vernichtung der Unschuld, — nein: da hört aller Spaß auf; die Zuhörer sollen nicht zum Athmen kommen, sonst wird die Qual nur noch größer. Kemp wird schimpfen; ist mir gleich. Ben Jonson hat mir ja gesagt, daß in den Tragoedien der alten Griechen gar nicht gespaßt wird, — also!

Erster Akt. Weg mit den „Verwandten"; nur einen Vater kann ich brauchen. Wie Othello und Desdemona sich lieben lernen . . . Das geht nicht wie in Romeo und Julia, da sind furchtbare Schwierigkeiten. Schwarz und Weiß, Alt und Jung kommt nicht in wenigen Minuten auf einem lustigen Maskenball zusammen. Läßt sich überhaupt auf der Bühne nicht schildern, muß vor dem Stück liegen, fertig sein, nachher mit wenigen Worten anzudeuten. Sieht der Zuschauer die Beiden, sieht er Othellos Liebe, Desdemonas Hingebung, so glaubt er dran. Ja, Alles muß fertig sein, auch die Ehe . . . O, ich habs! Die Geschichte von Padua, von dem Collalto! Rosenkranz und Güldenstern, die lustigen dummen Studenten, haben sie mir dort erzählt. Mehr als zehn Jahre ists her. Schönes junges Mädchen, älterer stattlicher Mann, störriger Vater, heimliche Ehe; der Vater klagt den Gatten, den Grafen Collalto, wegen Verführung, wegen listiger Zaubertränke an, wird abgewiesen. Paßt ganz famos. Brabantio erfährt plötzlich die heimliche Ehe — durch wen? Durch Nebengestalten oder durch Jago —, klagt Othello im Senat vor dem Dogen an, dabei können O. und D. ja selbst erzählen, in kurzen, schlagenden Worten, wie es zwischen ihnen hergegangen. Das giebt ein Bild! Rings im Kreis der Doge und die Senatoren, ähnlich wie in meinem Kaufmann, Brabantio ergrimmt als Ankläger, Othello stolz und sicher, Desdemona neben ihm; nichts von Zaubertränken, nur Mitleid, Bewunderung, — und gleich danach Befehl, nach Cypern abzugehen.

Was sagt mein Italiener? „Er, besiegt von der Schönheit und der edlen Gesinnung der Dame, erglühte eben so für sie." Und der Bursche sagt kein Wort, wo die Beiden sich getroffen haben! Natürlich im Vaterhause, Othello als Feldherr des Staates verkehrt bei den Senatoren; und in der Novelle kostete Das doch nur ein paar Worte.

Was schwatzt er weiter? „Sie lebten in solcher Eintracht und Ruhe mit einander, daß Alles zwischen ihnen eitel Liebe war." Sehr schön, ganz vortrefflich, aber was soll ich damit in einem Drama? Und hatten sie sich so lieb, kannten sie sich so lange, dann bleibt erst recht unerklärlich, wie Othello an Desdemonas Untreue glauben konnte. Nein, nur wenig dürfen sie sich gekannt haben, Alles muß Hals über Kopf gehen. Handlung, Handlung! Immer vorwärts!

O diese Schwätzerei bei Cinthio zwischen Othello und Desdemona über die Reise nach Cypern! Zwei ganze Seiten wird hin und her geredet; daraus müssen wenige Verse werden. Cinthio läßt die Beiden am Mittagstisch darüber reden; abgeschmackt, unbrauchbar für die Bühne. Nur keine Familienszene. Ist gegen den hohen Stil; und ich brauche hohen Stil, denn Othello ist kein privater Gentleman, er ist ein Staatsmann. Die Frage, ob Desdemona Othello nach Cypern begleiten soll, muß Staatssache werden, muß im Senat gleich nach der großen Szene verhandelt werden, sonst wird sie Familienklatsch.

Bald drauf muß der Umschwung beginnen. Was sagt der Italiener? Streit Cassios mit der Wache, Verwundung der Wache durch Cassio. Das ist

gemein, muß ganz anders werden. Cassio darf sich an keinem gemeinen Soldaten vergreifen, steht zu hoch.

Wie aber lasse ich den ersten Verdacht in des Mohren Seele fallen? Die Quälerei Othellos durch Desdemona wegen Cassios muß leibhaftig auf die Bühne; man muß merken, wie O. ärgerlich wird. Das ist der Angelpunkt des Stückes! Jetzt muß Etwas kommen, daß es den Zuhörer überläuft, daß er merkt: nun gehts abwärts. Szene zwischen D. und C., O. sieht Beide, Jago auch, — und nun plötzlich muß Der den ersten Pfeil abschießen (setzt sich und schreibt), ganz einfach, ganz sanft, aber als bohrte er eine vergiftete Nadel ins Herz: „Ha, Das gefällt mir nicht!" Dem Mohren hats auch nicht gefallen, aber erst durch Jagos Worte dringt das Gift ihm ins Herz.

Nun läßt der Italiener, als O. gegen D. wüthend wird, die Frau die albernen, beleidigenden Worte zu Othello über seine Mohrenschaft sprechen: „Ihr Mohren seid von so hitziger Natur, daß Euch jede Kleinigkeit zum Zorn und zur Rache aufreizt." Wie dumm! Als ob in solcher Ehe Desdemona dem Mohren sein Mohrenthum vorwerfen würde! Das ist ja ganz niedrig; so reden Fischweiber. Für sie ist er nicht schwarz, nicht weiß, nur der Geliebte, der Held, und wenn Andere zu ihr von Othellos Mohrenschaft reden, muß sie ihn vertheidigen.

Jetzt die große Mittelpunktszene: Othello und Jago, eine arme Menschenseele und der Teufel im Kampf. Gelingt mir die, dann gelingt mir mein Stück. Dazu schließ' ich mich mal einen ganzen Tag ein, spiele nicht; oder ich reite nach Stratford, denke sie mir auf Pferdesrücken aus: da sind mir oft die besten Gedanken gekommen. Das wird der dritte Akt, der Mittelpunkt. Von dem Italiener kann ich kaum ein Wort gebrauchen; vielleicht die Szene, in der Othello den Jago und Cassio im Gespräch sieht, Cassio lachend.

Nun die Taschentuchgeschichte. Bei Cinthio das kleine Kind auf Desdemonas Armen, Jago stibitzt es ihr weg, also gemeiner Diebstahl. Das Kind habe ich schon gestrichen. In der Tragoedie darf nicht gestohlen werden. Wie mach' ichs nur? D. kann das Tuch verlieren; aber Verlieren ist zufällig, gleichgiltig. Nein, nichts Zufälliges oder doch so wenig wie möglich ... Solch Taschentuch hat immer etwas Bedenkliches; Ben und seine Bande, auch manche der vornehmen Damen rümpfen die Nase nachher und sagen: „Ach, Das ist das Stück mit dem Nastuch! Wenns noch eine Spange, ein goldener Ring wäre, aber ein gewöhnliches Taschentuch!" Muß es ein gewöhnliches Taschentuch sein? Da brauche ich ein Bischen Zauber drum herum. Werde ich schon machen. Es soll auch kein Nastuch sein; ein feines Tuch im Gürtel der Frauen. D. kann ja eine kleine Wunde damit verbinden wollen. Oder ... Das ists: dem zornigen O., der ausweichend über Kopfweh klagt, will sie die Stirn verbinden, er wehrt unwillig ab, sie, ganz in Sorge um ihn, läßt das Taschentuch fallen, Jago hebt es auf, — nein, besser noch Emilia, Das ist einfacher, sie giebt es Jago, Mitschuld an Desdemonas Tode — und nun, Geschick, nimm Deinen Lauf!

Was stellt der Italiener mit dem Taschentuch an? Jago läßt es Cassio finden; Der weiß, daß es D. gehört. Zu dumm! Wüßte ers, so gäb' ers ihr ja gleich zurück. Nichts darf er wissen, sonst behielte ers nicht. Er muß es aber eine Weile behalten, daß O. es in seinen Händen sieht. Da hat der Italiener ein Frauenzimmer, Dirne des Cassio... Warum auch nicht? Bei Der sieht es O. Alles ganz einfach.

Nun läßt der Italiener O. „Tag und Nacht darüber nachdenken, wie er D. und C. töten könne, ohne daß die Schuld auf ihn falle.“ Das ist selbst für eine Geschichte zu dumm. Hat mein O. sich überzeugt von Ds. Untreue, so muß sie sterben, schnell und von seiner Hand. Den C. mag ein Anderer abthun, aber an Ds. Leib darf keine andere Hand rühren, auch nicht zum Morde. Und was faselt nun der Cinthio von der Reue der D. über ihre unglückliche Gattenwahl! Der Kerl war werth, ein Professor zu sein; hatte nicht einen Funken Poesie im Leibe. Aber nur nichts umkommen lassen! Es ist verkehrt in Ds. Munde, aber von vortrefflicher Wirkung in Jagos.

Der Cinthio läßt O. das Taschentuch durchs Fenster auf dem Stickrahmen der Dirne sehen. Für eine Geschichte mags gehen, da hilft die Phantasie des Lesers nach. Auf der Bühne? Lächerlich! Die Bengel im Pit würden schreien: Laßt mich auch das Nastüchel sehen! Nein: das Tuch muß wieder auf die Bühne, die Dirne muß es haben; und immer Handlung, Handlung: sie selbst muß es Cassio unter die Nase halten und dabei sieht es O. Von hier jäh bergab. Schnell aufgeschrieben:

Othello (losbrechend): Wie soll ich ihn morden, Jago?

Von der ekelhaften Unterhaltung bei dem Italiener über die Todesart kein Wort. Und nun erst die heimtückische, gemeine, schmutzige Ermordung Desdemonas durch Jago! Da ist ja nichts vom Richter. Das sind zwei mordende Strolche, Schinderknechte. Und was thut nun der Cinthio nach dem Morde? Zweifelt O. etwa an Ds. Unschuld? Gar nicht; nur Sehnsucht, fleischliches Verlangen nach ihr. Und dann leben Othello und Jago noch eine ganze Weile vergnügt. Weg damit! Zehn Minuten drauf muß der Vorhang sich schließen.

(Eine Thurmuhr schlägt Zehn.)

Erst Zehn? Soll ich noch in die „Seejungfer“ oder mich gleich an das Szenarium machen? Ich bin gut im Zuge; machen wirs also fertig!

Zuerst irgend etwas minder Wichtiges; im Lärm des Anfangs hört doch Niemand scharf zu. Die es dennoch thun, sollen gleich den Jago kennen lernen, den vollendeten Schurken. Gespräch zwischen ihm und einer Nebengestalt, irgend einem dummen Tropf, dem er Geld abgeschwindelt oder so was. Dann aber schnell vorwärts, um mir Ruhe zu erzwingen: Desdemonas Vater und die Zuschauer sollen mit einem Schlage erfahren, was vorgeht: heimliche Ehe zwischen einem Mohren und einer Senatorentochter. Hei, da werden sie die Ohren spitzen; wer zu spät kommt, muß auf den Zehen schleichen. Der Vater stürzt heraus, wüthend, läßt die Senatoren zusammenrufen. Die sind ohnehin versammelt, Nachrichten aus Cypern u. s. w. u. s. w. Dann die große Szene vor dem Dogen: wir lernen O. und D. kennen. Wie gewannen sie sich lieb? (Sinnend und dann niederschreibend):

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie, weil sie mir Mitleid zollte.

Das ist genug. Das begreift man. (Blättert in einem alten Tagebuch.) Hier muß nun so allerlei Venezianisches hinein: Magnifico ist der Titel der Senatoren; Signoria — signori di notte al criminal. O. muß sich gleich anfangs würdig und tapfer zeigen, nichts von dem feigen Lumpen bei Cinthio. O. bleibt würdig trotz Beschimpfung durch Vater.

Nun die große Rathsszene! Brabantio nicht sogleich, erst Berathung über Krieg. Gegensatz wird schärfer, Plötzlichkeit von Brabantios Anklage eindrucksvoller. Just dann, als O. nach Cypern entsendet wird, muß Brabantio mit seinen Familienklagen dazwischen fahren. Das giebt erst richtige Spannung, Alles so eng beisammen wie möglich, wie gepeitscht, nur nichts Ausgesponnenes, Geredetes wie bei Cinthio. Noch besser Einer nach dem Anderen: erst Othello, dann Brabantio. Dieser schildert Desdemona, ehe man sie sieht: stilles, sanftes, engelhaftes Weses. Spannung auf Ds. Erscheinen. Noch mehr Spannung: O. erzählt die Geschichte seiner Liebe, besser so, vornehmer als in Ds. Gegenwart. Brauche ohnehin Zeit, bis die Gerufene erscheint. Nun tritt sie ein und singt die zweite Stimme, die Oberstimme im Liebeduett: nur eine kurze Rede, sie ist nicht wortreich, sondern verhalten, anschmiegende Taube. Dann sogleich Befehl zum Aufbruch nach Cypern. Jetzt ist die Reihe an D., jetzt aus sich heraus. Bis hierher schüchtern, von nun ab tapfere, liebende Gattin. Will unbedingt mit nach Cypern; soll auch mit.

Akt bald zu Ende. Vor Schluß des Vorhanges ein kurzes Wetterleuchten kommender Schrecknisse. Von wem gehts aus? Jago? Kann gar nicht zugegen sein. Vom Herzog? Nein. Vom Vater! Im Herzen noch unversöhnt, Ds. Täuschung noch nicht verwunden. Er schießt einen Pfeil auf O. ab und geht. (Niederschreibend):

Sei wachsam, Mohr! Hast Augen Du, zu sehn:
Den Vater trog sie, so mags Dir geschehn.

Nun gleich wie Donner auf Blitz irgend ein starkes Wort Othellos: Mein Kopf für ihre Treue!

Jetzt wissens wirs: von Desdemonas Treue hängt ihr und sein Leben ab. Und wir wissen, Jago will Beide vernichten. Vielleicht noch eine Szene mit Jago, etwa Jago mit dem Dummkopf, Diego, Rodrigo, oder Selbstgespräch Jagos: Enthüllung seines Planes, aber noch undeutlich. Dann zum Schluß ein teuflischer Jubelschrei des Schurken:

Ich habs, es ist erzeugt; aus Höll' und Nacht
Sei diese Unthat an das Licht gebracht!
Vorhang!

(Shakespeare ist aufgestanden, durchmißt das Zimmer nachdenklich mit kleinen Schritten): So weit gehts. Das aber war leicht, jetzt kommen die Knubben. Alles Folgende muß auf Cypern spielen, O. und D. müssen fern von jedem Einfluß venezianischer Umgebung sein, ganz auf einander angewiesen, sonst versagt Jagos Plan. Sie fahren nach Cypern. Zusammen? Besser nicht. Liebeszene auf dem Schiff unmöglich, brauche überhaupt keine Liebeszene, wäre ganz undramatisch. Beide fahren getrennt, dadurch gewinn' ich eine Begegnungszene; in der darf selbst ein Othello Zärtlichkeiten zeigen. Muß es sogar, muß zeigen, welche Rolle diese Liebe in seinem rauhen Leben spielt. Gegensatzwirkung, um so furchtbarer baldige Enthüllung ihrer Untreue durch Jago.

Letztes tiefes Athemholen des Glückes, bevor das Verhängniß naht:

Nicht auszusprechen weiß ich diese Wonne,
Hier stockt es; oh es ist zu viel der Freude!

Das klingt wie eine Vorahnung im höchsten Glück. Diese Szene stark herausheben! Gipfelpunkt vor dem Umschwung.

Nun ein Stückchen wie bei Cinthio: Cassios Absetzung. Eine Trunkenheitszene: da schreib' ich ab, was ich in der Meermaid oft genug gesehen. Halt, eine Bemerkung: alle Betrunkenen versichern, sie seien nicht betrunken.

Ja, nun kommt die Schwierigkeit: wie lasse ich den entscheidenden Umschwung einsetzen? Jagos erste Gifttropfen. So einfach wie möglich, aber so teuflisch wie möglich, nichts Besonderes und doch Gift. Aber erst im dritten Akt, kurz bevor Desdemona ihren Gatten wegen Cassios plagt, dicht davor. Erst das „Ha, Das gefällt mir nicht!" Dann muß O. selbst sehen, wie C. sich davondrückt. J. spritzt noch einen Tropfen ein:

— Ich dachte nicht,
Daß er wie schuldbewußt wegschleichen würde,
Da er Euch kommen sieht.

Und nun die Plageszene zwischen O. und D. Jetzt wieder ein Wetterleuchten, aber heller, drohender:

Holdsälig Weib! Verdammt sei meine Seele,
Lieb' ich Dich nicht! Und wenn ich Dich nicht liebe,
Dann kehrt das Chaos wieder!

Nun die große Höllenszene: Othello und Jago. Lauter Lügen, lauter Teufelei, aber auch irgend ein wirklich treffendes, überzeugendes Wort Jagos. Die Zuhörer selbst müssen an die ferne Möglichkeit einer Untreue glauben, Othello an die nahe. Jago muß O. daran erinnern, daß D. ja ihren Vater so fein getäuscht hat. Das ist ein Flecken in Desdemonas Seele; aber sie ist ein Menschenkind, kein Engel, — und sie liebte. Wirkliche Engel aus dem Himmel kann ich nicht brauchen. Die gehören nicht aufs Theater; da müssen Alle was Irdisches haben, unnatürlich sonst.

Und Othello? Nur keinen Dummkopf aus ihm machen, nur keinen Waschlappen in Jagos Händen. Er muß zweifeln, Zuhörer müssen bis zuletzt denken, O. könne noch anderen Sinnes werden: „Ich wills nicht glauben!".

Jetzt rasch die Taschentuchszene, Stirn verbinden, Taschentuch fällt, Emilia stiehlts, Alles ganz schnell . . . Brauche dann etwas Zeit, Gift muß wirken, Szene zwischen Jago und Rodrigo; oder besser: Jago und Emilia. Nun kommt Othello zurück, völlig vergiftet. Aber auch jetzt nicht ganz dumm und wild, immer wieder Aufbäumen des Glaubens an die Treue gegen die Untreue; O. nicht dumm, nur J. zu klug! Aber jetzt beginnen schon die ersten Todesdrohungen gegen D. Selbstverständlich nimmt O. die Rache in die eigenen Hände. Aber dann Steigerung, immer Steigerung, Schlag auf Schlag! Von hier ab find' ich nichts bei dem Italiener, — weg mit ihm! (Schleudert das Buch in eine Ecke des Zimmers.) Jago hetzt, lügt, kleine Dolchstiche, brennendes Gift in die Wunden: Jago spricht vom Taschentuch. Cassio hat sich den Bart damit gewischt. Nun ists am Tage, nun geht die Welt für Othello unter. Und dann höchste Steigerung; feierlich muß es werden, daß Männern und Weibern im Theater das Blut in den Adern stockt. Irgend etwas Großes, Grausiges: Racheschwur. Othello kniet und schwört:

Bei dem Marmorhimmel droben
In schuld'ger Ehrfurcht vor dem heiligen Eid
Verpfänd' ich hier mein Wort!

Den Cassio mag Jago abthun. Für D. denkt O. zuerst an Gift. Nein, kein Gift, ist gemein, nicht dramatisch genug. D. ist Richter und soll selbst hinrichten. Gift ist ein feiges Mordmittel; er mordet nicht, er richtet mit eigenen Händen. Also Erwürgung! . . . Soll er sie gleich töten? Das wäre kein Stück, nur ein Aufstieg, kein Abstieg. Erst noch O. und D. zusammen nach der Enthüllung, Schwinden des letzten Zweifels bei O. Er fragt nach dem Taschentuch, Wuthausbruch; aber auch damit ists noch nicht zu Ende.

Vierter Akt: Das Gift hat weiter gefressen. Neue Steigerung, höchste, äußerste Grenze: J. malt O. die Buhlschaft deutlich vor. Das erst ist Hölle. J. muß wie ein Schwein sprechen, ganz seine Art, macht O. damit vollends rasend. Noch stärker, stärker: O. sieht C. über seine Buhlschaft lachen. Noch ein Trumpf drauf: gerade jetzt kommt die Dirne mit dem Taschentuch. Und dann furchtbarster Ausbruch: „Sie soll sterben!" Aber nun noch ein letztes scheinbares Zurück; die Erinnerung Othellos: welch ein süßes Geschöpf! Und jetzt ans Ende: Jago hilft Othello die Todesart wählen, natürlich die grausamste —: Erdrosselung.

Immer noch aufwärts, immer neue Steigerung! Ist sie noch möglich? (Lange nachsinnend.) Ja, noch habe ich keine rechte große Sturmszene zwischen Othello und Desdemona. O. muß bis aufs Aeußerste gehen, muß D. schlagen, im höchsten Zorn über ihr fortwährendes Betteln für C. Das würde ja auch einen gesunden Menschen wild machen. D. bleibt ganz sanft: „Das hab' ich nicht verdient." Soll O. jetzt handeln? Nein, auch jetzt wär' es noch Mord. Noch hat er D. ja gar nicht befragt. Er soll Richter sein; wo ist sein Verhör? Also einen letzten Versuch, ein Verhör der Schuldigen, der Zeugin, Emilias und Desdemonas. Aber welche Verhöre! Wie die rasende Leidenschaft sie vornimmt. Hier soll er auch schmutzig werden, hündisch roh, und müßt' ich das Aeußerste wagen. Dann ein letztes Wort Othellos vor dem Entschluß: man muß wieder hören, was D. für O. bedeutet: „den Quell, aus dem mein Lebensstrom entspringt." Im Verhör muß er ganz dicht an die Enthüllung der Wahrheit kommen, aber diesseits bleiben. Von jetzt ab ist Desdemonas Schicksal besiegelt.

(Aufspringend, umhergehend.) Jetzt, noch einmal Jago im Feuerschein der Hölle gezeigt, äußerste Gegensätze, schamhafte Desdemona, Teufelsfreude Jagos am Schmutz. D. steigt immer höher. Zuletzt Worte wie von einem Engel gesprochen, — nein, süßer, zarter, so Etwas wie Griseldis bei Chaucer, nur knapper, auch knieend wie früher Othello, aber knieend wie ein Engel an Gottes Thron. (Setzt sich und schreibt mit fliegender Feder:)

Wenn ich nicht jetzt noch, und von je und ewig,
Und stieß' er als Geschied'ne mich ins Elend,
Ihn herzlich liebe, kehre Freude nie
Mehr bei mir ein! Liebloſigkeit thut viel;
Von ihm geübt, kann sie mein Leben knicken,
Doch nie die Liebe mindern.

Nun höchste Steigerung des Mitleides. Man muß den Tod an die Thür klopfen hören. Desdemona im Schlafzimmer, vor der Ermordung. Allein? Nein. Dann gäbs ein Selbstgespräch; Desdemona ist dazu nicht angethan, ist auch gar zu zerbrochen. Also Gespräch. Mit wem? Mit Emilia, ahnung-

voll, todesbang, irgend ein trauriges Lied. Dann zu Bett und Vorhang zu, vierter Akt aus; und nun zum Ende!

Erst Zwischenszene. Jago, Rodrigo, Cassio; Mord oder Verwundung. O. muß glauben, C. sei tot, um es D. vor der Ermordung zu sagen.

Jetzt alle Schrecken losgelassen! Bei dem Italiener Alles unbrauchbar, ganz nichtsnutzig. Doch ließ er nicht Desdemona in der Todesstunde noch einmal leugnen? Das muß sein, sonst wirds ein Abschlachten; Desdemona muß wenigstens einen letzten Versuch der Vertheidigung, der Rettung machen. Nun ists vorbei ... Ob ichs wage? Bedenklich, Tote erwachen, sie noch einmal redenzu lassen. Aber welch eine Steigerung, wenn sie doch gelänge, Steigerung über Mord und Tod hinaus! Letztes Aufleuchten ihrer himmlischen Seele! Man bringt ins Zimmer, zuerst Emilia, sieht die Sterbende, — (schreibt:) Emilia: Wer hat die That vollbracht?

Desdemona: Niemand — ich selbst — leb wohl! — Empfiehl mich meinem gütigen Gemahl!

Das geht; kein Auge soll mir dabei trocken bleiben. Dann kurzes Leugnen Othellos, ganz kurz, nicht wie bei Cinthio ein Leben lang, — einen Vers, zwei Verse: Sie sagte selbst, ich hab' es nicht gethan.

Hierauf furchtbarer Ausbruch und Eingeständniß: Ich habe sie getötet, weil sie eine Dirne war. Aber zugleich das erste Zucken des grellen Blitzes der Enthüllung:

Ich wär' verdammt zum tiefsten Höllengrund,
Hätt' ich Dies nicht gethan mit gutem Recht!

Jetzt muß die höchste Stunde für Emilia kommen, jetzt steigt sie so hoch, wie sie eben kann, entsühnt sich. Und dann Schlag auf Schlag die Enthüllung. Noch sieht Othello nicht klar, noch ahnt er nur, spricht nichts, stöhnt nur, wirft sich über die Leiche. Nun kommt, was kommen muß: höchste Verzweiflung. Jago herangeschleppt, entlarvt: Das soll mir nicht schwer werden . . Nur keinen matten Schluß. O. und J. leben, für Beide also noch einen höchsten Aufschwung und dann schnell aus.

Aufschwung für Jago, für den Teufel? Soll er weiter lügen, entschuldigen? Wäre zu dumm für den klugen Satanas. Was kann er thun? Folter und Henkertod vor ihm, hinter ihm all seine Schandthaten. Was thut solch Bursche? Beißt die Zähne zusammen, trotzt und schweigt:

Fragt mich nun nichts mehr! Was Ihr wißt, Das wißt Ihr, —
Von dieser Stund' an rede ich kein Wort.

So. Der ist abgethan. Dann noch Othellos letzte Rede (sucht in seinen Merkblättern). Hier ists; ein guter Anfang vom Ende.

...Das ist mein Mohr von Venedig! Du warst zwar ein nichtsnutziger Schmierer, o Giraldi, der Du Dich den Cynthischen nanntest; doch will ich Dich nicht allzu sehr schelten: gezeigt hast Du ihn mir zuerst, drum stehe in Ehren dort oben auf dem Schrank, stehe nur ruhig zwischen Boccaccio und dem Florentiner, und bleibt mir alle Drei hold und gewogen für mein nächstes Stück.

Eduard Engel.

Anzeigen.

Das neue Leben. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Wenn ich dieses, mein viertes Buch einen modernen Roman nannte und wenn es auch das bedeutungvollste Problem im Gefühlsleben des modernen Weibes zum Inhalt hat, so möchte ich trotzdem nicht, daß meinem Werk eine Tendenz untergelegt werde. Ich war bemüht, mich rein deskriptiv zu verhalten. Der Konflikt, der Dagny Arnessons Thun und Lassen beherrscht, ist typisch für die moderne Frau; und um ihn klar und deutlich beschreiben zu können, habe ich die Handlung in das vorurtheilloseste und unabhängigste, in das Milieu des Künstlers verlegt. Für Dagny Arnesson ist durch das Zusammenleben mit dem Geliebten ein neuer Lebensfrühling erblüht, der erst getrübt wird, als sie sich Mutter fühlt. Denn sie weigert sich dann, dem Vater ihres Kindes für immer anzugehören, trotzdem ihr Gefühle für ihn unverändert geblieben sind. Die Phasen dieses Kampfes der beiden Geschlechter um das Kind, das aus der Vereinigung beider hervorgegangen ist, bilden den Inhalt des Buches.

Mährisch-Ostrau. J. L. Windholz.

❦

Leute vom Lande. Schlesische Geschichten; Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. — **Aus der Schule geplaudert.** Unpädagogische Skizzen. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (J. F. Richter), Hamburg.

Liebe Freunde der guten Sitte sind über mein Buch „An der Riviera" mit einer Entrüstung hergefallen, die mich mit großer Freude erfüllt hat. Leider gab mein zweites Buch den guten Leuten keine Arbeit. In dem tragischen Schicksal meiner schlesischen „Leute vom Lande" lag wohl kein Anlaß zum Verdacht gegen mich als einen frivolen Lästerer. Jetzt aber wird „Aus der Schule geplaudert". Viele Schulleute werden mich sofort für ein pädagogisches „Schreckenskind" halten, manche sogar für einen Anarchisten im Bann des Bakels. Sie Alle aber mögen sich trösten, denn meine Skizzen sind sämmtlich unpädagogisch.

Hamburg. Ewald Gerhard Seeliger.

❦

Zu den Heiligen Drei Brunnen. Geschichten. Oesterreichische Verlagsanstalt. Linz, Wien, Leipzig.

Das Buch hat wieder den Namen von seiner ersten Geschichte. Ich weiß keinen anderen Ausweg, der meinem Geschmack zusagt, und betheuce aufrichtig, daß es mir um keine Täuschung der Schätzer von Trafoi zu thun war. Außer dem ersten enthält der Band noch elf Stücke. Nun bilde ich mir wohl gar ein, Novellen geschrieben zu haben; aber die Kritik wird sagen, es seien doch nur wieder, wie in meinem „Waldsegen", Stimmungbilder und Skizzen. Das Wort Skizze lasse ich in stofflicher Hinsicht zu, nicht aber in formeller oder gar sprachlicher.

Wien. Franz Himmelbauer.

❦

Bunt ist das Leben. Novellen von Ernst Hardt. Schafstein & Co. in Köln.

In der ersten Novelle dieses Buches sagt Jemand: „Ich habe leider noch keine Weltanschauung, vielleicht aber ein Weltgefühl." Diese Worte lassen sich

by Google

(ohne das „leider") auf das Buch ſelbſt anwenden; denn was ſeine bunten Theile zuſammenhält, iſt gerade: Weltgefühl. Das iſt noch keine Weltanſchauung; und doch viel mehr als ſie. Wie der Weg mehr iſt als das Ziel. Eine Weltanſchauung bindet die Dinge, das Weltgefühl bewegt ſie; es iſt eine tiefe, ſehnſüchtige Theilnahme an ihnen, es folgt ihnen überall nach und begleitet ſie bis in ihre geheimſten Verwandlungen. Eine Weltanſchauung iſt ein Abſchluß, Etwas für alte, gekränkte Leute, die Ruhe haben wollen, ein letzter Wille, der feſtſetzt, anordnet, beſtimmt; das Weltgefühl aber iſt wie ein erſtes Wollen und wie eine erſte Liebe. Man werthet eine Weltanſchauung nach ihrer Größe und Feſtigkeit, aber man mißt das Weltgefühl nach ſeiner Flügelweite. Und es iſt zu ſagen, daß ſie groß iſt in dieſem Fall ... Die Stoffe dieſes Buches ſind ſehr verſchieden, wie ſeine Geſtalten. Und doch iſt es nicht dieſe Buntheit, die der Titel meint. Es iſt ein Buch, das bunt iſt hinter ſeinen Stoffen, gleichſam im Schatten der Dinge, vor denen die Ereigniſſe ſich abſpielen. Dort ſind die Herzkammern, aus denen das Blut in ſeine Geſchichten geht. Und die Stoffe ſind wenig, faſt nichts. Ein äußerer Anſtoß nur, ein letzter Anlaß, um von Wichtigem zu reden, das Heben und Senken eines Taktſtockes, auf das die Inſtrumente lange gewartet haben. Um die Inſtrumente handelt es ſich aber. Sie ſind bei Ernſt Hardt von großer Feinheit. Seine Seele iſt mit ſehr viel Aufmerkſamkeit begabt und von Stille umgeben. Und von ſeiner Sprache möchte man ſagen, daß ſie erzogen worden ſei wie ein griechiſcher Knabe und daß die edlen Spiele der Paläſtra ihrem Körper Ebenmaß und rhythmiſches Leben gegeben haben.

Weſterwede. Rainer Maria Rilke.

Drei Generalverſammlungen.

Beatus ille qui procul negotiis: das horaziſche Wort iſt an der Villa zu leſen, die ſich der frühere Generaldirektor der Schuckert Geſellſchaft, Herr Kommerzienrath Wacker, in dem Bergparadies bei Pontreſina gebaut hat. „Der kluge Mann baut vor", dachte, mit der Stauffacherin, Mancher, der die Villa ſah. Aber Herr Wacker ſcheint es fern von den Geſchäften nicht lange auszuhalten, denn er hat mit Hilfe gefälliger Freunde ſeine Wahl in den Aufſichtrath durchzuſetzen vermocht. Dieſe Wahl hat viele Aktionäre beunruhigt. So lange Wacker im Amt war, galt er als ein Genie, als der berufenſte Wahrer und Verwalter des von Schuckert geſchaffenen Unternehmens; kaum war er gezwungen worden, die Generaldirektion niederzulegen, da ſollte er plötzlich ganz unfähig, überhaupt ſtets in lächerlicher Weiſe überſchätzt worden ſein und wurde obendrein noch als ein ſchwarzer Böſewicht geſchildert, der lieber Tantiemen als feſten Lohn haben wollte, um aus den wilden Geſchäften, die er machte, möglichſt hohen Gewinn herauszuſchlagen. Natürlich zitterten die Aktionäre nun bei dem Gedanken, der durch der Zeiten Ungunſt aus der Direktion Gedrängte könne als Aufſichtrathsmitglied wieder die Leitung an ſich reißen. Herr Wacker iſt aber weder ein Dummkopf noch ein Böſewicht; freilich auch nicht der geniale Wundermann, als der er früher gefeiert wurde. Er gehört zu Denen, die in einer Zeit guter Konjunkturen auf die Höhe geführt werden und oben dann die eigene Kraft zu überſchätzen anfangen.

Aus diesem Höhenbewußtsein erwachsen die Fehler, die offenbar werden, wenn in der Wirthschaftwelt der Wind umschlägt. Wacker ist ein Tyrann; und die Furcht der Aktionäre, er werde mit seinen Despotenneigungen den Aufsichtrath beherrschen, ist nicht unbegründet. Viele der Herren, die sich jetzt seine Kollegen nennen, sind seine Geschöpfe; und der Mann, der das Unternehmen Jahre lang selbstherrisch geleitet hat, kennt alle Einzelheiten des Geschäftes natürlich besser als jeder Andere. Außerdem besitzt er selbst Aktien im Betrage von fast 3 Millionen Mark und verfügt, wenn er will, über das große Aktienkapital der Witwe Schuckert. Diese Macht sichert ihm namentlich in ruhigen Zeiten, wo die Aktionäre nicht in hellen Haufen herbeiströmen, die Herrschaft über die Generalversammlung. Mit Recht wurde neulich in Nürnberg gesagt, die noch immer allzu optimistische Bewerthung der einzelnen Unternehmungen sei Wackers Werk. Dieser Optimismus wird nicht aufhören, so lange Wacker die Entscheidungen mitbestimmt. Vielleicht aber ist die Gefahr heute nicht mehr so groß, weil es sicher nur noch eine Frage von Monaten ist, wer aus der Gruppe der A. E.-G. in den Aufsichtrath der Schuckert-Gesellschaft oder der Kontinentalen übertreten wird. Mag der Vertreter dieser Gruppe nun Fürstenberg, Rosenberg, Rathenau oder sonstwie heißen: Wackers Alleinherrschaft wird er brechen; wenn nicht durch die Kraft seiner Persönlichkeit, dann doch durch die Gewalt, die der Geldgeber nun einmal über den Gläubiger hat.

Im Uebrigen boten die Generalversammlungen der beiden nürnberger Gesellschaften das gewohnte Bild. Wenn man den Bericht über solche Versammlungen liest, noch mehr aber, wenn man ihnen beiwohnt, wundert man sich eigentlich nur darüber, daß die Aktionäre nicht noch viel schlechter behandelt werden, als es geschieht. Den Angegriffenen ist das taktische Verhalten sehr leicht gemacht: sie lassen die Herren Aktionäre reden und wüthen, beantworten hier und da eine Frage, um nicht allzu renitent zu erscheinen, und bauen auf die Ziel- und Planlosigkeit der Opposition, die ihnen, ohne eigene Anstrengung, zum Sieg verhilft. Die Großen, die sich um den Aufsichtrathstisch schaaren, kommen nach langen Konferenzen mit einem sorgsam vorbereiteten strategischen Plan in die Versammlung; ein Augenzwinkern genügt ihnen in schwierigen Momenten zur Verständigung, denn sie wissen von vorn herein, was sie wollen. Das vielköpfige Ungeheuer aber, das da unten vor ihnen herumgestikulirt, weiß niemals genau, was es will; es ist der Willkür der Advokaten preisgegeben, die es ob ihrer Zungenfertigkeit und formalistischen Buchstabenkenntniß anstaunt, über deren eigentliche Beweggründe ihm aber das Urtheil versagt ist. Das wirre Wogen ungeprüfter Absichten und unreifer Anträge bricht sich dann schnell an einem rocher de bronze; in der Tagesordnung ist die Marschroute der Verwaltung festgelegt. Wenn der Berathung sechste oder gar siebente Stunde geschlagen hat, ist die Sache gewöhnlich so verfahren, daß die Aktionäre beinahe froh sind, sich an diese Tagesordnung klammern und alles Vorgeschlagene annehmen zu können. Man trennt sich mit heißen Köpfen und merkt erst, wenn man am anderen Morgen ausgeschlafen hat, daß eigentlich auf keine Frage eine ausreichende Antwort gegeben wurde. Auch diesmal blieb in Nürnberg unbemerkt, daß die 30 Millionen-Bürgschaft für die Kontinentale schon 1899 begonnen hat, ohne daß bis vor Kurzem eine Menschenseele, es sei denn eine verwaltungräthliche, davon eine Ahnung hatte. Noch ein sehr geschickter Schachzug ist zu beachten. Als die

Aktionäre drängend Angaben über die einzelnen Werke forderten, hieß es, man werde in der Versammlung der Kontinentalen Rede stehen. Sehr schlau! Die Aktien der Kontinentalen gehören fast sämmtlich Schuckert; in dieser Generalversammlung konnte man also vor neugierigen Anfragen ziemlich sicher sein. Großmüthig, wie die Nürnberger nun einmal sind, ließen sie sich in der Versammlung der Kontinentalen aber wirklich von einem Aktionär Meier — der Telegraph führte nur „Nam'", nicht auch „Art" des Herrn an — interpelliren. Als Antwort gab man die Zahlen der Konsortialkonten. Immerhin Etwas.

Die an Generalversammlungen geübte Kritik ist fast immer nutzlos; das Beste, was man sagen kann, ist in den Wind gesprochen: wenn übers Jahr die nächste Versammlung tagt, ist ja doch längst Alles vergessen. Eher schon lohnt es, über die Generalversammlung der Deutschen Genossenschaftbank zu reden. Auf diesem Gerichtstag der Aktionäre war nicht die zu einer Statutenänderung nöthige Stimmenzahl vertreten; die Abstimmung darüber und die Dechargirung mußten bis zum sechzehnten September vertagt werden und unter diesen Umständen darf man hoffen, mit kritischen Worten noch rechtzeitig wirken zu können. Auch diese Generalversammlung unterschied sich nicht sehr von anderen. Zunächst schien allerdings eine schärfere und klarere Opposition aufmarschirt zu sein; Aktionäre, deren Aktien auf den Namen ausgestellt sind und zum überwiegenden Theil den an der Bank interessirten Genossenschaften angehören, treten eben doch anders auf als Leute, die der Zufall der Anlagewahl zum Aktienkauf getrieben hat. Aber auch die Kehrseite der Medaille war sichtbar. Die Genossenschafter gingen gegen die Direktion schroff vor, herbe Worte fielen und harte Strafen wurden gefordert. Doch war das Bestreben unverkennbar, nichts zu thun, was das Kreditcentrum Derer von Schulze-Delitzschs Gnaden irgend schwächen könnte.

Zwei Erklärungen, eine vom Aufsichtrath, die andere vom Herrn Weill verfaßt, wurden gleich anfangs verlesen. Auch hier wieder ist das Bemühen löblich, den Status nicht zu verschleiern, und ob solchen Edelsinnes wurde den Herren viel Weihrauch gespendet. Ein Redner nur hob mit Recht hervor, daß diese Offenheit von der elementarsten Pflicht geboten gewesen sei. Doch wir sind leider ja so an Korruption aller Art gewöhnt, daß man nachgerade wagen kann, Leute, die annähernd ihre Pflicht erfüllen, als Helden zu preisen. Schon neulich habe ich hier den Versuch getadelt, dem Geschäftsinhaber Siebert, den inzwischen der Schlag getroffen hat, alle Schuld aufzubürden. Der Unglückliche lebt zwar noch, ist aber gelähmt und der Sprache beraubt. Soll er in der trüben Geschichte der Genossenschaftbank die Rolle spielen, die bei der Leipziger Bank dem toten Sachsenröder aufgezwungen ward? Der Aufsichtrath wehrt sich gegen den Vorwurf, einen Mann zu belasten, der sich nicht mehr vertheidigen kann. Er giebt zu, daß es ein Fehler war, Siebert blind zu vertrauen; der eigentlich Schuldige sei dieser Geschäftsinhaber schließlich doch aber gewesen. Abermals wird also Siebert belastet; einem bewährten Kollegen aber, heißt es, müsse man ja vertrauen. Nun ist zuzugeben, daß Siebert vielfach so gehandelt hat, wie ein gewissenhafter Mann nicht handeln durfte. Er hat den Brief, in dem ein Fachmann ihn warnte, in das Watt-Unternehmen noch mehr Geld hineinzustecken, dem Aufsichtrath vorenthalten. Herr Weill, der mit Siebert schlecht stand, fand den Kollegen morgens stets schon im Bureau; und wenn Weill abends

ging, saß Siebert noch bei der Arbeit. Das mußte imponiren. Und Siebert verfügte außerdem über eine ganz ungewöhnliche Beredsamkeit. Daß Gesellschafter und Aufsichtrath den Berichten des arbeitsamen Mannes eine Weile glaubten, ist also begreiflich. Aber jedes Vertrauen hat seine Grenze. Wer, statt eine Kommission mit der Prüfung zu beauftragen, sich von dem Wort eines einzelnen Mannes verleiten läßt, große Summen, die Anderen gehören, in ein ihm fremdes Unternehmen zu stecken, Der ist nicht zu entschuldigen. Und der Aufsichtrath wird doch wohl selbst zugeben, daß seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit war, wenigstens die Bilanzen einzufordern. Wäre Das geschehen, dann hätte man gemerkt, daß bei Schuchhardt seit Jahren keine Bilanz gemacht war; dann wäre dem Aufsichtrath und Herrn Weill auch nicht verborgen geblieben, daß beim Kyffhäuser ohne Zustimmung der Gewerkenversammlung Zubußen geleistet wurden. War, wie ein Redner in der Versammlung behauptete, Sieberts Krankheit in der Art seiner Geschäftsführung schon längst fühlbar, dann durften die anderen Herren ihn erst recht nicht unumschränkt wirthschaften lassen.

Am Meisten wurde natürlich über die Möglichkeit des Regresses geredet. Eine Revisorenkommission sollte gewählt werden. Da aber trat das Heer der Parteifreunde auf den Plan. Oben auf dem Podium saß neben den Herren Langerhans, Blell und Hermes der Abgeordnete Crüger; und auch unten, im Publikum, fehlte es nicht an freisinnigen Familienmitgliedern. Der Genossenschaftanwalt Alberti — Crügers Wahlmacher —, Herr Müller aus Sagan, der Görlitzer Lüders, der Stadtälteste Kaempf und ein charlottenburger Stadtverordneter, der als aufrechter Demokrat gilt: Alle waren gekommen. Der Abgeordnete Lüders war der Einzige, der das Parteiinteresse hintenansetzte und dem Aufsichtrath und der Verwaltung ordentlich die Leviten las. Die Anderen zwitscherten sämmtlich die selbe, mannichfach variirte Weise: die Wahl einer Prüfungskommission schädige den Kredit der Bank. Herr Dr. Crüger gab diese Tonart an; er geberdete sich, als breche sein Herz, weil er im Interesse der Gesellschaft auf die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, eine Revisorenkommission ernannt zu sehen, verzichten müsse. Auch Herr Alberti war aus Wiesbaden herbeigeeilt, um dringend für eine solche Kommission zu plaidiren; auch er aber hatte es sich inzwischen anders überlegt und wollte mit seinen geborgten Aktien gegen die Revision stimmen. Herr Kaempf, der überall zu finden ist, wo es gilt, freisinnige Mannesseelen zu decken, hielt eine feurige Rede, in der er nachdrücklich warnte, den neuerdings modern gewordenen Revision Bazillus dem gesunden Körper der Deutschen Genossenschaftbank einzuimpfen. Er schien mit einem Hoch auf die Verwaltung enden zu wollen, begnügte sich aber schließlich damit, die Leiter der Bank für ehrenwerthe Männer zu erklären. Wie wenig es all diesen Herren auf die Sache ankam, sieht man schon daraus, daß sie den Vorschlag des früheren gothaischen Staatsministers von Strenge gar nicht beachteten. Auch Strenge hatte gegen eine Kommission allerlei Bedenken, hielt sie aber für ungefährlich, wenn ihr nur die Aufgabe gestellt werde, die drei großen Verlustkonten zu prüfen und zu konstatiren, wer regreßpflichtig zu machen sei. Dabei konnte von einem Mißtrauensvotum nicht mehr die Rede sein. Auf diese Anregung ging man aber nicht ein. Die nächste Generalversammlung wird hoffentlich wachsamer sein und dafür sorgen, daß die von Strenge gewünschte Kommission zu schleuniger Arbeit gewählt wird.

Der scharfsinnige Justizrath Veit Simon hat nachzuweisen versucht, daß ein Regreßanspruch rechtlich kaum zu begründen sein werde. In erster Linie, weil die Verlustgeschäfte nicht statutenwidrig gewesen seien. Der erste Paragraph des Statutes gestattet ja auch wirklich den Betrieb von „Bank- und Kommissiongeschäften aller Art" und danach könnte man annehmen, das Gründungsgeschäft sei erlaubt gewesen. Sieht man sich aber den ganzen Paragraphen genauer an, dann wird man sich doch starken Zweifeln nicht entziehen können. Da heißt es unter Anderem: „Die Mittel der Gesellschaft sollen, so weit sie nicht vollständig im Geschäftsbetrieb Verwendung finden, in Wechseln oder in Beleihung von Staatspapieren, Aktien und anderen Obligationen angelegt werden." Und ausdrücklich steht da: „Selbständige Spekulationgeschäfte in Effekten liegen außerhalb der Zwecke der Gesellschaft." Nun finden wir unter dem Effektenbestand für 750 000 Mark Aktien der Württembergischen Landesbank, große Posten Dresdener Bankverein, Barmer Kreditbank, Elberfelder Bankverein, Diskonto-Antheile, Württembergische Straßenbahn, Oberschlesische Kleinbahn, Kölner Elektrizitätanlagen-Gesellschaft, Helios, Bank für industrielle Unternehmungen u. s. w. Ist der Erwerb solcher Aktien etwa keine eigene Spekulation? Und ist nicht auch sonst die Fahrlässigkeit klar erwiesen? Die Thatsache, daß in früheren Generalversammlungen die statutenwidrigen Geschäfte den Aktionären bekannt geworden sind, entlastet die Verwaltung nicht, denn sie ist selbstverständlich für solche Geschäfte erst verantwortlich, wenn sie Verluste bringen. Gerade deshalb ist es so thöricht, daß die Direktoren immer wieder solche Geschäfte machen. Gehts gut, dann muß der Gewinn an die Aktionäre abgeliefert werden; gehts schlecht, dann muß der Vorstand dafür einstehen. Jetzt ist versprochen worden, so riskante Geschäfte nicht mehr zu machen. Waren sie aber durch das Statut bisher nicht verboten, dann sollte man auch den ersten Paragraphen so ändern, daß er künftig ohne Zweideutigkeit nur noch ganz einwandfreie Bankgeschäfte gestattet.

Man will jetzt die Form der Gesellschaft ändern. Die Kommanditgesellschaft auf Aktien wird als veraltet hingestellt. Im Geschäftsbericht heißt es: „Die persönlich haftenden Gesellschafter haben sich daher entschlossen, einer Umwandlung der Bank im Prinzip zuzustimmen." Sehr großmüthig; die Genossenschafter wären aber sehr unklug, wenn sie auf solche Umwandlung eingingen. Denn sie haben als Gläubiger, in Folge der angeblich veralteten Form, einen ganz unbestreitbaren Regreßanspruch an das Vermögen der Gesellschafter. Ihre Depositen sind bei einer Kommanditgesellschaft viel besser geschützt als bei einer Aktiengesellschaft. Auch für die Aktionäre hat nach meiner Ansicht die Kommanditgesellschaft manche Vortheile. Zum Beispiel: die Generalversammlung hat hier die Möglichkeit — die der einer Aktiengesellschaft fehlt —, ohne Weiteres den Geschäftsinhaber vorläufig bis zur gerichtlichen Entscheidung zu suspendiren. Man sollte sich also die Umwandlung sehr ernstlich überlegen. Die Form der Gesellschaft hat das Unheil nicht verschuldet. Viel wichtiger wäre der Entschluß, künftig nicht kraftlose Greise in den Aufsichtrath zu wählen. Und fühlt sich Herr Weill denn als einziger Bankier nicht sehr vereinsamt? Er sollte sich nach einem tüchtigen Bankmann für den Aufsichtrath umsehen. In seiner nächsten Nähe — im Aeltestenkollegium — findet er am Ende sogar einen Mann, der vernünftig ist und dennoch der deutschfreisinnigen Partei angehört. Plutus.

Notizbuch.

O welche Luft, Soldat zu ſein! Auch die preußiſchen Offiziere werden das Lied vielleicht nicht mehr lange ſingen. Das Dienſtleben wird ihnen von Jahr zu Jahr ſchwerer gemacht; und wenn ſie in den Freiſtunden einmal über die Stränge ſchlagen, dann fährt die öffentliche Meinung zornig auf und droht, die Miſſethäter um den Kopf oder wenigſtens um den rothen Kragen zu bringen. Sie dürfen, wie ſtark in ihnen auch der begreifliche Wunſch ſei, ohne „ſtandesgemäßen" Zwang von billigen Plätzen aus gute Konzerte und Dramen zu hören, keinen Civilanzug tragen. Seit dem Januar 1901 iſt ihnen befohlen, aus dem Wagen zu ſpringen und ſtehend zu ſalutiren, ſobald ſie den Kaiſer ſehen; und ein in berliner Kaſinos eifrig beſprochener Vorgang hat erſt neulich gezeigt, daß auch ein ſelbſt kutſchirender Offizier, deſſen Pferd im ſchärfſten Trab läuft, dieſem Befehl gehorchen muß, ohne zu fragen, ob Wagen und Pferd dabei Schaden nehmen. Die beiden Erlaſſe wurden hier ſchon erwähnt. Jetzt aber haben wir auch erfahren, welche Folgen jeder übermüthige Spaß, jede Jugendthorheit dem Offizier eintragen kann. Der Oberlieutenant Hildebrandt, der gezwungen war, den Lieutenant Blaskowitz zum Zweikampf zu fordern, und das Unglück hatte, den wüthenden Gegner zu töten, iſt nach ſiebenmonatiger Feſtungshaft vom Kaiſer begnadigt und, wie zu erwarten war, in eine andere Garniſon verſetzt worden. Hildebrandt war in Gumbinnen allgemein beliebt und die Kameraden hatten den Mann aufrichtig bedauert, der, als Dank für ſein Samaritermühen, von dem trunkenen, undisziplinirten Blaskowitz Ohrfeigen eingehandelt hatte, vor die Wahl geſtellt worden war, den bunten Rock auszuziehen oder den zur Abbitte nicht bereiten Beleidiger herauszufordern, und dem obendrein noch in den Zeitungen, in Briefen, auf Poſtkarten kein Schimpf, keine Schmähung erſpart blieb. Als er zurückkam, um ſich abzumelden, wollte man ihm nach der böſen Zeit ein paar heitere Stunden verſchaffen und ihm zeigen, daß ihm die Achtung, die Freundſchaft der Kameraden ungeſchmälert erhalten war. Er wurde nicht nur nach alter Sitte weggetrunken, ſondern in feierlichem Zug, mit Spitzreiter und Ehrengeleit, vierſpännig nach dem Bahnhof gefahren. Das war unvorſichtig, meinetwegen auch ungehörig. Die Sache kam natürlich in die Preſſe, — und nun brach das Wetter los. Unerhört, einen Duellmörder zu feiern! (Wer in einem nach vereinbarten Regeln mit gleichwerthigen Waffen ausgefochtenen Zweikampf den Gegner tötet, iſt, nach der neuſten Preßkriminologie, trotz Beccaria, bekanntlich ein Mörder.) So weit ſind wir alſo gekommen, daß die dreiſte Soldateska wagen darf, einen Mord zu verherrlichen. Leben wir noch in einem Rechtsſtaat? Ja, wir leben noch in einem Rechtsſtaat und deshalb fordern wir die ſtrengſte Beſtrafung der Frevler. Iſts noch nicht genug, daß ein ſolcher Mörder mit dem Bischen Feſtung davonkommt? (Die ſchlotternden Knaben, die ſo ſchwadroniren, haben keine Ahnung, wie unſäglich ſchwer eine Monate lang währende Gefangenſchaft zu tragen iſt.) Schon dieſe milde Strafe muß die Luſt zum Duellunfug ſteigern. (Warum die lieben Journaliſten ſich nur gar ſo ſehr über Kaſtenſitten erregen, unter denen ſie nicht zu leiden haben und denen Jeder ſich entziehen kann, wenn er der Kaſte den Rücken kehrt?) Soll uns nun noch die Schmach öffentlicher Duellfeiern beſchieden ſein? Kein Menſch, nicht einmal der jüngſte Lieutenant hatte in Gumbinnen an eine Duellfeier gedacht. Der Zweikampf mit tötlichem Ausgang war durch die Strafe geſühnt, deren Reſt des Kaiſers Gnade dem Verurtheilten erlaſſen hatte, und Hilde-

brandt war wieder ein Offizier wie andere Offiziere. Nicht als Duellant — obwohl auf dem weiten Rund der Erde ein entschuldbarerer nicht zu finden wäre — wurde er gefeiert, sondern als guter, tüchtiger Kamerad, der schlimme Tage hinter sich hatte, als der Mann, dessen Name durch den Gassenkoth geschleift worden war und dem Keiner doch auch nur den kleinsten Verstoß gegen Sitte und Sittlichkeit vorwerfen konnte. Thut nichts; in den Zeitungen stand die Sache unter dem Rubrum: „Die Duellfeier in Gumbinnen." Und die laut und immer lauter geforderte Strafe blieb nicht aus. Zwei Offiziere wurden zur Disposition gestellt, ein Lieutenant kam zum Train und an den Kommandeur und den ältesten Major des ersten litauischen Feldartillerieregimentes erging die Weisung, sofort ihr Abschiedsgesuch einzureichen. Die beiden älteren Offiziere wußten nichts von der Feier; die beiden jüngeren haben sie mitgemacht, vielleicht sogar mitinszenirt. „Ist ein Fastnachtspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie um unsers Leben arme Blöße hängen mag?" Egmont und der Egmontdichter passen nicht nach Neupreußen. Da weht ein scharfer Wind, und was der beschränkten Einsicht des „Unterthanen" — dens nach dem Verfassungrecht nicht mehr giebt, der aber noch heute durch offizielle Reden spukt — mit Stubenarrest ausreichend gesühnt schiene, wird mit dem Verlust des Berufslebens geahndet. O welche Lust, Soldat zu sein! Meiden darf der Offizier den Zweikampf nicht: sonst wird er weggejagt; wenn er aber den Abschied eines Kameraden, der völlig schuldlos zum Zweikampf genöthigt wurde und dem die Gnade des Kriegsherrn einen Theil der Duellstrafe erlassen hat, ein Bischen geräuschvoll feiert, dann muß er den Waffenrock ablegen und kann Annoncen oder Policen sammeln. Welcher Triumph aber für den liberalen Gedanken: ohne öffentliche Verhandlung, ohne kriegsgerichtliche Untersuchung und Vertheidigung wurden von dem Wind, der aus dem Blätterwald kam, vier Männer aus dem Heer geweht. Leben wir noch in einem Rechtsstaat? Ja, wir leben noch in einem Rechtsstaat.

* * *

Am sechzehnten August wurde hier erzählt, dem Maler Professor Hugo Vogel, Mitglied der berliner Akademie der Künste, akademischen Lehrer und Inhaber der Großen Goldenen Staatsmedaille, sei nachgewiesen worden, daß er die Hauptgestalt des vom Staat bei ihm für das merseburger Ständehaus bestellten Gemäldes „Die siegreiche Germania" mit Sklaventreue der Jeanne d'Arc des französischen Plastikers Paul Dubois nachgebildet habe. Noch ist das werthlose Werk nicht aus dem Ständehaus entfernt, der Plagiator nicht zur Rechenschaft gezogen worden. Wohl aber haben wir gelesen, der Senat der Akademie habe dem Professor Hugo Vogel einen neuen offiziellen Auftrag ertheilt. So findet in unserem theuren Vaterlande jedes wahre Verdienst seinen Lohn. Und die Presse schweigt. Wenn die Geschichte in Paris spielte, wäre sie uns längst als Beweis dafür aufgetischt worden, daß die Republik der Jesuiten und Antisemiten in Schmach und Schande verkommen ist.

* * *

„Eine Berichtigung", schreibt mir ein Leser, „und einen Nachtrag zu Ihrem Artikel über die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Der Geheime Hofrath Lauser war in Stuttgart nicht bei der Deutschen Verlagsgesellschaft Union, sondern bei der Deutschen Verlagsanstalt; und Herr Hammann scheidet aus der Leitung des Preßamtes". Die Berichtigung war nöthig; der Nachtrag kündet furchtbares Unheil. Wer soll künftig unsre Kleinen lehren? Doch da man ohne Zittern jetzt selbst von

Philis Rücktritt zu reden wagt, mag am Ende auch die Kunde kein Märchen sein, Hammann wolle sich von der ihm zärtlich ergebenen Mardochaisippe wenden.

* * *

Ein Nachklang von der Rheinreise des Kaisers:

Ober-Hof-Marschall-Amt
Seiner Majestät
des Kaisers und Königs
B 971. Berlin, 24. Juli 1902.

Dem Vorstand des Allgemeinen Schwimmvereins erwidere ich auf das Schreiben vom 15. d. M. ergebenst, daß der beabsichtigten Huldigung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten am 15. August d. J. durch einen Schwimm-Parademarsch im Rheinstrom Bedenken nicht entgegenstehen. gez. Eulenburg.

Im Oberhofmarschallamt eines Deutschen Kaisers sollte man eigentlich wissen, daß eine „Huldigung Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten" nicht eine diesen Majestäten darzubringende Huldigung ist. Einerlei: der gute Bürger hat sich der Thatsache zu freuen, daß Bedenken nicht entgegenstanden und es wenigstens im freien deutschen Rhein fortan möglich ist, dem Kaiserpaar bäuchlings zu huldigen.

* * *

In Holland wird die Frage erörtert, ob ein intimeres Verhältniß zum Deutschen Reich erstrebenswerth wäre. Welche Bedenken diese Erörterung hemmen, erkennt man aus dem folgenden Warnungruf eines niederländischen Blattes: „Der Anschluß an Deutschland würde sich so gestalten, daß wir in das selbe Verhältniß zum Reich träten wie Bayern, Württemberg und die anderen Staaten. Daß Dies unter allen Umständen nicht erwünscht wäre, wollen wir nicht behaupten. So lange aber ‚Kunst-Depeschen' gleich der jüngsten zu den Vorkommnissen gehören und Einmischung des Bundesoberhauptes in Verwaltungangelegenheiten der Bundesgenossen möglich bleibt, könnte solcher Anschluß für Niederland sehr unerwünschte Folgen haben." Das Eunuchengekreisch unserer aus Beruf oder Neigung Offiziösen hat die Resonanz der Depesche also nicht zu übertönen vermocht. Ob der Kanzler des Deutschen Reiches trotzdem noch immer glaubt, die Veröffentlichung dieser Depesche sei eine unbeträchtliche Privatangelegenheit, die ihn nicht zu bekümmern brauche, wenn es ihm nur gelingt, auf dem üblichen Weg über den Arenberg das Centrum ins alte Bett des Gehorsams zu führen?

* * *

Ein Ausschuß, an dessen Spitze die bestechende Persönlichkeit eines Schminkefabrikanten steht, droht schon lange, die Reichshauptstadt mit einem Richard Wagner-Denkmal zu beschenken. Beschenken ist eigentlich nicht das richtige Wort; denn das Geld ist von unvorsichtigen Leuten gespendet worden, die noch immer glauben, bei einem Denkmal komme es auf den Dargestellten, nicht auf den Darsteller an. Aber der Plan stammt von dem Ausschuß, dem der Schminkefabrikant vorsitzt. Also ein Nationaldenkmal. Schaudernd sahen wir fürchterliche Entwürfe; einer der fürchterlichsten, für den Herr Eberlein die Verantwortung zu tragen hat, wurde gekrönt und der Thiergarten wird nächstens neue Unbill zu leiden haben. Nun aber hält der Ausschuß für nöthig, die Aengstlichen zu beschwichtigen. Er verschickt ein Schreiben, das den Satz enthält: „War es doch der Kaiser selbst, der dem Entwurf Eberleins eine Hauptfigur, Wolfram von Eschenbach, neu hinzufügte und die Zeichnung hierzu eigenhändig entwarf!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. September 1902.

Posen.

Zwei Einzüge hat die vorige Woche gebracht. In zwei preußischen Städten sind Häuser und Straßen geputzt und Menschenspaliere gebildet worden. Der Kaiser ist mit seiner Frau und mit großem Gefolge nach Posen und Frankfurt gereist und, ehe er hoch zu Roß durch die Thore ritt, von den auf dem Pflaster harrenden Kommunalhäuptern in feierlich tönender Rede begrüßt worden. So will es die neue Sitte; ist ihr genügt, dann darf man von einem „Einzug" reden und braucht nicht zu fragen, was denn geschehen solle, wenn einmal ein Sieger, ein Ender der Noth durch die steinernen Pforten deutscher Städte zieht. Von Frankfurt an der Oder ist nur zu melden, daß die Lords Roberts und Hamilton, die der Kaiser eingeladen hatte, den Paradedrill der preußischen Truppen gelobt haben sollen. Mehr ist von Posen zu berichten. Seit der marienburger Rede waren die Herbsttage, die Wilhelm der Zweite im alten Poznan verleben wollte, in Spannung, von Manchen auch in Angst erwartet worden. Die harten Worte, die der Kaiser im Ordensschloß Konrads von Thierberg über „sarmatische Frechheit" sprach, hatten nicht nur die zum preußischen Staatsverband gehörenden Polen gekränkt, sondern in der ganzen Slavenwelt die nationale Leidenschaft entbunden. Der czechische Abgeordnete Klofac schimpfte im wiener Reichsrath. Herr von Jaworski, ein alter, glatter Höfling und Führer der galizischen Polen, legte im Ausschuß der österreichischen Delegation die Würde des Vorsitzenden nieder, um nicht zum Lobredner des deutsch-österreichischen Bündnisses werden zu müssen, das der Szlachta Galiziens plötzlich nicht mehr rühmenswerth schien. Ins prager Amtsblatt wurde ein Steckbrief gegen den Deutschen Kaiser geschmug-

gelt, dessen heftige Rede auch der Minister Graf Goluchowski, ein Pole, recht unfreundlich kritisirt haben soll. Bald nach diesen Vorgängen fühlte Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, Deutschlands Vertreter am Habsburgerhof, sich so unwohl, daß er einen dreimonatigen Urlaub erbitten mußte und in den Zeitungen von seinem Rücktritt gesprochen wurde. Sogar über die russische Grenze drangen schrille Stimmen an unser Ohr. Nichts, sagt Turgenjew irgendwo, ist so mächtig und zugleich so ohnmächtig wie ein Wort; die Wahrheit des Satzes war wieder an der Wirkung des Wortes zu erkennen, das im Schloß der Deutschen Ritter rascher Zorn auf die Lippe getrieben hatte: es konnte den Deutschen nicht nützen, den Polen nicht schaden, aber es klang den Slaven wie die Ansage eines Rassenkrieges. Was würde nun in Posen geschehen? Die polnischen Provinziallandtagsabgeordneten erklärten, sie seien durch die Schroffheit der marienburger Rede gezwungen, den geplanten Festen fern zu bleiben. Dem Oberpräsidenten, der diese unerfreuliche Botschaft nach Berlin bringen mußte, wurde, wie die Presse berichtete, vom König vorgeworfen, er habe „es so weit kommen lassen". Wir lasen von einem Massenaufgebot der Polizeimannschaft, von Vorsichtmaßregeln, die an Zarenreisen erinnerten. Neun Jahre vorher hatte der Kaiser zu dem Abgeordneten von Koscielski gesagt: „Ich danke Ihnen und Ihren Landsleuten für Ihre Treue zu mir und meinem Hause; sie sei ein Vorbild für Alle." Jetzt hatte der selbe Monarch die Deutschen zum Kampf gegen sarmatische Frechheit aufgerufen. Freiwillig würde kein Pole die Feste mitmachen. Und wie sollte Posen aussehen, wenn alle Polen grollend in dunklen, ungeputzten Häusern saßen? ... Die Noth war groß. Doch wo kluge Kräfte sinnvoll walten, da kann sich ein Gebild gestalten. Glanz, der nur dreimal vierundzwanzig Stunden zu dauern braucht, ist mit konzentrirtem Firniß selbst dem porösesten Holz anzupoliren. Ein einzelner Mann, Gregor Alexandrowitsch Potemkin, hat in der Krim einst Schwereres vollbracht. Polnische Menschen sind nicht zu haben, — gut: dann muß man dem König jubelnde Deutsche zeigen. Die Polenhäuser werden schmucklos und finster bleiben, — gut: dann muß man sie hinter Guirlanden und Fahnen dem Auge des Königs verbergen. Die zu einem pomphaften Schauspiel nöthige Ausstattung, kostbares Geräth, Gobelins, Teppiche, läßt man, nebst einer stattlichen Komparsenschaar in Feiertagskleidern, aus Berlin kommen. Auf diesem Wege war das Ziel doch am Ende noch zu erreichen. Es wurde erreicht. In allen Zeitungen stands: „Die posener Kaisertage sind überaus glänzend verlaufen."

In dreißig Jahren war an der Bogdankamündung nicht solche Pracht

erschaut worden wie in diesen drei Tagen. Aus der ganzen Provinz waren die Truppentheile herangezogen und durch Nachbarkontingente verstärkt worden. Ein buntes Gewimmel von Prinzen, Fürsten, Grafen, Edelleuten und Würdenträgern jeglichen Ranges. Parade, Zapfenstreich, Denkmalsenthüllung, Museumsweihe, Diners, Einzug und Auszug: von früh bis spät konnte die Schaulust sich weiden. Die Bürger waren aufgefordert worden, ihre Häuser zu illuminiren; die Stadtverwaltung hatte an Gasflämmchen und farbigem Licht nicht gespart und, wo der Wille der Hausbesitzer gut, die Vermögenskraft aber schwach war, selbst die Ausschmückung der Privathäuser übernommen. Feenhaft, sagten die Reporter. Hinter Laubgewinden und Flaggenmasten verschwanden die düsteren Polenburgen. Der Kaiser hatte ein Geschenk mitgebracht: die Nachricht, auf seinen Befehl sei das linke Wartheufer von den Beschränkungen befreit, die das Rayongesetz den vom Festungsgürtel umschnürten Stadtvierteln aufbürdet. Nie, sagte Vincke vor vierunddreißig Jahren im preußischen Landtag, „hatten unsere Regenten die Gewohnheit, den Provinzen ein cadeau zu geben, um sich dadurch ihre gute Stimmung zu erwerben." Das wollte auch der Kaiser natürlich nicht; und dennoch wars nicht Zufall, daß er selbst gerade jetzt den Posenern die frohe Botschaft kündete, die den lange verhaltenen Drang, einmal aus voller Kehle Hurra zu schreien, übrigens kaum noch steigern konnte. Die Kriegervereine waren aufmarschirt, die Dorfschulzen herbeigeholt, ein Kinderheer — die Schulen blieben drei Tage geschlossen — wälzte sich durch die Hauptstraßen und den Patrioteneifer der Erwachsenen schürte der löbliche Ehrgeiz, den Polen zu zeigen, daß es auch ohne sie ging. Den Entwurf zu dem Friedrichsdenkmal, das enthüllt wurde, hatte der Kaiser korrigirt. Auf der Plakette, die ihm die Stadt als Xenion gab, fand er, über einem wunderschönen Tortenvers, den von ihm gezeichneten Michael. Er hatte zu entscheiden, in welchem Stil das alte Rathhaus restaurirt werden solle. Auch die bei solchem Anlaß im neuen Deutschland unvermeidliche Phraseologie fehlte nicht; und daß man in einer armen Stadt selbst die billigsten Reime nicht unbenutzt umkommen läßt, verdient Anerkennung eher als Spott. Was zu machen war, wurde gemacht. Wo der Repräsentant des Reiches zu sehen war, umheulte ihn lauter Jubel. Wohin sein Blick schweifte: überall fand er Zeichen behaglichen Wohlstandes, vielfach eines üppigen Luxus. Ein dichtes Gedräng gut genährter, gut gekleideter deutscher Menschen, denen die Zufriedenheit aus hellen Augen blitzt. Hier soll das deutsche Volksthum bedroht, zurückgeworfen, die wirthschaftliche Vormacht den Polen gesichert sein? Das ist die Stadt, von der uns

seit Jahren erzählt wird, sie brauche staatliche Hilfe, um sich in der Slavenbrandung zu halten? Der kühlste Festbetrachter hätte es nicht geglaubt. Der Kaiser, lasen wir denn auch, habe „sich ganz entzückt über die Fülle erfreulicher Eindrücke geäußert". Schon am ersten Tage gab er seine Freude über das veränderte Stadtbild Ausdruck und fügte, in dem frohen Gefühl, auf gesichertem, reichlich gedüngtem Kulturboden zu stehen, den seitdem oft citirten Satz hinzu: „Was diese Stadt und dieses Land sind, verdanken sie der Arbeit der preußischen Könige." Jetzt erweise er der Stadt wieder „eine große Wohlthat". Nach der Beseitigung des Rayongesetzes „werden die bösen alten Stadttheile verschwinden und binnen Kurzem sich Straßen und Häuserquartiere erheben, die auch den Aermeren ein besseres Dasein ermöglichen". Und am dritten Tag sagte er: „Wir befinden uns hier in einer treuen deutschen Stadt". Daß die Stadt Posen noch immer viel mehr polnisch als deutsch ist, daß nicht die Aufhebung des Rayongesetzes, sondern nur eine wesentliche Stärkung der ostmärkischen Produktion das Massenelend der Höhlenbewohner zu lindern vermag, konnte während der Festtage das schärfste Auge nicht merken. Kein Schimmer fahlen Alltagslichtes fiel in die illuminirte Stadt. Die Polen sind diesmal schuldlos; sie haben ihr Empfinden nicht feig verborgen. Nur die durch die Amtspflicht Gezwungenen trugen das Feierkleid. Die polnischen Stadtverordneten kamen nicht zum Provinzialdiner. Viele Polen hatten Einlaßkarten zu den Straßentribünen gekauft, waren dann aber zu Hause geblieben; die leeren Reihen sollten dem einziehenden König zeigen, daß die Hälfte der Bevölkerung nicht mitfeiern mochte. Umsonst. Auf einen Wink der Behörde füllten die Reihen sich; Deutsche setzten sich auf die von Polen bezahlten Plätze und lachten des vereitelten Mühens, das schöne Schauspiel zu stören. Nirgends eine Lücke, nirgends ein Mißklang. Wirklich: „Die posener Kaisertage sind überaus glänzend verlaufen."

Leider leuchtet der Glanz nicht über den Warthebezirk hinaus; und auch in anderen Gegenden wohnen noch Menschen. Die haben nun gehört, daß neunzig Jahre nach der vierten Theilung Polens der König von Preußen in Posen einzieht wie in eine eben eroberte Stadt der landfremde Sieger, dem die Volksmehrheit den Gruß versagt und dessen Leben nur in einem Schutzspalier gesichert scheint. Rußland, Oesterreich sogar ist mit seinen Polen fertig geworden; in Preußen demonstriren sie gegen den Vertreter der Dynastie. Kann über solche Wirklichkeit ein Flammengaukelspiel hinwegtäuschen? Haben die Beamten dem König gelobt, ihm Schaustücke vorzuführen, oder, ihm Wahrheit zu geben, die Wahrheit wenigstens, die er nützen kann? Sie

meinen es auf ihre Weise gewiß gut, sind vielleicht auf ihren Regisseurerfolg noch sehr stolz. Wenn sie aber nicht blind sind, müssen sie nachgerade doch die Folgen der illuminirten Politik sehen, die in Deutschland jedes schlichte Gefühl verwirrt, brauchbare Kräfte lähmt, dem Reich, dem Volk Enttäuschungen und Demüthigungen bereitet. Hätte man dem Kaiser die Stadt Posen ungeputzt gezeigt, dann hätte er gefragt: Wie kommt es, daß die Polen, die in Böhmen, in Frankreich unter unseren Fahnen gefochten haben, denen Bismarck, trotz seiner Antipathie, „glänzende Tapferkeit", „Hingebung an das preußische Vaterland", „Anhänglichkeit an die Krone Preußen" nachgesagt hat und deren Treue ich vor ein paar Jahren als Vorbild empfahl, mir jetzt sogar das äußere Zeichen der Ehrerbietung weigern? Dann mußte ein furchtloser Mann vortreten und sprechen: Man hat die Leute unklug behandelt und über ihr Trachten Euer Majestät unrichtig informirt. Die Wiener Kongreßakte hatte ihnen „nationale Institutionen" zugesichert, Euer Majestät Ahnherr ihnen 1815 zugerufen: „Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verleugnen zu dürfen." Jetzt hat man, statt die Deutschen zu stärken, die Polen zu Deutschen zu machen versucht und, da dieser Plan scheiterte, sie dem König als unbotmäßig, als freche Empörer geschildert. Und nun hat das solcher Saat entkeimte kränkende Wort die tiefe Verstimmung geschaffen. „Ueberaus glänzend" wären die Kaisertage dann wohl nicht verlaufen; aber sie hätten Klarheit gebracht, die dem Auge nützlicher ist als Glanz, vielleicht eine Verständigung, sicher eine Entscheidung. Was bleibt jetzt als Ertrag des großen Aufwandes? Das bunte Licht ist erloschen, die Bühne abgeräumt, der alte Jammer, der alte Hader geht weiter. Und die selben Beamten, die Wochen lang, Monate lang, Tag und Nacht mit der Inszenirung des Manöverfestes beschäftigt waren, werden wieder vor die Aufgabe gestellt, ihre Volksgenossen gegen die wachsende Wirthschaftkraft der jungen polnischen Bourgeoisie und gegen die Menschenfluth der polnischen proles zu schützen. Erreicht haben sie mit dem Spektakel nur, daß auf ihre Hilferufe künftig die anderen Provinzen antworten werden: Ihr seid reich genug, um mit Eurer Feste Glanz uns zu überstrahlen, stark genug, um, wenn Ihr nur wollt, das Poznan der Jagellonen für eine treue deutsche Stadt gelten zu lassen; auch uns drücken Sorgen, auch wir haben schon slavische Enklaven, polnische Arbeiterheere, die sich, wie in allen Zeiten und Zonen jedes Proletariat, schneller vermehren als die Oberschicht; eigene Noth bürdet uns schwere Arbeit auf und Keiner hilft uns: helft auch Ihr drum Euch selbst!

... Nach Posen hatte der Kaiser auch russische Offiziere geladen.

Niemand hatte von dieser Einladung abgerathen, Niemand gesagt, die Zeiten Paskewitschs und Murawiews seien vorbei, Moskowiter und Polen durch die panslavische Idee, mehr noch durch den gemeinsamen Germanenhaß einander näher gerückt; auch sei nur zu wünschen, daß kein fremdes Auge die tiefe Zerklüftung der Grenzprovinz sehe. Die Gäste aus Osten kamen; an ihrer Spitze der Generalgouverneur von Warschau. Sie zogen ins polnische Hotel, das auffallendste der ungeschmückten, unbeleuchteten Häuser, gaben auf französische Fragen polnische Antworten und schienen den Verkehr mit der Szlachta jedem anderen vorzuziehen. Der Kaiser begrüßte sie, noch ehe er der deutschen Truppen gedachte, „von Herzen", sprach seine Freude über ihr Kommen aus und forderte alle beim Festmahl Versammelten auf, mit ihm „auf das Wohl des obersten Kriegsherrn der mit uns in treuer Waffenbrüderschaft verbundenen Armee zu trinken." Kein Wort der Erwiderung. Kein Gruß, kein Dank vom Hause Romanow. Das erste Echo kam aus Paris. Waffenbrüderschaft? Am Sedantag spricht der Kaiser von treuer Waffenbrüderschaft, die Rußlands und Deutschlands Heere verbünde? Sind wir von den Russen gefoppt, zwischen den nations amies et alliés die Drähte vor Reval zerschnitten worden? Noch einmal sprach, am nächsten Tage, der Kaiser öffentlich zu den Russen. „Mit Stolz" trage er die russische Uniform; der Besuch der Offiziere sei „ein Beweis der alten Waffenbrüderschaft, welche seit einem Jahrhundert unsere Heere mit einander verbindet. Daß sie noch lebend ist, mögen zwei Thatsachen erläutern. Am Tage Ihrer Ankunft habe ich das Rayongesetz für Posen aufgehoben, wodurch eine friedliche Entwickelung der alten Festungstadt ermöglicht werden wird. Zum Anderen habe ich die Ehre, heut zum ersten Mal vor den Offizieren meiner beiden russischen Regimenter die Schnüre anlegen zu können, welche Seine Majestät der Kaiser Nikolaus mit mir als Zeichen unserer persönlichen Freundschaft ausgetauscht hat. Sie sollen, nach den eigenen Worten Ihres Allerhöchsten Herrn, ein Glied in der festen Kette darstellen, welche uns Beide in treuer Freundschaft umschlingt." Wieder blieb Alles still; in Posen, in Peterhof. Erst als die Russen, deren Führer den höchsten preußischen Orden erhielt, abgereist waren, fing die russische Presse zu reden an. Die vom Kaiser zweimal erwähnte Waffenbrüderschaft bestehe nicht „seit einem Jahrhundert", sondern gehöre einer Epoche an, von der uns fast ein ganzes Jahrhundert trennt. Gerade am Sedantage gedenke man in Rußland nur des mit Frankreich geschlossenen Bündnisses, das dem Deutschen Reich die Uebermacht entrissen habe. Die Erinnerung an die deutsch-russische Waffenbrüderschaft sei nur als eine

„oratorische Wendung" zu betrachten, die der durch die feindsälige Haltung der Polen gedämpften Festlust höheren Schwung geben sollte. Posen bleibe ja Festung und die Aufhebung des Rayongesetzes sei für die politischen Beziehungen der beiden Nachbarreiche völlig belanglos. Als die Franzosen sich trotzdem noch unruhig zeigten, wurde von den russischen Offiziösen erklärt, der Deutsche Kaiser habe im revaler Hafen den dringenden Wunsch ausgesprochen, seine beiden russischen Regimenter bei der Parade in Posen vertreten zu sehen; diesen Wunsch mußte der Zar erfüllen, aber er habe der Reise seiner Offiziere „weder politische noch militärische Bedeutung beigelegt" ... Die Empfindlichkeit scheint der Deutsche sich im Lauf der Zeit abgewöhnt zu haben. Vielleicht aber darf er fragen, ob solche Vorgänge möglich geworden wären, wenn dem Kaiser die politische Lage so dargestellt würde, wie sie ist.

Posen ist eine Etape. Ganz so weit waren wir bisher noch nicht. Gewiß: Alles wird bald wieder frisch zurechtgebügelt sein und wir werden hören, daß die Russen unsere intimsten Freunde, die Polen versöhnt, die Franzosen von altem Haß geheilt sind und Briten und Amerikaner ungeduldig der Stunde harren, da unter deutscher Hegemonie der große Bund der germanischen Stämme die Welt zu theilen beginnt. Noch jedesmal haben wirs, nach einer bänglichen Pause, gehört. Nach dem Kanalfest, wo russische und französische Seeoffiziere in Tafelreden den Tag herbeiriefen, der ihre Flotten wieder im kieler Hafen vereint sähe, nicht zur Schau dann aber, sondern zum Kampf. Nach dem diplomatischen Intermezzo, das der Ernennung des deutschen Oberbefehlshabers für China folgte. Nach jedem neuen Versuch, neue Liebe zu werben. Nur glaubt beinahe schon kein Mensch mehr den Beschwichtigern. Bei der nächsten Ausstellung eines Erfolges der dekorativen Politik wird man von Ost und West uns entgegenrufen: Posen! Die Gäste kommen, die Gäste gehen. Jeder nimmt einen Orden mit, Keiner bringt den Deutschen nützliche Gabe. Die der Regirung zugängliche Presse hat den Auftrag, morgens und abends zu beweisen, daß auf dem Erdenrund alle Völker zärtlich halb und halb neidisch auf das Deutsche Reich blicken, dem Alles gelingt, dessen Macht von Jahr zu Jahr wächst, das bald Sonnenaufgänge von heute noch ungeahnter Herrlichkeit sehen wird. Das wird geschrieben, gesetzt, gedruckt. Was thuts, daß England inzwischen Afrika erobert hat daß die Vereinigten Staaten Europas Zwergwirthschaft ins Joch zwingen und sich schon zu der fetten Mahlzeit rüsten, die in Südamerika brodelt? Der Kanzler wird, wenns Zeit ist, schon sagen, wie Alles kam. Einstweilen steht ja in der Zeitung: „Die beiden ersten Manövertage sind überaus glänzend verlaufen."

Weib.

„Du haſt mir gelogen.“

„Es iſt möglich.“

„Warum haſt Du es gethan?“

Sie lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſah ihn an.

„Um keine Unannehmlichkeiten zu haben.“

„Warum leugneſt Du denn jetzt nicht?“

„Ich dachte, Du hätteſt Gewißheit.“

„Würdeſt Du ſonſt wieder gelogen haben?“

„Ja.“

Er beugte ſich vornüber und hielt ihren Blick feſt in dem ſeinen.

„Iſt er Dein Geliebter geweſen?“

„Nein.“

„Ich kann ja nicht wiſſen, ob Du die Wahrheit ſagſt.“

„Nein, Das kannſt Du nicht.“

„Ich halte das Leben ſo nicht aus.“

„Dann wollen wir auseinander gehen.“

„Fühlſt Du denn keinen Funken von Liebe zu mir.“

„Ich liebe Dich.“

„Du liebſt mich? Warum gingſt Du denn zu ihm?“

„Du warſt ja auf Reiſen.“

„Und nun iſt es vorbei, ganz vorbei?“

„Du biſt ja hier.“

„Ich hatte mich auf Dich verlaſſen.“

„Warum haſt Du Das gethan?“

„Ich reiſte ſo ſorglos.“

„Warum thateſt Du Das?“

„Haſt Du kein Herz?“

Sie lachte ihr leiſeſtes Gelächter. „Ich glaube, es iſt eher zu groß.“

„Du biſt kein Menſch.“

„Ich bin ſo, wie ich bin.“

„Du“ — er lag auf den Knien vor ihrem Stuhl —: „ich liebe Dich.“

Sie ſah nur halb ſein Geſicht durch das Dunkel und nahm es zwiſchen ihre Hände. „Ich liebe Dich“, flüſterte ſie.

Sie ſaßen lange ruhig, dann ſtand er auf und ging in ſeine Stube.

Er ſpielte.

Sie lauſchte; er ſpielte zu ihr hin. Es gingen Wellen von Schmerzen in ihr, von heißer, trauriger Liebe. Die Thränen liefen ihr über die Wangen. Plötzlich ſchlug ſie die Augen ganz auf und lauſchte ſchwer.

Von der Straße her drang eine Melodie, eine dünne, luſtige Melodie aus einem Leierkaſten. Ihr und ihres Geliebten froheſter Walzer.

Die Töne hier oben und dort unten ſchnitten in einander.

Da begriff ſie all des Lebens Jauchzen. Sie ſtand auf, hob ihr Kleid und tanzte für ſich ſelbſt in dem dunklen Zimmer.

Edith Nebelong.

Sexuelle Zwischenstufen.

Seit einer Reihe von Jahren ist in Deutschland und in anderen Kulturländern besonders von Aerzten ein Gebiet bearbeitet worden, das lange genug theils aus Unkenntniß, theils aus Pruderie vernachlässigt wurde und dessen Erforschung auch heute noch bei Vielen, zumal bei Denen, die die Sittlichkeit gepachtet haben, Anstoß erregt: das Gebiet des krankhaften Geschlechtstriebes. Besonders durch Krafft-Ebings Arbeiten wurde es uns in einer Weise erschlossen, die man noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich gehalten hätte. Die Aufmerksamkeit zahlreicher Aerzte wurde durch die gleichgeschlechtliche Liebe erregt, die wegen ihrer juristischen und medizinischen, pädagogischen und sozialen Beziehungen die größte Bedeutung hat. In mehr als einem mir bekannten Fall hat die Liebe verheiratheter Frauen zu anderen weiblichen Personen zu Ehescheidungen geführt. Es zeigte sich, daß vieler Menschen Gefühl dem normalen völlig konträr ist, daß es Männer giebt, deren Liebesempfindungen nicht auf das Weib, sondern auf den Mann gerichtet sind, und Frauen, die sich geschlechtlich zum Weibe hingezogen fühlen. Man nennt diese Leute gleichgeschlechtlich oder homosexuell im Gegensatz zu den andersgeschlechtlichen oder heterosexuellen. Die entsprechenden Seelenzustände nennt man dann Homosexualität und Heterosexualität.

Die Beurtheilung vieler die Homosexualität betreffenden Fragen ist noch streitig. Immer noch herrscht Streit über die Frage, ob die gleichgeschlechtliche Liebe angeboren oder erworben sei. Die Erörterungen hierüber sind aber nicht frei von Mißverständnissen, die zum Theil durch ungenaue Begriffsbestimmungen hervorgerufen werden. Das zeigt sich schon in dem Wort „angeboren". Angeboren ist nur, was im Augenblick der Geburt vorhanden ist, also Auge, Nase u. s. w.; nicht angeboren ist, was sich erst später entwickelt, also die Zähne, der Bart des Mannes. Da nun weder der normale noch der abnorme Geschlechtstrieb bei der Geburt bestehen, vielmehr erst später, bei den meisten Menschen in der Zeit der beginnenden Mannbarkeit, auftreten, so ist es falsch, von einem angeborenen Geschlechtstrieb zu sprechen. Angeboren kann nur die Anlage zum Geschlechtstrieb sein, dieser selbst kann, wenn man durchaus ein einzelnes Wort brauchen will, nur als eingeboren bezeichnet werden. Es wäre gut, wenn diese Begriffe auch von wissenschaftlichen Forschern strenger unterschieden würden. Während Krafft-Ebing von Anfang an den Standpunkt vertrat, daß in einem Theil der Fälle die Anlage zur Gleichgeschlechtlichkeit angeboren, in einem anderen Theil erworben sei, hat später eine starke Strömung die angeborene Anlage geleugnet und für alle Fälle eine erworbene Gleichgeschlechtlichkeit angenommen. Das hängt offenbar mit den Bestrebungen der modernen Psychologie zusammen,

die sich von den früheren Anschauungen der angeborenen Vorstellungen möglichst frei zu machen strebt. Ihr ist es sympathischer, möglichst viel als erworben aufzufassen. Ich halte es, wie ich bereits im ersten Band meines Buches „Untersuchungen über die Libido sexualis" gesagt habe, für unnöthig, heute über die Frage der eingeborenen oder erworbenen Homosexualität zu streiten, wenn nicht vorher die Frage erörtert wird, was beim normalen Geschlechtstrieb angeboren ist. Wer die Möglichkeit, daß der gleichgeschlechtliche Trieb eingeboren sei, bestreitet, weil es keine angeborenen Vorstellungen gebe, Der muß auch bestreiten, daß der heterosexuelle Trieb eingeboren sei. Er darf nicht anerkennen, daß der normale Mann zum Trieb zum Weibe, das normale Weib zum Trieb zum Manne von Geburt an disponirt ist; er muß vielmehr annehmen, daß Alles, was den Mann zum Weibe, das Weib zum Manne geschlechtlich führt, ein Produkt der Erziehung, der Nachahmung sei. Die Unannehmbarkeit dieser Auffassung glaube ich in meinem Buch erwiesen zu haben. Die Beobachtungen aus der Thierwelt und viele andere Erwägungen, die ich dort eingehend begründete, lassen solche Annahme nicht zu. Das männliche Thier sucht sich das weibliche zur Begattung aus, ohne daß es dazu angeleitet wird. Wir müssen für höhere Thiere und den Menschen eine eingeborene heterosexuelle Disposition des Geschlechtstriebes voraussetzen. Wenn ich aber annehme, daß normaliter der heterosexuelle Trieb eingeboren ist, so steht vom Standpunkt der Psychologie aus nichts im Wege, auch die Möglichkeit, daß bei Einzelnen der homosexuelle Trieb eingeboren sei, anzunehmen. Diese Möglichkeit darf nicht mehr mit der Behauptung zurückgewiesen werden, angeborene Vorstellungen gebe es nicht. Beim normalen Geschlechtstrieb ist nicht angeboren die Vorstellung des anderen Geschlechtes, aber eingeboren ist dem normalen Mann die Fähigkeit, auf die Reize des anderen Geschlechtes sexuell zu reagiren. Das ist etwas ganz Anderes als die Annahme der angeborenen Vorstellung; auch bei den Instinkthandlungen der Thiere brauche ich keine angeborene Vorstellung anzunehmen.

Ich bin weiter der Meinung, daß es gar nicht möglich ist, in der scharfen Weise, wie es Einzelne versuchen, beim Geschlechtstrieb immer das Eingeborene vom Erworbenen zu trennen. Eine eingeborene Disposition kann durch bestimmte Einflüsse im Leben bekämpft und ausgeschaltet werden. Ein kleines Beispiel. Es giebt Familien, in denen die Zähne die Tendenz haben, eine schiefe Richtung einzunehmen, so daß die oberen und unteren Schneidezähne einen abnormen, nach hinten offenen Winkel bilden. Wenn man diese Wachsthumstendenz durch einen dauernden Druck bekämpft, der durch einen entsprechenden Apparat ausgeübt wird, dann wird man sie oft verhindern und den Zähnen eine normale Richtung geben können. Wie hier mit einem Körpertheil, so liegt es auch mit psychischen Eigenschaften. Man

darf annehmen, daß auch eingeborene psychische Dispositionen durch entgegenstehende Einflüsse an der Entwickelung gehindert werden. Ist es doch sogar in vielen Fällen gelungen, Raubthiere, die in der Freiheit geboren wurden, zu zähmen, besonders, wenn man zeitig genug die Dressur anfing. Und Keiner wird doch bestreiten wollen, daß die Wildheit und Grausamkeit eine eingeborene Disposition vieler Raubthiere ist. Auch eingeborene Talente werden oft dadurch unterdrückt, daß man ihnen keine Gelegenheit zur Entfaltung giebt. Wer möglichst Alles auf erworbene Eigenschaften zurückführt und die Macht der eingeborenen Disposition leugnet, müßte schließlich annehmen, daß ein junger Hund oder ein junger Affe, wenn man sie nur richtig erzieht, zum großen Gelehrten werden können. Denn wie es hier zwischen den eingeborenen Anlagen des Hundes und denen des Menschen gewaltige Unterschiede giebt, so auch zwischen denen der Menschen selbst. Ich will die Frage hier nicht zu weit ausdehnen, sondern nur nochmals betonen, daß die Annahme, der homosexuelle Trieb müsse erworben sein, durch eine moderne allgemeine, deshalb aber nicht nothwendiger Weise richtige Strömung der Psychologie gefördert wird.

Hinzu kommen dann noch allerlei soziale, legislatorische und forensische Gründe, die diese Annahme Vielen sympathischer erscheinen lassen. Der Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuches bedroht mit Gefängnißstrafe die widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechtes. Und diese Bestrafung wird manchmal dadurch mitbegründet, daß man die Homosexualität als etwas Erworbenes hinstellt. Man will damit die Homosexualität als eine selbstverschuldete charakterisiren und dadurch die Strafbarkeit annehmbarer machen. Doch ist dieser Standpunkt in mehrfacher Hinsicht verkehrt. Die Homosexualität könnte erworben sein, ohne daß eine Verschuldung in dem Sinn, wie sie viele unserer Juristen für das Strafgesetzbuch nöthig zu haben glauben, vorhanden ist. Man denke an den Knaben, der künstlich von jedem Zusammensein mit weiblichen Personen abgeschnitten wird und dessen Geschlechtstrieb dadurch nach der Ansicht Einzelner auf das gleiche Geschlecht hingelenkt werden kann. Niemand wird doch eine dauernde Homosexualität, die hieraus entsteht, als eine selbstverschuldete betrachten. Man verwechselt allzu oft Männer, die durch ein wüstes, zügelloses Leben zu ihrer Homosexualität gekommen sein sollen, und Andere, bei denen eine zufällige Gelegenheit ohne ihre Schuld die Homosexualität entwickelt haben soll. Aber die Annahme, daß die Homosexualität selbstverschuldet ist, würde für die Strafbarkeit belanglos bleiben. Sonst könnte ich mit dem selben Recht behaupten, daß Leute mit angeborenem Blödsinn straffrei, Leute, die an erworbenem Blödsinn leiden, bei gleichen kriminellen Handlungen strafbar sein müssen. Trotzdem soll nicht bestritten werden, daß Manches für die

Bestrafung des homosexuellen Verkehrs zu sprechen scheint. Nur glaube ich: wenn man das Pro und Contra abwägt, muß man doch das Recht des Individuums hoch genug halten, um den Ausschlag zu geben gegenüber den zum großen Theil nur theoretisch konstruirten Gefahren, die aus der Straffreiheit hervorgehen könnten. Ich habe mich schon früher auf den Standpunkt gestellt, daß der Paragraph 175, weil er ganz willkürlich bestimmte sexuelle Handlungen unter Strafe stellt, unberechtigt ist. Den Versuch aber, jede sexuelle Handlung, die der Fortpflanzung nicht dient, zu strafen, müßte ich für wenigstens logisch begründet halten. So lange allerlei perverse Akte zwischen Mann und Weib straflos sind, so lange Frauen unter einander homosexuell verkehren können, nur gewisse homosexuelle Akte zwischen Männern mit Strafe bedroht werden und Masturbation straflos ist, — so lange hat der Staat billiger Weise kein Recht, den Paragraphen 175 aufrecht zu erhalten.

Um dessen Aufhebung herbeizuführen, ist nun seit mehreren Jahren eine lebhafte Agitation entwickelt worden. Sie wird besonders von einem Komitee geleitet, das sich als wissenschaftlich-humanitäres Komitee bezeichnet. Die Agitation hat auch zur Absendung einer Petition an den Reichstag geführt. Freilich haben diese Bestrebungen noch andere Zwecke; insbesondere wollen sie die soziale Aechtung, die dem Homosexuellen heute zu Theil wird, beseitigen. Das Komitee hofft, sein Ziel durch aufklärende Schriften erreichen zu können. In erster Linie kommt hier das seit mehreren Jahren erscheinende „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" in Betracht, dessen vierter Band kürzlich erschienen ist. Der Umfang der Bände hat dauernd zugenommen. Während der erste nur 280 Seiten hatte, hat der vierte deren 980. Wenn auch in den vier Bänden vieles Minderwerthige erschienen ist, ja, Manches den Charakter des Klatsches trägt, so sind darin doch auch werthvolle wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht worden. Unter den Autoren nenne ich Krafft-Ebing, Karsch, Neugebauer, Merzbach, Ludwig von Scheffler, Gustav Jäger, Gaulke, Magnus Hirschfeld, Fuchs. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Arbeiten anderer Autoren werthlos seien. Vieles ist auch anonym erschienen. Auf den Inhalt einiger Arbeiten möchte ich noch hinweisen.

Neugebauer hat das Scheinzwitterthum zu seinem speziellen Forschungsgebiet gemacht, jenen Zustand, wo die Geschlechtsdrüsen männlich oder weiblich entwickelt sind, während die äußeren Genitalien oder auch andere Körpertheile mehr oder weniger sich dem entgegengesetzten Geschlecht nähern. Das wahre Zwitterthum, bei dem zugleich männliche und weibliche Geschlechtsdrüsen vorhanden sind, kommt ja beim Menschen — wenn überhaupt, so doch — äußerst selten vor. In dem vierten Bande hat Neugebauer, der schon im zweiten mehrere Fälle von Scheinzwitterthum beschrieben hatte, eine reiche Kasuistik über das Scheinzwitterthum, theils aus seiner eigenen Erfahrung, theils aus

der Anderer, die er einer Sammlung von 820 Fällen entnimmt, besprochen. Er hat die Fälle in mehrere Gruppen getheilt, je nach dem besonderen Interesse, das sie in forensischer, pathologischer oder sozialer Hinsicht gewähren. Wie groß dieses Interesse ist, ergiebt sich daraus, daß in einer ganzen Reihe von Fällen in Folge irrthümlicher Geschlechtsbestimmung Frauen mit Frauen und Männer mit Männern verheirathet waren. In anderen Fällen wurde noch rechtzeitig der nach der Geburt begangene Irrthum bemerkt und durch die richtige Geschlechtsbestimmung einer Mißehe vorgebeugt.

Auf einem anderen Gebiete bewegen sich die Arbeiten von Karsch. Er hat im zweiten Band Fälle aus der Literatur zusammengestellt, wo sich weibliche Thiere mit weiblichen und männliche mit männlichen begatteten. Ich selbst habe in den „Untersuchungen über die Libido sexualis" eine Reihe von Fällen dieser Art veröffentlicht; ein Theil davon war mir durch die Güte des Herrn Dr. Seitz, Direktors des frankfurter Zoologischen Gartens, zugänglich gemacht worden. Homosexuelle Akte findet man bei Säugethieren, Vögeln, Lurchen, Insekten, Spinnenthieren. Einen äußerst interessanten Fall hat später Stephanitz, der erste Vorsitzende des Vereins für deutsche Schäferhunde, veröffentlicht. Es handelt sich um eine deutsche Schäferhündin, die das ganze Jahr sexuell sehr erregt ist, sich aber sonst ganz wie ein Rüde benimmt, insbesondere auch Bespringbewegungen macht. Nur wenn sich die Hündin tragend fühlt, mag sie von ihren lesbischen Freundinnen nichts mehr wissen. Im dritten Band hat Karsch dann die Homosexualität bei den Naturvölkern untersucht. Wir haben zwar von den verschiedensten Schriftstellern hierüber Mittheilungen erhalten; doch dürfte die Zusammenstellung von Karsch die vollständigste sein, die auf diesem Gebiet existirt. Er kommt zu dem Schluß, daß ohne Ausnahme alle Naturvölker Personen aufweisen, die nicht den Beruf fühlen, die Rolle zu spielen, die durch die Natur ihrer Genitalorgane ihnen auferlegt zu sein scheint, während eine gewisse Anzahl dieser Individuen vielmehr dazu neigt, die Rolle des anderen, ihm äußerlich entgegengesetzten Geschlechtes, sei es in einigen, sei es in allen Beziehungen zu übernehmen. Solche Personen findet man sowohl bei den negerartigen Völkern wie bei den Malaien, bei den Indiern wie bei den Arktikern. Im vierten Bande bringt Suyewo Iwaya Material über die Päderastie in Japan.

Einen großen Raum nehmen in den Jahrbüchern die Ausführungen über das geschlechtliche Empfinden historischer oder anderer hervorragenden Persönlichkeiten ein. Während noch vor einigen Jahren bei vielen Homosexuellen eine Art Manie bestand, bei allen möglichen großen Leuten Züge aufzufinden, aus denen sie künstlich deren homosexuelle Natur herzuleiten versuchten, ist dieses Gebiet besonders in dem Jahrbuch objektiver und kritischer bearbeitet worden. Das ist um so nothwendiger, als es auch heute

noch einzelne Homosexuelle giebt, die die Homosexualität als einen nothwendigen Wesenszug eines großen Mannes zu betrachten scheinen. Man soll sich vor Uebertreibungen hüten und darf nicht Jeden als homosexuell betrachten, der einmal Arm in Arm mit einem anderen Manne gegangen ist, noch jede Frau, die einer anderen Frau einmal einen Kuß gegeben hat. Als ein Muster von Fleiß und wissenschaftlicher Forschung auf diesem Gebiet sind hier wiederum die Arbeiten Karschs zu betrachten. Behandelt sind hauptsächlich der Reformator Theodor Beza und der berühmte Geschichtschreiber Johann von Müller, über den Karsch ein so großes Material zusammenstellt, daß an der Homosexualität Müllers kaum ein Zweifel bleibt. Im vierten Bande bearbeitet ein anderer Autor, Römer, die homosexuelle Natur Heinrichs des Dritten von Frankreich, die uns zwar schon bekannt war, von Römer aber ausführlicher behandelt wird als meines Wissens bisher irgendwo.

Mehrere Arbeiten behandeln die Stellung der Religion, des Christenthumes und der Bibel zur Bestrafung und Aechtung der Homosexualität. Die Verfechter der Strafbarkeit stützen sich mit Vorliebe auf die Bibel. Ich habe schon in meinem Buche „Die konträre Sexualempfindung" gesagt, daß die Bibel nicht die Grundlage einer Gesetzgebung über die geschlechtlichen Verhältnisse sein darf. Mag man die Bibel ethisch und religiös noch so hoch stellen: mit Schlußfolgerungen für unsere Gesetzgebung muß man vorsichtig sein. Man darf nicht vergessen, daß viele in der Bibel enthaltene Verbote nur für bestimmte Verhältnisse erlassen und berechtigt waren. Wer diesen Standpunkt nicht einnimmt, könnte mit der Bibel auch die Polygamie vertheidigen; die Mormonen suchen thatsächlich die Vielweiberei durch die Bibel zu begründen. In dem vierten Bande des Jahrbuches hat nun ein katholischer Geistlicher unternommen, die Stellung der Bibel zur Homosexualität zu beleuchten. Er kommt dabei zu dem Resultat: abgesehen davon, daß die Bibel nicht als Grundlage moderner naturwissenschaftlichen Anschauungen gelten dürfe, beruhe die Annahme, der homosexuelle Verkehr sei in der Bibel ganz besonders geächtet gewesen, auf einem Irrthum. Ich halte durchaus nicht Alles, was der Verfasser sagt, für einwandfrei oder bewiesen; zum Beispiel nicht seine Behauptung, daß nur bestimmte Formen des Geschlechtsverkehrs unter Männern in der Bibel verboten gewesen seien. Ueberzeugend aber wirkt er, wo er feststellt, daß der homosexuelle Verkehr in der Bibel nicht in höherem Grade geächtet wurde als viele andere Handlungen, die trotzdem heute das Strafgesetz nicht verbietet. Mit Beziehung auf die Worte der Bibel: Wenn ein Mann beim Manne schläft, so sei Das ein Gräuel und Beide sollten des Todes sterben, weist der Verfasser nach, daß das Wort Gräuel auch für viel mildere Dinge gebraucht wurde, zum Beispiel für Hoffahrt und Stolz; ferner wurde männliche Kleidung des

Weibes und der fleischliche Umgang mit dem Weibe zur Zeit der monatlichen Reinigung als Gräuel bezeichnet. Auch die Bedrohung mit Todesstrafe habe im alten Testament nicht so viel zu bedeuten, da mit dem Tode auch Der bedroht wird, der Myrrhensaft nimmt, um sich an dem Geruch zu erfreuen. Sehr interessant ist die Feststellung, daß der oft in der Juristensprache und auch sonst mitunter gebrauchte Ausdruck Sodomie falsch hergeleitet werde. Sodom sei nicht zu Grunde gegangen, weil dort gleichgeschlechtlicher Verkehr stattfand, sondern aus zahlreichen anderen Gründen. Besonders konnte das Verlangen der Einwohner von Sodom, Loth solle ihnen die zwei Männer herausschicken, damit sie sie erkennen, nicht die Ursache des Unterganges der Stadt sein, da diese Forderung erst gestellt wurde, nachdem der Untergang Sodoms angekündigt war. Auch seien an anderen Stellen der Bibel die Gründe angegeben, weshalb Sodom unterging, von mannmännlichem Verkehr aber dabei nicht die Rede. Und endlich sei wichtig, daß zur selben Zeit mehrere andere Städte zerstört wurden, von denen nirgends berichtet wird, in ihren Mauern habe die Homosexualität geherrscht.

Besonders angenehm berührt die sachliche Art, womit die Einwände der Gegner bekämpft werden. Kein Schimpfen, wie man es manchmal selbst in sogenannten wissenschaftlichen Zeitschriften findet. Ob die Gegner durch Entrüstungskomoedie, aufrichtige Meinungäußerung oder mangelhafte Kenntniß der Frage zum Widerspruch reizen: stets, selbst wenn ein scharfer Ton angeschlagen wird, bleibt die Entgegnung sachlich. Jedem, der die Bewegung zur Aufhebung des Paragraph 175 fördern will, kann nur gerathen werden, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren. Den Homosexuellen wird manchmal, auch von Wohlmeinenden, der Vorwurf gemacht, sie agitirten zu viel. Was aber sollen sie thun? Wenn sie nicht agitiren, erreichen sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen anderen Weg: sie müßten suchen, nach Art eines rücksichtlosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen ist. Sicher würde dann Mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheut, der aber Homosexuellen, ohne deren geschlechtliche Neigung zu kennen, nah steht, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendeste Pack der Welt, nun höre ich aber, daß mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken." Dieser Standpunkt wäre rücksichtlos und zahllose Existenzen würden dabei sozial vernichtet werden. Einflußreiche Personen

aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessirt und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Ich erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschreiten, nicht verwehren soll, sachlich zu agitiren.

Ihre Agitation hat ja auch schon zu wesentlichen Erfolgen geführt. Selbst Männer, für die früher die ganze Frage ein noli me tangere war, haben für nöthig gefunden, sich Material zu verschaffen und sich über die Homosexualität zu orientiren. Und auch aus den Gegenschriften geht hervor, daß jetzt doch wenigstens darüber gestritten wird, wie es mit der Nothwendigkeit des § 175 und mit der sozialen Stellung der Homosexualität beschaffen ist. Mit Recht kann allerdings gegen manche Schriften, die für die Aufhebung des § 175 eintreten, der Vorwurf erhoben werden, daß sie nicht wissenschaftlich seien und wissenschaftlich nicht fundirte Behauptungen aufstellen. Aber auch Manches, was Vertreter der Wissenschaft zu Gunsten der Aufrechterhaltung des § 175, zu Gunsten der Annahme, daß die Homosexualität erworben und selbstverschuldet sei, anführen, steht weit unter dem Durchschnitt feuilletonistischer Leistungen. Eine der wenigen Gegenschriften, der ich einen wissenschaftlichen Charakter zuerkenne, wenn ich auch ihre Behauptungen und die Schlußfolgerungen zum Theil für falsch halte, ist die von Wachenfeld. Er spricht gegen die Straffreiheit des homosexuellen Geschlechtsverkehrs und versucht, die von mir zu Gunsten der Straffreiheit angeführten Gründe zu widerlegen. Gelungen ists ihm nicht. Immerhin ist bemerkenswerth, daß auch er keineswegs bedingunglos für die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs eintritt. Er macht vielmehr einen Unterschied zwischen Homosexuellen, die homosexuell verkehren, und Normalen, die homosexuell verkehren. Nur die zuletzt Genannten will er bestraft sehen. Wachenfeld will aber das Problem nicht durch Aufhebung des § 175 lösen — den er allerdings aus anderen Gründen etwas geändert haben möchte —, sondern zur Strafausschließung einen anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches für den homosexuellen Verkehr anwenden, wenn dieser aus der ganzen homosexuellen Natur des Individuums folgt. Wachenfeld nimmt nämlich in diesen Fällen an, daß ein Zustand krankhafter Geistesstörung vorliegt und daß durch ihn die freie Willensbestimmung ausgeschlossen ist. Er will also den § 51 zu Gunsten der Straffreiheit benutzen. Ich habe mich immer auf den Standpunkt gestellt und thue es auch heute noch, daß ein Ausschluß der freien Willensbestimmung, wie ihn der § 51 fordert, bei der Homosexualität nur in den seltensten Fällen begründet werden kann.

Wenn man auch, was die Straffreiheit betrifft, die Forderungen der Homosexuellen später erfüllen wird, so wird man sich doch gegen übertriebene Ansprüche wenden müssen. Daß die Agitation einzelner Homosexuellen oft

weit über das Ziel hinausschießt, kann nicht geleugnet werden. Man kann für die Aufhebung des § 175 eintreten, ohne deshalb die Homosexualität als einen begehrenswerthen Zustand zu bezeichnen. Sie ist vielmehr ein krankhafter Zustand und nicht anders zu beurtheilen als alle Mißbildungen, mögen sie angeboren oder erworben sein. Wir haben für solche Zustände den allgemeinen Ausdruck „krankhaft" oder „pathologisch" und brauchen damit noch nicht zu behaupten, daß das Individuum krank im gewöhnlichen Sinn des Wortes sei, da eben die Ausdrücke „krankhaft" und „pathologisch" viel mehr umfassen. Zu den krankhaften Erscheinungen rechne ich unter allen Umständen die ausgeprägte Homosexualität. Wo ein solches Mißverhältniß zwischen Körperbildung und seelischer Verfassung besteht, haben wir einen pathologischen Zustand vor uns. Damit steht auch nicht im Widerspruch, daß die Homosexualität ihren Zweck haben könnte, da sie die Fortpflanzung degenerirter Personen verhindert. Denn mit dem selben Recht könnten wir behaupten, daß die Idiotie nicht pathologisch sei, weil sie nach Annahme einzelner Forscher oft einen Naturheilungprozeß darstellt. Auch die Idiotie führt zur Fortpflanzungunfähigkeit und von Manchen wird angenommen, daß die Natur auf diesem Wege einen Stamm aussterben lassen will, der so weit degenerirt ist, daß die Fortpflanzung keinen Nutzen mehr bringen kann. Weil die Homosexualität an sich eine krankhafte Erscheinung ist, muß man aber auch das Individuum als berechtigt zur Herstellung normaler Gefühle ansehen. Wenn einzelne Homosexuelle die Umwandlung der Homosexualität grundsätzlich bekämpfen, so sollten diese Herren einen einseitigen Standpunkt, den sie oft ihren Gegnern vorwerfen, doch nicht selbst einnehmen. Auch der Umstand, daß bei Vielen die Homosexualität nicht geändert werden kann, spricht nicht dagegen, daß man im konkreten Fall den Versuch mache. Wenn Homosexuelle diesen oder jenen Fall anführen, wo die Umwandlung nicht geglückt sei, so beweisen sie damit nichts gegen die Möglichkeit in anderen Fällen. Erfahrene Aerzte werden mir beistimmen, wenn ich sage, daß es viele Fälle giebt, wo die Umwandlung der Homosexualität in Heterosexualität gelungen ist. Wenn sonst erfahrene Homosexuelle davon nichts wissen, so sollten sie nicht vergessen, daß sie von der Existenz vieler Homosexuellen keine Ahnung haben, da es eine große Zahl Homosexueller giebt, die nur dem Arzt ihre wahre geschlechtliche Natur offenbaren.

Es ist erfreulich, daß auch in diesen Fragen das Jahrbuch verschiedene Meinungen aussprechen läßt. Nur so kann das dunkle Gebiet aufgehellt werden. Jedenfalls ist das Jahrbuch zu einem Werk geworden, das Jeder, der sich mit den Fragen der Homosexualität beschäftigt, nicht nur kennen, sondern auch eingehend studiren muß.

Dr. Albert Moll.

Höhenwahn.

Man hatte tapfer im Klub herumgestritten. Schließlich führten nur noch Drei das Wort: ein Naturforscher, ein Jurist und ein Dichter. Aber schon hatte man die Sphären der Diskussion, der Polemik, Dialektik und Sachlichkeit verlassen. Jeder zog sich mehr und mehr auf sich zurück; nur Stolz und Verachtung prägte sich im Auge, auf den Lippen, im Zucken des Nasenflügels aus. Warum streiten mit Banausen, die viel zu tief unter Einem stehen? Am Ende gab Jeder nur noch zischende Laute von sich, die etwa bedeuten sollten: mit einem einzigen Worte könnte ich Dich vernichten und begraben. Du ahnst ja gar nicht, wie unendlich ich über Dir stehe. Mit Blinden soll man nicht über Farben reden. Das Höhenbewußtsein trat immer deutlicher auf das Gesicht. Der Größenwahn sprang leibhaftig, unheimlich, finster, vernichtend, aus den Augen hervor. Und es hatte den Anschein, als ob drei Uebergeschnappte sich um ihre Vernunft stritten.

Diese drei Streiter boten gewissermaßen einen ganzen Abriß des Größenwahnes, jener scheinbar so modernen Krankheit, die es, nur unter anderen Formen, in den selben drei Grundgestalten zu allen Zeiten gab. Nur die pathologischen Begleiterscheinungen sind verschieden. Was wir heute im medizinischen Sinn Größenwahn nennen, hängt mit der Gesammterkrankung unseres Nervensystems durch das aufreibende moderne Leben zusammen. Seine psychologischen Voraussetzungen aber sind überall die selben, mindestens in jedem entwickelten Kulturzeitalter.

Der Größenwahn ist der ins Ungeheure und Lächerliche verstiegene Stolz, der in dem einen Falle der Ausfluß der Zeit, im anderen des Berufes und im dritten des Persönlichkeitgefühles ist. Nur mit dem Unterschiede: während dieser sich selbst preisgiebt, wurzelt der zweite in einem Standesbewußtsein, das aber mit der Ueberhebung jedes anderen Standes zusammenstößt; der erste hingegen ist das Triumphgefühl einer ganzen Epoche und findet seine Korrektur erst durch die folgende Generation.

Am Besten gekannt und folglich am Wenigsten gefährlich ist der individuelle Größenwahn. Jedes Witzblatt macht ihn zum Gaudium aller Philister. Er ist insbesondere den Künstlern eigen. Fast Keiner ist von ihm frei. Die Vorsichtigeren und Klügeren äußeren ihn nur nicht; mindestens lassen sie ihn nicht drucken. Die Meisten verrathen ihn nur am Biertisch den Freunden in Augenblicken des Rausches und Manche behalten ihn ganz

bei ſich. Berühmt und berüchtigt iſt beſonders der der Dichter, weil er durch die Literatur verewigt und auch Denen erkennbar wird, die ſeinen Ausdruck in der Kunſt ſelbſt nicht ahnen oder begreifen. Man kennt die Ausdrücke eines ungeheuer geſpannten Selbſtbewußtſeins bei Dante, Wagner, Schopenhauer, Heine, Platen, Grabbe, Nietzſche. „Wenn ich gehe, wer bleibt; und wenn ich bleibe, wer geht?“ „Wir haben eine deutſche Kunſt, wenn Sie nur wollen.“ „Gebt mir jedes Jahr dreitauſend Thaler und ich will Euch in drei Jahren einen Fauſt ſchreiben, daß Ihr die Peſtilenz kriegt.“ „Ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet als irgend ein Sterblicher vor mir.“ „Ich habe den Deutſchen die tiefſten Bücher gegeben“ u. ſ. w.

Viele dieſer Selbſteinſchätzungen hat die Nachwelt unterſchrieben. Wir nehmen alſo das Wort nur als ſtolzes Dokument der allgemeinen Kritik. Wenn Heine von ſich ſagte: „Und nennt man die beſten Namen, dann wird auch der meine genannt“, ſo hat er nur zuerſt Das geſagt, was ſpäter faſt Alle ſagten; heute kann man ja gar nicht mehr die beſten literariſchen Namen nennen, ohne den ſeinen zu nennen. Wer jene Worte von Dante, Wagner, Nietzſche als den wahren Ausdruck ihres Werthes nimmt, kann darin nur berechtigtes Selbſtbewußtſein, keine Ueberhebung, keinen Wahn ſehen. Wenn aber irgend ein Dilettant oder verkommener Poet ſo redet, iſt es natürlich ganz etwas Anderes. Aber nein: Das iſt es eben nicht, da Keiner, auch der Genialſte nicht, bereits im Momente der Produktion ſich und ſeine Zeit und ſeine Kunſt ſo weit überſehen kann, daß er gewiſſermaßen ein kritiſches Recht dazu hätte oder ein objektives Urtheil ausſpräche. Es iſt in allen Fällen nur ein ungeheuer geſteigertes Selbſtbewußtſein, das ſtets dem Schaffenden eigen iſt, wie jeder ſchwangeren Frau und jungen Mutter ein gewiſſes ſchwärmeriſches Gefühl; ein Selbſtbewußtſein, das aus dem Gefühl des Schaffens entſpringt, ſich aber verſchieden äußert. Auch bei den Größten, und gerade bei ihnen, kommt es oft außerordentlich kindiſch heraus (zum Beiſpiel bei Beethoven.) So kompromittiren ſich die Mittelmäßigen faſt niemals. Die künſtleriſche Produktion (jede, aber beſonders die künſtleriſche) hebt das Individuum ſo mächtig über ſich, ſeine Zeit, ſeine Genoſſen heraus, daß ſelbſt das lächerlichſte Selbſtbewußtſein noch hinter dem eigentlichen Selbſtgefühl zurückbleibt. Der Werth Deſſen, was geſchaffen wird, hängt damit nur ſehr loſe zuſammen. Oft prägt ſich das künſtleriſche Bewußtſein in weniger begabten oder in der Entwickelung ſtecken gebliebenen Künſtlern ſehr viel ſtärker aus als in den ganz großen, für die ihre Werke auch Selbſtbefreiungen werden. Ein Dichter oder Philoſoph, der ſein letztes Wort nicht zu ſagen vermochte, iſt ſtets ſtolzer als einer, der es geſagt hat. Eben ſo wie ein Volk, dem Rede und Preßfreiheit verſagt iſt, ſehr viel leichter in Thaten reagirt als eins, das ſich in Worten entladen kann.

Deshalb entwickelt sich der literarische und künstlerische Größenwahn gewaltig in unliterarischen und unkünstlerischen Zeiten und unter banausischen Völkern. Der Größenwahn der Alten beschied sich immerhin noch so weit, daß er mit einer Gottheit, Apoll oder einer Muse theilte, die den Künstler inspirirt hatte. In unserer Zeit, besonders in Deutschland, wo der Künstler schlecht gestellt ist, wirthschaftlich wie gesellschaftlich, sehen wir dann als natürliche Reaktion das Selbstbewußtsein die unglaublichsten Orgien feiern. Da nun die Formen des modernen Ruhmes (Zeitungreklame, Theatererfolg, Cliquenwesen) der Eitelkeit immerwährende Speise- und Trankopfer bereiten, während ihr keine eigentliche Wirksamkeit entgegensteht, kaum ein irgendwie würdiges Leben in der Gesellschaft, so muß sich das Selbstbewußtsein der Künstler sehr schnell zur Verrücktheit, zum Wahn, zum Blödsinn auswachsen. Und gar, wenn der Erfolg ausbleibt. So ohnmächtig und verloren war der Künstler nie wie in der modernen Gesellschaft. Ohne Größenwahn kann er sich kaum noch auf den Beinen halten. Der Eine hat eine so ungeheuerliche Meinung von sich, daß, wenn er in einem Gedicht, wo ein Anderer ein Komma setzen würde, ein Semikolon setzt, er diese Thatsache für bedeutsam genug hält, um an den Beginn einer neuen Epoche der Lyrik zu glauben, und aufs Tiefste den Kritiker verachtet, der Das etwa nicht sofort erkennt. Ein bekannter Schriftsteller sagte mir einmal, er sei seinen Sachen gegenüber, wenn sie fertig sind, sehr kritisch, könne aber nicht die Feder rühren, wenn er nicht beim Schreiben das Bewußtsein habe, etwas ganz Unerhörtes zu schaffen. Ein junger Dichter machte mir einmal die bittersten Vorwürfe, als ich das Werk eines Anderen lobte, das zur selben Zeit wie seins herauskam. „Kennen Sie denn das Buch schon?“ fragte ich ihn ziemlich erstaunt. „Nein.“ „Na, was wollen Sie dann? Da können Sie doch mit mir nicht streiten.“ „Das werden Sie mir nicht einreden“, war die Antwort; „so verschwenderisch ist die Natur nicht.“ Der selbe Dichter — er ist wirklich einer — fragte mich einmal, ob er Aussicht habe, wenn der Erfolg käme, die Hand der Königin von Holland zu erhalten, deren Bild zur Zeit ihrer Thronbesteigung überall zu sehen war und die er verehrte. Noch nicht einmal die Hand einer Kommerzienrathstochter, die schief, lahm und taub ist, antwortete ich ihm. Künstlerische Erfolge, die den Dichter gesellschaftfähig machen, giebt es heute nicht mehr. Höchstens große Tantiemen, die mit der Kunst nichts zu thun haben, es sei denn als Verrath der Kunst. Man muß sehr arm sein, wenn man als Poet noch solche Träume hat. Sehr viel tiefer stehen schon die Künstler, die der Erfolg größenwahnsinnig macht. Besonders komisch wird dieser Wahn, wenn er sich auf erst noch zu machende Werke bezieht und den „Vorschuß-Lorber“ auf noch zu schreibende Iliaden verlangt (Platen). Die Dichter, die nichts thun, aber sich darüber

wundern, daß noch keine Stadt ihr Denkmal vorbereitet, laufen zu Hunderten herum. Ich kenne Einen, der aus Verachtung Polizeispion geworden ist.

Sehr viel heimtückischer als dieser Persönlichkeitwahn, den man natürlich auch unter Politikern und überall findet, besser geschützt, weniger erkannt, meist respektirt ist der Berufswahn, besonders der Akademiker, Juristen, Beamten. Macht und Unkontrolirbarkeit sind seine besten Stützen. Bei der ungeheuren Zersplitterung der Wissenschaften und der Entwickelung des Spezialistenthumes ist Jeder beinahe unumschränkter Herr auf seinem Gebiete. Jede Klasse wieder hat eine untrügliche Methode, die ihr als die einzige wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens erscheint. Die Satiriker aller Zeiten haben diesen Berufshöhenwahn und die aus ihm entspringenden Narretheien unerbittlich verspottet. Wir hingegen haben einen ganz unbändigen Respekt vor ihm. Was heute Alles für „wissenschaftlich festgestellt" gilt, nur, weil ein stupender Gelehrter mit einem stupiden Gehirn es beobachtet oder bewiesen haben will, — nachgerade wird es schon zum öffentlichen Verhängniß. Und nun erst die Juristen und Beamten! Die Unfehlbarkeit, die dem Papst von Ungläubigen abgestritten wird, nimmt jeder Richter, Sachverständige, Untersuchungbeamte für sich in Anspruch; wie die Heiligkeit des Staates eben die Heiligkeit der Kirche abgelöst hat. Fließt nun der Gelehrten- mit dem Beamtendünkel zusammen, dann entsteht die spezifische Form modernen Hochmuthes. Der Größenwahn wird endemisch, entartet zur Volkskrankheit und darf sich ziemlich uneingeschränkt ausleben. Die einzelne Erscheinung freilich ist meist von kurzer Dauer, wird aber bald von der nächsten abgelöst: der Theologen- vom Schulmeister-, der Militär- vom Juristen-, der Techniker- vom Kapitalistenwahn. Als ob der böse Geist von Straße zu Straße zöge, um überall seinen Tribut von Menschlichkeit und Vernunft einzufordern. Die Träume moderner Techniker grenzen ans Irrsinnige und die Handlungen der Kapitalisten scheuen vor keinem Verbrechen mehr zurück. Die Schuld ist aber nicht des Einzelnen, der wohl manchmal als Repräsentant genommen und verketzert wird. Ein Offizier, der den militärischen Staatsstreich nicht mitmachen wollte, ist eben so unmöglich und unhaltbar wie ein Fabrikant oder Bankdirektor, der sich aus Bescheidenheit oder Menschenliebe sträubte, an der wirthschaftlichen Entwickelung theilzunehmen. Da man aber den Größenwahn nie als Gruppen-, sondern immer nur als Einzelerkrankung studirt hat, so kann man diese Erscheinung auch da am Besten erkennen, wo die Persönlichkeit deutlicher als irgend anderswo hervorspringt: auf Königsthronen. Diese Ueberhebung, der Caesarenwahn, bildet ein besonderes Kapitel der Geschichtpsychologie und ist seit Urzeiten der Gegenstand zahlloser Betrachtungen. Daß der Kronreif manches Fürstenhirn versengt hat, ist fast zur stehenden Phrase alter und neuer Poesie ge-

worden. Der Oedipus-Wahnsinn ist die klassische Formel dafür, Roms Caesaren sind die berühmtesten Beispiele. Sie zeigen am Klarsten, daß es nicht immer an den Menschen und Gehirnen lag, sondern an der Stellung, den Traditionen, wodurch das Familien-, Heroen- und Standesbewußtsein zu jener Entfaltung gebracht wurden, die die Alten Hybris nannten. Sie entspricht dem Größenwahn unserer Zeit, in der Klassen-, Standes- und Staatsbewußtsein, wo sie zusammenfließen, die selbe Gehirnverwirrung schaffen.

Am Meisten leiden heute die Juristen an diesem Wahn. Sie sind im Stande, mit den kleinsten Mitteln die größten Effekte hervorzubringen, mit dem Aufwand einiger Formeln, mit ein paar Untersuchungen und einem geringen Maß von Verstand das Schicksal ganzer Familien zu bestimmen. Das verträgt kein Verstand auf die Dauer. Sie machen Gut und Böse, Schmach und Ehre, sind also in Wahrheit die bürgerlichen Götter. Und solche Wirksamkeit kann nicht ohne Folgen bleiben. Schon aber ist auch diese Sonne im Sinken. Die Kritik ihrer Theorie und Praxis setzt von allen Seiten ein. Doch das maßlose Höhenbewußtsein ist schon wieder auf eine andere Klasse übergesprungen: auf die Geldmächte, die die Götter von morgen sein werden.

Der Zeitwahn endlich, der Größenwahn einer ganzen Epoche, hängt mit dem Glauben selbst zusammen. Er stellt das Ueberschnappen einer Zeitidee dar, die sich gestern als Religion, heute als Vernunft, morgen als Politik äußert. Dieser Größenwahn ist deshalb am Schwersten zu studiren, weil er Jedem selbst anhaftet, also auch dem Studirenden, und weil die Zeit gerade die Individuen, die geeignet sind, sie gar zu sehr zu kompromittiren, fallen zu lassen pflegt. Das mildert die Gefährlichkeit dieses Zeitwahnes gegenüber dem Gruppenwahn, der viel eifriger durch die ganze Klasse geschützt wird. Die interessantesten und erkennbarsten Formen nimmt der Zeitwahn in mythologischen und poetischen Gestalten an: in den himmelstürmenden Giganten, in Nimrod, Holofernes, die aus Kraftgefühl größenwahnsinnig wurden, aber eine Zeit repräsentirten, die nichts als die kriegerische Macht am Manne schätzte; in Faust und Don Juan, die den Größenwahn des Forschers und Genußmenschen bedeuten, Beide gegenüber der von der Kirche repräsentirten sittlichen Macht eine ungeheure Uebertretung darstellen und daher Beide vom Teufel geholt werden. Heute würde man sagen: vom Staatsanwalt gefaßt oder vom Irrenarzt in Anspruch genommen; im modernen Bewußtsein sind ja Zuchthaus und Irrenhaus ungefähr das Selbe, was die Hölle des Mittelalters war.

Da wir unsere eigene Zeit nicht übersehen können, ist es schwer, zu sagen, worin sich unser Zeitwahn eigentlich ausdrückt, ob im Staatsleben oder in der Wissenschaft, der Naturwissenschaft oder Psychologie, im gesell-

ſchaftlichen, im Volksgefühl oder in der veränderten Stellung der Geſchlechter. Jedenfalls haben wir auf jedem Gebiet ſpezifiſche Wahnſinnserſcheinungen, zum Beiſpiel als Geſchlechtswahn, der in der Geſtalt des dämoniſchen Weibes in der ganzen modernen Literatur herumſpukt; als Bildungwahn, der aber ſchon längſt den Witzblättern verfallen iſt, alſo an Macht verloren hat; nur ſind erſt jetzt die Verwüſtungen zu erkennen, die er angerichtet hat, beſonders in der Kunſt und Philoſophie, die durch den Bildungpöbel auf den Hund gebracht wurden. Namentlich ſcheint ſich der Größenwahn unſerer Zeit ganz naturgemäß auf dem Gebiet zu entwickeln, der ihren Stolz bildet, der Naturwiſſenſchaft. Wie bildete ſie ſonſt ihren Stolz? Der Fortſchritts- und Entwickelungglaube ſitzt heute ſo feſt wie irgend ein religiöſes Dogma alter Zeit. Und ſchon iſt die mythiſche Geſtalt dieſes Glaubens, wenn nicht gebildet, ſo doch projizirt: der Uebermenſch, der eben ſo ſeine Tragoedie haben muß wie einſt Fauſt und Kain. Denn er iſt der am Höchſten verſtiegene Gedanke des modernen Geiſtes, nur muthiger, edler, tragiſcher. Man wird ſehr leicht geneigt ſein, ihn als den Ausfluß des Größenwahnſinns preiszugeben, und hat es bequem, weil ja ſein Urheber ſelbſt in geiſtiger Umnachtung geſtorben iſt. Er iſt aber nur das Reſultat einer ganzen Gedankenreihe. Der moderne Naturforſcher- und Philologen- oder Hiſtorikergeiſt iſt, wie der ſtolzeſte, ſo auch der dünkelhafteſte, zumal wenn er nicht mehr forſcht (es ſei denn in Einzelheiten und Nebenſächlichkeiten) und die Weisheit aller Zeiten in der Taſche zu haben ſcheint. Der Uebermenſch iſt der Schatten, der über dem Zenith des modernen Geiſtes zieht.

Immerhin iſt der Zeitwahn, namentlich wo er ſich in Prachtexemplaren auswachſen kann, wie dem ritterlichen Minneſänger Ulrich von Lichtenſtein, Don Quixote, in Caglioſtro, Nero und Anderen, noch eine großartige Erſcheinung. Ziemlich harmlos iſt der individuelle Größenwahn der Künſtler. Am Häßlichſten und Gefährlichſten aber iſt der Berufshöhenwahn, ſchon weil er niemals als Geiſteskrankheit gilt. In allen Fällen aber hängt er ſehr viel mehr mit unſerem Volks- und Geſellſchaftleben zuſammen, als man ahnt. Unſerer Zeit iſt er ſo eigen, daß er ſich faſt am Meiſten bei Denen verräth, die ihn bekämpfen oder ſeinen Wirkungen in mitleidiger Liebe und Werkthätigkeit entgegenarbeiten. Aber das Mitleid ſelbſt iſt eine Ueberhebung und der Altruismus iſt ſogar nur die raffinirteſte Form des Höhenwahnes.

Leo Berg.

Philosophie des Pöbels.*)

Die Philosophie des Pöbels ist eine Geheimwissenschaft. Daher der Mangel an Lehrbüchern.

Metaphysik.

Time is money.

Uns ist die Existenz eines Wesens, das am ersten Januar einen Strohhut trägt, wunderbarer als die eines Wesens, das unendlich, allwissend und allgütig ist.

Es ist nicht gut, daß sich der Mensch auch nur einen Augenblick unbeobachtet glaubt; immer denke er: was würde ein Anderer zu Dem sagen, was Du jetzt thust? Ein solches ewiges Publikum ist dem Gläubigen sein Gott.

Wenn alle Menschen in den Himmel kämen, gäbe es keine Seligkeit.

Kosmologie.

Was wir unter „Welt" verstehen, zeigt sich, wenn wir von Einem sagen: Er zieht sich von der Welt zurück.

Teleologisches Problem.

Weshalb hat Gott den Fischen die Gräten gegeben, die man ja doch nicht essen kann?

Ein Toter ist ein Solcher, dessen Leichenbegängniß stattgefunden hat.

Psychologie.

Traurigkeit ist ein Zeichen der Geldverlegenheit.

Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Der Einfluß des Gedruckten ist zwar groß in unwesentlichen Dingen, wie Kunstansichten und Weltanschauung; selten jedoch dürfte ein Buch die Veranlassung eines Wohnungwechsels gewesen sein.

Es soll Leute geben, die das Seelenheil ihres Nachbarn für wichtiger halten als den Zustand ihres eigenen Regenschirmes.

Ein Gedanke ist Das, was man drucken läßt.

Daß wir vor anderer Leute Thür kehren: Das ist das Geheimniß unseres Glückes.

Aesthetik.

Leben
Ein Streben
Nach Ehren
Und Lust.

*) Ein paar Proben aus dem Band „Aphorismen", der nächstens im Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin erscheinen wird.

Dichten
Ein Schweben
Im Leeren
Und Duft.

Kunst geht nach Brot.

Die Quintessenz aller Aesthetik ist doch die Forderung der Abwechselung. Alles Andere kommt in zweiter Linie.

Wir freuen uns nicht auf die Sphärenmusik. Sie wird uns keinen Genuß bereiten; denn sie kostet kein Entree.

Der Amateur spricht.

Mir ist eine schlechte Oper lieber als ein guter Braten.

Was Dir am Herzen liegt,
Sollst Deinem Freunde nur vertraun.
Drum rede über Kunst,
Sprichst Du mit Fremden oder Fraun.

Ein Talent ist Das, womit man Geld verdient.

Die höchste Instanz ist uns das Urtheil künftiger Jahrhunderte. Ist es doch natürlich wichtiger, zu wissen, ob Einer betrügerischen Bankerott machen wird, als, ob er ein Betrüger ist.

Kunst ist der Sport der Weiber.

Ethik.

Wenn es doch nur möglich wäre, schweinisch zu leben, ohne ein Schwein zu sein!

Eine Schlechtigkeit ist Das, was schlecht für mich ist.

Nenne Deine Gewohnheiten Pflicht: und Du bist ein gemachter Mann.

Schlägt Dich Einer auf die linke Wange, so halte ihm die rechte hin und gieb im Geiste beide Ohrfeigen kräftig zurück.

Sind Deine Begierden irgendwo schwach, so freue Dich Dessen: Du hast eine Tugend mehr.

Ein guter Mensch ist ein solcher, der den Armen Etwas giebt, wenn er ein großes Geschäft abgeschlossen hat.

Es ist nicht recht, ein Mädchen zu verführen, wenn man unmittelbar vor einem Examen steht.

Daß wir gegenüber Thieren keine Pflichten haben, ist darin begründet, daß sie nichts besitzen; einen Hund, dem testamentarisch ein gewisses Ein kommen zugesichert ist, wird Jeder respektiren.

Ein ordentlicher Kerl schließt sich nie aus.

München. Paul Nikolaus Coßmann.

Selbstanzeigen.

Die Komoedie der Sinne. Vier Frauenschicksale. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, 1902.

Das psychische Leben des Weibes ist der Grundton dieser Arbeiten; der Gegensatz ihrer persönlichsten Empfindungen, die fein verästelt ihre Gesammtbestrebungen durchziehen, zu den Forderungen der Außenwelt, ihr Unvermögen, sich und ihre weibisch verwöhnten Instinkte einer Nothwendigkeit und höherer Menschenpflicht unterzuordnen, bildet das Gemeinsame ihres gedanklichen Inhaltes. Insbesondere war mir daran gelegen, an das heikle Problem zu rühren, das weich und heiter in dem Mädchenherzen beginnt und später versteinert hart und undurchdringlich in der Tiefe der Weibseele endet. Sein Schlagwort lautet: Sinnliche Mädchen, unbefriedigte Frauen. Woher dieser Gegensatz, der uns überall begegnet, nicht nur in der Gesellschaft — Das wäre als Symptom zu wenig —, sondern auch in den ernstesten und gediegensten Büchern aus Frauenfedern, jenen schmerzlichen Bekenntnissen, die wie aus tiefsten Gründen geschöpft scheinen und deren Echo geheimnißvoll und bang in unserem eigenen Erleben widererklingt? Woher kommt es, daß wir Das, was wir mit bebenden Mädchenhänden aufbauen, jenen Dom von Glauben und Glücksmöglichkeiten, durch eine verächtliche Bewegung der beringten Hand umzustoßen vermögen und skrupellos, neue Reizungen suchend, weitergehen, vielleicht untergehen? Ist doch in gewisser Beziehung jedes Weitergehen der verheiratheten Frau von dem einmal erwählten Mann ein Untergehen: denn was die Natur als wichtigste Kraft in ihren Organismus gelegt hat, ist in seiner frischesten und frühesten Bethätigung dem Untergange geweiht. Die Ursache dieser Erscheinung, die wie eine schillernde Giftblume über den Bestrebungen der modernen Emanzipation in die Höhe gestiegen ist, scheint mir in der absurden Mädchenerziehung zu liegen, die mit großem Erfolg darauf hinarbeitet, die natürlichsten körperlichen Vorgänge zu einer Art verbotener geistiger Beschäftigung zu machen. Das weibliche Wesen beutet seine gesunden Instinkte für Traumphantome aus und tritt der Wirklichkeit ermüdet, befangen und kräftelos gegenüber. Um so mehr aber werden der Frau die Erwartungen ihrer irrgeleiteten und auf die eine Sache erzogenen und fixirten Gedanken zur Wichtigkeit; sie ist überzeugt, daß die Hauptbeschäftigung zweier zur Ehe verbundenen Menschen das „Lieben" sei und daß die Befriedigung ihrer Sinne das einzige feste Band zu dem erwählten Manne bilden könne. Das Mittel wird zum Zweck; und der Zweck, die innere Einheit zweier aufbauenden Kräfte, wird völlig vergessen. Doch überall, wo ernste Pflichten sind, wo eine Aufgabe, ein Ziel erkannt wird, ist der Boden zu segenvoller Frucht bereitet. Leben ist Thätigkeit. In der Ehe mehr noch als in irgend einem anderen Menschenberuf befiehlt das Gesetz: das von der Natur vererbte Glücksvermögen zu „erwerben, um es zu besitzen". Frauen und Mütter, die „unbefriedigt" dahinleben, gleichen den Thörinnen, die ihrer Oellämpchen bei tändelnden Spielen vergaßen und im Dunkel standen, als sie der Herr zum Feste des Lebens lud.

Prag. Else Jerusalem-Kotanyi.

Altitalienische Novellen. Leipzig, Insel-Verlag. Zwei Bände à 3 Mark.

Die italienische Novellenliteratur hat eine lange Blüthe gehabt; vier Jahrhunderte hindurch hat sie klassische Werke hervorgebracht. Der Grund ist: gleich bei ihrem Beginn schuf der große Künstler Boccaccio, als er aus der Anekdote die Novelle entwickelte, technisch so vollendete Beispiele, daß selbst der aristotelische Gesetzgeber der Novelle, Francesco Bonciani, in seiner viel späteren Zeit doch in keinem Stück theoretisch über seine Praxis hinauskommen konnte. Das gesunde Stilgefühl der Italiener und die hohe Verehrung, die Boccaccio neben Dante und Petrarca als Sprachschöpfer genoß, verhinderten die Novellisten lange, von diesem großen Beispiele abzuweichen; auch zur Zeit des Schwulstes wurden immer noch Stücke im klassischen Stil geschrieben und definitiv abgeschlossen wurde die gute Zeit erst unter dem englischen Einfluß, der in anderen Ländern ja umgekehrt zu Natur und Einfachheit zurückgeführt hat. Sogar der Kreis der Motive und Stoffe ward von den Nachfolgern Boccaccios kaum erweitert: immer wieder werden Thaten ritterlicher Großmuth, naiver und edler jugendlicher Liebe, pfäffischer Schlauheit, weiblicher List und übermüthiger Foppere der Dummen erzählt. Der Deutsche, der ein Hauptgewicht auf die Charaktere der handelnden Personen legt, wundert sich über die ewige Wiederholung der selben Typen: der sinnliche, geriebene Pfaffe, die verliebte, nie um Auskunft verlegene Frau, der unerschrockene Liebhaber, der betrogene Ehemann, der angeführte Dummkopf, die edle, kindliche, tapfere Jungfrau, der vornehme, hochgesittete Jüngling, der weise und stolze Herr, und so weiter, — das ganze Personal der alten französischen Versschwänke, die Italien die meisten Motive geliefert haben. Und was noch merkwürdiger ist, bis zum Ende (wenn man die Richtung des Schwulstes ausnimmt) ohne jeden Einfluß der inzwischen doch sehr veränderten Zeitverhältnisse: noch im achtzehnten Jahrhundert herrscht in der italienischen Literatur die selbe ritterliche und höfische Gesinnung wie in Frankreich im zwölften und die Gefühle wurden noch nach den Ständen scharf unterschieden. Wenn man die französische Prosadichtung einmal genauer untersuchte, die ja sehr mühsam zu erforschen ist, weil in ihr die langausholenden Romane überwiegen, so würde man auch da bis zum Durchdringen des englischen Einflusses die höfische Gesinnung vorwiegend finden; nur hat sie hier keine klassischen Werke geschaffen, denn die stereotype Psychologie macht die Romane ungenießbar, weil wir hier größere Mannichfaltigkeit verlangen müssen, während sie für die Novelle ganz vortheilhaft ist, denn diese will nur einen Vorgang erzählen und erspart, genau wie das Lustspiel, durch Verwendung feststehender Typen dem Leser viel Kraft für ihren wesentlichen Zweck. Aus dieser Andeutung kann man sich auch erklären, weshalb heute die Novelle in Verfall gerathen ist und an ihre Stelle der Roman tritt, für den bis jetzt doch noch keine feste Kunstform gefunden ist und der vielleicht immer nur Halbkunst bleiben wird.

Ich stand in meiner Jugend, wie wohl fast Alle der heutigen männlichen Generation, unter dem Einfluß der naturalistischen Aesthetik und der damit eng zusammenhängenden politischen, sozialen, philosophischen und ethischen Theorien. Mit einem lebaften Trieb zum Drama versuchte ich Jahre lang auf diesen Grundlagen die Konstruktion einer Tragoedie, scheiterte aber immer, weil außer der

Möglichkeit der bloßen Banalität, die heute unsere Bühne beherrscht und es etwa tragisch findet, wenn ein gutmüthiger Fuhrmann ein böses Weib heirathet, nur zwei Möglichkeiten blieben: die bitterböse, zwischen dem Lächerlichen und Traurigen schwankende Art, wie meine Stücke „Lumpenbagasch“ und „Chambre séparée“ und in vorzüglicher Weise, aber von einem ganz unedlen Standpunkt aus, Frank Wedekinds Dialoge sie zeigen; oder die Darstellung und Lösung der Konflikte von einem Standpunkt aus, wo er in Wirklichkeit schon gelöst ist, weil der tragische Konflikt ja überhaupt nur in einer falschen psychologischen Perspektive der handelnden Personen liegt, was ich in „Wenn die Blätter fallen“ und „Der Tod“ und mit anderen Mitteln Maeterlinck vor „Monna Vanna“ versuchte. Beide Möglichkeiten, nebst der dritten, die heute unsere Bühne beherrscht, sind ganz undramatisch. Da das Problem in der Auffassung des Stoffes lag, kam ich ganz natürlich dahin, eine novellistische Darstellung von Stoffen zu versuchen, um zu sehen, wie sich dabei die Auffassung bewähren würde. Auch hier kam ich bald zu der Erkenntniß, daß eben so wenig wie das Drama die Novelle möglich ist und nur, was man heute „Skizze“, „Studie“ und „Erzählung“ nennt, übrig bleibt. Vielleicht kann man philosophisch die Hemmungen unserer unglücklichen Zeit überwinden, die für den Künstler keine andere Möglichkeit übrig zu lassen scheint als leeres Virtuosenthum und Arbeiten an hohlen Schalen, die niemals einen Trunk aufnehmen werden, unsere dürstenden Mitmenschen zu erfrischen; ich Unphilosophischer rettete mich zunächst in die Vergangenheit und zu den klassischen Mustern, hier mich zu erholen und zu lernen. Die erste Frucht dieses Suchens in der Vergangenheit ist meine Auswahl alter italienischer Novellen. Ich möchte sie Jedem, der gleich mir zu einem scheinbar ausweglosen Ende gekommen ist, empfehlen; vielleicht zeigt die Lecture auch ihm die Aussicht auf Erlösung. Die beiden Bändchen enthalten, obwohl der Inhalt nach der Zeit der Verfasser geordnet ist, nur solche Novellen, die mir klassisch schienen, also keine Stücke von den schwülstigen, übertreibenden und komplizirenden Autoren; wer ein mehr historisches Interesse befriedigen will, wird also besser thun, sich an die ältere Sammlung von Keller zu halten, die alle Richtungen berücksichtigt; außerdem habe ich nur bisher unübersetzte Stücke aufgenommen, zum Theil solche, die auch im Original selten zu haben sind; nur bei zwei oder drei Novellen fand ich nachträglich, daß sie schon in deutscher Sprache vorliegen. Boccaccio fehlt aus diesem Grund ganz. Novellen, die bei unseren veränderten Anstandsbegriffen heute anstößig wirken würden, sind in der Sammlung nicht enthalten, aber für Zimperliche ist sie, wie jede klassische Literatur, trotzdem nicht geeignet. Ich würde mich freuen, wenn die Bändchen, die der Verlag liebevoll ausgestattet hat, in recht Vieler Hand kämen und dem Einen oder Anderen von den müden und gehetzten Menschen unserer Zeit einige Stunden der Freude und des vergessenden Glückes bereiteten; diese Wirkung erreichen zu können: darin besteht die wesentlichste Kunst der guten alten Erzähler.

Lichterfelde. Dr. Paul Ernst.

Fleischnoth.

Erstens: Die amtliche Statistik ergiebt für das Deutsche Reich:

	Bevölkerungzahl:	Rindviehbestand:	Schweinebestand:
im Jahre 1900	56 Millionen	18,9 Millionen	16,8 Millionen
„ „ 1883	46 „	15,7 „	9,2 „
Zunahme	10 „	3,2 „	7,6 „
gleich	22 Prozent	21 Prozent	82 Prozent.

Beim Rindviehbestand tritt zu der zifferischen Vermehrung noch eine durchschnittliche Lebendgewichtzunahme von zehn Prozent. Und die liberalen Zeitungen brüllen seit Wochen ins Land hinaus: Die deutsche Landwirthschaft ist nicht im Stande, die heimische Viehzucht in einem dem Bevölkerungzuwachs entsprechenden Maße zu steigern!

Zweitens: Die deutsche Handelsstatistik sagt: An Schlachtvieh und an Fleisch wurden nach Deutschland importirt:

Lebendes Vieh:	im ersten Halbjahr 1901:	im ersten Halbjahr 1902:
Kühe	32660 Stück	45543 Stück
Stiere	3938 „	5276 „
Ochsen	31963 „	35096 „
Jungvieh	33826 „	42306 „
Kälber	12408 „	20173 „
Schweine	37737 „	35036 „
Zusammen	152532 „	183430 „
Schlachtprodukte:		
Frisches Fleisch	109968 Doppelcentner	162704 Doppelcentner
Gepökeltes Fleisch	40193 „	55357 „
Speck u. Schinken	55472 „	68473 „
Zusammen	205533 „	286544 „

Diese Einfuhr vertheilt sich auf ein Dutzend Exportländer. Aber die liberalen Zeitungen brüllen: Die deutschen Grenzen sind gegen die Vieh- und Fleischeinfuhr gesperrt!

Drittens: Die jüngsten Viehmarktberichte von den wichtigeren deutschen Märkten lauten:

	Marktverlauf:
Berlin, den 30. August:	ruhig.
Breslau, den 27. August:	langsam.
Magdeburg, den 29. August:	flau.
Dresden, den 1. September:	langsam.
Leipzig, den 1. September:	langsam.
Zwickau, den 1. September:	sehr langsam.
Hamburg, den 1. September:	ruhig.
Dortmund, den 1. September:	langsam.
Mannheim, den 1. September:	mittelmäßig.

	Marktverlauf:
Stuttgart, den 30. August:	ziemlich.
Nürnberg, den 27. August:	flau.
Köln a. Rh., den 1. September:	flau.
Elberfeld, den 1. September:	flau.
Essen a. R., den 26. August:	langsam.

So geht es seit vielen Monaten; man begegnet unter Dutzenden von Berichten kaum einmal der Notiz: flotter Verkehr, kein Ueberstand. Aber die liberalen Zeitungen berichten: Die Fleischer müssen die Geschäfte schließen, denn es ist kein Schlachtvieh da!

Viertens: Die amtliche Preisstatistik ergiebt für den in Deutschland maßgebenden berliner Centralviehmarkt als Jahresdurchschnittspreis bei Schlachtrindern im Großhandel:

1890	119	Mark pro Doppelcentner
1891	120	„ „ „
1892	117	„ „ „
1894	119	„ „ „
1895	119	„ „ „
1899	116	„ „ „
1900	119	„ „ „
Erstes Halbjahr 1902	116	„ „ „

Aber die liberalen Zeitungen brüllen: Ein unerhörter Viehwucher wird, begünstigt durch den Produktionmangel und durch die Grenzsperre, von den Agrariern getrieben!

Fünftens: Es kosteten:

		1900:	1902:	Also Steigerung:
Amerikanisches Schmalz, Marke Wilcox, unverzollt	im Juli	36,60 M.	54,25 M.	= 47 Prozent,
Schweine:				
in Chicago	„ Juni	5,10 D.	7,40 D.	= 32 „
„ Kopenhagen . .	„ Juli	32,15 Kr.	43,55 Kr.	= 35 „
„ Berlin	„ =	48,12 M.	59,25 M.	= 23 „
„ Amsterdam . .	„ =	24,10 G.	29,5 G.	= 22 „
„ Paris	„ Juni	38,10 F.	44,4 F.	= 17 „
„ Wien	„ =	86, 5 H.	100,5 H.	= 16 „

Aber die liberalen Zeitungen rufen: Oeffnet nur die Grenzen und laßt das Schweinefleisch herein, das in nicht verzehrbaren Mengen zu Spottpreisen im Auslande liegt!

Diese Proben der Sachkenntniß — oder der Wahrheitliebe — der liberalen Zeitungschreiber mögen genügen. Die einzige Begrenzung der Vieh- und Fleischeinfuhr, die in Deutschland überhaupt existirt, besteht gegenüber Rußland. Hier ist die zulässige Einfuhr auf jährlich 70 000 Schweine für oberschlesische Schlachthäuser kontingentirt. Aus allen anderen kontinentalen oder überseeischen Län-

dern darf entweder lebendes Vieh oder dürfen Schlachtprodukte in beliebigen Mengen nach Deutschland importirt werden. Die Beschränkung der Einfuhr aus Rußland ist vor mehr als zehn Jahren wegen schwerer Viehseuchenausbrüche verfügt worden Diese Ursache besteht aber auch heute noch. Die letzte russische Viehseuchen-Statistik ergiebt für das europäische Rußland:

Sibirische Pest	2933	Verseuchungfälle,
Schweinepest und Rothlauf .	8990	"
Maul- und Klauenseuche . .	114725	"

Die Kontingentirung der Einfuhr hat den Zweck, eine Garantie dafür zu schaffen, daß die Einfuhr nur aus den nächstgelegenen, veterinärpolizeilich besser zu konkrolirenden Grenzbezirken erfolge.

Im Verkehr mit Oesterreich-Ungarn, das Rindschlachtvieh beliebig importiren darf, besteht nur die Vorschrift, daß Schweine nur als geschlachtete Thiere importirt werden dürfen. Auch hierfür ist die Seuchengefahr maßgebend. Die amtliche österreichisch-ungarische Seuchenstatistik meldete eine Verseuchung am Schluß des letzten Quartals:

erste Juniwoche 1902: 1779 Ortschaften mit Schweinepest,
" Juliwoche " 2210 " " "

Die durch Einschleppung der Schweinepest aus Oesterreich und der Maul- und Klauenseuche aus Rußland vor Erlaß dieser Verfügungen der deutschen Landwirthschaft verursachten Viehschäden betrugen eine Milliarde Mark. Wer dient den wahren Interessen der deutschen Konsumenten besser: der Viehseuchenimporteur oder der Volkswirth, der durch die nöthigsten Schutzmaßregeln dafür sorgen will, daß das deutsche Vieh, statt an Seuchen zu krepiren, seine Bestimmung zur Konsumversorgung erfüllen kann?

Außer den besprochenen nöthigsten Schutzmaßregeln besteht eine Sicherungvorschrift noch gegen die dänische Rindereinfuhr. Die Dänen betreiben den Export tuberkulösen Schlachtviehs nach Deutschland als Spezialität, denn Deutschland ist überhaupt das einzige Land Europas, das lebendes dänisches Schlachtvieh zu importiren gestattet. Um nun eine einigermaßen ausreichende Kontrole zu ermöglichen, ist hier seit fünf Jahren verfügt, daß das dänische Schlachtvieh in den deutschen Einfuhrhäfen eine Quarantaine durchzumachen hat; während dieser Zeit wird es der Tuberkulinprobe unterworfen. Hierbei als krank sich erweisendes Vieh muß nach Dänemark zurückgeschafft werden; das anscheinend gesunde darf in den freien Marktverkehr des Inlandes übergehen. Von dem so auf seine Gesundheit geprüften dänischen Schlachtvieh erwiesen sich im Jahr 1900 nach der Schlachtung im Inlande dennoch als tuberkulös:

in Dortmund	80	Prozent
" Elberfeld	40,3	"
" Essen	35,8	"
" Lübeck	34,8	"
" Bielefeld	34,2	"
" Köln	32,8	"
" Kiel	30,7	"
" Flensburg	28	"
" Iserlohn	25,7	"
. Berlin	25	"

Des Räthsels Lösung war: die dänischen Exporteure hatten die deutschen Behörden dadurch getäuscht, daß sie die Tuberkulinprobe schon vor dem Export in Dänemark vorgenommen hatten, was die Reaktion bei der unmittelbar folgenden zweiten Probe in Deutschland verhindert. Die Händler forderten nun, die Quarantaine solle als nutzlos ganz abgeschafft werden. Die deutschen Konsumenten aber, die Tuberkelbraten nicht gern essen, werden mit uns verlangen: die Beobachtungzeit muß auf vier Wochen ausgedehnt werden, um den dänischen Schwindel unmöglich zu machen.

Ich fasse zusammen: Außer den nöthigsten Vorsichtmaßregeln giebt es kein Hinderniß einer beliebig zu erweiternden Vieh- und Fleischeinfuhr. Diese Einfuhr hat sich thatsächlich beständig gesteigert. Die gegentheiligen Behauptungen der Händler und Fleischer sind unwahr. Daß trotz gesteigerter heimischer Viehzucht in diesem Jahr ein Rückgang in der Zahl der Schlachtungen in Großstädten und Industriebezirken beobachtet wird, findet seine Erklärung theils in der gesteigerten Fleischzufuhr aus dem Auslande, theils aber in der vielfach vorhandenen Arbeitlosigkeit dieser Bevölkerungskreise. Wer nichts verdient, kann sich Fleisch überhaupt nicht leisten, auch wenn es — was für Rindfleisch ja vorhin nachgewiesen wurde — billiger ist als früher. Ihn berührt also auch nicht die bei Schweinen thatsächlich vorhandene internationale Preishebung, die eine Folge des amerikanischen Fleischtrustes ist und gegen die daher auch die — thatsächlich gestiegene — Einfuhr kein Heilmittel sein kann.

Zuletzt war die „Fleischnoth" im Hochsommer 1899 in Deutschland gesehen worden; dann verschwand sie plötzlich, man wußte nicht, wohin. Wirklich zum Opfer gefallen sind ihr, bei ihrem jetzt erneuten Auftauchen, nur die posener Fleischer. Der posener Oberbürgermeister hatte, der „großen Noth" zu steuern, durch die berliner landwirthschaftliche Centralstelle einige Waggons Schweine nach Posen schaffen lassen und außerdem die Fleischeinfuhr aus benachbarten Ortschaften angeregt. Und jetzt erklären die posener Fleischer in der Posener Zeitung wörtlich und mit Namensunterschrift: „Wir sitzen auf unseren unverkäuflichen Vorräthen fest, die dem Verderben anheimfallen. Wer wird uns dafür entschädigen?" Hoffentlich Niemand; denn ein dreisterer Schwindel als die diesjährige „Fleischnoth" ist noch selten erlebt worden.

Edmund Klapper.

Freisinnige Toleranz.

Nicht meine Schuld ists, daß ich den Lesern heute schon wieder die Beschäftigung mit dem deutschfreisinnigen Ohm Crüger, dem Anwalt der Genossenschaften, zumuthen muß. Wenn man sich aber in der berliner Burgstraße nur damit beschäftigt, die Schlußhausse in Dortmundern zu inszeniren, die Lombarden zu steigern und die angebliche Krankheit des Herrn Schwab zu besprechen, während in Kreuznach Herr Dr. Crüger den Erzengel mit dem Flammenschwert spielt, dann darf die Wahl des Wochenthemas nicht zweifelhaft sein. Das Ergebniß der kreuznacher Tagung des Verbandes der deutschen Erwerbs- und

Wirthschaftgenossenschaften ist der Ausschluß von 98 Genossenschaften, die sozialdemokratische Tendenzen in den Verband hineingetragen haben sollen. Wer die Verhandlungberichte liest, wird erkennen, daß diese Ausweisung sich nicht auf gewichtige Gründe stützt, sondern auf Phrasen. Den angegriffenen Konsumvereinen wurde die Möglicheit ausreichender Vertheidigung abgeschnitten; als der Antrag sie auszuschließen, angenommen war, hatte der Genossenschaftanwalt endlich erreicht, was er längst schon erstrebte. Seit Jahren bestehen ernste Differenzen zwischen der freisinnigen Verbandsleitung und den von Sozialdemokraten geleiteten Konsumvereinen; auf dem vorjährigen Genossenschaftstag war es noch einmal zu einem Waffenstillstand gekommen. Der stettiner Abgeordnete Fritz Herbert sagte damals in der „Neuen Zeit": „Wir verfolgen nicht andere Ziele als die Pflege und Ausbreitung der Konsumvereine und Herr Crüger wird schon gestatten müssen, daß wir unsere Ansichten vertreten. Er wird nicht wagen, deshalb einen Antrag auf Ausschluß zu stellen, denn Das wäre ein unerhörter Skandal." Nun haben wir den Skandal. Herr Crüger fürchtet ihn nicht; er ist der Bayard von Sankt Manchester. Und die freisinnige Partei wird dieses neue Lorberblatt mit Stolz zeigen und sich auch künftig unentwegt, voll und ganz für den Hort wahrer Glaubensfreiheit, für die erhabene Schützerin echter Toleranz ausgeben.

Herr Dr. Crüger, der ja das Genossenschaftgesetz kommentirt hat, muß wissen, wie thöricht der Vorwurf ist, die Genossenschaften trieben Politik. Das Gesetz ist so vorsichtig gefaßt, daß jede Genossenschaft, die sich wirklich auf das politische Gebiet wagte, der Gefahr der Auflösung ausgesetzt wäre. Der Passus von der „Gefährdung des Gemeinwohls" genügt staaterhaltenden Richtern vollauf zur Wahrung genossenschaftlicher Tugend. In Stettin — das eine Beispiel dürfte genügen — sind die Konsumvereinsleiter mehrfach bestraft worden, weil sie in der Generalversammlung gefragt worden waren, ob am ersten Mai die Verkaufsstellen geschlossen würden. Diese Fälle sind Herrn Crüger sehr gut bekannt; er weiß auch, daß die Breslauer und die Berliner lebhaft dafür agitirt haben, die Rechtsform der Eingetragenen Genossenschaft namentlich deshalb nicht mehr anzuwenden, weil sie die durchaus nothwendige Verbindung mit der Gewerkschaftbewegung erschwert; er weiß, daß der Abgeordnete von Elm, sein Gegner, diese Bestrebungen mißbilligt. Thut nichts: der Sozialdemokrat wird verbrannt.

Als Schulze-Delitzsch die von Victor Aimé Huber zuerst nach Deutschland verpflanzte Idee der Genossenschaft aufnahm, wollte er sie benutzen, um dem Handwerk wieder aufzuhelfen. Seine nächsten Ziele waren: die Verschaffung billigen Kredites, der Zusammenschluß vieler Kleinen zu einer großen Organisation, gemeinsamer Einkauf der Rohstoffe. In den Rohstoffgenossenschaften lag schon der Keim zu den Konsumvereinen, die dem kleinen Mann den billigen Bezug nicht nur der Produktion-, sondern auch der Lebensmittel ermöglichen. Diese Konsumgenossenschaften schienen Schulze besonders wichtig für die Arbeiterschaft, der er in seiner patriarchalischen Weise ein aufrichtiger Freund war; manche seiner Parteigenossen hofften freilich auch, mit diesen Konsumgenossenschaften die Arbeiter für den Nationalverein ködern zu können. Die Fortschrittsleute waren nie sehr weitsichtig und so merkten sie auch nicht, daß die verschiedenen genossenschaftlichen Bestrebungen auf die Dauer unvereinbar waren, weil ihre Zwecke sich eben nicht unter ein Dach bringen ließen. Noch heute glaubt ja Herr Dr. Crüger,

er könne in seinem Verband Kreditgenossenschaften und Konsumvereine friedlich unter einer Flagge vereinen. Die Kreditvereine sollen dem Mittelstande den Kampf ums Dasein erleichtern; diesen Zweck haben nach der Auffassung der Schulze-Epigonen noch jetzt wahrscheinlich alle Genossenschaften. Die Herren vergessen nur, daß seit ihres Heilands Tagen die Struktur des Mittelstandes sich geändert hat. Die Schicht, deren Einkommen sich auf einer gewissen mittleren Linie bewegt, bestand früher aus wirthschaftlich selbständigen Elementen, kleinen Handwerkern, Kaufleuten, Fabrikanten. Denen aber hat die großkapitalistische Entwickelung die Mehrheit entrissen. Aus dem kleinen Handwerker wurde ein Fabrikmeister; der ins Proletariat hinabgestoßene Kaufmann suchte in Fabriken, Banken oder Waarenhäusern Unterkunft. Diese Wandlung trieb zu einer Aenderung der Genossenschaftpolitik. Die Kreditgenossenschaften blieben im Dienste des kleinbürgerlichen Mittelstandes, leisteten in engem Rahmen sehr Tüchtiges, konnten aber nicht hindern, daß allerlei zweideutige Elemente sich in ihre Reihen drängten. Viele Kreditbanken, die sich namentlich in Berlin unter stolzer Firma aufthun, suchen im Grunde nur fetten Profit; sie zwingen den armen Teufel, mit kleinem Antheil einzutreten, wenn er gegen recht anständige Zinsen und Stellung eines Bürgen ein bescheidenes Sümmchen ausborgen will. Solche Kreditgenossenschaften dienen oft nur als Deckadresse für unsaubere Geldgeschäfte ihrer Direktoren, die im Besitz der meisten Genossenschaftantheile sind. Und natürlich stellen gerade die Wortführer dieser minderwerthigen Kreditgenossenschaften ihre Mittelstandsfreundlichkeit, die Grundlage ihres gesetzlichen Existenzrechtes, am Liebsten zur Schau. Im Verband haben nun die Kreditgenossenschaften die Mehrheit und dekretiren einfach, die Förderung des Mittelstandes habe das Lebensprinzip aller Genossenschaften zu sein. Lauter als sie aber sprechen die Thatsachen. Der alte kleinbürgerliche Mittelstand haßt, mit Ausnahme eines Theiles der Handwerker, die Konsumvereine, — von seinem Standpunkt aus mit Recht, denn das Ziel dieser Vereine ist, nach Zusammenfassung möglichst vieler Konsumenten zu Engrospreisen entweder beim Grossisten oder beim Fabrikanten zu kaufen, den Zwischenhandel also völlig auszuschalten. Sie thun, allerdings in volkswirthschaftlich rationellerer Weise, das Selbe wie die großen Waarenhäuser. Die Konsumvereine sind besonders wichtig für den modernen Mittelstand, für das Angestelltenheer, das, bei knappem Lohn, auf Ersparnisse an Lebensmitteln, Kleidung und Miethe angewiesen ist, noch wichtiger aber für die Arbeiterschaft, die unter den ungerechten Launen der Einkommensvertheilung am Meisten leidet.

Ohne tiefer in das Thema einzudringen, will ich hier nur andeuten, daß in der Sozialdemokratie lange eine entschiedene Abneigung gegen Konsumgenossenschaften bestand, die auch heute noch nicht ganz überwunden ist. Eines Tages aber fand die Idee der Konsumvereine in der Partei Boden; die Gewerkschaftführer griffen sie auf, weil sie ihnen die Gelegenheit zu praktisch ersprießlicher Arbeit zu bieten schien. Das war für Schulzes Anhänger ein schlimmer Schlag, denn die bisher von ihnen vernachlässigte Konsumgenossenschaft gewann damit eine Bedeutung, die ihnen unangenehm wurde, weil sie ihre Spitze gegen den Mittelstand richtete. Die sozialdemokratischen Genossenschafter brauchten diesem von allen Seiten verhätschelten Mittelstand nicht zu schmeicheln und sagten deshalb ganz offen, die natürliche Folge der Konsumgenossenschaftbewegung werde

die Vernichtung der kleinen Händlerexistenzen sein. Zwar seien, fügten sie hinzu, die Konsumvereine nicht stark genug, um die heutige Gesellschaftordnung zu stürzen; die Keime zu einer höheren Organisation der Wirthschaft seien in ihnen immerhin aber fühlbar. Dieser Ansicht, die ja nur konstatirt, was ist, widersprach außer den Manchesterleuten Niemand; sie hat auch mit Parteipolitik nichts zu thun, denn es ist dem genossenschaftlich organisirten Landwirth, Beamten, Handwerker oder Kaufmann völlig überlassen, ob er antisemitisch, konservativ, liberal oder sozialdemokratisch wählen will. Als der Konsumgenossenschaft Angehörender hilft er die Mängel unserer Wirthschaftordnung überwinden und entzieht damit zugleich den Kreditgenossenschaften den Boden. Das paßt unseren Freisinnigen nicht. Aber ihr Schulze-Delitzsch hat die Gründung solcher Genossenschaften angeregt; und noch nie ist eine Wahrheit dadurch aus der Welt geschafft worden, daß man auf ihre Verkünder mit Knüppeln einhieb.

Die angeblich sozialdemokratischen Genossenschaften haben aber noch eine andere Todsünde begangen: sie haben, um sich vom Fabrikanten nicht länger ausbeuten zu lassen, selbst zu produziren begonnen. Nach englischem Muster hat man in Leipzig, Hamburg und anderen Städten zunächst versucht, Mühlen, Bäckereien, Kaffeeröstereien, Selterswasser- und Limonadenfabriken, Fleisch-, Butter- und Schneidergeschäfte zu errichten. Solches Beginnen aber führt natürlich recta in den Zukunftstaat. Was kümmerts den allein selig machenden Verband, daß erst durch diese Organisationen der Genossenschaftgedanke eine die Massen lockende Werbekraft erhielt? Paul Göhre hat in der „Morgenpost" einmal ausgerechnet, die Arbeit der vier großen leipziger Konsumvereine habe bewirkt, daß jeder zwölfte Bewohner Leipzigs genossenschaftlich organisirt ist. Trotzdem hat man in Kreuznach den ganzen Verband der sächsischen Konsumvereine ausgeschlossen. Den Verbandstyrannen liegt im Grunde eben nicht daran, daß für die Genossenschaften gearbeitet, sondern daran, daß für die freisinnige Partei die Trommel gerührt wird. Plutus.

Notizbuch.

Rudolf Virchow ist am fünften September gestorben. Das Glück, das ihn von Schivelbein nach Berlin geleitet hatte, blieb ihm fast einundachtzig Jahre lang, blieb ihm bis zum letzten Lebenstag treu. Er starb ohne Qual, starb zur richtigen Stunde. Er hätte sich überlebt; er hatte der Menschheit nichts mehr zu sagen und das Riesenmonument seines Ruhmes fing längst zu bröckeln an. Noch einmal haben wir jetzt gehört, daß er der größte Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts, der größte Mediziner aller Zeiten, daß ihm als Pathologen, Ethnologen, Anthropologen kein Lebender, kein Meister älterer Epochen zu vergleichen war. Wieder ward er der größte Sohn seines Volkes genannt, wieder behauptet, kein Sterblicher habe je der Menschheit solche Wohlthat erwiesen. Ob wirs noch oft hören werden? ... Als Virchow die Serumtherapie für eine Konsequenz seiner Lehre auszugeben versuchte, sagte Emil Behring, der Finder des neuen Diphtheriemittels, in der „Zukunft": „Ich beneide Virchow um seine unvergleichliche Arbeitkraft, ich bewundere ihn wegen seiner Vielseitigkeit und ich verehre ihn als den großen Meister in den beschreibenden Naturwissenschaften auf makroskopischem und mikroskopischem Gebiet. Aber

seine auf die Lehre vom Zustandekommen der Krankheiten und von ihrer Heilung übergreifenden Theorien halte ich für Irrlehren, die wegen ihrer das ärztliche Handeln in falsche Bahnen lenkenden Wirkung und wegen ihrer großen Verbreitung die schädlichsten sind, die man je ersinnen konnte. Aus diesem Grunde bekämpfe ich Virchow, den medizinischen Doktrinär und Theoretiker ... Bekanntlich giebt es heute keinen wissenschaftlichen Mediziner mehr, der wagen würde, ernsthaft für eine andere Erklärung der Wirkungweise des Chinins beim Wechselfieber einzutreten als für diejenige, an welche man nach Virchow ‚unmöglich glauben kann' ... Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig deute, so beginnt man in den Aerztekreisen jetzt doch mehr und mehr, die Aufgabe des Mediziners darin zu sehen, daß er den Kranken Nutzen bringt, und weniger darin, daß von ihm über die Krankheit klug gesprochen wird. Virchows Verdienste liegen aber mehr auf dem Gebiete des klugen Sprechens als auf dem des Nützens." Solche Stimmen wurden lange von den Hymnen der Gläubigen übertönt. Jetzt werden sie sich Gehör erzwingen; denn der unermüdliche Organisator eigenen Ruhmes, der Beherrscher aller Aerztevereine und Medizinmännerklüngel ist tot und das gottähnliche Ansehen seines Namens kann die Kritiker nicht mehr von seinem Lehrgebäude scheuchen. Das ist ein Glück. Wenn Virchows Persönlichkeit auch alles Genialische fehlte, so war er sicher doch ein großer Gelehrter, der Alles wußte, was man in seinem Fach wissen kann, und den der skeptische Grundzug des Wesens fast immer vor blendenden Fanatismen bewahrte. Aber er war zum Papst geworden; und Päpste passen nicht in die Republik freier Forschung. Der Mann, der als ehrfurchtloser Revolutionär begonnen und sich dem Machtwort keiner Autorität gebeugt hatte, lehnte seit Jahrzehnten Alles ab, was nicht in seinem Gärtchen gewachsen war: da nur sollte der Baum der Erkenntniß genießbare Früchte tragen. Das ist der Lauf der Welt; aus jungen Ketzern sind sehr oft schon unbarmherzige Inquisitoren geworden. Selten aber ward einem Mann verziehen, daß er fast alle ragenden Zeitgenossen bekämpft, mit ungeduldiger Handbewegung von seines Tempels Schwelle gewiesen hat. Virchow hat Bismarck, Marx, Darwin, Haeckel, Vogt, Pettenkofer, Koch, Behring, Lombroso und manchen Anderen befehdet; ohne Zorn, ohne Leidenschaft, deren Wirbelwind Größeren schon die Sehweite verkürzt hat. Mit verächtlicher Geberde that er sie ab und das kühle, beinahe blicklose Auge zuckte hinter der Brille dabei so ironisch, als wollte es sagen: Eigentlich ists Thorheit, gegen solche Thorheit erst noch ins Feld zu ziehen. Und jedesmal brüllte dann die Schaar der Bacchanten: Evoë Virchow! Er durfte über den Darwinismus und die Bakteriologen, über den Schädel des Sophokles und die Kriminalanthropologie ungestraft Dinge sagen, die jedem Anderen Hohn eingetragen hätten. Das Urtheil wird sich anders gestalten, sobald der Lärm der Nekrologe verhallt ist. Virchows anthropologische und — namentlich — ethnologische Studien haben schon früher durchaus nicht so allgemeine Anerkennung gefunden, wie man uns vorreden wollte; ernste, angesehene Gelehrte sagten von ihm, er habe blind und taub in seinem Cellulargefängniß gesessen und den Kopf nur durch die Stäbe gesteckt, wenn das Geräusch neuen Lebens ihn störte, das in der Wochenstube der Wissenschaft entbunden ward. Freilich: sie sagten es leise, weil sie keine Lust oder Zeit hatten, sich in einen Kampf zu stürzen, in dem tausend, abertausend treue Lanzenknechte den Feldherrn vertheidigt hätten. Nun werden sie lauter sprechen. Die Cellularpathologie, die Lehre von den Entzündungen und Geschwülsten, der ganze Virchowismus wird, ohne Furcht vor einer grausam zu

ahndenden Majestätverletzung, nun geprüft, bis in die Fundamente hinein durchleuchtet werden. Die Wissenschaft und die Kunst der Aerzte kann endlich wieder in Fluß kommen. Man wird sich erinnern, daß Virchow dem Verlangen, den Hygienikern ein besonderes Lehrgebiet an den Hochschulen einzuräumen, feindsälig entgegentrat, und den Nutzen ermessen, den die Neuerung bis jetzt schon gebracht hat; man wird fragen, welche ungeheure Leistung ihm in den letzten vierzig Jahren seines Lebens denn eigentlich gelungen sei. Aus den Nekrologen ists nicht zu erkennen. Da findet man nur Worte, das matte Echo der Festrednerei, die bei hundert Virchowfeiern früher schon auf den Markt gebracht wurde. Da hört man wieder die alte Lüge, er habe das Wort „Kulturkampf" erfunden, das er in Wahrheit doch Lassalles Aufsatz über Lessing entlehnte. Da liest man zwei Aussprüche, die „den ganzen Mann kennzeichnen" sollen: „Ein Leben voll Mühe und Arbeit ist keine Last, sondern eine Wohlthat." „Bildung, Wohlstand und Freiheit sind die einzigen Garantien für die dauerhafte Gesundheit eines Volkes." Binsenweisheit, die auch aus dem Schatzkästlein eines braven Kanzleirathes stammen könnte. Da wird erzählt, daß Virchow früh — immerhin, Ihr Lober, doch erst nach Varrentrapp und Wiebe und lange nach dem in Bunzlau, Prag und England gegebenen Beispiel, — die Kanalisirung deutscher Städte gefordert, ausgezeichnete Monographien veröffentlicht habe und ein den Durchschnitt beträchtlich überragender Lehrer gewesen sei. Das ist gewiß richtig, genügt aber nicht, um eine Begeisterung zu erklären, die in jedem Semester mindestens einmal in Heulchören ausbrach. Wer nicht heucheln, einer den Censoren unbequemen Wahrheit nicht aus dem Weg gehen will, Der darf nicht verschweigen, daß Virchows Ruhm bis zu den Sternen getragen wurde, weil er sich der Fortschrittspartei angelobt hatte und ihr mit anerkennenswerther Beständigkeit auch in schlimmen Tagen die Treue hielt. Die Macht der Partei ist gebrochen, aber die freisinnige Presse herrscht und thront noch heute; und nur, was in diesen Münzstätten geprägt wird, bringt als vollwichtiges Umlaufsmittel ins Ausland. Vergessen, unter Holzpapierbergen begraben ist längst die alte Anschuldigung, Virchow habe die Grundlage seiner Cellularpathologie dem dreizehn Jahre früher veröffentlichten Werk des schottischen Pathologen John Goodsir entnommen, vergessen der ganze Prioritätstreit, der sich an den Vorwurf des Plagiates knüpfte und in den Robin mit sehr einleuchtenden Argumenten eingriff, um Goodsirs Leistung gegen Virchows Anspruch zu sichern, verschollen auch die einst so laute Frage, ob mit dem berühmten Satz omnis cellula e cellula denn viel mehr bewiesen, der Menschheit viel mehr genützt sei als mit dem Trost aus dem Urväterhausrath, daß alles Lebende aus dem Ei erwächst. Kein Zweifel war, auch der schüchternste nicht, noch erlaubt; nur durch das Medium der liberalen Presse durfte man den Helden sehen. Der Stolz dieser Presse auf ihn war beinahe rührend. Sie konnte ihn, der selbst gesagt hatte, die politische Arbeit sei ihm Erholung von ernsterem Mühen, in der letzten Zeit ja nicht mehr für einen großen Politiker ausgeben; doch jedes Verdienstchen, das er sich als gestrenger Kalkulator in der Rechnungskommission des Landtages erwarb, wurde wie eine Heroenthat gepriesen. Und der so Vergottete hatte zum Politiker doch wirklich gar kein Talent. Das beweist nicht nur der Abrüstungantrag, den er stellte, als gerade die Stunde schlug, die Preußen zu den Waffen, zur blutigen Lösung des Einheitproblemes rief, und noch weniger die Thatsache, daß er schroffer als irgend ein Anderer den Minister Bismarck bekämpft hat. Er hatte das gute Recht, ihn noch viel heftiger anzugreifen

— eine starke Opposition von schöpferischer Ideenkraft hätte dem bismärckischen Genius nur genützt —, aber er durfte ihn nicht so verkennen, nicht so hochmüthig unterschätzen, daß er in Kinderliedern als der Mann fortleben wird, der dem die Einigung der deutschen Stämme besinnenden Ministerpräsidenten zurief: „Herr von Bismarck hat gar keine Ahnung von einer nationalen Politik. Das ist ja eben der große Vorwurf, Das ist die Schwäche seiner Position, daß er seiner ganzen Entwickelung nach kein Verständniß für nationales Wesen hat." Er sah nur Dogmen, nicht Menschen, nicht Nothwendigkeiten. Als Prophet und als Warner hat Virchow fast immer geirrt; er war stets auf der falschen Seite und der Fluch der Unfruchtbarkeit heftete sich an seine Fersen. Für einen in die Politik verschlagenen Arzt lag die Versuchung nah, der Enträthselung sozialer Probleme seine ganze Kraft zuzuwenden: Virchow wankte und wich niemals vom Standpunkt bequemer Bourgeoispolitik. Den Naturforscher mußte es zur Untersuchung des Uebels treiben, an dem unsere groteske „Kultur" krankt, mußte die große Frage beschäftigen, ob die öffentlich noch immer proklamirte Sittlichkeitlehre nicht längst brüchig und unbrauchbar geworden sei: Virchow begnügte sich mit den Flitterwonnen des Kulturkampfes. Die höchste Kultur schien ihm dem Deutschen Reich gesichert, wenn das Programm der Fortschrittspartei durchgeführt wurde Und das mußte eines Tages ja zur Geltung kommen, spätestens, wenn der Kronprinz den Thron bestieg. Der Kronprinz! Der pathologische Anatom ahnte nicht, daß schon 1870 Albrecht von Stosch an Gustav Freytag geschrieben hatte: „Der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Kronprinzen nur dadurch angenehm, daß Diese ihm die Cour machen und er sich dadurch als eine Art Macht fühlt." Trotz der geringen Leistung aber zeigte die Partei sich dankbar; ihre Organe, die kaum von Darwin, selten von Helmholtz, nie von Mach sprechen, die für Haeckel lange nur Hohn, für Pasteur nur kühle Anerkennung hatten, riefen von früh bis spät den Namen des unermeßlichen Schivelbeiners über die Dächer. Nun ist der Vielgeschäftige tot und es wird vielleicht nicht allzu lange mehr dauern, bis man das Postament seines Ruhmes von den Papierbergen auf haltbareren Grund trägt. Doch Virchow braucht keine künstliche Erhöhung, um über das Mittelmaß hinzuragen: er kann, wie sein Satanas Bismarck, auch ohne Retouche vor der Nachwelt bestehen. Ein unermüdlicher Mann von ganz ungewöhnlicher Begabung, ein Polyhistor, der seine Fächer bis ins dunkelste Winkelchen kannte, bleibt der Bewunderung würdig, auch wenn die Legende verklungen ist, die aus ihm den an Erfolgen reichsten Forscher, den größten Beglücker des Menschengeschlechtes machen wollte.

* * *

Stoschs Name wurde genannt. Das Urtheil über diesen Mann, in dem Bismarcks Mißtrauen den Protektor und Kanzlerkandidaten der Fortschrittspartei witterte, wird nach seinen — in der Deutschen Revue veröffentlichten — „Denkwürdigkeiten" zu revidiren sein. Ein im Parteisinn Liberaler war Albrecht von Stosch sicher nicht. Als er Heinrich Friedberg zum ersten Mal über den Kronprinzen reden hörte, schrieb er an Freytag: „Mir wars, als liefe mir kaltes Wasser über den Rücken. Er sieht einen Zukunfthelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde; er bildet sich ein, den Herrn lehrreich zu behandeln, und erzählt mir vor, was er ihm Alles sagt, während ich die Ueberzeugung habe, daß der Herr ihm gar nicht folgen will". Schon damals wurde der Kronprinz auch von Gefficken bearbeitet, der 1870 an Stosch schrieb: „Sie wissen ja, daß ich bei politischen Materien eine Hilfe habe, die Ihnen bei mili-

tärischen fehlt, nämlich die Kronprinzessin. Sie hat alle meine Aufsätze sofort mit ihrem Mann gelesen und durchgenommen und gewöhnt ihn dadurch, aus den liberalen Abstraktionen sich die Dinge im praktischen Detail zu denken."

* * *

Vor einem halben Jahr wurde hier, nicht zum ersten Mal, von den Mängeln unserer Diplomatie gesprochen. Unsere Diplomaten sind weder dazu erzogen noch geneigt, sich eifrig um das Zellenleben fremder Wirthschaftorganismen zu kümmern. Gewöhnlich wissen sie nicht einmal zu Hause Bescheid, ahnen nichts von den Bedingungen der Produktion und des Absatzes, halten alles Bankgeschäft für höheren Schwindel und können nur verbindlich lächeln, wenn sie von Valuta und Arbitrage, von einem geplanten Pool oder einer drohenden Geldknappheit hören. Sie sind im Stande, sich in drei Sprachen korrekt auszudrücken, haben gute Manieren, sind im Völkerrecht, das unter den wissenschaftlichen Disziplinen die Astrologie ersetzt hat, einigermaßen bewandert und geben sich Mühe, den Klatsch der Hofgesellschaft brühwarm in die Heimath zu befördern. Nur ein gläubiges Herz wird einem Fürsten Radolin zumuthen, er solle wissen, warum Frankreichs Massenindustrien auf dem Weltmark nicht konkurrenzfähig sind, oder dem Skalden in Wien, er solle die wirthschaftliche Bedeutung bosnischer oder dalmatinischer Bahnanschlüsse ermessen. Selbst die besten Botschafter und Gesandten wissen heutzutage höchstens, was die einzelnen Prinzen und Mandarinen können, ob ein Minister verschuldet, ein Fürst priesterlicher oder weiblicher Diplomatenkunst zugänglich ist, und kennen ungefähr wenigstens die Kanäle, die in die cloaca maxima der öffentlichen Meinung münden. Damit aber, mit glanzvoller Repräsentation und der Fähigkeit, in fürstlichen Ehrenquadrillen seinen Mann zu stehen, darf sich die Politik eines Industriestaates, der nach imperialistischer Expansion strebt, jetzt nicht mehr begnügen . . . Solches Urtheil schien Manchem ungerecht: noch immer umgiebt ja die Zunft der staatlichen Missionare der weihende Nimbus einer Geheimlehre, die der Exoteriker nicht zu entschleiern vermag. Jetzt hat Herr Mumm von Schwarzenstein, des Deutschen Reiches Vertreter in China, mit schöner Offenheit den Landsleuten in Tientsin erzählt, in welcher Bereitschaft ihn 1900 die Ernennung zum Gesandten traf. „Ganze zehn Tage", sagte dieser aufrichtige Diplomat neuster Schule, „blieben mir, um mich vom Großherzog zu verabschieden, um meinen Hausstand aufzulösen, meine Koffer zu packen, mich in Berlin abzumelden und mich, so gut es die kurze Zeit erlaubte, dort an der Quelle voll Weisheit zu saugen. Wußte ich doch von China nicht viel mehr, als was ich auf der Schulbank darüber gelernt und meistens auch schleunigst wieder vergessen hatte; höchstens hatte eine gelegentliche Vertretung des Referenten für China im Auswärtigen Amte mir einige oberflächliche Einblicke in die hiesigen politischen Verhältnisse gewährt, die nur darunter stark litten, daß ich die schwierigen Sachen mit Vorliebe auf sechs Wochen — Das heißt: bis nach Rückkehr des eigentlichen Referenten — zu vertagen pflegte." Habemus confitentem reum. Dieses Bekenntniß, das in der Wilhelmstraße nicht gerade mit Jubel begrüßt worden sein mag, geht über Alles hinaus, was man bisher für möglich gehalten hatte. An höhere Forderungen, an das Postulat, ein Gesandter solle die wirthschaftliche Struktur des Landes, in dem er beglaubigt ist, bis ins Leben der winzigsten Zelle kennen, darf man da gar nicht mehr denken. Wir erfahren, daß in schwierigster Zeit, beim Aufdämmern einer Weltkrisis, in das Reich, an das Deutschlands Zukunft geknüpft

werden sollte und in dem Deutschlands Macht schon engagirt war, als höchster Vertreter ein Mann geschickt wurde, der, nach eigener Aussage, von diesem Reich gar nichts, nicht das Geringste wußte, weder die Landessprache noch Geschichte und Psychologie der Chinesen je studirt hatte. Danach kann man sich vorstellen, wie die Auswahl für minder wichtige Posten getroffen wird. Der Leiter des Auswärtigen Amtes — der Kanzler, dessen erster Vortragender Rath der Staatssekretär ist — sorgt also nicht einmal dafür, daß für die Hauptstellen des diplomatischen Dienstes gründlich vorgebildete Männer zur Verfügung stehen und die Nothwendigkeit vermieden wird, eine Mission ersten Ranges einem liebenswürdigen Herrn anzuvertrauen, der von dem Ort seines künftigen Wirkens nichts mehr gehört hat, seit er auf der Schulbank saß. Das hätte vor sechs Monaten noch die Bosheit selbst nicht zu behaupten gewagt.

* * *

Die erste That des Ministers Budde — die erste wenigstens, von der die harrende deutsche Welt hört — ist der folgende Erlaß an die Eisenbahndirektionen: „Bei Reisen des Kaisers und der Kaiserin — sowohl in Sonderzügen wie auch in fahrplanmäßigen Zügen bei Benutzung besonders eingestellter Wagen — sind, sofern die Reisen aus offiziellen Anlässen geschehen, zum Beispiel den Kaisermanövern, auf den sämmtlichen Stationen, die von diesen Zügen berührt werden, die Stationgebäude zu beflaggen, gleichviel, ob die Züge anhalten oder nicht. Bei den sonstigen Reisen ist das Beflaggen auf die Durchgangsstationen, auf denen der Zug hält, sowie auf die Anfangs- und Endstationen zu beschränken. Für beide Fälle ist Voraussetzung, daß nicht etwa die Reise wie insbesondere auch die Ankunft geheim bleiben soll, was in jedem einzelnen Fall ausdrücklich bekannt gegeben wird. Bei Reisen, die sich auf den Bezirk der berliner Stadt- und Ringbahn oder auf die Strecke zwischen Berlin-Potsdamer Bahnhof oder Stadtbahn und Wildpark beschränken, hat das Beflaggen der Stationgebäude stets zu unterbleiben, sofern nicht im Einzelfall vom Oberhofmarschallamt eine Beflaggung als erforderlich bezeichnet wird." In solchen Fällen befiehlt also, wie es scheint, das Oberhofmarschallamt, ohne sich erst an das Ministerium zu wenden, direkt die Beflaggung. Der Erlaß — an dem besonders zu rühmen ist, daß er nicht einmal für die Stationen, die ein Hofzug, ohne zu halten, durchfährt, Fahnen fordert — zeigt mit den Patrioten schmerzender Deutlichkeit, wie beträchtliche Dinge Herr von Thielen seinem Nachfolger zu thun übrig gelassen hat.

* * *

Herr Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, wäre auf einer Spazirfahrt beinahe aus seinem vierspännigen Landauer geschleudert worden, der mit einem Straßenbahnwagen zusammenstieß. Zum Glück kam er mit einer Beule davon. Als er den Motorführer zur Rede stellte, antwortete der kecke Mann: „Es war mein Recht, so zu fahren, wie ich fuhr; und Ihre Pflicht war, aufzupassen und mir nicht in die Quere zu kommen." Unglückliches Land, wo ein Kutscher so zum Staatsoberhaupt sprechen darf! Dem Unfall, den der Präsident nach einer Viertelstunde verschmerzt hatte, folgte ein Depeschenwechsel, der wegen der verschiedenen Tonarten bemerkenswerth ist. I. „Gemeinsam mit allen Amerikanern preise ich die Vorsehung, welche Ihr Leben vor dem schrecklichen Unfall bewahrte. Wilhelm I. R." II. „Ich würdige wärmstens Eurer Majestät Sympathietelegramm. Theodor Roosevelt."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. September 1902.

Ultramontane Moral.

Wenn ich vor einiger Zeit den ersten Band von Hoensbroechs „Papstthum“ ein werthloses Buch genannt habe, so war Das inkorrekt ausgedrückt. Es ist ein schädliches Buch, weil es durch Verhüllung wichtiger historischer Wahrheiten unkundige Leser täuscht. Die Hexenprozesse sind eine sehr wichtige Erscheinung, weil beide oder vielmehr alle drei Konfessionen gleiche Schuld daran tragen, womit bewiesen ist, daß keiner von ihnen die Göttlichkeit im Sinn der Orthodoxie zukommt. Hoensbroech sucht die Schuld des Protestantismus dadurch zu verbergen, daß er nur über die Hexenprozesse der katholischen Länder, nicht über die der protestantischen, ausführlich berichtet, und er macht das Papstthum allein für den Gräuel verantwortlich, indem er sagt, die Protestanten hätten den Unsinn auf die Autorität der katholischen Hexenklassiker hin geglaubt. Nun war aber der Haß der Lutheraner gegen das Papstthum so stark, daß sie nicht einmal die so nothwendige gregorianische Kalenderreform annehmen wollten, weil sie von Rom kam; wie würden sie der Bulle Innocenz des Achten und dem Hexenhammer geglaubt haben, wenn der Inhalt dieser Schriften nicht ihrem eigenen Aberglauben und ihrem verdüsterten Gemüthszustande entsprochen hätte? Was aber die zuerst erwähnte Unwahrhaftigkeit betrifft, so entzieht sie noch eine andere wichtige historische Wahrheit den Blicken der aufrichtig Suchenden. Die Hexenprozesse der angelsächsischen und der skandinavischen Länder scheinen in Deutschland auch den Gelehrten wenig bekannt zu sein. Ueber Skandinavien erfährt man Einiges aus dem neusten Buch von Troels-Lund: „Gesundheit und Krankheit in den Anschauungen alter Zeiten“. Da lesen wir: „Die Scheiterhaufen lohten in Dänemark, in Norwegen, in Schweden, über ganz Europa, wenn auch am Heftigsten in den Ländern mit neuen Staatskirchen. Welcher Fanatismus

brennt nicht in Worten wie den folgenden und welchen schreckenvollen Zustand malen sie nicht, äußerlich und innerlich, doppelt, weil es ein Ehrenmann ist wie Peder Palladius, der sie zu den braven Bauersleuten von ganz Seeland spricht: ‚Die Hexen erhalten jetzt ihren richtigen Lohn. Jetzt können sie sich nicht länger halten in den hellen Tagen dieses klaren Evangeliums. Jetzt holt sie die schwere Noth. Aus der Welt mit ihnen! Es ist doch ihr verdienter Lohn. Vor Kurzem verbrannte man ja einen Haufen von ihnen in Malmö, in Kjöge und anderswo. Und nun hören wir, daß in Malmö wieder ein Haufe von ihnen sitzt, der ergriffen ist und verbrannt werden soll. In Jütland und auf den kleinen Inseln ist man auf der Jagd nach ihnen wie nach Wölfen, so daß neulich zweiundfünfzig Hexen ergriffen und auf Alsen verbrannt worden sind. Die eine verräth die andere (auf der Folter natürlich); so kommen sie alle heran.'" So wenig bei uns vorläufig also im Einzelnen bekannt sein mag: im Allgemeinen steht fest, daß in Skandinavien, Großbritanien und in den Neuenglandstaaten die Hexenprozesse gewüthet haben; in Italien und Spanien nicht. Was Hoensbroech über Italien und Spanien zu berichten weiß, bestätigt nur, daß dort Massenhexenbrände, wie im Norden, nicht vorgekommen sind. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß der Gräuel aus der Verdüsterung hervorgegangen ist, die die Schrecken der langen Winternacht des nebligen Nordens in den Seelen verbreiten mußten, ehe die modernen Beleuchtungmittel eingeführt waren. Die — übrigens auf der Bibel fußenden — theologischen Grübler haben den Volksaberglauben nur in ein System gebracht. Der südländische, namentlich der italienische ist, abgesehen vom mal' occhio, mehr lustiger als schreckhafter Art. Endlich vertuscht Hoensbroech die große Schuld der Juristen, die, selbst wenn sie den Aberglauben ihrer Zeit und ihres Volkes theilten, die Unvernunft, Ungerechtigkeit und Grausamkeit der von ihnen beliebten Prozeßführung erkennen mußten.

Im zweiten Bande des „Papstthums" nun handelt es sich nicht um eine historische Vergangenheit, sondern um brennende Fragen der Gegenwart — der Untertitel lautet diesmal: „Die ultramontane Moral" —, und obgleich der Verfasser auch diese falsch anfaßt und behandelt, soll ihm doch als Verdienst angerechnet werden, daß er durch die Zusammentragung von reichlichem Material zu ihrer Beantwortung kräftig anregt. So will ich denn durch eine Ergänzung meines Aufsatzes „Jesuitenmoral" das Meine dazu beitragen, die Anregung fruchtbar zu machen. In jener kurzen Auseinandersetzung mit der Moralkasuistik habe ich gesagt, daß die Werke der Kasuisten, die sich theologia moralis oder ähnlich nennen, nicht „die katholische Moral" und überhaupt keine Moral, auch keine Lehrbücher der Moral, sondern Strafgesetzbücher und Kommentare zu solchen sind; daß sie

der Beichtvater nicht entbehren kann, wenn er den Richter spielen soll; daß zwar meiner Ueberzeugung nach sein Richteramt eine aus dogmatischen Irrthümern entsprungene leere Einbildung ist, daß er aber als Rathgeber und Seelenführer sehr heilsam wirken könnte und daß daher die katholische Bußanstalt nicht abgeschafft, vielmehr reformirt werden sollte; daß endlich die — auch abgesehen von den Erfordernissen des Beichtstuhles — nicht völlig zu vermeidende Kasuistik allerdings eine gefährliche Wissenschaft und Kunst ist, die zur Rabulisterei, zur sophistischen Beschwichtigung der Gewissen, zur Auflösung der Grundsätze durch Spitzfindigkeiten verführt. Daß diese schlimmen Wirkungen thatsächlich eingetreten sind, daß die Moralkasuistik einen abscheulichen Wust von Dummheiten, Lächerlichkeiten und Nichtswürdigkeiten aufgehäuft hat, daß die katholischen Ritual- und Ceremonialgesetze diesen Unrathhaufen ins Ungeheuerliche vergrößert und aus dem Christenthum ein neues talmudistisches Pharisäerthum gemacht haben: darin sind alle Vernünftigen einig; und solche Vernünftige giebt es auch unter den angesehenen katholischen Theologen, wie Hoensbroech selbst hervorhebt. Aber indem ich den Pharisäismus nenne, verurtheile ich damit des Verfassers Tendenz, die sich schon in dem Titel seines Werkes zeigt. Der Papst ist eben so wenig wie der Jesuitenorden der Urheber oder auch nur der einzige Konservator dieser „Verirrungen nicht eines verdorbenen Herzens, sondern eines spitzfindigen Verstandes", wie sie Hoensbroech selbst in der ersten Zeit seiner wiedergewonnenen Freiheit genannt hat, sondern diese Verirrungen stellen sich auf einer gewissen Stufe der gesellschaftlichen Verwickelungen und der geistigen Verfeinerung immer und überall ein. Hoensbroech nennt den großen Gerson, der drei Päpste abgesetzt hat, den liebenswürdigen Anselm von Canterbury, einen Mann des zwölften Jahrhunderts, und die Kirchenväter unter den Vertretern einer falschen und dabei kasuistischen Sexualmoral; er hätte weiter zurückgehen können bis auf die griechischen Philosophen und Sophisten der vorchristlichen Zeit. Die Schuld der Päpste, so weit es eine ist, besteht darin, daß sie Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes und im Durchschnitt weit mehr Produkte als Beherrscher ihres Milieus gewesen sind, womit freilich bewiesen ist, daß sie nicht Sprachrohre des Heiligen Geistes sein können; aber die weitere Folgerung, daß sie und und ihre Kirche allein für die Zeit- und Volksirrthümer und für die Verirrungen gelehrter Tüftler verantwortlich zu machen seien, ist abzuweisen. Wenn die Größe und das feste Gefüge der katholischen Kirche Zeitirrthümern weitere Verbreitung und längeren Bestand sichern, so leisten sie den selben Dienst auch wahren Ansichten und heilsamen Gewohnheiten und schützen zugleich vor anderen Verirrungen, heute zum Beispiel vor denen des Spiritismus. Auf geistigem Gebiet gilt, wie auf dem der Mechanik, der Satz: der Vortheil jeder Maschinerie wird durch einen entsprechenden Nachtheil aufgewogen.

Daß aber die Verirrungen der Moralkasuisten nicht einem verderbten Herzen entspringen, beweist Hoensbroech schlagend durch seine Lebensskizze des Alfons Maria von Liguori. Ein Mann, der bis zu seinem neunzigsten Lebensjahr von verschimmeltem Brot und faulem Fleisch lebt und, um ja kein Wohlgefühl aufkommen zu lassen, beim Essen sich auch noch einen schweren Stein um den Hals hängt, der sich blutig geißelt und einen Stachelgürtel trägt, der unter seinem harten Lager ein Arsenal von Marterwerkzeugen einrichtet, ein solcher Mann beschreibt die Unkeuschheitsünden nicht zu seinem Vergnügen und huldigt dem Probabilismus nicht, um den Menschen das Sündigen leicht zu machen. Sein Seelenzustand glich auf ein Haar dem des jungen Luther. Aber während sich der derbe und frische harzer Bauernjunge mit einem kräftigen Ruck aus seinen Aengsten befreite,*) wußte sich der überfeinerte Sohn eines spitzfindig gewordenen alten Kulturvolkes nicht anders zu helfen als dadurch, daß er sich täglich mehrmals zu seinem Beichtvater flüchtete und von ihm die Unterdrückung seiner Höllenangst kommandiren ließ. Und aus Mitleid mit seinen Menschenbrüdern, bei denen er die selbe Angst voraussetzte, bildete er das Beichtinstitut zur Tröstunganstalt aus. Er ist nicht der Erfinder des Probabilismus; aber bei seinem Gemüthszustande mußte er mit beiden Händen danach greifen. Denn wenn Einer an die Hölle glaubt, wenn er ferner glaubt, daß jede nicht getilgte Todsünde den Menschen der Hölle überliefert, und wenn so ziemlich Alles, was das menschliche Leben unvermeidlich mit sich bringt, zur Todsünde gestempelt wird, so bleibt den Theologen nichts übrig, als den Fluch der Todsünde, den sie den meisten menschlichen Handlungen angehängt haben, mit allerlei Kniffen wieder wegzudisputiren, zu denen gehört, daß man eine Handlung nicht für Todsünde zu halten braucht, wenn sie auch nur ein einziger angesehener Theologe nicht dafür hält. Geschieht Das nicht, so werden alle gesunden, kräftigen Naturen der Kirche entlaufen, die schwachen und kranken aber wahnsinnig werden. Also der Probabilismus ist das unentbehrliche Hilfsmittel gegen die verderblichen Wirkungen einer irrenden Dogmatik. Ob jedoch alle Sätze der Probabilisten ohne Ausnahme den Abscheu verdienen, den der Exjesuit vor ihnen zu empfinden scheint, mögen die Leser nach folgenden Proben entscheiden. Ein Diener, der seinem Herrn oft die Leiter hält oder die Thür öffnet, wenn dieser Herr ein Mädchen besucht, sündigt nicht schwer, falls er

*) Sein Ordensprovinzial Staupitz hatte ihm den Weg gewiesen, da er auf seine Klagen antwortete: „Du willst ohne Sünde sein? Du hast ja gar keine rechte Sünde! Christus ist die Vergebung aller rechten Sünden, wie Elternmord und Ehebruch. Soll Christus Dir helfen, so mußt Du ein Register haben, worin solche Sünden vorkommen, nicht aber Dich mit solchem Humpelwerk und Puppensünden herumschlagen."

es thut aus Beſorgniß, er möchte ſonſt ſchlecht behandelt oder fortgejagt werden. Es iſt erlaubt, ſich über die durch den Tod des Vaters erlangte Erbſchaft, aber nicht über den Tod ſelbſt zu freuen. (Dieſer Satz ſteht nicht bei Hoensbroech, er charakteriſirt aber eine ganze Gruppe von Entſcheidungen beſſer als die Beiſpiele, die von ihm angeführt werden. Ein Geiſtlicher, der ſolche Fälle im Jugendunterricht erörterte, würde Prügel verdienen; aber werden ſie ihm gebeichtet, ſo muß er natürlich eine Entſcheidung treffen). Der Vater darf die entehrte Tochter töten. (Hoensbroech ſcheint weder die Lucretia und die Virginia zu kennen noch zu wiſſen, daß ein gewiſſer Leſſing eine große Tragoedie geſchrieben hat, ſo ſich Emilia Galotti betitelt). Um eine ſehr ſchimpfliche thätliche Beleidigung (Ohrfeige, Schläge) abzuwenden, iſt nach Anſicht einiger Theologen einem hochſtehenden Manne im Nothfalle die blutige Abwehr erlaubt. (Der Graf ſcheint im Jeſuitenkolleg den Ehrenkodex ſeiner proteſtantiſchen Standesgenoſſen vergeſſen und nach ſeiner Befreiung keine Zeitungen mehr geleſen zu haben). Selig werden kann ein Menſch, der nach vierzigjährigem Sündenleben, ohne jemals Gott geliebt zu haben, vor dem Tode bei bloßer attritio losgeſprochen wird. (Seite 542. Contritio iſt Reue über die Sünden aus Liebe zu Gott und gilt als vollkommen; attritio wird die Reue genannt, wenn ſie aus weniger erhabenen Beweggründen, etwa aus dem Mißfallen an der Häßlichkeit der Sünde und aus Furcht vor der Strafe entſpringt. Hoensbroech hätte, um einen richtigen Begriff von der katholiſchen Kirchenlehre zu geben, hinzufügen müſſen, daß nach ihr contritio für ſich allein ohne Losſprechung die Sünde tilgt. Das heißt, daß ein vollkommen gut gewordener Menſch der kirchlichen Vermittelung gar nicht mehr bedarf. Jo te sopra te corono e mitrio, ich mache Dich zu Deinem eignen Papſt und Kaiſer, ſpricht Virgil zu Dante, da er im Purgatorio von ihm Abſchied nimmt). Die allerabſcheulichſten Theſen der Probabiliſten, räumt Hoensbroech ein, ſeien ja von den Päpſten verurtheilt worden; aber die Jeſuiten, klagt er, kehrten ſich nicht an die Verurtheilung. Unter dieſen abſcheulichſten Theſen ſteht auch: „Der Menſch iſt zu keiner Zeit ſeines Lebens verpflichtet, Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe zu erwecken.“ Auch führt er die Behauptung eines Jeſuiten an, der Menſch ſei nicht unter einer Todſünde verpflichtet, Gott affektiv zu lieben — Das heißt: Liebe zu Gott zu empfinden —, es genüge, die Liebe durch Erfüllung der Pflichten gegen Gott und den Nächſten zu bethätigen. In einer Zeit, da die europäiſche Gelehrtenrepublik Jeden für rückſtändig erklärt, der an einen perſönlichen Gott glaubt, wirkt es geradezu komiſch, wenn unter dem Beifall der weniger gelehrten treuen Unterthanen dieſer Republik den Jeſuiten ein Verbrechen daraus gemacht wird, daß ſie arme Schächer in den Himmel kommen laſſen wollen, deren irdiſch geartete Seelen es zu keiner affektiven

Gottesliebe, daher auch zu keiner contritio bringen. Hoensbroech erwähnt die Legende von der jungen und schönen Schwester Pförtnerin, die, von der Sinnenluſt hingeriſſen, entläuft, fünfzehn Jahre als Dirne lebt, verblüht ins Kloſter zurückkehrt, um die verdiente Strafe zu erleiden, an der Pforte aber ihr Ebenbild findet: die Heilige Jungfrau hat ihre mit der Zeit ſich wandelnde Geſtalt angenommen, ſie ſo vertreten und Niemand hat ihre Abweſenheit bemerkt. Hoensbroech nennt Das „Blödſinn". Vielleicht hätte er auf dieſes Schimpfwort verzichtet, wenn er gewußt hätte, daß ein engliſcher Dichter die Legende bearbeitet und daß ein Feuilletoniſt der Frankfurter Zeitung über die Dichtung berichtet hat, entzückt nicht allein von der modernen Bearbeitung, ſondern auch von der Schönheit und Tiefe des Gedankens der alten Legende. Jeſuitenſeelen ſind eben mathematiſch-logiſch-ſcholaſtiſche Seelen; ſie haben keinen Sinn für Geſchichte und Poeſie und taugen daher, auch wenn ſie ihrem Orden feind geworden ſind, nicht zur Behandlung großer Kulturprobleme.

Daß die Jeſuiten den Probabilismus vielfach dazu benutzt haben, ſich und die Kirche den Großen zu empfehlen, denen ſie mehr als milde Beichtväter waren, mag richtig ſein. Ob die lutheriſchen und die kalviniſchen Hofprediger vorkommenden Falles ihren Fürſten entgegengetreten ſind, wie der Prophet Nathan dem König David, wie der Biſchof Ambroſius dem Kaiſer Theodoſius und wie Fénelon in ſeinem Brief an Ludwig den Vierzehnten (Ploetz hat ihn in den Manuel de la Littérature française aufgenommen), mag dahingeſtellt bleiben. Aber die Jeſuiten haben doch nicht ausſchließ ich den Großen gedient, ſondern auch durch Beſchönigung der geheimen Schadloshaltung und der Steuer- und Zolldefraudation bewieſen, wie gefährliche demagogiſche Feinde der Staats- und Geſellſchaftordnung ſie ſind, was Hoensbroech und ſeine Freunde halb mit der gebührenden Entrüſtung und halb mit Genugthuung hervorheben. Und es iſt wahr: wenn ein Dienſtbote oder ländlicher Arbeiter, der ſich bei ſchlechtem Lohn auch noch karge Koſt gefallen laſſen muß, manchmal einen illegitimen Griff in den Brotſchrank oder in den Keller oder in das Schotenfeld ſeines Herrn thut, ſo wird ihn der jeſuitiſch geſchulte Beichtvater kaum mit der Hölle ängſtigen; und wenn einer jener italieniſchen Arbeiter, denen Gutsherr und Staat um die Wette das Mark aus den Knochen ſaugen, den Stadtklüngel ein Wenig betrügt, der ihm beim Mehl- und Broteinkauf durch die Mauth vollends abnimmt, was ihm die anderen beiden gütigen Patrone gelaſſen haben, ſo wird er in der Beichte nicht zur Erſtattung verpflichtet werden. Die bei Gury (Editio Tornacensis) angeführten Autoren ſtimmen darin überein, daß der Beichtvater die Gläubigen zur gewiſſenhaften Entrichtung der Steuern und Zölle anzuhalten, den offenen Widerſtand gegen die Steuererheber und den gewerbmäßigen Schmuggel für Todſünde zu erklären, ſie dagegen nur mit

Vorsicht zur Restitution hinterzogener indirekter Steuern anzuhalten habe, namentlich, weil sich das Vorurtheil, daß der Schmuggel im Kleinen keine Sünde sei, nicht ausrotten lasse. Das gelte besonders von Frankreich; und das Vorurtheil sei nicht so ganz ungerechtfertigt. Seien denn auch wirklich alle Steuern und Zölle, die in diesem Lande erhoben werden, gerecht und legitim? Wer wolle behaupten, daß alle Kriege, mit denen zuerst die Republik und dann Napoleon ein Vierteljahrhundert lang Europa überzogen habe, daß alle inneren Umwälzungen gerecht gewesen seien? Und diese äußeren und inneren Unruhen seien doch eben die Ursachen der unerträglichen Steuerlast. Ob denn die Völker wirklich so streng verpflichtet seien, die Kosten aller Abenteuer zu bezahlen, die von den Friedensfeinden unternommen werden. Freilich dürfe man solche Ansichten nicht von den Dächern predigen. Vor unseren heutigen Eiferern gegen den „Wucherzoll", die bekanntlich nichts weniger als Jesuitenfreunde sind, dürfte diese Jesuiterei Gnade finden. Gewisse Kommerzienräthe aber, sogar manche Grafen (ein solcher, der sich mit sechstausend Mark eingeschätzt und gegen die höhere Schätzung der Kommission reklamirt hatte, mußte schließlich sechzigtausend Mark versteuern) werden sich totlachen über den gewissenhaften Hoensbroech. Ich habe in meinem Leben erst einen Menschen kennen gelernt, dem das Steuerzahlen Herzens- und Gewissenssache ist und der peinlich jeden Pfennig mühsäligen literarischen Nebenverdienstes deklarirt; und dieser eine ist ein ultramontaner Gymnasiallehrer. Uebrigens ist der Beichtstuhl in Beziehung auf die Restitution nicht ganz unwirksam; ein altkatholischer Kaufmann war sehr ärgerlich darüber, daß ihm der „römische" Pfarrer wiederholt Geldsummen schickte, die ihm ehemalige Angestellte des Herrn übergeben hatten.

Nun endlich der Keuschheitstoff, auf den sich die Schützer germanischer Sittenreinheit, natürlich nur, um sich zu entrüsten, zuerst stürzen werden (sie werden zu ihrem Unbehagen finden, daß sie sich ihn aus vielen verschiedenen Kapiteln zusammensuchen müssen), wie ja auch die frommen Theologen, die ihn geliefert haben, nur der Haß gegen die Sünde gezwungen hat, sich den Feind — geht doch nichts über die List des Teufels! — so genau anzusehen. In der altkirchlichen, bei den Katholiken offiziell aber natürlich nicht thatsächlich heute noch geltenden Sexualmoral gehen zwei Strömungen unvermittelt neben einander. Der orientalische Pessimismus, der in seiner Heimath sehr ungleiche Früchte, Buddhismus, Fakirunwesen, Manichäismus, gezeitigt hat, erzeugt die Ueberschätzung der Virginität, die Einbildung, daß die Ausübung gewisser organischen Funktionen an sich sündhaft und die Nichtausübung an sich Gott wohlgefällig sei, und die entsetzliche Furcht vor jedem Genuß, vor jedem Wohlgefühl, vor jeder Freude, die so weit geht, daß schon das Allgemeingefühl eines gesunden Leibes gefährlich erscheint und daher

durch Selbstpeinigung vernichtet wird. Dieser Ethik entspringen dann noch die kindische Flucht vorm Weibe und Anleitungen zur Bewahrung der Keuschheit, die, von seelenunkundigen Phantasten ausgeheckt, seit den Tagen des Heiligen Antonius bis heute ausnahmelos das Gegentheil von Dem bewirkt haben, was man, von Höllenangst gepeitscht, mit ehrlicher, heißer Inbrunst erstrebt. Wenn die katholischen Geistlichen heute viel reiner leben als in der patristischen Zeit und im Mittelalter, so verdanken sie Das nicht den Lehren ihrer Asketen, sondern ihrer vernünftigeren, den Anforderungen der Welt besser angepaßten Lebensweise, der Arbeitlast, die ihnen die Zeitumstände auflegen, und der argwöhnischen Aufsicht des Publikums, der sie unterstellt sind. Von dieser Sexualmoral gilt nun ganz besonders, was vorhin vom Rigorismus im Allgemeinen gesagt wurde, daß er den Probabilismus fordert, weil er sonst die Massen aus der Kirche treibt und die Zurückbleibenden verrückt macht. Allerdings ist noch eine dritte Wirkung möglich; sie ist sogar die gewöhnliche. Auch die offizielle protestantische und liberale, die bürgerliche Staats- und Polizeimoral erzeugt sie, die ja, ohne sich auf Einzelheiten einzulassen, nicht weniger rigoros ist als die der katholischen Asketen; denn auch sie läuft auf den Satz hinaus: alles „Thierische" ist abscheulich, ist Sünde und verboten. Wenn nun der junge Mensch die Erfahrung macht, daß es ihm unmöglich ist, sich des Verbotenen zu enthalten, und wenn er merkt, daß auch seine gestrengen Vorgesetzten keine Engel sind, so zieht er die Folgerung: die Sexualmoral ist gar nicht ernsthaft gemeint; es handelt sich dabei nur um Wahrung des Scheines; und der Satz der Autorität: Alles ist verboten, schlägt um in den aus einer unerleuchteten Erfahrung geschöpften Satz: Alles ist erlaubt, ausgenommen die Verletzung der Anstandsregeln. Mit dem orientalischen Pessimismus hat nun aber die historische Entwickelung den alttestamentlichen Optimismus und die Lebenskraft und Lebenslust der europäischen Völker verkoppelt, ohne daß es gelungen wäre, die entgegengesetzten Elemente anders als durch sehr künstliche und durchaus unzulängliche Theorien innerlich mit einander zu verbinden. Dem das Leben bejahenden Element entspringt die Lehre der Kirche, daß es Pflicht der Eheleute sei, für die Erhaltung des Menschengeschlechtes zu sorgen, und Pflicht jedes Einzelnen, den eigenen Leib und nach Möglichkeit auch den des Nächsten gesund und bei Kräften zu erhalten. Darauf zielen viele Entscheidungen der Kasuisten ab. Diese finden das Sündhafte der Unkeuschheit darin, daß die Zeugungstoffe um der Wollust willen vergeudet und ihrem Zweck entfremdet werden, und sie wollen den ehelichen Verkehr überwachen, um möglichen Gesundheitschädigungen beider Gatten vorzubeugen und das Leben des Foetus zu schützen. Damit bewegen sie sich in der selben Bahn wie die Staatsregirungen und die moderne Hygiene. Und auf diesem Gebiet er-

ſcheint nun das Beichtweſen als eine Inſtitution, die, gehörig reformirt, ungemein wohlthätig wirken könnte, ja, die gerade heute dringend gefordert wäre und, hätten wir ſie, durch nichts Anderes erſetzt werden könnte. Es handelt ſich dabei hauptſächlich um Dreierlei. Erſtens um die Unterweiſung der Jugend. Man leſe im erſten Bande des von Paſtoren herausgegebenen Werkes „Die geſchlechtlich-ſittlichen Verhältniſſe der evangeliſchen Landbewohner“, was von gewiſſen „Konfirmandenbüchern“ im Regirungbezirk Stettin erzählt wird, und ſage dann, ob an dieſer lutheriſchen Dorfjugend der bösartigſte Jeſuit noch Etwas zu verderben fände. Man erwäge die Zahl der Geſchlechtskranken, die man ſchon aus der Zahl der Ankündigungen von Spezialiſten in den Zeitungen errathen kann, ferner die Zahl der Sittlichkeitverbrechen, die doch nicht alle gerichtsnotoriſch werden, und die Zahl der unehelichen Kinder und ſage dann, ob es nicht unverantwortlich iſt, daß man die jungen Leute unbelehrt in eine ſolche Welt hineinduſeln läßt. Damms Predigt gegen die Entartung mag übertreiben, aber Tauſende glauben ihr und ein höherer Regirungbeamter hat mir jüngſt geſchrieben, daß er ihr ſein glückliches Eheleben verdanke. Erfüllen die Eltern in dieſem Punkt ihre Pflicht? Vermögen es ungebildete Eltern? Gewiß: die Belehrung im Beichtſtuhl iſt theils unzulänglich, theils falſch und ſie tritt meiſt nur ein, wenn der Beichtende Anlaß dazu giebt, kommt daher gewöhnlich zu ſpät. Aber — nur darum handelt es ſich — iſt ſie grundſätzlich zu verwerfen? Iſt es vernünftig, Zetermordio zu ſchreien, wenn der Geiſtliche einmal deutlich ſpricht? Sprechen Lehrjungen, Fabrikarbeiter und Soldaten ſo gar zart und verblümt über ſolche Sachen? Und wenn der Junge oder das Mädel der Polizei, dem Strafrichter und dem Arzt in die Hände fällt: ſcheuen Die ſich etwa, deutlich zu werden? Zweitens ſteht feſt, daß rohe Männer ihre Frauen ſchwer ſchädigen, indem ſie auf ihren Zuſtand vor und nach der Entbindung keine Rückſicht nehmen, daß ſie im Rauſch elende Kinder zeugen und anderes Unheil anſtiften. Hat es bisher, namentlich auf dem Dorf, außer den Geiſtlichen eine Autorität gegeben, die wenigſtens verſucht hätte, ſolchem Unfug zu wehren? (Daran erinnert Vieles, was Hoensbroech anführt.) Drittens das Zweikinderſyſtem. Mit dieſem feinen Namen wird die Sache allerdings bei den Kaſuiſten nicht benannt. Ich will hier Gury Etwas entnehmen, das Hoensbroech nicht anführt. Der Biſchof Bouvier von Le Mans berichtet nach Rom, die Praxis ſei in ſeiner Diözeſe allgemein. Das jüngere Volk ſcheue die Kinderlaſt. Schärfe ihnen der Beichtvater ein, dieſe Praxis aufzugeben, ſo gingen ſie nicht mehr zur Beichte; die Zahl der Kommunikanten nehme hauptſächlich aus dieſem Grunde von Jahr zu Jahr ab. Er fragt: Iſt jeder ſolcher Akt an ſich Todſünde? Darf man annehmen, daß die nicht darüber Belehrten keine Todſünde damit begehen? Iſt es zu billigen, wenn

die Beichtväter, obwohl sie wissen, daß die Praxis herrscht, nicht danach fragen? Die Poenitentiarie antwortet unterm achten Juni 1842, Frauen, die sich Das gefallen ließen, seien nicht zu beunruhigen. Nach dem Modus des ehelichen Verkehrs zu forschen, sei der Beichtvater für gewöhnlich nicht verpflichtet, es zieme sich auch nicht; nur wenn die Poenitenten selbst fragen, habe er darüber zu sprechen. Wer wagt es, den Bischof zu tadeln, daß ihn eine Erscheinung beunruhigt, die seitdem allen französischen Patrioten schwer auf dem Herzen liegt und die Zola in seinem vorletzten Roman bekämpft? Ist nicht vielmehr die Kurie zu tadeln, daß sie sich der Pflicht einer unzweideutigen Entscheidung entzieht? Ist die Sache etwa nicht wichtig? Geht sie nicht auch uns an? Nicht nur in Frankreich suchen die Besitzenden vielfach übermäßige Zerstückelung ihres Vermögens zu verhüten; Schriften in deutscher Sprache von Aerzten, die neomalthusische Praktiken lehren, sind weit verbreitet, auch Bauern ziehen sie zu Rath und in England fängt die organisirte Arbeiterschaft an, klug zu werden, wie Alexander Tille entsetzt berichtet.

Hoensbroech wird nun freilich sagen: All diese Dinge kümmern den christlichen Geistlichen nicht. Der hat nur die christliche Sittlichkeit zu lehren, die nicht ein Gesetz mit so und so vielen Vorschriften ist, nicht ein Müssen, sondern die in Liebe zu Gott freiwillig sich vollziehende Selbsthingabe an ihn und seinen heiligen Willen. „Mit einem Blick übersieht der Christ die sittlichen Pflichten, die das evangelische Christenthum ihm vorhält. Breite, lichte, gerade Straßen thun bei diesem Blick sich vor ihm auf.“ Wahr und schön gesagt. Nur schade, daß diese einfache Weisheit, die, nebenbei bemerkt, auch der katholische Prediger und Katechet lehrt, und daß noch mehr die gelehrte Form, in der sie von modernen Philosophen und von protestantischen Theologen*) vorgetragen wird, für neunundneunzig von je hundert Menschen ein Wortgetön ohne Sinn bleibt und daß der hundertste, der sie versteht, in vier von fünf Fällen ein Atheist, ein Naturalist, ein Anarchist oder sonst ein moralinfreier Mensch ist. Ein guter Junge spricht ja gern die Worte nach: Ich gebe mich Gott hin; er ist sogar bereit, es zu thun, denn es ist unglaublich, wie voll guten Willens vierzehnjährige Knaben sind und wie leicht man sie exaltiren kann. Aber ergiebt sich dem jungen Menschen wirklich aus diesem guten Willen ganz von selbst Alles, was er zu thun hat? Kann er nicht durch eine in seiner Unwissenheit vorgenommene Korrektur eines amtlichen Schriftstückes Urkundenfälscher werden? Und wenn man ihn über

*) Die sind beinahe so schwer zu verstehen wie ein Reichsgerichtserkenntniß. Neulich hat mir Einer geschrieben, ich hätte keine Ahnung davon, was Religion, was Christenthum sei, und wenn damit die modernste Theologie gemeint ist, so hat er Recht; aber glaubt er, daß die der Bauer versteht? Und wenn nicht, was nützt sie dann?

ſolche Dinge — leider nicht immer und nicht ausreichend — belehrt: warum nicht auch über das Geſchlechtliche? Wie ſoll er denn errathen, was da Recht und Unrecht, erlaubt und verboten, geſund und ſchädlich iſt, wenn es ihm Niemand ſagt? Ueber die Pflege der Augen, der Ohren, der Naſe, der Zähne werden die Kinder jetzt in der Schule unterrichtet; aber über Das, was für ihre Geſundheit viel wichtiger iſt als die Zahnbürſte und wovon nicht allein die Geſundheit, ſondern ſogar die Exiſtenz der kommenden Geſchlechter abhängt, ſagt ihnen kein Menſch ein vernünftiges Wort. Die verblümten Mahnungen und Drohungen ſchaden mehr, als ſie nützen. Mag ſein, daß Herrſchſucht im Spiel iſt, wenn ſich die katholiſche Kirche eine ſpezielle Seelenleitung anmaßt, wenn ſie auch auf die Jurisdiktion in Eheſachen, die ihr von der Völkerwanderung ab zugefallen iſt, nicht verzichtet, obwohl heute der Staat ſie mehr oder weniger gut beſorgt, und daß ſie ſich daher noch mit den Myſterien befaſſen muß, die bei Eheſcheidungprozeſſen zum Vorſchein kommen. Doch iſt es auch nicht ſehr gewiſſenhaft, wenn ſich eine Kirche auf ſalbungvolle Trivialitäten beſchränkt und dem Einfältigen, der gern wiſſen möchte, wie er ſich in einem beſtimmten Fall verhalten ſoll, kalt ſagt: Darüber hat allein Dein Gewiſſen zu entſcheiden. Autonomie iſt eine ſchöne Sache. Ich ſelbſt bin mein Leben lang autonom geweſen, habe nie einen Anderen gefragt, was ich thun ſoll, habe immer nach meinem Kopf oder nach meinem Herzen gehandelt. Aber wie viele Menſchen giebt es denn, die nicht einem lebendigen oder einem papiernen Leithammel nachlaufen? Nicht zu reden von Lehrjungen und Ochſenknechten: wagt denn der durchſchnittliche Student, ſich gegen die Autorität des älteren Kommilitonen aufzulehnen, deſſen Moralkodex nicht immer mit dem des Pfarrers und der Mutter übereinſtimmt? Die Männer, die ſich der inneren Miſſion widmen, haben gewiß längſt die doppelte Erfahrung gemacht, daß ihre Bekehrung- und Pflegeobjekte von Autonomie ſehr weit entfernt ſind und daß bei ihnen mit noch ſo erhabenen Allgemeinheiten nichts ausgerichtet iſt.

So erwachſen uns aus der Betrachtung der „ultramontanen Moral“ zwei Aufgaben. Wir haben in Erörterungen, die von aller Gehäſſigkeit frei bleiben müſſen, unſere katholiſchen Mitbürger davon zu überzeugen, daß ihre hiſtoriſch gewordene Dogmatik, aus der ihre Morallehren fließen, und ihr Beichtinſtitut der Reform dringend bedürfen. Ich halte dieſes Ziel für erreichbar, denn die Unterrichteten unter den Katholiken werden doch nicht leugnen wollen, daß die Volksmoral in den katholiſchen Ländern, wenn auch vielleicht nicht unter, ſo doch ganz gewiß nicht über der proteſtantiſchen ſteht, daß die Menſchen im Mittelalter viel zügelloſer gelebt haben als in unſerer „kirchenfeindlichen“ Zeit, daß alſo die aſketiſche Moral im beſten Fall nichts nützt und daß der gebildete Mann, die gebildete Frau mehr als einen gewichtigen

Grund haben, den Beichtstuhl zu meiden. Im Leben ist die asketische Moral so gut wie aufgegeben. Der gebildete Katholik lebt nicht anders als der gebildete Protestant: vernünftig und mäßig genießend, ohne Selbstpeinigung und ohne Völlerei, und der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, hat in seinem letzten Fastenhirtenbrief das Verhältniß von Körper und Geist, Natur und Gnade so befriedigend dargestellt, daß der moderne Mensch dem Meisten von Dem, was da gesagt ist, zustimmen kann. Dann aber — Das ist die andere Aufgabe — haben wir nach einer Volksmoral zu streben, die von den jetzt herrschenden Widersprüchen befreit und allgemein anwendbar ist. Wie will man die „ultramontane Moral" bekämpfen, wenn man ihr nichts entgegenzusetzen hat? Und vorläufig haben wir nichts. Jeder von uns hat wohl seine eigene Moral, aber eine Moral, die von der überwiegenden Mehrheit der Akatholiken anerkannt wäre, haben wir nicht. Daß Liebe und Gerechtigkeit zum Gutsein gehören und daß Stehlen und Morden Unrecht ist: darin stimmen die Meisten überein; aber wird dann weiter gefragt, ob in einem bestimmten Fall Diebstahl vorliegt oder ob eine bestimmte Handlung den Forderungen der Gerechtigkeit entspricht, dann gehen die Ansichten so weit auseinander, daß die allgemeinen Sätze beinahe werthlos erscheinen. Das Volk braucht Antwort auf Fragen wie die folgenden: Erleidet die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit keine Ausnahmen, ist demnach die Staatsallmacht eine göttliche Einrichtung oder ist unter Umständen Widerstand gegen die Staatsgewalt erlaubt? Und unter welchen? Giebt es ein Recht auf Revolution? Wie weit geht die soziale Pflicht des Unternehmers? Ist Betteln Sünde? Ist es Sünde, dem Bittenden ein Almosen zu reichen? Ist die Unterdrückung, die Ausrottung unbequemer Nationalitäten erlaubt, ist sie sogar Pflicht? Ist wirklich jede außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes Todsünde? Ist das Zweikindersystem erlaubt? Und wenn es zu dem Zweck erlaubt sein sollte, der Zerstückelung des Vermögens vorzubeugen: muß es da nicht geradezu als Pflicht verkündet werden, wo proletarische Volksvermehrung Tausende von unglücklichen Wesen in die Welt setzt, die voraussichtlich im Zuchthaus, im Arbeithaus, im Straßengraben, am Strick enden werden? Haben die hochangesehenen Professoren Recht, die den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches aufgehoben wissen wollen? Wie weit geht die Ersatzpflicht der Bankdirektoren und Verwaltungräthe gegen geschädigte Aktionäre? Darf der Schuldige glauben, seinem Gewissen genug gethan zu haben, wenn er das vom weltlichen Richter Vorgeschriebene leistet? Ist Alles, was der Staat gebietet, sittlich gut, Alles, was er verbietet, sittlich böse? Hier, auf dem Felde dieser Fragen, ist Rhodus; hier zeige Deine Künste! Das muß man Jedem zurufen, der die Moral der Papstkirche denunzirt.

Neisse. Karl Jentsch.

Die Mechanik als Philosophie.

Unsere Geisteskultur ist beinahe charakterisirt durch einen Trieb, die Welt als ein materiell-energetisches, ideales, ethisches und ästhetisches System und alle diese Systeme wieder unter einander einheitlich zu konzipiren, und man ist geneigt, in dem Zuge zur Einheit ein besonders erfreuliches Zeichen zu erblicken. Dem kann in einem gewissen Sinne nur beigestimmt werden: wo der Geist von kasuistischer Wirrniß zu überschauender Synthese sich erhebt, steht man im Reich aufsteigenden Lebens. Doch darf nicht übersehen werden, daß auch der chaotische Urstoff, das noch undifferenzirte Allgemeingefühl dem Auge im Bilde der Einheit erscheinen; und gerade der philosophische Sturm und Drang unserer Tage muthet Einen mehr wie ein blindes und darum alle feinen Grenzen überfluthendes Unwollen an denn als eine das Stadium analytischer Läuterungen übergipfelnde gedankliche Synthese. Leider werden die unmethodischen Strebungen auch von der Fachphilosophie nicht korrigirt; man glaubt dort, Weltweisheit abzuhandeln, wenn man wegen Unerkennbarkeit des Erscheinungsgrundes der Welt kritisch vor ihr stehen bleibt und wegen Unerforschbarkeit ihres Seinsgrundes metaphysisch über sie hinausfliegt. Mir aber scheint darin ein methodischer Grundirrthum sich auszudrücken: denn wie sollte es erlaubt sein, vor der Welt zu verzichten oder hinter ihr ihre Erklärung zu suchen, ehe nicht in ihr selbst nach Kriterien der Wirklichkeit und dem Prinzip des Seins genügend geforscht worden ist? Die Welt aber ist die Wissenschaft. Unbeirrt von philosophischen Dogmen und dogmatischen Fragen, die selbst die Antworten schon antizipiren, wächst sie aus dem Kreise der welterforschenden Einzeldisziplinen heraus, durch nichts Anderes legitimirt als durch die Strenge ihrer Methode und durch die königliche Gesinnung, jeden Augenblick der Würdigeren das Szepter abzutreten. So ist sie allein, trotzdem in ihr das Allgemeine der Welt sich nur verhüllt zeigt, die einzige wahrhafte Philosophie.

Das Problem der philosophischen Methode giebt die Frage auf: Wie bilden wir unser philosophisches Wissen immer reicher und tiefer aus? Und in dieser Frage ist nicht sowohl die Vermehrung des wissenschaftlichen Stoffes gemeint, aus dem das philosophische Wissen gewonnen wird, als vielmehr die zweckmäßigste und erfolgreichste Gestaltung eines gegebenen wissenschaftlichen Stoffes. Die Frage ist also ein besonderer Fall des allgemeinen Entwickelungproblems. Die Möglichkeit der Entwickelung, und zwar der individuellen geistigen, mit beachtenswerther Klarheit und Schärfe schon in einer Zeit betont zu haben, wo im Weltgeschehen der Faktor der Entwickelung noch nicht entfernt erkannt war, ist Lessings Verdienst: „Ein Knabe, ... den man beständig aus einer Szienz in die andere hinübersehen läßt, den man

lehrt, sich eben so leicht von dem Besonderen zu dem Allgemeinen zu erheben wie von dem Allgemeinen zu dem Besonderen sich wieder herabzulassen: der Knabe wird ein Genie werden oder man kann nichts in der Welt werden." Hier sind schon Ansätze zu einer philosophischen Methodenlehre enthalten. Wird sie zwar nur für den lernenden Knaben aufgestellt, so sollte ihr in unserer Zeit, wo der Parallelismus zwischen Individualentwickelung und Stammesgeschichte zum Gesetz erhoben ist, Geltung auch für die Menschheit eingeräumt werden. Es ist aber erstaunlich, von wie Wenigen und wie selten Das erkannt wird, was für Challemel-Lacour, den Staatsmann und klugen Verfasser der „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten", eine schlichte Wahrheit ist: daß der Mensch jeden Tag an Kenntnissen reicher wird, die er nicht seinem Genius, sondern dem mächtigen Mechanismus seiner Methoden verdankt. Der tiefste Sinn der Entwickelung als Neugestaltung von Gegebenem durch Bewegung, „Kombination", durch die „Methoden" der Natur wird auch heute noch kaum verstanden; man ist meist noch in der Präformationlehre befangen und spricht wohl von Entwickelung, stellt sie sich jedoch als ein stetiges Eintreten ganz neuer oder latenter, aber immer individualisirter Kräfte in den Weltprozeß vor.

Mag nun die Philosophie ihre vornehmste Hoffnung auf noch beizubringende wissenschaftliche Materialien und noch nicht aufgegangene Geistesfähigkeiten setzen oder gar die Fessel eines Prinzips als ihrer Freiheit unwürdig erachten: sie hat — und nicht nur im Allgemeinsten — jede Art von wirklicher Methode bisher gründlich verachtet. Und es ist doch klar, daß auf die Frage Kants, wann die Philosophie aufhören werde, sich „beständig auf der selben Stelle herumzudrehen, ohne einen Schritt weiter zu kommen", es eine einfache Antwort giebt: sobald sie aufhören wird, das Mittel, wodurch jede Wissenschaft weiter kommt — die Methode —, zu verschmähen. Mustergiltig hat Karl Stumpf die Aufgabe der Philosophie bezeichnet: „Sie will nur Das, was die besonderen Gebiete an Begriffen und Gesetzen ausbilden, so umfassend wie möglich und doch ohne Einbuße an Genauigkeit formuliren." Hier ist das methodische Wesen der Philosophie so eindeutig hervorgehoben, daß statt seiner Verkennung vielleicht eine Ueberschätzung eintreten könnte und daß der Philosophie jede andere Bedeutung als die einer gewissen Methode abgesprochen wird. Diese Auffassung möchte ich nicht empfehlen. Cohen betrachtet die Philosophie neben der Mathematik als eine Methode, die die Methode der Mathematik zu ergänzen hat, damit aus der Verbindung Beider die Naturwissenschaft resultire: diese etwas bündige These faßt er noch prägnanter so zusammen: „Die Naturalität der Philosophie quillt in ihrem eigenen Blute als Methode und Prinzip." Daß die Mathematik die theoretische Grundlage der Naturwissenschaft ist, wird Niemand bestreiten; ob aber aus

ihr in Verbindung mit irgend Etwas, das man meinetwegen auch Philosophie nennen mag, und gerade nur so die Naturwissenschaft gewonnen wird, dürfte schon bezweifelt werden. Auch ich sehe einen Weg, um von der Mathematik durch die Phoronomie zur Mechanik und so zur gesammten Naturwissenschaft zu gelangen; aber ich brauche dazu nicht die Hilfe einer besonderen, Philosophie sich nennenden Methode; sondern mir genügen dazu die logischen Elemente, die mit jeder mathematischen Operation untrennbar verbunden sind, und ein Erfahrungbegriff, in der Regel der der Masse. Daß so die Naturwissenschaft auch wirklich „resultirt", ist übrigens nur cum grano salis zu verstehen. Die Philosophie ist allerdings ein Ergebniß, ein methodisch zu gewinnendes, umfassendes Ergebniß. Von der Thatsache ausgehend, daß jede Einzelwissenschaft mit dem Mittel der ihr eigenthümlichen Begriffe und Gesetze in einer besonderen Weise die Welt anschaut, bezeichnen wir die Philosophie als die allgemeine Weltanschauung, die es unternimmt, mit Hilfe einer gewissen Methode Begriffe und Gesetze ausfindig zu machen, die denen aller Einzelwissenschaften in einer bestimmten und gleichen Weise genügen. Die Methode, deren die Philosophie sich bedient, ist etwas Anderes als sie selbst und sie selbst ist etwas Anderes als die Methode einer einzelnen Wissenschaft oder eines Kreises einzelner Wissenschaften. Eine Theorie der Wissenschaften mag man sie immerhin nennen, wenn man eingedenk bleibt, daß die Wissenschaften die Welt bedeuten und daß die „Theorie der Welt" auch die zur Entscheidung der sogenannten metaphysischen Fragen berufene Instanz ist.

Ist eine Anzahl von Wissenschaften gegeben und wird die Aufgabe gestellt, ihre unter einander verschiedenen Elemente auf ein allen genügendes Einheitelement zu bringen, so sind zwei Lösungen denkbar: entweder wird das Einheitelement ganz neu gebildet oder einem schon vorhandenen Element wird die Eigenschaft eines Einheitelementes zuerkannt. Im ersten Falle wird eine Philosophie neu begründet, im zweiten eine schon vorhandene Wissenschaft zur Philosophie erhoben; a priori wird das erste Verfahren als das geeignete gefühlt werden, tiefere Ueberlegung aber wird für das zweite sprechen. Mit anderen Worten: die Philosophie soll nicht so über allen Wissenschaften konstruirt werden, daß diese aus ihr gewonnen werden können durch Deduktion, sondern auf eine Wissenschaft als Philosophie sollen alle anderen bezogen werden durch Reduktion. Daß „das Allgemeine nur in dem Besonderen existirt und nur in ihm anschauend erkannt werden kann", hat Lessing mit Recht betont. Der selbe Grund ist auch für die Reduktion der Wissenschaften auf eine Wissenschaft als Philosophie entscheidend. Was mit den Sinnen, den äußeren und den „inneren", angeschaut werden kann — die Bewegung, der Stoff, die Form, die psychischen Vorgänge —: Das bildet den Grundbegriff einer entsprechenden Wissenschaft, — der Mechanik, der Chemie, der

Morphologie, der Psychologie. Eine über diesen Wissenschaften stehende Philosophie müßte also zu ihrem Grundbegriff schon ein Abstraktum machen, mit dem eine Weltanschauung nicht erlangt werden könnte. An Versuchen, solche „Realitäten" zu finden, hat es allerdings nicht gefehlt. Um von der bekannten älteren Metaphysik, deren Beziehung zur Wissenschaft äußerst locker ist, zu schweigen, sei nur die Energie als die bedeutsamste neuere Konstruktion erwähnt. Aber mit Recht ist bemerkt worden, daß die Energie doch in die Anschauung sich einschleicht als Masse; freilich wird die Masse wieder abstrakt bis zur Unmöglichkeit, wenn sie in der Energetik als „Kapazität für Bewegungenergie" definirt wird. Immerhin darf eine Theorie der Welt, wie Ostwalds Naturphilosophie sie darbietet, nicht niedrig gewerthet werden; ist sie doch von hoher theoretischer Vollendung. Und nicht zu übersehen ist, daß auch von Ostwald die Philosophie auf die im energetischen Sinne reformirte Physik reduzirt wird. Noch andere Versuche kommen gar nicht in Betracht. Soll der Weltanschauung das Streben, das noch im sprachlichen Ausdruck sich kundgiebt, Erfüllung werden, so muß sie auf eine anschauliche Wissenschaft zurückgehen. Die Frage nach der Möglichkeit einer Philosophie als Wissenschaft hat Kant in den „Prolegomena" auch so formulirt: Warum ist in diesem Lande noch kein sicheres Maß und Gewicht vorhanden, um Gründlichkeit von seichtem Geschwätz zu unterscheiden? Wir können nur sagen, daß die Möglichkeit der Philosophie auf das Dasein einer Wissenschaft sich gründet, auf die alle übrigen zurückgeführt werden können; das feste Maß der Philosophie wäre dann einfach die Höhe der Einsichten und ihr sicheres Gewicht die Schwere der Gründe jener Wissenschaft. Es scheint nun, daß eine solche Wissenschaft wirklich vorhanden ist: die Mechanik.

Die Hegemonie der Mechanik im Reich der Wissenschaften begann vor hundert Jahren. 1803 hat der Chemiker Claude Louis Berthollet als das Ziel der Wissenschaft von der Materie die Entwickelung der chemischen Statik und Mechanik bezeichnet. Er ging von der Ansicht aus, daß die wechselseitige Anziehung der Materie, die Affinität genannt und als die Ursache der chemischen Erscheinungen angesehen wird, eine Aeußerung der selben Grundeigenschaft der Materie sei, aus der auch die allgemeine Gravitation entspringe. Fünfundzwanzig Jahre später sprach der Morphologe Karl Ernst von Baer aus, daß der eine Grundgedanke, der im Weltraum die vertheilte Masse in Sphären sammelte und sie zu Sonnensystemen verband, auch alle Verhältnisse der thierischen Entwickelung beherrsche, und verhieß die Palme dem Glücklichen, dem es vorbehalten ist, „die bildenden Kräfte des thierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte oder Lebensrichtungen des Weltganzen zurückzuführen." Die mechanischen Kraftwirkungen und die zweckmäßigen

Lebensrichtungen hat die neuere Physiologie, die überhaupt abgeneigt ist, den „vitalen“ Erscheinungen besonders Rechnung zu tragen, zum Prinzip einer „teleologischen Mechanik“ kombinirt. Der Physiologe, der die Frage nach der Entstehung psychischer Erscheinungen mit einem resignirten „Ignorabimus“ abwehrte, vermochte doch nicht zu leugnen, daß die psychischen Erscheinungen durch die mechanischen Vorgänge im Organismus genau bestimmt werden. In der Physik, dem Vaterlande der Mechanik, schränkt man deren Tragweite nur mit Worten ein, wenn man der Anschauung, daß die Physik eine Mechanik sichtbarer und verborgener Systeme sei, nur so viel zugiebt, daß vom logisch-systematischen Standpunkt aus die Mechanik als Grundlage für alle physikalischen Einzeldisziplinen erklärt werden müsse. Aus den einzelnen physikalischen Wissenschaften, wie auch aus den klassischen Dokumenten der übrigen Wissenschaften, tritt ein Streben hervor, das über den Kreis jeder hinaus und zu einer Grundwissenschaft hinweist. Die Mechanik ist das Organ, in dem alle kosmischen Betrachtungweisen ihr philosophisches Einheitbewußtsein erlangen. Mit der Erkenntniß ihrer großen Bestimmung hat die Mechanik auch das Gefühl höchster Verantwortlichkeit gewonnen. Wohl zu lebhaft war in Heinrich Hertz dieses Gefühl, als er in der Einleitung zu den „Prinzipien der Mechanik“ die Grenzen der Mechanik gegen die Biologie absteckte, und zu mächtig wohl war in ihm jene Erkenntniß, als er in Bezug auf die belebte Natur seinem Grundgesetz in der Ausführung doch die Stellung einer „zulässigen Hypothese“ einräumte.

Wenn aber auch das Allgemeine aller anderen Wissenschaften in dem Besonderen der Mechanik existirt, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß jenes Allgemeine in diesem Besonderen mehr oder weniger verhüllt ist. Bei der denkbar vollkommensten theoretischen Ausbildung könnte die Mechanik den übrigen Wissenschaften in einer zwar gleichen, aber nur ganz bestimmten Weise genügen. Beim heutigen Stande der Wissenschaft kann Niemand sich der Anerkennung der philosophischen Superiorität der Mechanik entziehen; man muß mit ihr als Philosophie sich bescheiden oder auf wissenschaftliche Philosophie verzichten. Aber man kann mit gar mannichfachen Gefühlen vor ihr das Knie beugen. Man kann betonen, die Bewegung sei als eine neben vielen anderen Empfindungen im Bewußtsein vorgefunden worden, sie erweise sich wohl für die Charakteristik der Erscheinungen fruchtbar, werde aber an irgend einem Punkte in entscheidender Weise versagen. Andere werden sich nach ihrer Erfahrung zu größerer Zuversicht für berechtigt halten und annehmen, daß, eben so genau wie das Licht durch Schwingungen, die Lichtstärke durch deren lebendige Kraft, die Farbe durch deren Länge und der Polarisationzustand durch deren Richtung bestimmt werden kann, auch entsprechende psychische Elemente zu bestimmen sein werden.

Aber diese Anderen werden leugnen, daß die Bewegung mehr ist als ein Symbol der Erscheinungen oder, wenn sie eine Realität sein sollte, mehr als eine gesetzmäßige Begleiterscheinung. Noch Andere werden mit Sicherheit von der Zukunft den Beweis erwarten, daß, wie bei thermischen und optischen, so bei psychischen Vorgängen die Massentheilchen nur Ortsveränderungen und keine anderen, also keine qualitativen erleiden. Der letzte Standpunkt ist der des vollkommenen Mechanismus, den man den wissenschaftlichen Materialismus nennt. Dieser, als umfassendste Mechanik, stellt sich die Aufgabe, alle qualitativen Mannichfaltigkeiten der Erscheinung anschaulich, einfach und erschöpfend durch Bewegungen zu beschreiben. Gelingt es, die Welt der Qualitäten auf anschauliche Bewegungen zurückzuführen, so ist in jedem wissenschaftlichen Sinn Alles erklärt; denn erklären heißt, ein Unbekanntes auf ein Bekanntes, also ein unmittelbar in der Anschauung Vorhandenes, durch eine Beschreibung zurückführen, in der keine anderen als unmittelbar in der Anschauung vorhandene Elemente vorkommen. Doch ist keinen Augenblick zu vergessen, daß die reiche Anschauung, die mit den Mitteln der Mechanik durch Beschreibung vollkommen erklärt werden könnte, doch durch nichts ersetzt werden kann, daß also die mechanische Beschreibung in diesem Sinn immer unvollkommen bleibt. Die philosophische Mechanik muß danach streben, jeden Vorgang — auch einen psychischen — so genau durch einen Bewegungvorgang zu bestimmen, daß mit jeder Bewegungvorstellung sich das seelische Bild assoziirt, gleichsam ein binokulares Sehen eintritt. Die Farbe des Erlebten wird der Darstellung aber doch versagt bleiben; die eigenste Musik der Sphären bleibt dem Ohr stumm, auch wenn das Auge entzückt ihre Partitur liest. Aus der Zurückführung der mannichfachen Betrachtungweisen der Welt auf die Mechanik folgt also auch nothwendig eine Reduktion im Sinn einer Beschränkung. Diese mag das Mittel zu einer ungeheuren Erweiterung unseres Gesichtskreises sein, sie mag auch keine Einbuße an Genauigkeit, vielmehr einen Gewinn bedeuten, sie mag eine zusammenhängende Erkenntniß überhaupt erst ermöglichen, — sie ist darum doch nicht weniger eine Beschränkung, als auch der Mechanismus unserer Sprache im Verhältniß zum reichen Inhalt unserer Empfindungwelt es ist. Ist Das erst richtig erkannt, dann werden die unverständigen Ansprüche blinder Mechanisten, den ganzen qualitativen Reichthum der Welt „dargestellt" zu haben, eben so verstummen wie die ganz unberechtigten Einsprachen gegen die mechanistische Weltanschauung im Lager Derer, die auf dem Standpunkt ihres ungeordneten pluralistischen Erlebens gar kein Recht besitzen, den Einheitbegriff „Welt" zu gebrauchen.

Ich habe die Mechanik als eine beschreibende Wissenschaft bezeichnet. Diese Auffassung klingt unverkennbar an die bekannte Forderung Kirchhoffs an, daß die Mechanik die Bewegungen in der Natur vollständig und auf

die einfachste Weise beschreiben soll. Kirchhoffs Absicht war, der Mechanik um ihrer theoretischen Reinheit willen das Erklären abzunehmen und ihre Aufgabe so gewissermaßen zu erleichtern; ich habe zu zeigen versucht, daß das Beschreiben das Erklären mit erschöpft und die Aufgabe der beschreibenden Mechanik bis zur Höhe eines schier unerreichbaren Ideals emporwächst. Nachdem ich Kirchhoffs Postulat so ausgelegt habe, möchte ich noch Etwas hineinlegen: die Mechanik sei eine beschreibende Wissenschaft im Sinne der historischen Beschreibung. Mir scheint, daß durch diese methodische Forderung die Mechanik als Philosophie in doppelter Beziehung erheblich gefördert werden müßte. Eine wichtige Errungenschaft würde darin bestehen, daß die als die fruchtbarste anerkannte genetische Denkweise, der die Welt ein historischer Prozeß ist, in der Philosophie den ihr zukommenden Ausdruck erhielte. Das könnte für bestimmte, zum Rang ewiger Wahrheiten erstarrte philosophische Vorurtheile, die von des dogmatischen Geistes Gnaden ihre fast unangezweifelte Legitimität besitzen, wichtige Folgen haben. Die Welt als „System" — und so malt sie sich noch in den Köpfen der Philosophen — ist prädestinirt, in einem letzten Axiom, einem reinen Sein, einem a priori sich zu erschöpfen. Die Welt als Geschichte — die im Werden begriffene neue „Optik" zur Welt — ist berufen, den Gedanken der Ewigkeit zu lehren und jedes vermeintliche a priori der Erkenntniß im Fluß der Phylogenie aufzulösen. Schreiben wir Philosophie nach Art der Historie, so befreien wir uns vom philosophischen a priori der dogmatischen Weltbetrachtung; deren Apodiktizität hatte dann ihre Zeit. Liegt, wie Hertz in seinem glänzenden Vortrag über die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität verkündet, der Physik die Frage nicht mehr fern, ob nicht etwa Alles, was ist, aus dem Aether geschaffen sei, so liegt es der Mechanik als Philosophie nah, sich als „natürliche Schöpfungsgeschichte" aufzufassen. Zwar hat man diese Geschichte einmal einen Roman genannt; aber der Gedanke, der historisch beschreibenden Mechanik könnte dasselbe Los beschieden sein, ist mir gar nicht so unerträglich. Dürfte ich erwarten, daß dabei die Theorie der Philosophie der des Romans kritisch verglichen würde, so möchte ich nur wünschen, daß jener Spott auch allgemein bemerkt wird. Denn dann könnte die Einsicht in den zweiten wesentlichen Vorzug der historischen Beschreibung und in die Natur jeder Wahrheitforschung nicht ausbleiben. Philosophie, Geschichte, Roman und Fabel haben — so verschiedene Dinge sie auch sein mögen — doch das gemeinsame Bestreben, eine Wahrheit zu veranschaulichen, eine kosmologische oder historische oder moralische Wahrheit. Allem metaphysischen Grübeln über die Räthselfrage: „Was ist Wahrheit?", aller skeptischen „Sinnenverleumdung" zum Trotz wird sich der für das Leben und Denken fruchtbarste und annehmbarste Satz behaupten: Das Kriterium der Wahrheit ist die Wirklichkeit. Wir nennen

Wirklichkeit die Anschauung in höchster Lebhaftigkeit, das „Angeschaute"; möglich ist Alles, was „anschaulich" ist. Wenn zugegeben werden muß, daß der philosophirende Geist das Streben hat, das Weltgeschehen so anschaulich entwickelt zu sehen, daß die höchste Lebhaftigkeit dabei erzielt wird, so folgt daraus, daß es eine Regel der philosophischen Methode sein muß, von der Darstellung des möglichen Weltgeschehens zu der des wirklichen sich zu erheben. Die subjektive Form des Wirklichen aber ist die „Fabel", — im weitesten Sinn. Diese Grundsätze können aus der Betrachtung geschöpft werden, die Lessing der Fabel im engeren Sinn widmet. „Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn Alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich. Ein Besonderes also, blos als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines und hindert als dieses die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß. Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen soll." Die „mögliche" Mechanik als ein gewissermaßen noch Allgemeines muß auf eine wirkliche Mechanik als ein Besonderes durch historische Beschreibung reduzirt werden. Wendet man ein, ich muthe dem philosophirenden Geiste zu, sich mit einer Fabel zu betrügen, so könnte ich antworten: Er will so betrogen sein. Ich könnte mich mit dem Ausspruch eines Forschers wie Poincaré decken: „Wenig kommt darauf an, ob der Aether wirklich existirt; wesentlich ist für uns nur, daß Alles sich so zuträgt, als ob er existirte." Mit Baco könnte ich sagen: Recte enim veritas temporis filia dicitur. Aber weder will ich den Irrthum als nothwendig verkünden noch die Relativität der Wahrheit oder irgend ein anderes Dogma zum Gesetz erheben. Den Weg zur Wahrheit möchte ich bezeichnen, den — wenn es einen solchen giebt — einzigen. Versuchen wir bei jedem Schritt, den unser begriffliches Denken thut, eine entsprechende anschauliche Vorstellung vom Verlauf der Dinge zu gewinnen, so befragen wir gleichsam einen Kompaß, der uns vor jeder Verirrung bewahren muß. Wären aber über den selben Verlauf mehrere Anschauungen möglich, so würden wir darum noch nicht dazu gelangen, hier eine Grenze der Verständigung zu erkennen und die individuelle Freiheit als ein aus methodischer Ueberlegung sich ergebendes Schlußpostulat über das des methodischen Zwanges zu setzen. Umgekehrt: die subjektive Konzeption der Anschauung müßte den objektiven Fortschritt der historischen Mechanik mächtig fördern; daß die selbe Subjektivität die eigentliche historische Wissenschaft außerordentlich gefördert hat, hat der Rechtshistoriker Jhering nachdrücklich betont. Sowohl der Widerstreit mehrerer Konzeptionen innerhalb einer Persönlichkeit als auch der Auffassungen mehrerer Persönlichkeiten würde von der auch die Welt der Ideen beherrschenden

Selektion in streng „methodischer" Weise zu Gunsten der besseren, wahreren Anschauung entschieden werden. Etwas der historischen Kritik Analoges müßte einen festen objektiven Wahrheitbestand als Insel aus dem Gewoge der Meinungen emportauchen lassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei besondere Forderungen, die noch an die philosophische Mechanik zu stellen sind, laufen auch auf das Prinzip der Reduktion hinaus. Das Verlangen Kirchhoffs, daß die Mechanik „auf die einfachste Weise" beschreiben soll, kann von uns unverändert aufgenommen werden. Kürze in der Darstellung ist eine für deren Anschaulichkeit unerläßliche Bedingung; was über viele Seiten hin ausgesponnen wird, ist nicht „übersichtlich". Freilich setzt die Reduktion der Darstellung auf ein alles Allgemeine enthaltendes Besonderes Fleiß, Kritik und Gestaltungskraft in nicht gewöhnlichem Maße voraus. Darum wird es wohl immer philosophische Darsteller geben, die gleich Lafontaine glauben, es sei nöthig, um die ihnen nicht erreichbare Kürze eines Phädrus wettzumachen, d'égayer l'ouvrage durch allerlei Zuthaten; solche belustigende Darsteller sollte man eben nicht ernst nehmen. Ein wichtiges Erforderniß für die Reduktion der Darstellung wird aber auch die des Stoffes selbst sein, die wir darum als zweites besonderes Postulat formuliren müssen. Nichts sollte schärfer getadelt werden als die Anmaßung vieler Philosophen, die über den ganzen Stoff der zeitgenössischen Wissenschaft schreiben, ohne sich mit ihm gründlich vertraut gemacht zu haben. Nicht durch oberflächliche Betrachtung oder gar mühlose Intuition, sondern nur durch ernste Arbeit sind die für den Philosophen unentbehrlichen universalen Kenntnisse zu erlangen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die individuelle Konzeption des gesammten Weltbildes oder einzelner Theile, die wir als einen wirksamen Hebel in der Erforschung der Wahrheit erkannt haben, unter dem sich immer höher thürmenden Berg menschlicher Errungenschaften fast erstickt. Wer eine wissenschaftliche Arbeit über ein auch noch so enges Thema schreibt und dabei — wie die heutige gelehrte Ansicht und die eigene Gewissenhaftigkeit es fordern — sich mit der Fachliteratur auseinandersetzt, muß schon eine seltene Kraft der wissenschaftlichen Persönlichkeit besitzen, wenn er, an das Ende gelangt, zur Bildung einer eigenen Meinung noch fähig ist; daß es unserer wissenschaftlichen Literatur trotzdem an originellen Gedanken nicht fehlt, kommt meist daher, daß die Autoren sich ihre Ansicht schon gebildet hatten, bevor sie sich dem Einfluß der um sie werbenden Vorgänger aussetzten. Die ungeheure Denkarbeit, die seit Jahrtausenden die Menschheit leistet, hat aber den doppelten Zweck, sowohl Ergebnisse zu schaffen als auch durch anhaltende und methodische Uebung die Kraft des Denkens zu steigern. Ein Theil der Ergebnisse ist darum immer mehr unter dem letzten Gesichtspunkt

zu beurtheilen und aus dem Bestande der Wissenschaft kritisch zu entfernen. Aber statt das Wesentliche unseres geistigen Erbes in der stetig sich ausbildenden Methode zu sehen, in der der künftige Wissenschaftfortschritt potentia enthalten ist wie die künftige Menscheit in einer kleinen Samenzelle, statt dieses wunderbare Reduktionverfahren der Natur dankbar zu begreifen, pflegen wir in unmäßiger Verehrung der Tradition eine sonderbare geistige Archäologie und die blühenden Pflanzstätten der Wissenschaften verwandeln sich uns immer mehr in dumpfe Museen. So kommt es, daß die Forschung unserer Tage, statt vermöge ihres vervollkommneten Apparates in neuer, ungeahnter Bahn gen Himmel zu fliegen, zurückgeworfen vom Widerstand der Folianten, auf ihren früheren Standort oder sogar unter ihn taumelt. Ein von Herman Grimm gebilligtes Wort Emersons lautet: „Wir glauben nur an Das, was Andere vor Zeiten gesehen habe. Warum sollen wir nicht der Schöpfung frei entgegentreten wie sie? Warum uns nicht unsere Dichtkunst und Philosophie aus dem ewig sich erneuenden Wesen der Dinge formen, statt immer nur auf das Ueberlieferte zurückzugehen? Dauert die Offenbarung nicht fort? Sollen wir immer mit den Händen in dürren Gebeinen wühlen?" Die angedeutete nothwendige Reform unserer „Bildung" vermag ein Einzelner natürlich nicht durchzuführen. Das Wesentliche aus der Fülle des Unwesentlichen auszuscheiden, ist nur nach genauer Prüfung des ganzen wissenschaftlichen Materials möglich; wer eine solche Prüfung unternehmen wollte, würde schon wegen der ihm mangelnden Autorität und sicher auch Kompetenz vielleicht eitle Arbeit verrichtet haben, wenn er überhaupt aus dem Meer, in das er sich versenkt, je wieder auftauchen sollte. Hier wird einmal eine großartige, von tiefen Einsichten erfüllte Gesammtorganisation einzusetzen haben. Wie die Menschenrechte aus dem Brande der Revolution emporlohten, so könnte aus der Asche der nachalexandrinischen Schriftkultur, vor der einmal die Epigonen trauernd stehen würden, das Recht der individuellen Konzeption als Flamme schlagen. Und doch müssen wir, wenn wir eine Philosophie fordern, auch die Sichtung des Stoffes implicite verlangen. So bleibt uns denn auch die Pflicht, wenn auch nicht die Methode der Sichtung — da sind genaue Vorschriften weder möglich noch angebracht —, so doch die allgemeinsten Bedingungen zu bezeichnen, unter denen sie zu vollziehen ist. Nach meiner Ansicht sollte von jedem Philosophen die fachwissenschaftliche Beherrschung mindestens einer naturwissenschaftlichen und einer historischen Disziplin verlangt werden, nicht nur darum, weil er nur so die nothwendige Orientirungfähigkeit auf allen Gebieten erlangen kann, sondern auch, damit er durch die Bekanntschaft mit dem Experiment und der realen Natur- und Geschichtbetrachtung für immer gegen alle Ausschweifungen des formalen Denkens gefeit wird. Daneben erscheint mir das Studium der Philosophiegeschichte

von fast untergeordneter Bedeutung, wenn nicht gar als ein Nachtheil, sofern es eine vorzeitige Einführung in die Gedankengänge Anderer versucht. Dagegen wird dieses Studium rechtzeitig und mit Nutzen getrieben werden, wenn der Philosoph aus dem von ihm bearbeiteten empirischen Material die Fähigkeit gewonnen hat, fremden Irrthum abzuweisen und fremden Wahrheitbesitz sich anzueignen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Frage ist, ob eine philosophische Reduktion noch unter die Mechanik hinaus möglich, eine andere, ob sie nützlich ist. Viele Physiker fühlen sich mit Helmholtz durch die Darstellung der Mechanik mit Hilfe der Systeme der Differentialgleichungen „am Besten gesichert"; andere bescheiden sich schon bei Integralgleichungen als den mathematisch-exakten Ausdrücken für Ergebnisse, auf deren genetische Beschreibung verzichtet wird. Jede Gleichung der Mechanik bedeutet wiederum eine Reduktion, da bei der Darstellung der Vorgänge von Verschiedenem abgesehen, Gemeinsames hervorgehoben wird. So erschließt sich uns der Gedanke, daß noch nach der Mechanik eine große Mannichfaltigkeitlehre steht — die Mathematik —, und die Frage, ob nicht sie einen Anspruch darauf hat, die philosophische Wissenschaft zu sein, ist berechtigt. Gegen den philosophischen Beruf der Mathematik aber ist entscheidend, daß sie, obwohl Mannichfaltigkeitkehre — wie auch Riemann sie aufgefaßt und genannt hat —, auf die „reine" Anschauung reduzirt ist, der die für die Philosophie geforderte Anschaulichkeit ganz und gar abgeht. Die Mechanik als Fachwissenschaft muß daher eben so nothwendig auf ihre formalste Beschreibung hinausgeführt werden, wie die Mechanik als Philosophie sich verbieten muß, etwas Anderes als anschaulichste Beschreibung des Weltprozesses zu sein. Im Wesen ist aber die Mathematik gleich der Philosophie ein Ergebniß und keine Methode: ein letztes Extrakt, das in die gesammte Naturwissenschaft so wenig rückverwandelt werden kann, wie einmal — nach der kosmologischen Entropielehre — die letzte Zone der Temperaturdifferenz in die Welt kreisender Planeten zurückzuverwandeln sein wird.

Hat aber die Mechanik keine Kraft, einer neuen philosophischen Wissenschaft das Leben zu geben: ist ihr als Philosophie darum ein ewiges Leben beschieden? Oder wird einst am Baum der Wissenschaften ein neuer Zweig als Philosophie entspringen, dessen Wachsthum das der Mechanik überragen wird? Es könnte scheinen, als rege sich in der unterdrückten „Psychologie" ein geheimnißvolles Sprießen. Da differenzirt es sich schon zu eigenartigen geistigen Mannichfaltigkeiten, Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen. Da reduzirt es sich auf eine abstrakte geistige Mannichfaltigkeitlehre, die Logik. Einende Gedanken, die weit über unser heutiges Denken hinausweisen, sind längst erwogen worden: Descartes und Leibniz glaubten an ein logisches

Zeichensystem, das nicht nur Größenverhältnisse, wie die Mathematik, sondern auch alle Begriffsverhältnisse würde ausdrücken können; Descartes erwähnte es gelegentlich in einem Brief an Mersenne, Leibniz dachte ernstlich darüber nach. Ich kann nicht annehmen, daß dem philosophischen Primat der Mechanik von dieser Seite eine Gefahr droht. Die Elemente der Psychologie sind keine fest umrissenen Werthe, sondern nebelhafte Begriffe. Fechners Satz über das Verhältniß von Reiz und Empfindung ist falsch und die Psychologie ist noch nicht im Stande, ihre Elemente quantitativ zu bestimmen, geschweige denn, Etwas über die Qualitäten und Begriffsverhältnisse auszusagen. Bunge, der ausgezeichnete und beredte Anwalt der psychologischen Methode in der Physiologie, weist am Ende doch mit Resignation auf den Weg der Mechanik. Der Vorschlag, die Logik in Mathematik und die Mathematik in Logik oder beide Wissenschaften in eine höhere überzuführen, kann uns nur erst als Utopie anmuthen. In der Mathematik ist jede Gleichung ein Logisches und — wenn man will — auch jede Linie, in der eine Gleichung als hypostasirt gedacht werden kann; in der Logik giebt es mathematische Momente; aber es fehlt jegliche Grundlage für ein methodisches Denken über die Vereinigung zweier Mannichfaltigkeitlehren, der geistigen und der materiellen, von denen diese eben so bestimmt wie jene unbestimmt ist. Könnte man beide Lehren als gleichwerthig neben einander stellen und eine irgendwie geartete Vereinigung absehen, so dürfte man sagen, der philosophische Monismus werde durch den Vereinigungversuch noch endgiltig methodisch auf seine Richtigkeit geprüft werden. Solche Hoffnung scheint nicht erlaubt; und wäre sie es auch, wir schritten doch geduldig weiter auf dem Wege langsamer Induktionen und Deduktionen. Nicht im Zeichen des Strebens nach dem Allgemeinsten, sondern in dem weiser Beschränkung wird der menschliche Geist siegen. Schon haben wir einen Hochgipfel monistischer Erkenntniß erklommen. Wenn in der physikalischen Kristallographie die Form als eine physikalische Eigenschaft der Dinge geradezu definirt wird, wenn die Beziehung zwischen Form und Stoff als eine feste und gesetzmäßige bereits erkannt ist und selbst da, wo scheinbar Unregelmäßigkeiten vorliegen, das Gesetzmäßige noch in der Verhüllung hervortritt, wenn in der hertzischen Hylokinetik, dank der begrifflichen Gegenüberstellung einer sichtbaren gröberen und einer verborgenen feineren Masse und dank der Schulung an einer feineren, die Energieerscheinungen bewirkenden Masse, dem Aether, eine solche Masse anschaulich wird, die mit dem Wesen des Stoffes in Bezug auf sich selbst die Wirkung der Kraft in Bezug auf andere wesensgleiche Massen verbindet, — so darf man wohl die Philosophie der „Einheit" von Stoff, Kraft und Form die bestbegründete nennen. Methodische Forschung muß danach streben, die schon jetzt deutlich erkennbare Gesetzmäßigkeit der Beziehung zwischen „Geist" und Form-Kraft-Stoff

mit der selben Genauigkeit zu formuliren, mit der die Bestimmung der Beziehung zwischen der Form eines Kristalls und seiner Elastizität, Spaltbarkeit, optischen Beschaffenheit gelungen ist. Wer vermag zu sagen, ob nicht einmal auf dem Felde der Vererbungmechanik solche Untersuchungen gedeihen werden? Aber die genauste Formulirung der bezeichneten Wechselbeziehungen wird noch keinen Aufschluß darüber geben, ob die Einheit nur ideell in einem ewigen gesetzmäßigen Zusammenhange besteht oder ob die Attribute in einer realen Substanz eins sind oder ob sie als relative „Substanzen" nach einer noch dunklen Ordnung in der Zeit sich so verbinden, daß je ein Attribut dem Entwickelungtypus zur Zeit den Charakter giebt. Der Materialismus könnte mit der Behauptung, daß Form und nach ihr Empfindung erst aus einer gewissen kinetischen Beschaffenheit der Urmaterie entsprungen seien, Recht behalten; die augenfällige Manifestation des Weltprozesses spricht dafür. Freilich führt die Forschung auf einen Urstoff, doch auch immer noch auf Individualisirtes zurück. Auch müssen Urstoff oder Substanz, um als ein Wirkliches in die Anschauung treten zu können, als einmal wirklich gewesen gedacht werden können; die Differenzirung muß einmal angefangen haben; aber nach dem unsere ganze Naturauffassung beherrschenden Satz muß in dem Urstoff schon die Ursache der Aktualität potentiell vorhanden gewesen sein; und eben so der Anlaß dazu, daß die Ursache Wirkung wurde. An unserem Horizont ziehen dunkle Aporien auf. Das Problem von Kraft und Stoff erscheint in überweltlicher Gestalt als Problem von Substanz und Entwickelung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier verflüchtigt sich das Spektrum der heutigen Weltschau ins Ultraviolette, ins Unsichtbare. Aber methodische Wissenschaft kann selbst ins Ungeahnte führen. Philosophiret ohne Regel und Prinzip, — und die Quelle des irdischen Lebens wird zu versiegen beginnen, Ihr aber werdet noch keine Weltweisheit besitzen; denket methodisch, — und die Erkenntniß kann über Nacht kommen. Ob die Mechanik, durch die Biologie befruchtet, noch mächtig wachsen wird, ob sie ein κτῆμα ἐς ἀεί ist: diese Fragen können gestellt werden; warum sollte es kein Wissen um die Antworten geben? Wie Platon im „Kratylos" sage ich: Mir träumt von solchem Wissen.

Aber auch das höchste Wissen wäre nur der Philosophie erster Theil. Neben der Wissenschaft steht mit seinen Farben und Tönen, seiner Lust und Wehmuth das Leben. Das will auch beschrieben, will gelebt sein.

Dr. Hermann Friedmann.

Vor dem Untersuchungrichter.

Vor dem Untersuchungrichter steht ein kleines, auffallend mageres Bäuerlein in abgetragenem Hemd und geflickten Hosen. Sein Gesicht, mit Haar bewachsen und pockennarbig, und seine Augen, unter den dichten, herabhängenden Brauen kaum sichtbar, machen den Eindruck mürrischer Strenge. Sein schon lange nicht gekämmtes, wirres Haar bildet förmlich eine Mütze. Das giebt ihm eine noch größere spinnige Strenge. Er ist barfuß.

„Denis Grigorjew!" beginnt der Untersuchungrichter. „Komm' mal näher 'ran und beantworte mir meine Fragen. Am siebenten Juni dieses Jahres überraschte Dich der Bahnwärter Iwan Semeonow Akinfar, als er früh morgens auf der hunderteinundvierzigsten Werst der Linie entlang ging, dabei, wie Du eine Schraubenmutter abdrehtest, womit die Schienen an die Schwellen befestigt werden. Da ist sie. Diese hattest Du da gerade abgeschraubt. War es so?"

„Wa—as?"

„War denn Alles so, wie Akinfar erklärt?"

„Nun, ja. 's war wohl so."

„Gut. Und nun: wozu hast Du es eigentlich gethan?"

„Wenn es nicht nöthig wäre, möcht' ichs nicht machen", antwortet Denis heiser; dabei schielt er nach der Decke.

„Aber wozu hast Du es denn gebraucht?"

„Wozu? Wir machen daraus Angelbleie ..."

„Wer ist Das: ‚Wir'?"

„Nun, wir Alle ... Die klimower Bauern, heißt es."

„Hör' mal, Brüderchen, stell' Dich nicht so blödsinnig und red' mal vernünftig. Brauchst hier nichts von Angelbleien vorzulügen."

„Hab' mein Leb lang nicht gelogen; wozu sollt' ich jetzt lügen ..." brummt Denis zwinkernd. „Wie soll man denn da, Euer Wohlgeboren; ohne Angelblei? .. Ich soll lügen ..." lacht Denis. „Ja, da müßt' der Teufel in ihm drin sitzen, wenn er oben schwimmen thät; der Barsch, der Hecht, die Quappe gehn allemal auf den Grund; und wenn es oben schwimmen thut, ja, dann wirds noch einen Breitling packen; und auch den selten ... In unserem Fluß, da giebt es keine Breitlinge. Dieser Fisch liebt die Freiheit ..."

„Aber was erzählst Du mir da zusammen von Breitlingen, Du?"

„Na, was? Sie fragen doch selbst! Bei uns fangen die Herrschaften auch ... Der dummste Bub selbst wird nicht ohne Angelblei gehen. Na, ja, Das heißt ... Wer nichts begreift, der wird auch ohne Angelblei gehen ... Für dumme Köpfe, da giebt es keine Gesetze ..."

„Also sagst Du, daß Du dies Ding da abgeschraubt hast, um daraus Angelbleie zu machen?"

„Ja, wozu denn sonst? Doch nicht, um Babchen 'mit zu spielen."

„Aber als Angelblei kannst Du doch Zinn nehmen oder eine Kugel ... irgend einen Nagel ..."

„Zinn find't man nicht unterwegs, muß man kaufen; und ein Nagel taugt nichts ... Was Besseres als so 'ne Schraubenmutter find't man gar nicht ... Ist schwer und ein Loch ist auch gleich drin ..."

„Wie Du Dich dumm stellst! Gerade, als wärst gestern geboren oder vom Himmel gefallen. Kannst es denn nicht kapiren, wohin es führt, dies Abschrauben? Hätts der Wärter nicht bemerkt, konnte der Zug entgleisen, Menschen konnten getötet werden! Verstehst Du denn nicht: Menschen konntest Du töten!"

„Behüte Gott, Euer Wohlgeboren! Wozu töten? Sind wir nicht getauft? Oder Spitzbuben, die ... Gott sei Dank, lieber Herr, hab' ein ganzes Leben lang gelebt und hab' nicht nur nichts getötet, hab' auch solche Gedanken nich mal gehabt ... Bewahre und behüte, Himmlische Königin ...!"

„Ja, also woher, meinst Du, kommen diese Zugentgleisungen denn? Dreh nur zwei, drei Schraubenmütter ab, — und die Entgleisung ist da!"

Denis lacht in sich hinein und blickt den Untersuchungrichter mit mißtrauischem Stirnrunzeln an.

„Nu! Wie viele Jahre geht es schon so, daß das ganze Dorf es so thut! Nu? Und Gott hat nicht gewollt, daß ein Unglück passirt. Und Du gleich: ‚Entgleisung, Entgleisung!' ‚Menschen töten!'... Ja, wenn Einer eine Schiene wegtragen thäte oder wenn Einer 'nen Balken quer über den Weg legen wollte, nun denn, meinetwegen, da möcht' schon der Zug untergehen. Aber so ... Pfui! So'n Ding!"

„Aber Mensch, bedenk' doch, daß damit die Schienen an die Schwellen befestigt sind!"

„Das verstehen wir sehr gut ... Wir schrauben ja auch nicht alle ab, wir lassen doch auch welche übrig ... Thun Das nicht so ohne Verstand ... O, wir verstehen schon ..." Denis gähnt.

„Im vorigen Jahr ist hier ein Zug entgleist," beginnt der Untersuchungrichter wieder. „Jetzt wird es auch klar, warum."

„Ah! Wie?"

„Jetzt, sage ich, ist es auch klar, warum im vorigen Jahr der Zug hier entgleist ist ... Ja, jetzt begreife ichs."

„Nun, dazu sind Sie ja gebildet, daß Sie es begreifen, unsere Herrschaften ... Der Hergott hat gewußt, wem er Verstand geben soll. Nu, Sie haben auch darüber nachgedacht: so oder so, wie und warum. Aber so'n Bahnwärter, Das ist ja so'n Bauer; nichts versteht Der, packt Einen nur am Kragen und schleppt ihn ... Zuerst überlege, dann kannst schleppen! Nu, Gott, 'n Bauer, der ist aus Bauernverstand ... Schreiben Sie auch ein, Euer Wohlgeboren, daß er mich zweimal auf die Zähne schlug und in die Brust ..."

„Als man bei Dir Haussuchung hielt, fand man noch eine zweite Schraubenmutter ... An welcher Stelle hast Du die abgeschraubt und wann?"

„Das reden Sie von der, die unter dem rothen Koffer lag?"

„Ich weiß nicht, wo man sie bei Dir da gefunden hat. Jedenfalls: man hat sie gefunden. Wann hast Du die abgeschraubt?"

„Ich hab' sie nicht abgeschraubt. Ignaschka hat sie mir gegeben, der Sohn des krummen Semjon ... Ich mein' die, die man unter dem rothen Koffer gefunden hat; aber die, die da im Schlitten gelegen hat, die haben wir zusammen mit Mitrofan abgeschraubt."

„Mit welchem Mitrofan?"

„Nu, mit Mitrofan Petrow ... Haben Sie denn nicht gehört? Der

Netze macht und sie den Herrschaften verkauft. Er braucht viele solche Dinger. Für jedes Netz, berechnen Sie mal so zehn Stück ..."

„Hör' mal ... im Artikel 1081 des Strafgesetzbuches heißt es: Jede mit Vorbedacht ausgeführte Schädigung der Eisenbahn, sofern sie den auf diesem Wege folgenden Transport einer Gefahr aussetzt und der Schuldige gewußt hat, daß die Folge hiervon ein Unglücksfall sein muß — verstehst Du? ‚Gewußt hat!' Und Du kannst nicht behaupten, daß Du es nicht gewußt hast, wohin dies Abschrauben führt —, wird mit Verbannung zur Zwangsarbeit bestraft."

„Natürlich: Das wissen Sie schon besser. Wir sind dunkle Leute ... verstehn nichts."

„Alles verstehst Du! Lügst nur, verstellst Dich."

„Wozu lügen? Fragen Sie im Dorf, wenn Sie es nicht glauben ... Ohne Angelblei fängt man 'nen Weißfisch, 'nen Gründling. Und Das geht sogar nicht ohne Blei."

„Nun fang' nur noch von allen möglichen Fischen an!"

„Wenn man 'ne Angelschnur ohne Blei ins Wasser läßt ..."

„Schweig jetzt!"

Schweigen. Denis blickt auf den Tisch mit dem grünen Tuch und zwinkert stark mit den Augen, als sähe er vor sich nicht das grüne Tuch, sondern die Sonne. Der Untersuchungrichter schreibt hastig.

„Ich, heißt es, kann gehn?" fragt Denis nach einigem Stillschweigen.

„Nein, ich muß Dich unter Bedeckung ins Gefängniß schicken."

Denis zwinkert nicht mehr mit den Augen; er zieht die dichten Brauen in die Höhe und blickt fragend auf den Beamten.

„Das heißt ... Wie denn ... Ins Gefängniß, Euer Wohlgeboren? Ich hab' keine Zeit, muß zum Jahrmarkt, hab' noch vom Jegor drei Rubel für Speck zu bekommen ..."

„Schweig, stör' mich nicht!"

„Ins Gefängniß ... Wärs noch wofür, wär' ich gegangen; aber so ... lebst, bist gesund ... wofür denn? Hab' nicht gestohlen, scheint mir, hab' mich nicht geprügelt ... Und wenn Sie glauben, daß ich da noch nicht eingezahlt habe ... Euer Wohlgeboren, glauben Sie dem Schulzen nicht. Fragen Sie das wirkliche Mitglied ... Nicht mal ein Kreuz trägt er, der Schulze ..."

„Schweig!"

„Ich schweig' ja schon ..." brummt Denis. „Und was der Schulze da in der Abrechnung vorschwatzt, Das kann ich unterm Eid ... Wir sind drei Brüder: Kusjma Grigorjew, Jegor Grigorjew und ich, Denis Grigorjew."

„Du störst mich! He! Semjon!" ruft der Untersuchungrichter. „Führe den Kerl mal ab!"

„Wir sind drei Brüder", brummt Denis, während zwei kräftige Soldaten ihn abführen. „Ein Bruder ist nicht verantwortlich für'n anderen ... Kusjma zahlt nicht; und Du, Denis, antworte ... Richter ... Nun ist er tot, der selige Herr General! Der möcht' Euch schon zeigen, Euch Richter ... Richten darf nur, wers versteht, nicht so ins Blaue hinein ... Kannst durchprügeln, aber sollst wissen, wofür, und nach Gewissen ..."

Yalta. Anton Tscheschow.

Natur und Kultur.

Darwins Theorie mit den Begriffen der Entwickelung, Vererbung und Anpassung hat schon früh die anderen Zweige der Wissenschaft und besonders die Lehre vom Menschen zu beeinflussen begonnen. Alle in den letzten drei Jahrzehnten aufgenommenen sozialen Ideen hängen mehr oder weniger mit der Entwickelunglehre zusammen; sie suchen entweder den Menschen als animalisches Wesen den allgemeinen Naturgesetzen völlig zu unterwerfen oder auf irgend eine Weise eine Ausnahmestellung zu begründen. Schon 1871 hat Carneri in seinem Buch „Sittlichkeit und Darwinismus" diese Probleme behandelt und die Einwirkungen der naturwissenschaftlichen Betrachtung auf die sittlichen Anschauungen sind seitdem unausgesetzt Gegenstand der Betrachtung gewesen.*) Aber auch die Geschichtwissenschaft konnte von den Ideen des Darwinismus nicht unberührt bleiben. Innerhalb des Meinungaustausches, der sich an Lamprechts Deutsche Geschichte knüpfte, ist die Unterfrage lebhaft erörtert worden, was denn unter „geschichtlicher Entwickelung", von der so viel geredet wird, eigentlich zu verstehen sei, ohne daß bis jetzt irgend eine allgemein befriedigende Begriffsbestimmung gefunden wäre. Der Kampf ums Dasein in seiner Anwendbarkeit auf die menschliche Gesellschaft ist erst neuerdings von Kolb (Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft Bd. 57) besprochen worden; aber die Grundfrage, wie sich die menschliche Kulturgesellschaft im Vergleich zu Gesellschaften anderer organischen Wesen verhält, blieb bisher unerörtert. Und sie mußte es bleiben, denn eine solche Erörterung, wenn sie nicht willkürliche Konstruktion bieten wollte, mußte auf Grund der vergleichenden Ethnographie ein Bild der Frühkultur im Völkerleben entrollen und dann auf Grund der gewonnenen Anschauungen die menschlichen Gesellschaften mit den Gesellschaften der Thiere vergleichen. Dieser gewaltigen Aufgabe hat sich nun mit großem Glück Heinrich Schurtz,**) Assistent für Ethnographie am Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen, gewidmet und damit nicht nur den Begriff „Kultur", der wie jener der „Entwickelung" landläufig alles Mögliche decken muß, wirklich näher bestimmt, sondern auch auf die Frage, wie sich der Mensch den darwinischen Gesetzen gegenüber verhalte, eine Antwort gefunden: „Kultur ist die Erbschaft der Arbeit vorhergehender Generationen, so weit sie sich in den Anlagen, dem Bewußtsein, der Arbeit und den Arbeitergebnissen der jedesmal Lebenden verkörpert." Die Kultur ist es im recht eigensten Sinne, die den Menschen vom Thier scheidet; denn während sich beim Thier durch Vererbung und Anpassung eine beständige Wandlung des Körperbaues, eine

*) S. Alexander Tille: Von Darwin bis Nietzsche, Leipzig 1895.

**) Urgeschichte der Kultur. Bibliographisches Institut in Leipzig.

immer feinere Differenzirung körperlicher Organe unbestreitbar beobachten läßt, ist Dies beim Menschen in nur ganz engen Grenzen der Fall. Der Mensch hat aber dafür ein anderes Mittel der Anpassung: er hat verstanden, seine Hand den verschiedenartigsten Zwecken nutzbar zu machen, ohne sie ihrem Bau nach umzubilden, indem er das Werkzeug ersann. Dieses ist es nun, was immer weiter ausgestaltet und unendlich variirt wird, aber nicht mehr nach Trieben, sondern nach gewissen Vorschriften der Zweckmäßigkeit, die der Geist des Menschen giebt. Klar sind damit für das allgemeine Erkennen Natur und Kultur — das früher so beliebte Schulaufsatzthema nach Schillers „Spazirgang" — gegen einander abgegrenzt: wo das erste Werkzeug auftritt, da beginnt die Kultur und eben da hört der Mensch auf, lediglich dem Naturgesetz zu unterliegen.

Den gewaltigen Stoff gliedert Schurtz in fünf Hauptabschnitte und behandelt darin die Grundlagen der Kultur, die Gesellschaft, die Wirthschaft, die materielle Kultur und schließlich die geistige Kultur. Auf so neutralem, wissenschaftlichem Boden anscheinend alle Ausführungen sich bewegen: sie ragen in den daraus zu ziehenden Folgerungen doch unmittelbar in das Gegenwartleben und dessen geistige Kämpfe hinein und überall wird Stellung dazu genommen und eine auf dem festen Unterbau der Thatsachen ruhende wissenschaftlich begründete Meinung vorgetragen. So wird an verschiedenen Stellen der Werth des Kommunismus für gewisse Kulturperioden unter Hinblick auf moderne kommunistische Bestrebungen gewürdigt; so wird die oft von oberflächlichen Beobachtern vorgetragene pessimistische Anschauung, jede Kultur sei verdammt, mit ihren Trägern nach einer verhältnißmäßig kurzen Blüthe zu Grunde zu gehen, gegen Schluß des ersten Hauptabschnittes treffend widerlegt und in kühler Abwägung wohl ein dauernder Wettbewerb zwischen der weißen und gelben Rasse als wahrscheinlich hingestellt, aber nicht, wie man es oft hören kann, der alsbaldige endgiltige Sieg der gelben über die weiße prophezeit. Das oft so leichtfertig für allerhand menschliche Gemeinschaften verwendete Wort „Gesellschaft" kommt hier wieder einmal zu Ehren; Anfänge und weitere Ausgestaltung des sozialen Körpers werden klar unterschieden und die Entwickelung wird nicht etwa nach einem bestimmten Schema, das in irgend einem konkreten Falle beobachtet worden ist und nun verallgemeinert wird, gezeichnet. Der Abschnitt über die Anfänge des Staates ist allen Pseudophilosophen recht zu empfehlen, die aus dem Wesen des Staates ganz abstrakt alle möglichen Forderungen für den modernen Staat ableiten möchten. Der Staat entsteht erst durch die Verbindung des Volkes (Stammes) mit dem Boden; nicht die Organisation der Menschen allein macht den Staat, wenn sie auch eine unentbehrliche Voraussetzung ist. Im Hinblick auf die naturnothwendige Staatsverfassung, die im Einzelfall die

verschiedenste Gestalt annehmen kann, lesen wir die goldenen Worte: „Die Art der Verfassung ist nur eine sekundäre Frage und alle Schwärmer, die von politischen Prinzipien, von Staatsgrundgesetzen und Erklärung der Menschenrechte das allgemeine Heil erwarteten, sind bis jetzt bitter enttäuscht worden: die Verfassungen folgen dem Fortschritt, aber sie machen ihn nicht!“

Ein großer Vortheil ist, daß Schurtz die Wirthschaft, die heute ja am Meisten interessirt, zunächst abstrakt und dann erst ihre Früchte behandelt. Er zeigt uns die Kulturerrungenschaften im eigentlichsten Sinn; es ist erstaunlich, welche komplizirten, sinnreichen und kostbaren Gebrauchsgegenstände die primitive Kultur zu erzeugen vermag und wie sich namentlich der Mensch der Urzeit Eigenschaften der Naturstoffe nutzbar machen konnte, aus denen wir heute keinen Vortheil mehr zu ziehen vermögen (die Gestalt der Muschel, die zu ihrem Gebrauch als Löffel führt). In anderen Fällen, wie beim Schlürfrohr, übt der primitive Mensch Thätigkeiten aus, die in ähnlicher Weise erst wieder beim modernsten zu beobachten sind. Von bewundernswerthem Scharfsinn zeugen auch die Verkehrseinrichtungen, zum Beispiel die Hängebrücke und die Flöße und Schiffe.

In ganz andere Gebiete führt der letzte Hauptabschnitt, wo die Sprache nebst den Anfängen der Schrift, die Kunst, Religion, Recht und die Anfänge der Wissenschaft erörtert werden. Die Religionen mit ihren wunderlichen und unter einander abweichenden Ceremonien sind hier so anschaulich dargestellt wie bisher nie in der Literatur. Das Selbe gilt von der Rechtspflege, die ein von Natur vorhandenes „Gerechtigkeitgefühl“ als unmöglich erweist, wenn es nicht lediglich formalen Inhalts sein soll.

Die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Forschung hat in neuster Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht. Die früheste Vergangenheit der Kulturvölker ist durch Ausgrabungen und sorgfältige Erforschung der literarischen Quellen, namentlich der Rechtsaufzeichnungen, in ungeahntem Umfang gefördert worden. Daneben haben die Reisebeschreibungen der Entdecker eine ganz unendliche Menge von guten und zuverlässigen Beobachtungen ans Licht gebracht, die bei Naturvölkern gemacht worden sind. Der Vergleich der so auf ganz verschiedenen Wegen gewonnenen Forschungergebnisse hat unser Wissen erweitert, aber keine der recht zahlreichen „Kulturgeschichten“ hat bisher den Wissensstoff, gerade mit Bezug auf die Frühzeit, nach großen Gesichtspunkten zu verarbeiten und einheitlich darzustellen verstanden. Schurtz hat dieses Problem gelöst und damit zugleich in einer gemeinverständlichen Sprache die Brücke geschlagen zwischen Naturwissenschaft und Geschichte; er zeigt, wie der Mensch vom Naturwesen zum Gliede einer menschlichen Gesellschaft wird, deren Wirken die Geschichtschreibung zu enthüllen hat.

Leipzig. Dr. Armin Tille.

Lieder auf einer alten Laute.

I.

Er freut sich, daß es Frühling ist.

Ode Jambica.

1.

Mein Bauch ist nicht for Völlerey,
doch dihß so muß ich sagen,
der göldne Monahts-König Mey
fegt mihr nicht blohß die Leber frey,
er stärckt mihr auch den Magen.

2.

Artschokken, Bortulak, Spinat,
so nichts bräucht man zu schonen,
Endivien gihbts und Kopff-Saulat,
selbst Spargel siht man schon barat,
Rabuntzelgens und Bohnen.

3.

Diana nakkt biß übers Knie
fischt Krebsckens und Forellen,
Cupido sticht nach Sßöllerie
und selbst Sylvan, das thumme Vieh,
käut Dill und Bimpinellen.

4.

Itzt schmäkkt zu Hammel Bärl-Porree,
itzt neid ich nicht die Doten,
itzt halt ich mich nicht retiree,
wenn ich auff eynem Deller seh
Butthühncken-Fleisch mit Schoten.

5.

Darzu so schänck ich mihr waß eyn,
sonst scherfft sich mihr mein Blütgen,
doch kans deß öfftern auch statt Wein
Pfund-Bier auß Kötschenbroda seyn,
das steigt nicht so ins Hütgen.

6.

Dikk auffgebluhsterter Virgil,
bedrillre Deyne Meickens,
itzt müht sich mein gespizzter Kihl
nur for den lihben Betersihl
und for die Kibizz-Eyckens!

II.

Er freut sich, daß es Sommer ist.

Ode Trochaica.

1.

Itzt, da alle Rohsen blühn,
dafelt man blohß noch im Grün,
wo drey wunder-nette Bircken
eine Vasen-Banck ümbzircken.
Kleyne Bluhmen blau und weiß
zäubern dort ein Paradeiß,
drin sich Keferckens und Hummeln,
ja, selbst Schmätterlinge dummeln.

2.

Gravitetisch Schritt for Schritt,
jeder nimbt sich seyne mit,
durch die bundten Laub-Verhänge
wandeln wir die Tulpen-Gänge.
Wie verzukkt enthaucht ein Ah,
itzt so sind wir endlich da,
lihblich reucht es allenthalben
und die Lufft durchzwittschern Schwalben.

3.

Chloe, geuß uns Koffee eyn,
der erfreut itzt mehr alß Wein,
zu gebakknem Lamms-Geſchlinge
machen ſich itzt Pfifferlinge!
Butter-Milch mit Bayriſch Kraut
ſchafft uns nicht zu grohbe Haut,
freundlich reichen wir einander
blau gekochten Bley und Zander.

4.

Pamfilenchen ſtreicht galant
Kowjar-Schnittgens for Palant,
zahrt durch ihr korallnes Pförtgen
ſchihbt er ihr ein Erdbeer-Dörtgen.
Doris drukkt ſich roth und froh
recht an ihren Florido,
Damon angelt unterm Diſche,
daß er Flaviens Fuß erwiſche.

5.

Wo Cupido dirigirt,
ſichs fürtrefflich muſizirt,
Harffen, Zincken, Zimbeln, Geigen,
itzt dürfft Ihr nicht lenger ſchweigen!
Stimmt die Kehlen Mann for Mann,
Alles hebt zu ſingen an,
Roſilis und Philirille
keyne helt ihr Mäulgen ſtille.

6.

Mit der ſchönen Galathee
wältz ich mich ſchon faſt im Klee,
laßt uns mit gefülltem Pantzen
rund ümb dihſe Bäumlein dantzen!
Stampfft und jubelt, juhcht und ſchreyt:
o Du Sonnen-ſüſſe Zeit!
Nakkt auff hundert weißen Wölckgen
ſiht uns zu ein Zefir-Völckgen.

III.

Er freut ſich, daß es Herbſt iſt.

Ode Jambica.

1.

Der fleckigte Oktober
hat Alles bundt vermahlt,
mit Oepffeln auß Zinober
die reiffe Zeres brahlt.
Sylvan füllt ſeyne Schläuche,
Merkur mängt Pflaumen-Brey,
ſchon ſchallt durch Puſch und Sträuche
Dianens Jagd-Geſchrey.

2.

Mirtillgen, ſüſſe Taube,
komm, dekke mihr den Tiſch
in dihſe Purpur-Laube,
noch ſind wir jung und friſch.
Noch krächtzen nicht die Raben,
wormit Saturn uns dräut,
noch kräfftgen uns die Gaben,
die uns Vertumnus beut!

3.

Lyäens Trauben blincken,
keyn Finger dhut mihr weh
bey ſchön-beräuchten Schincken,
darzu was Späkk-Gelee.
Faſt mehr alß Florens Rohſen
erfreun itzt meinen Sinn
Pomonens Appelkoſen
mit ihren Grübgens drinn.

4.

Ich laſſe nichts verderben,
ich gebe kein Qwartir
und frölig heiß ich ſterben
drey Gläsgens oder vier.
Und brommt mir gleich das Köpffgen:
Daß iſt mihr einerley;
nur bitte ja keyn Tröpffgen
Maul-ab und neben-bey!

5.

Moſeller und Feltliner,
zu Allem jauchz ich Ja,
Roſazer, Marziminer,
Tokäy und Malaga!
Nur blohß keyn Knikke-Peter,
wenn alle Vivat! ſchreyn,
zu Libers Sauff-Korneter
würd ich wie paſſlich ſeyn!

6.

Bald iſt itzt wohl gelitten
die göldne Martins-Gantz,
Olivckens, Kappern, Qwitten
ſtopfft man ihr untern Schwantz.
For Wilt-Prätt und Baſteten
iſt dan die rächte Zeit.
Laßt andre knien und beten,
ich daumle allbereit!

IV.

Er freut ſich, daß es Winter iſt.

Ode Trochaica.

1.

Itzo, wo der Winter meiſt
nichts wie Schnee und Hagel ſchmeißt,
draut man ſich auß ſeynem Hauß
kaum mit halber Naſe rauß.
Denn es ſind uns ſonſt die Ohren
gleich gantz dikk mit Eyß befroren.

2.

Drümb ſo ſezzt man ſeynen Sinn
auff ein volles Wämbſtrichin.
Eyer-Muhß mit Amber dreyn
ſchlingert man in ſich hinein,
und wie ſüß zum Koffee ſchmäkken
morgen itzt die Botter-Wäkken!

3.

Karpen, Stintckens, Plötzckens, Hächt,
Alles kömbt uns itzo rächt.
Schincken, Wörſte, Sauer-Kraut
und waß man noch ſonſt verdaut.
Jngwergens und Citronaten
ſind itzt gleichfalls wohl gerathen.

4.

Hat man dan genug gebappt,
fühlt man, daß man kaum mehr jappt,
zihmbt ein Schlükkgen Aquavit,
weyl man nicht den Kirch-Thurm ſiht.
Doch man weiß, es ragt derſelbe
noch ins obre Blau-Gewelbe.

5.

Dan ſo drukkt man Dorime
zährtlig auff das Kanapee,
butzt ihr Schnuhtzcken und enthüllt
waß ihr brall das Mihder füllt.
Denn man muß nach ſolchen Sachen
ſich ein Mouvementgen machen.

6.

Jhrer Euglein flinker Lauff
fordert uns zum Schpihlen auff.
Und ſie kikkert und ſie lacht,
biß ihr pums das Bältzcken kracht.
So nur kan man mit Behagen
Boreas ein Knüppgen ſchlagen!

Wilmersdorf. Arno Holz.

Bestien.

Ich wache leise auf und fühle, daß der Schlaf mich erquickt hat. Ich genieße den flüchtigen Augenblick und weiß nichts Anderes, als daß er schön ist. Noch bin ich selbst im Halbschlaf, aber das Gefühl des Lebens, der Freiheit und der Schaffenslust ist klar und stark in mir und ich werde gleich mit raschem Satz aus meinem Traumzustand in die Wirklichkeit hinüberspringen, wie ein Schwimmer ins kühle Wasser.

Je mehr ich mich aber dem wachen Bewußtsein nähere, um so dichter spinnt sich über die farbig leuchtenden Bilder meines Glücksgefühls ein Schleier, hinter dessen grauem Gewebe sie allmählich verschwinden. Eine dunkle Ahnung steigt in mir auf, etwas Häßliches, das mir den Genuß des Augenblickes schmälert, das aus dämmernder Ferne seine Fangarme nach ihm ausstreckt und ihm das Blut aus den Adern saugt. Der Augenblick, der mir gehört, erscheint mir plötzlich wie eine verbotene Frucht, die ich mir heimlich geraubt, ehe sie mir von Rechts wegen zukommt. Ein phantastischer Reigen von Dingen, die noch gethan werden müssen, ehe ich mir das Recht erworben, vom Baume des Lebens zu pflücken, huscht nebelhaft an mir vorüber. Ich kann sie nicht deutlich sehen, da ich noch im Walde meiner Traumstimmung wandle, aber ich weiß: sie lauern heimtückisch hinter den Bäumen und warten auf den Augenblick, wo sie mir in den Weg treten und sagen können: „Da bin ich, bezwing mich, jetzt bin ich an der Reihe!“ Und ich weiß, ich muß bereit sein, die Bestien zu empfangen.

Mein leuchtender Augenblick verblaßt und ich scheue mich, in die kühle Wirklichkeit hineinzuspringen, und bleibe lieber in der dämmernden Bettwärme meiner Träume, bis ich in dem grauen Morgenlicht ganz wach und nüchtern werde und mit benommenem Kopf und schweren Gliedern meinen Tag beginne.

Während ich meinen Morgenimbiß einnehme, schiele ich in die Zeitung, die neben mir liegt. Ich weiß: es ist dumm, denn sie interessirt mich nicht, sie belehrt mich nicht, sie bereichert mich nicht innerlich. Warum lese ich sie denn? Natürlich bemerke ich sofort, daß der X-Verein heute Abend eine Sitzung hat. Ich bin längst nicht mehr im Walde meiner Traumstimmungen, aber trotzdem fühle ich deutlich die Bestien hinter den Baumstämmen; mir ist, als hätte plötzlich ein Kopf irgendwo hervorgelugt, und ich höre in scharfem Diskant die Worte: „Um acht Uhr, vergiß nicht!“

Ich weiß jetzt: Punkt acht Uhr wird eine von ihnen hinter ihrem Baumstamm hervorkriechen und zischeln: „Da bin ich, jetzt ist meine Reihe.“ Ich weiß, es wird in einem Augenblick geschehen, wo ich am Wenigsten geneigt sein werde, ihr zu folgen. Sie wird vielleicht eine köstliche Stunde stiller Sammlung mitten durchschneiden und um Haupteslänge kürzen. Vielleicht wird sie lebendige Blumen, die jene Stunde mir bringt, mit ihrem Frosthauch töten. Und doch höre ich mit Ruhe und einer gewissen Befriedigung die Worte: „Um acht Uhr, vergiß nicht!“ Mein Tag, der in der Luft zu schweben schien, mit dem ich nichts anzufangen wußte, hat einen Stützpunkt gefunden, von wo aus meine Gedanken ihr Spinnengewebe weiterdehnen können.

Ich gehe ins Freie. Ein herrlicher Morgen, kühl und still. Meine Seele weitet sich in dem Sonnenlicht. Ich fühle mich frei und sorgenlos, ich kann

mich dem Augenblick in unbefangenem Genuß hingeben. Ich will ans Meer, weiter weg aus den engen Straßen, ich will grün schillernde Farben sehen und Salzgeruch athmen.

Ich sehe nach der Uhr. Warum? Ich weiß es selbst nicht. Hat wieder eine der vertrackten Bestien hinter ihrem Baumstamm hervorgeguckt? Ich besinne mich: richtig, in einer Stunde muß ich ja zu Hause sein. Dann kommt eine Versammlung, dann das Bureau, dann ein Besuch und dann . . . Ich sehe ein ganzes Menu fertig abgewogener Portionen, nach denen mich nicht hungert und die mich nicht sättigen können. Und doch bin ich es selbst, der meine Tafel mit ihnen belastet hat, als wäre ich ein durchtriebenes Leckermaul.

Und während ich im Sonnenlichte dem Meere zuwandere, ordne ich meine Gedanken, überlege mir das Programm meines Tages, sondere das Wichtige vom Unwichtigen, prüfe und wäge, messe und theile jedem sein Stündchen, sein Minütchen und sein Sekündchen zu, bis ich schließlich arm wie eine Kirchenmaus dastehe. Aber ich bin zufrieden. Ich fürchte mich nicht mehr vor den Bestien. Ich verkehre mit ihnen auf vertrautem Fuß, ich verabrede mit jeder ein Stelldichein und denke beinahe mit Vergnügen an die Zerstreuung, die sie mir auf meiner eintönigen Wanderung verschaffen werden. Ich schwelge in dieser unfruchtbaren und spielerischen Arbeit, denn sie dünkt mich wichtig und nothwendig. Ich will mich von dem großen Augenblick nicht überrumpeln lassen, wo das Leben plötzlich vor mir steht und sagt: „Hier nimm mich, ich bin Dein.“ Ich will bereit sein und ich gehe so ganz in den Vorbereitungen auf, daß sie mir zur Hauptsache werden und ich mich nicht einmal verwundert frage, warum der große Augenblick noch immer nicht gekommen ist.

Ich bin in meinen Gedanken und Berechnungen schon wieder in meinem Hause angelangt. Das Meer, der würzige Salzduft, die blaue Ferne mit ihren dunklen Inselumrissen, das blendende Sonnenlicht: ich bin an ihnen vorübergegangen, fremd und gleichgiltig; ich glaube, ich habe sie kaum bemerkt. Ich habe an Schatten gedacht, die meine eigene Phantasie in den trächtigen Schoß der Zukunft versenkte, während der lebendige Tag verschleiert neben mir ging und vergebens seine Hand nach mir ausstreckte.

So gleitet und rinnt mir Stunde auf Stunde aus der Hand, bis der Tag zur Neige, und Tag auf Tag, bis das Jahr um ist. Der Augenblick, der mich umgiebt, ist mir nicht Ziel, sondern nur Mittel und Stufe, um zu einem Ziel zu steigen, das mir immer gleich fern bleibt. Ich suche das Leben, weil ich es mit unerschöpflicher Inbrunst liebe, aber mein suchender Blick sieht das Nächste nicht: er irrt ins blaue Dunkel der Zukunft und ruft den kommenden Tag, damit er den heutigen morde.

Die tausend Bestien hinter den Baumstämmen wissen ganz genau, warum sie sich verbergen. Kämen sie alle auf einmal aus ihrem Versteck, so könnte es geschehen, daß mir die Schuppen von den Augen fielen, daß ich ihnen mit einem einzigen Hiebe die Köpfe abschlüge und mich dann lachend in den Schatten der Bäume legte. Sie wissen, daß ich blind und thöricht, daß ich feig und abergläubig bin, und haben mich deshalb zum Narren. Sie wissen, daß meine Hände nicht muthig zugreifen, sondern ängstlich tasten. Ich suche die Erfüllung und trete sie selbst mit Füßen, statt mich zu bücken und sie triumphirend auf-

zuheben. Ich jage nach dem Leben, — und meine Phantasie baut Berge zwischen mich und das Leben. In Hast und Spannung keuche ich die Hügel hinan. Wenn ich nur den Gipfel erreicht habe, wird sich mir eine weite Aussicht auf lichte Thäler eröffnen, wo mir entgegenblüht, was ich erwarte, wo ich Halt machen kann und Athem schöpfen und Früchte von lastenden Zweigen pflücken. Aber immer wieder wachsen neue Gipfel vor meinen Augen in die Höhe und immer wieder scheint mir, daß nur drüben die Sonnenseite ist.

Aber in lichten Augenblicken kommt über mich plötzlich die Einsicht, daß ich in einem furchtbaren Wahn befangen bin. Dann weiß ich, daß all die Bestien hinter den Bäumen Spukgestalten sind, die nur meine kranke Phantasie geschaffen hat, daß ich jeden Augenblick, der ist, mitten unter blühenden, Frucht tragenden Bäumen wandle und daß ich nur die Hände auszustrecken brauche, um die reifen Früchte zu pflücken. Dann weiß ich, daß ich schon längst auf der Sonnenseite der Hügel schreite und mich ruhsam ins Gras legen kann, damit der süße Blumenduft aus dem Thal der Erfüllung, das mir zu Füßen liegt, zu mir emporsteige und mich umschmeichle. Dann weiß ich, daß der kommende Augenblick ein betrügerisches Gespenst ist, nicht eines flüchtigen Gedankens werth, daß nur die Gegenwart, nur das kurze Heute, nur die Sekunde, die mich durchzuckt, Wirklichkeit hat und daß ich sie darum auskosten muß bis auf die Neige. Und in solchen Augenblicken lebe ich, tiefer und heftiger und reicher als sonst in Jahren öden und bangen Wartens und Ausschauens. In solchen lichten Momenten habe ich das Leben selbst gepackt und in wollüstiger Umarmung an meine Brust gedrückt.

Warum kommen sie so selten, diese lichten Augenblicke seligen Lebensempfindens? Wer sendet mir einen klugen Rattenfänger, der mit seinem Flötenspiel die heimtückischen Bestien hinter den Bäumen meines Waldes hervorlockte, sie in den See spielte und für immer ertränkte? Ach . . . es giebt keine Rattenfänger mehr und ich werde die Bestien hinter den Bäumen niemals los. Ich werde immer die Ohren spitzen und scheu nach rechts und links die Blicke werfen und auf die Worte warten: „Da bin ich, jetzt bin ich an der Reihe.“ Und ich werde mein Leben lang an dem dürren Euter des kommenden Tages zupfen und in meiner Blindheit und Thorheit nicht sehen, wie die schwellenden Brüste des Heute neben mir vergebens sich nach der saugenden Lippe strecken.

Helsingfors. Johannes Oehquist.

Ausländische Renten.

Die Parole des Tages ist: Billiges Geld. Und doch sind die Märkte unserer heimischen Anleihen verödet und der Kurs ist niedrig. Die Makler stöhnen. Wie anders wars sonst um diese Jahreszeit! Schon seit Tagen hatten in früheren Jahren die ständigen Gäste der Maklerschranke alles Material, das an deutschen und preußischen Anleihen auf den Markt kam, aufgekauft. Denn am fünfzehnten September, wenn die öffentlichen Kassen die Oktobercoupons auszuzahlen

anfingen, regte sich die Anlageluſt im Publikum. Der „Termin" begann und dauerte, wie eine große Meſſe, vier Wochen. Diesmal aber rührt sich nichts im Publikum. Was ist dieſer Enthaltſamkeit letzter Grund? An der Börſe erzählt man Allerlei von neuen Anleihen, die im Januar kommen werden. Sicher kommen ſie. Seit wir unſeren Beruf zur Weltpolitik entdeckt haben, iſt ja die Neujahrsviſite unſerer Miniſter bei den Bankkönigen zur ſtändigen Einrichtung geworden. Aber an ſolche Einrichtungen gewöhnt man ſich und der Deutſche — „bieder, fromm und ſtark" — iſt ſo überzeugt von der Unerſchöpflichkeit deutſchen Staatskredites, daß ihn die beſtändige Steigerung der Staatsſchulden niemals abhalten könnte, deutſche Anleihen zu erwerben. Aber die Börſen haben noch eine Erkärung: das Börſengeſetz. Es iſt in letzter Zeit zur Manie geworden, für alles Mögliche und Unmögliche das Börſengeſetz verantwortlich zu machen. Jeder Cato der Burgſtraße verkündet täglich: Ceterum censeo, daß dieſes Karthago zerſtört werden muß. Nachgerade wirkt es komiſch, wenn man hört, wie jeder Banklehrling die Schwierigkeiten ökonomiſcher Probleme mit dem Hinweis auf das Börſengeſetz zu löſen verſucht. Iſt es aber auch noch nur ſpaßhaft zu nehmen, wenn jüngſt ein Börſenblatt von den verödeten Märkten orakelte, die zu ſchwach ſeien, um den deutſchen Staatsanleihen eine feſte Stütze zu gewähren? Nein. Denn in der Schreibſtube dieſes Blattes weiß man nur zu genau, daß trotz dem Börſengeſetz — oder gerade ſeinetwegen — ſchwerere Arbeit geleiſtet wird, um Laura und Bochum und der Kaſſapapiere Tauſendzahl zu ſteigern. Das Börſengeſetz dient hier nur dazu, ernſtere Gründe zu verbergen, beſonders den, daß der Deutſche jetzt ſeine Renten billig verkauft, um exotiſche, höchſt fragwürdige Werthe theuer dagegen einzutauſchen.

Das iſt des Pudels Kern. Das erklärt auch die eigenartige Situation, die wir heute ſehen. Für die ausländiſchen Anleihepapiere iſt in Berlin der Hexenſabbath angebrochen. Und unſere Bankdirektoren ſind die Hexenmeiſter. Induſtriegründungen können ſie nicht machen. Die letzten Sturmangriffe der kühnen Spekulation haben die Gewißheit gebracht, daß ſie Huſarenritte bleiben, denen der kompakte Heerbann der Käufer zweiter Hand nicht folgt. Was thun? Schließlich müſſen doch bis zum Dezember noch Geſchäfte gemacht werden, damit man wenigſtens in den Berichten von „noch nicht abgerechneten" großen Transaktionen ſprechen kann. Da werden denn am grünen Tiſch Konverſionen und Finanzpläne ausgeheckt, daß den Finanzminiſtern überall das Waſſer im Munde zuſammenläuft. In Oeſterreich will man die Millionen der Mairente in Bewegung ſetzen, Bulgarien, Serbien und Rumänien ſollen mit friſchen Anleihen gefirnißt werden, Spanien regulirt die Valuta, Argentinien und die Türkei konvertiren, — kurz, vom Balkan bis zum Stillen Ozean ſind die Geiſter in fröhlicher Arbeit. Die fremden Renten ſteigen von Tag zu Tag und das Publikum wird künſtlich aufgeregt, damit ihm die Kaufluſt erwache.

Es iſt ein gefährliches Spiel, das man da wagt. Das Publikum hat ein kurzes Gedächtniß. Allenfalls erinnert es ſich noch daran, daß man es mit Trebern und Spielhagen betrogen hat. Vergeſſen aber iſt, daß vor dieſen Kataſtrophen, als das letzte Lebensjahrzehnt des neunzehnten Säkulums begann, das Vertrauen in die Raubſtaaten Amerikas und Europas hart beſtraft worden iſt. Sind der Griechen ſchön bemalte Staatsſchuldobligationen nicht noch immer viel

weniger werth, als man früher dafür zahlte? Ja, aber — so wird geantwortet — die Argentiner stehen doch schon wieder nah an 90, die Italiener, die Ihr einst so verlästertet, über Pari und die Portugiesen haben eine glückliche Konversion hinter sich. Sehr richtig. Doch wer von den alten Besitzern ist heute wohl noch unter Denen, die aus den glücklichen Zeitverhältnissen Nutzen ziehen können? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt es an. Ein Rentenboom reißt eben immer eine ganz andere Menschengattung mit als ein Aktienrummel. Wenn das Publikum an Aktien sein Geld verliert, so ist Das schließlich nur die Konsequenz des Risikos, das jeder Aktienkauf nun einmal mit sich bringt. Selten erwirbt Jemand Dividendenpapiere nur, um höhere Verzinsung, meist, um Kursgewinn zu erzielen. Der sogenannte solide Aktionär ist gewöhnlich ein lüsterner Gewinnjäger. Aber wenn die Kleinen heute zu Hunderten ihre Reichsanleihen verkaufen, um Balkanwaare dagegen einzutauschen, so geschieht es in den allermeisten Fällen thatsächlich der Surpluszinsen wegen. Kommt hier dann der Rückschlag, so müssen die kleinen Sparer, um nicht Alles zu verlieren, sofort verkaufen und flüchten mit dem Rest in den rettenden Hafen der deutschen Staatsanleihen. Die Gewinne der Erholungzeit heimsen die Anderen ein. So droht denn unserem Volksvermögen schon wieder eine Gefahr, nachdem es soeben erst mit knapper Noth dem Spielhagenkrach entronnen ist. Aber vielleicht ist gerade die jetzige Rentenleidenschaft eine Folge der Pfandbriefkatastrophen. Man will das Verlorene wieder hereinholen. Doch der gewählte Weg kann zu neuem Unheil führen.

Die spanische Rente steht im Haussetreiben vornan. Im Jahr 1898, nach Amerikas Sieg, 30, jetzt 86. Die Quecksilbergruben Almadens werden wieder, als geeignetes Unterpfand für neue Anleihen, in bengalischer Beleuchtung gezeigt. Schon wird sogar erzählt, es sei sicher, daß Rothschild frères die neue Anleihe übernommen haben. Man nennt sie Valutaregulirung-Anleihe. Die Bank von Spanien will ein Finanzkonsortium bilden, das die Wechselkurse reguliren soll. Dadurch hofft man die wirthschaftlichen Verhältnisse zu bessern. Eine sonderbare Therapeutenkunst, die glaubt, die Desinfektion der Leibwäsche müsse den Cholerakranken heilen. Als ich noch von meinem Lehrlingsstuhl aus der Weisheit der Arbitrageure andächtig lauschte, lernte ich als erste Lebensregel, daß die Wechselkurse der Ausdruck der Wirthschaftverhältnisse seien. Diese Regel hatte auch bis jetzt noch für mich volle Geltung. Daß man das Ding auch am anderen Ende anfassen und durch die Beeinflussung der Wechselkurse die Wirthschaftmisere bannen kann, habe ich jetzt erst staunend erfahren. Wie lange, glaubt man, soll dieses thörichte Spiel dauern? In dem Reich Karls des Fünften, wo einst die Sonne nicht unterging, geht sie jetzt überhaupt nicht mehr auf. Die einzige Industrie, die dort blüht, ist die Papiergeldfabrikation; und der einzige Kurs, der dort vollen Werth hat, ist der Zwangskurs. $2^1/_2$ Milliarden Peseten Papiergeld füllen den Augiasstall der spanischen Valuta. Ich will nicht sagen, daß die Reinigung dieses Stalles unmöglich ist. Aber es genügt nicht, das Hemd des Patienten zu säubern: aus dem Körper müssen die Bazillen vertrieben werden. Am Mark des spanischen Volkes zehrt der Klerus. Was in Frankreich nur in der Minister Einbildung besteht, ist jenseits der Pyrenäen wirkliche Gefahr. 70 Millionen Pesetas zahlt das Land für seine Geistlichkeit und deren Anstalten; und die Tote Hand giebt keinen Pfennig an Steuern

zurück. Der Adel zahlt auch nicht, das Volk aber leidet Hunger an Körper und Geist. Seit 1897 schuldet der Staat den Volksschullehrern 10 Millionen an rückständigem Gehalt. Und dabei arrangirt man eine Spanierhausse.

Die spanische Finanzgeschichte ist eine Geschichte der Staatsbankbrüche. Seit den Zahlungeinstellungen der dreißiger Jahre immer nur Lichtblicke von kurzer Dauer. Nun weist man mit Stolz darauf hin, daß selbst nach dem Krieg um Kuba Spanien seinen ausländischen Gläubigern die Treue gehalten hat. Aber weshalb? Das offiziöse Organ des liberalen Herrn Sagasta verlangte damals recht deutlich eine Couponkürzung. Aber dieser ballon d'essai flog nicht sehr hoch, weil Frankreich am vierten Mai 1895 die Konsequenzen des Treubruches Herrn Sagasta „freundschaftlichst" zu Gemüth führte. Die Franzosen haben $^5/_8$ Milliarden spanischer Rente; außerdem hat Frankreich, als 1851 in Amsterdam, London und Frankfurt die Notirung der Spanier suspendirt wurde, allein seinen Kredit offen gehalten. Einen solchen Freund verscherzt sich auch der stolzeste Spanier nicht leicht. So bleibt denn die Zinskürzung noch in der Schwebe und Deutschland harrt mit einem Besitz von ungefähr 50 Millionen Peseten der Dinge, die da kommen sollen.

Vom Ebro- und Tajostrom führt uns der Börsentaumel an den Bosporus, wo Rouvier, der Expanamist und Minister, den kranken Mann gesund machen soll. Auch die Anleihen dieses Landes, dessen Finanzgeschichte den Rechtsbruch zur Regel erhoben hat, schmecken jetzt süß wie Zucker. Es war lange ein beliebtes Vexirspiel der westlichen Börsen, die Erhöhung der Trefferquote der Türkenlose auf 75 oder gar 80 Prozent zu prophezeien. Im April 1899 wurde von der Presse schon als Thatsache ausposaunt, was heute noch immer ein schöner Traum ist. Inzwischen aber ist die Sache ernster geworden. Die Unifizirung aller türkischen Werthe ist zwar noch im Stadium der Verhandlungen, scheint aber „ernstlich" beabsichtigt zu sein. Was solcher Ernst in der Türkei zu bedeuten hat, lehrt ein Blick auf das Schicksal der geplanten Konversion der Zollanleihe. Die war auch schon fix und fertig. Da entdeckte irgend ein Pascha Mißverständnisse zwischen sich und der Ottomanbank, — und heute ist die ganze Angelegenheit vertagt. Bis all die Projekte unter Dach und Fach sind, bleibt es bei der alten Finanzwirthschaft. Als Coulisse für ängstliche Kapitalisten dient immer die Dette Publique. Aber diese internationale Schuldenkommission ist eine Schöpfung des großherrlichen Muharremdekretes, das der Padischah von Gottes Gnaden gegeben hat und stets wieder nehmen kann, wenn sein Portemonnaie allzu leer sein sollte. Die Börsianer aller Länder und Bekenntnisse aber beugen sich in Andacht vor dem Fetisch „Muharremdekret".

Soll ich zum Schluß noch an die Vorgänge erinnern, die sich während der neunziger Jahre in Argentinien abgespielt haben? Ich kann es mir vorläufig sparen. Die soeben erschienene Festschrift der Diskontogesellschaft giebt darüber Auskunft. Dringend ist diese Schrift namentlich Denen zu empfehlen, die sich jetzt vermessen, sogar in englischen Stücken in der Burgstraße einen Großhandel zu etabliren. Freilich muß man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Das hat die Fürsorge des Herrn von Hansemann durch breiten Druck erleichtert.

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. September 1902.

Moritz und Rina.

Kreſſin, Fauſta 1902.

Vielliebster und Getreuer!

Weißt Du noch, mein tapfrer Lagienka, wie Du mit höherer Quartanerbildung mir die Kalendernamen erklärteſt? Oben im Inſterburgiſchen, wo die Füchſe einander Gute Nacht ſagen? Beim Onkel Polte mit der Vorliebe für Wrangel und Schwarzſauer, das Deine von je her vornehme Schweſter nicht riechen konnte? Du weißt aber auch gar nichts mehr. Auf Madame Fauſta hatteſt Dus damals abgeſehen. Von wegen Criſpus. Sie kam auf Deiner Ekelliſte gleich hinter der Potiphar. Haſt ſie ja ſogar in der Badewanne, kurz vor dem Abſchnappen, gezeichnet; ſelbſt für marienbader Verhältniſſe ein Bischen umfangreich. Und darum ſchreibe ich Dir heute. Gerade. Nicht den geringſten Grund, in Deinem ſchwarzen Bruderherzen liebliche Empfindungen anzublaſen. Weder Grund noch Stimmung. Uebrigens will ich ehrlich ſein und geſtehen, daß es nicht parti pris war. Onkel Polte hatte in Bonn noch Niebuhr gehört und auf kleinen Zettelchen Alles notirt, was er ſich aus den Vorleſungen und Büchern ſeines Lieblings einprägen wollte. Die gelben Dinger fielen mir beim Kramen vorgeſtern in die Hände. Natürlich ſchmökerte auch Dein verehrter Schwager (der überhaupt nichts Anderes mehr thut) darin herum; und ſein röthlicher Gipfel ſtrahlte, als er mir einen Wiſch hinhielt, auf dem ich leſen durfte: „Die ſchönen Eigenſchaften ſchwinden, welche die Zierde unſerer Nation machten, Tiefe, Innigkeit, Eigenthümlichkeit, Herz und Liebe; Flachheit und Frechheit werden herrſchend.“ Das ſolle ich recht leſerlich auf die Tiſchdecke ſticken; der Mann habe die Be-

ſcherung wenigſtens früh erkannt. Und nun gings los. Immer mit dem Refrain: „Dein Bruder iſt genau der ſelben Meinung.“ Die Nummer kann ich nicht mehr verdauen. Zum Glück iſt man ſchließlich ein Frauenzimmer mit allen Chicanen. Mir tauchte der ganze Sommer vor — Pſt! — Jahren auf, die Kahnfahrt mit den drei Ruſſen, Deine Choſe mit dem ſchwarzen Hannchen, Mondſcheinſonate et le reste. Ungefähr Alles mauſetot. Wie mans auch nimmt: es bleibt Unſinn, ſich nicht an die anderthalb Menſchen zu klammern, die Einem noch leben. Woher denn dieſe Epiſtel.

Leicht wird ſie mir nicht. Theils dieſerhalb, theils außerdem. Wir ſchlafen ſo ſacht ein. Ich kann mich an Alles gewöhnen, ſogar „an dem Einſamen“, wie Puttkamers Scheuerdonna ſagte; aber dieſer Sommer ging über die Hutſchnur. Erſt die Angſt, ob man das Bischen Gottesgabe von den Feldern trocken reinkriegt, und dann nicht ein anſtändiger Tag, wo man ohne Schirm und Mantel über Land konnte. Pfirſiche wie eine mäßige Backpflaume, Trauben ſo hart wie Kommißleder; werden auch nicht mehr. Am Vierzehnten nach Trinatis fing ich, kurz entſchloſſen, zu heizen an. Seitdem iſts wenigſtens mollig. Die Ausſicht aber, ſo ſieben, acht Monate hier im Pökel zu liegen, kann wirklich auf die Akazien treiben. Und wenn ich das Reiſethema antippe, grinſt Adolf nur. Im Sommer habe ich ihm nicht viel zugeſetzt; Marie war bei Deiner Allmutter Lotte gut aufgehoben und ich friere lieber im eigenen Hauſe. Konnte Deinen Wortbruch nicht mal übelnehmen. Hätten Dir doch nichts zu bieten gehabt. Bis Oſtern aber halte ichs hier nicht aus. Es langt nicht, ſagt er; für Berlin nicht und erſt recht nicht für Paris. Alles habe weniger gebracht. Stelle Dir vor: dieſes Menſchenkind freut ſich darüber, daß die paar Induſtriegeſchichten, die er riskirt hat, ſo faul ſind. „Wird und muß noch viel ekliger kommen“. Daß er eine erwachſene Tochter hat, die nicht verbauern darf, fällt ihm nicht ein. Du warſt doch Diplomat, haſt Dir Allerlei um dem Halſe geholt und bei ihm einen dicken Stein im Brett. Wenn Du nicht ein Mittel findeſt, ihn wegzulocken, haſt Du neben anderen Todſünden auch noch den Zuſammenbruch Deiner Schweſter auf dem Gewiſſen, die einſt zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. (Bitte: ſteht in der letzten Cenſur unſerer gemeinſamen Franzöſin!) Doch was iſt Euer Liebden die Schweſter? Verſchrumpelte Landpomeranze. Von Vorvorgeſtern. Nicht dans le mouvement. Ich kenne die Melodie, als ob ich ſie vom Blatt geſpielt hätte. Schütze nur keine Müdigkeit vor! Habe in Deine Seele geblickt. Via Kuno, der Sonntag hier war. Du ſollſt „entzückend“ geweſen ſein. Einfach ſprudelnd. So ſehr, daß wieder allgemeiner

Jammer über politiſche Abſtinenz. Darf ich ergebenſt fragen, warum Du nicht auch hierher mal zu ſprudeln geruhſt? Bin ja, der Noth gehorchend, beſcheiden geworden und maße mir ſchon lange nicht mehr an, die Herren der Schöpfung auf ihren hohen Geiſtesflügen zu begleiten. Ganz dumm und gefräßig möchte man auf ſeine alten Tage aber nicht werden. Kuno ſchüttete ja einen ganzen Ruprechtsſack aus. War natürlich überall „mitten mang" geweſen, Victor Emanuel, Manöver zu Land und See, und brachte Neuigkeiten die ſchwere Menge. Erſtens aber faſt lauter Perſonalien, aus denen ich mir nicht viel mache; und zweitens war er immer ein leichtes Tuch, das bei jedem Windhauch flattert. Nicht unſere Couleur. Das, woran mir liegt, kann man von ihm nicht erfahren. Nämlich: Wie der Haſe läuft.

Sage mal: läuft er eigentlich überhaupt noch? Vielleicht kommts daher, daß Ihr mir die Sachen ſo gründlich verleidet habt. Du und Dein Schwager, der Anarchiſt. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß nichts mehr geſchieht. Auch kaum noch verlangt wird. Dabei leſe ich eifrig, was irgend an ſtandesgemäßen Zeitungen heranzuſchaffen iſt, nehme aber an Weisheit nicht zu. Fleiſchnoth und ſolcher Hokuspokus. (In unſerer Gegend iſt für gutes Vieh kein ordentlicher Preis herauszuſchlagen.) Glänzender Kavallerieſieg über das fünfte Corps. Glänzender Seeſieg der „Hohenzollern" über ein feindliches Geſchwader. Glänzender Einzug in Poſen. Intimität mit Italien. Noch größere mit Rußland. Revanchereden in Frankreich. Unverſchämtheit der Amerikaner, die uns vorſchreiben, wie wir Rumänien behandeln ſollen; ſind die Leute da drüben ſchon ganz verjudet? Das Alles iſt doch entweder nicht ernſt oder höchſt fatal. Noch fataler die Bayerndepeſche (obwohl ich, wie Du weißt, für die ſüddeutſchen Bundesbrüder nicht viel übrig habe). Am Ende muß es aber doch auch Seriöſeres geben. Kunos clou war die Behauptung, der Kriegsgoßler gehe. Regt mich nicht weiter auf, ſelbſt wenn es wahr iſt, daß er geſagt hat, er könne die krefelder Huſaren nicht vor dem Reichstag vertreten. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Uebrigens glaube ich dieſe Sachen immer erſt, wenn ich ſie ſehe. (Gelehrig, nicht?) Freuen würde michs, weil ich für die Familie von je her ein faible hatte. Politiſch aber Graupe wie Erbſe, ob ein anderer Breitſtreifiger die Ordres ausführt. Gefingert wird doch Alles in der Behrenſtraße. Mir kanns gleich ſein. Den Plan, den Jungen in die Karmeſinſtreberei zu hetzen, habe ich ſchon lange neben anderen Herzenswünſchen beſtattet. Und aus der Ochſentour werden ſie ihn nicht ſtoßen, wenn nicht etwa ſein père prodigue uns eines Tages eine Rieſendummheit ſpendirt. Was allerdings ſehr

möglich ist. Von seiner Geistesverfassung kannst Du Dir draußen keinen Begriff machen. Feuerroth ist nichts dagegen. Ich opponire nicht mehr; zittere nur noch, wenn wir Offiziere zu Tisch haben. Scheint aber, daß die Adolfe heute nicht selten sind. Auch ein nettes Zeichen der Zeit. Im Grunde hat er ja Recht. Fast mit Allem. Nur möchte mans nicht bei jeder Mahlzeit auf dem Teller finden. Neulich, als wir friedlich beim Einmachen saßen (Lottens Deputat geht pünktlich vor Erntedank ab), kam er dazu. Ich war auf schlechte Witze gefaßt. Nein. „Siehst Du, Kleine, (vor der Mamsell!): Das nenne ich Politik. Vorsorgen. Ehe die Spätbirnen reif sind, an den Winter denken. Denen in Berlin fällts nicht ein. Die sind heilfroh, wenn sie noch bis übermorgen zu knabbern haben. Keine bessere Klitsche wäre heutzutage mit solchen Grundsätzen zu halten; da oben aber gehts. Pourvu que cela dure!" Und dann die üblichen Prophezeiungen: Windbruch, Krach und so weiter. Das sind so seine household words. Billiger thut ers nicht. Alles kracht. Früher hielt er doch große Stücke auf die Armee. Aus. Baut mir das Manöverbild auf die Kommode und beweist, daß die von S. M. geführten zwölf Kavallerieregimenter im Ernstfall einfach rasirt worden wären. Wenn so was möglich sei, solle man die kostspielige Geschichte lieber aufgeben. Als gemeldet wurde, die „Hohenzollern" habe die Elbsperre durchbrochen, war er drei Tage lang aus dem Häuschen; schnitzte Borkenkähne, um mir klar zu machen, daß die erste Breitseite das Kaiserschiff in Grund gebohrt hätte. Und mit diesem Spektakelstück bereist er jetzt die Nachbarschaft. Sei stolz: diesen Gatten hast Du der Schwester gefreit.

Du lachst. Ich nicht. Werde es auch nicht mehr lernen. Trotzdem ich über Manches hinweg bin. Alles, was Eure herrliche Ueberlegenheit mir so oft vorwarf, ist beigesetzt. Empfänge, Einzüge: was in dieses Kapitel gehört, überschlage ich am Liebsten. Aber es giebt eine Grenze. Schließlich hat man sein Bischen Leben an die Sache gehängt. Gespenster? Vielleicht für Dich. Du lebst in der Stadt, bist, wenn Du Deinem Inspektor wirklich mal auf die Finger guckst, ein vornehmer Fremder und hast keine Ahnung, wies auf dem Lande aussieht. Das mit den wankenden Thronen hat uns ja sicher geschadet und ich war zufrieden, als unsere Leute feierlich protestirten; denn diese Dinge braucht man nicht an die Wand zu malen. Uebertrieben wars aber nicht. Ganz ruhige Leute stimmen darin überein, daß es unglaublich böse steht. Wer nicht sämmtliche Augen zudrückt und sich Watte in die Ohren stopft, kommt aus dem Skandal nicht heraus. Das Schlimmste: daß Keiner weiß, woran er sich halten soll. Wirds bis zu den Wahlen nicht anders, dann

können wir ein blaues Wunder erleben. Und man hat doch den Eindruck, bei der Zollgeschichte müsse es zum Klappen kommen. Adolf rechnet mit der Möglichkeit, daß noch vor Weihnachten gewählt wird, und freut sich wie ein Schneekönig auf die Strecke. Ich hoffe immer noch, daß plötzlich ein Trumpf angesagt wird, irgend Etwas, das Unsereinem einleuchtet und die alte Preußenfreudigkeit wiedergiebt. Und, siehst Du, deshalb muthe ich Deiner brüderlichen Liebe diese Trübsalbläserei zu. Du hast Beziehungen; tausenddrei. Du hörst das Gras wachsen. Du wußt wissen, was die Glocke geschlagen hat, wie es überhaupt weitergehen soll. Zwei Löffel Trost brächten mich für 'ne ganze Weile auf die Beine. „Weiberneugier"? Wahrhaftig nicht. Man möchte nur orientirt sein und nicht hilflos auf dem Trockenen sitzen. Kannst Du nicht mal die zwei Eßlöffel leisten, dann bin ich wenigstens im Klaren und kann mein Haus bestellen. Keinen Spott, bitte: sentimental ists nicht gemeint. Dann kommen gewisse Kinderstubengefühle eben mit den Sommersachen in die Bodenkammer. Und vielleicht giebts dann noch eine glückliche Ehe mit Silberflitterwochen. Ich glaube, Adolf würde sogar dem Burgunder und anderen rothen Genüssen entsagen, wenn ich in sein Lager überginge. Sein alter Tollpunkt: daß er von den Nächsten nicht anerkannt wird.

Wenn Du mir, nebenbei, in drei Worten berichten könntest, was man bei Euch trägt, wäre es furchtbar nett. Meine geliebte Lotte schwingt sich zu selbständigen Briefen schon lange nicht mehr auf. Rheuma ist ein guter Vorwand. Grüße sie trotzdem aufs Zärtlichste; und sie soll diesmal die Erdbeeren nicht wieder unverlöthet stehen lassen; aufessen oder die Büchse fest zu. Nämlich Marie liegt mir wegen eines Reformkleides in den Ohren. Eine Tanzstundenfreundin hats ihr in den Kopf gesetzt. Was ich davon gesehen habe, war mauvais genre, nichts für unsere Kreise. Da sie hier aber so wenig vom Leben hat, will ich Deinen sachverständigen Rath einholen. Mir kannst Du doch nicht erzählen, daß Du außer Lotka noch nie ein weibliches Wesen angesehen hast. (Springe hier, falls Du den Brief zu Hause vorliest: ich weiß ganz genau, in welcher Gesellschaft Du neulich gesprudelt hast. On revient toujours ... Meinetwegen.)

Adolf ist auf Jagd. Für Eure Küche: also grolle nicht. Auch, wenn möglich, nicht seiner Gattin; denn sie ist Deine Schwester, die Du vor etlichen Jahrtausenden mal zu lieben behauptetest. Jetzt ist sie Dir unausstehlich. Macht nichts. Den Pflichttheil Deines alten Herzens kannst Du ihr nicht entziehen und bei dem Umfang, den dieses mit Recht so geschätzte Organ in Deinem Busen erreicht hat, begnügt sie sich damit und gelobt, bis Weih-

nachten mindestens Dich in Ruhe zu lassen. Kressin empfiehlt sich. Wir haben schon Nachtfrost und die Palme muß herein. Soll ich out in the cold bleiben? Ich warte. Aber nicht allzu lange. Rina.

Berlin, Thekla 1902.

Große Patriotin und (noch immer) kleine Schwester!

Thekla ist besser als Fausta. Die wilden Thiere winselten Ehrfurcht vor der frommen Paulinerin und die Flammen schonten ihres keuschen Leibes. Also zu lesen in den Apostelapokryphen. Am Besten aber ist Rina; klug und kokett wie Konstantins hübscher Racker, tugendhaft und tapfer wie die Jungfrau aus Ikonion. Das edelste Exemplar einer auch sonst nicht ganz unwürdig vertretenen Gattung. Bereit, für ihren Borussenglauben in den Cirkus zu gehen (wobei weniger an Busch als an Menagerie zu denken) und in der unmöblirten Höhle von Seleukia zu wohnen. So viel über die „Unausstehliche", die verlorene Liebe, den Pflichttheil und das ganze Arsenal der Anzüglichkeiten. Ich bin lieblos, vernachlässige Dich, trinke Cyprier, küsse schöne Mädchen und habe Beziehungen bis in die Puppen. Kenne ich Alles längst. Und da Dirs offenbar Vergnügen macht, einen züchtigen Greis im Silberhaar so auf Briefbogen zu malen, muß ichs eben leiden und mich mit der Gewißheit trösten, daß Du kein Wort von all dem Zeug glaubst. In meinen Jahren fühlt man sich durch Alles, was nach dépit amoureux schmeckt, geschmeichelt. Selbst wenn es von einer Schwester kommt. Selbst wenn? Gerade dann! Womit ich das Thema vom ungetreuen Bruder verabschiede und ergebenst anheimstelle, den Zweifel an meinen Gefühlen hinfüro im Kohlenkeller lagern zu lassen. Giebts Schimmelpilze: tant mieux.

Zunächst mal das Praktische. Reformkleid: va bene, wie der Kellner zu sagen pflegte, der uns bei Quadri protegirte. Ich könnte zwar, in anerzogener Korsetfrömmigkeit, ohne diese glorreiche Erfindung selig werden. Aber so abschreckend wie die Anfänge sehen die neuen Modelle nicht mehr aus. Gesund solls ja sein, getragen wirds viel, und da sogar Gerson es führt, kann Dein standesgemäßes Gewissen sich beruhigen. Sonst von Paris nichts Neues, so viel ich weiß. Weite Aermel, flache Hüte, enge Röcke; so eng, daß... ich lieber nicht davon rede. Topographische Aufnahme. Weiter. Kollektivdank praenumerando für alles Gepflückte, Geschossene, Verlöthete. Revanche vorbehalten. Lieferung: Loko. Denn Ihr kommt natürlich. Wäre noch schöner, wenn Ihr in Pommerland einfröret. Deinen Jammermann will ich schon kirr kriegen. Mir kann er nicht Angst machen; ich kenne seine Bilanzen und bin

ſicher, daß es für warmes Abendbrot vorläufig noch langt. Natürlich haben wir jetzt Alle weniger; Dividende iſt eben kein leerer Wahn. Er kanns aber ertragen, ohne mit Weib und Kind ins Armenrecht flüchten zu müſſen. Ich verpflichte mich, an Milch der Greiſe heranzufahren, was gut und theuer iſt. Außerdem erfreuen wir uns eines cordon bleu von Köchin, ders bei einem Bankdirektor nicht fein genug war und die Salmis von Bekaſſinen und Wachteln à la gourmet macht, daß Adolfens treue Aeuglein übergehen werden wie weiland des Alkoholiſten von Thule. Beißt er auf dieſen Köder nicht, dann habe ich ſtärkere Künſte. Nichts Erotiſches, Madame; ich bin längſt aus der Manege und er, — na, ihn mußt Du ſchließlich kennen. Wenn ich ihm aber ſage, daß es hier jetzt intereſſant wird, hölliſch ſogar, und daß er die Gelegenheit nicht verſäumen darf, Dich durch den Augenſchein zu bekehren, dann landet er vor Simon und Juda in der Friedrichſtraße; oder ich will mir den Rolandbrunnen für Lebenszeit in die Eßſtube ſtellen. Das wird alſo prompt beſorgt, auf Wunſch auch brieflich, und koſtet nicht die kleinſte Nothlüge. Denn meine Naſe müßte alle ererbten Talentreſte eingebüßt haben, wenn wir hier nicht nächſtens ſehr merkwürdige Dinge erleben.

Und da wären wir ja bei Deinem Sorgenkind. Danke der Nachfrage: es lebt noch; aber Staat können wir nicht mehr machen. Temperatur und Puls durchaus nicht normal. Prognoſe unſicher. Du forderſt Deinen Quartalsbericht ſo decidirt, als ob man ſich nur eine Stunde auf die Unausſprechlichen zu ſetzen brauchte, um die ſogenannte „Lage" klipp und klar zu ſchildern. Lage! Giebts ja gar nicht. Windhunde wie Kuno haben gut bellen. Die leben in der Rangliſte und fühlen den berühmten Athem der Weltgeſchichte, wenn ſie, ehe es raus iſt, aufgeſchnappt haben, daß Einer abgeſägt wird. Alles, was Deine Weisheit über die Belangloſigkeit der Perſonalien ſprach, unterſchreibe ich mit lauter Grundſtrichen. Gehüpft wie geſprungen. Stimmt ja, daß Goßler ſeit Krefeld verdorbenen Magen hat und drauf und dran war, die Galatafel zu verlaſſen, bevor die Huſarenpaſtete herumgereicht wird. Doch ſolcher Schlag iſt, wenns gerade bequem ſcheint, immer am Portepee zu halten. Und an für dieſes Metier brauchbaren Generalen fehlts nicht. Intereſſanter iſt ſchon das Horoſkop des Lauſecanaletto. Der aber iſt in alle Sättel gerecht und jagt Schwarz an, wenn Alle glauben, er müſſe paſſen. Die Miniſterialherrlichkeit ſteht nachgerade ja ſo tief unter Pari, daß man auf die Namen kaum noch achtet. Wozu auch? Neuer Faden, alte Nummer. Nur die unverwüſtlich Optimiſtiſchen, wie meines Vaters beſtgerathenes Kind, hoffen noch. Ich, wie die kreſſiner Egeria nicht ſeit vor-

gestern weiß, schon lange nicht mehr. Du selbst siehst jetzt ja schon schwarz. Adolf sieht schwärzer. Dein Ergebenster ist bereits beim Superlativ.

Nicht wegen der heraufziehenden Skandale. Lärm genug wirds freilich geben. Fleischnoth und Brotwucher. Kunstdepesche und Kanzlerverantwortlichkeit. Der Orden Sankt Johanns und die Tochter des Feldwebels. Toute la lyre. Ungefähr so ists aber seit Jahren jedesmal, wenn die Parlamente in Sicht kommen. Das geht vorüber. Diesmal wohl nicht so glimpflich, weil alles Süddeutsche engagirt ist und das Centrum die Bauern überschreien muß. Außerdem letzte Session vor den Wahlen — immer geräuschvoll — und der Kanzler in ramponirter Montur. Mit Plaudereien wird er das Rennen nicht machen und das Citiren haben die Witzblätter ihm verleidet. Wenn Adolfs Katastrophentheorie aber mit parlamentarischen Ungewittern rechnet, ist sie trotzdem schief gewickelt. Alles, was Dich aus seinem Munde so ärgert, ist unbestreitbar; auch seine Manöverjeremiade. Die Sitte, aus aller Herren Ländern Gäste zu laden, mußte das Schlußexamen des Dienstjahres nach und nach in eine Parade umwandeln. Die Fremden sollen nicht in die Karten gucken: also glänzende Evolutionen. Bei dem Kavallerieangriff konnte man allenfalls noch zweifeln, weil der Zustand der aufzureibenden Infanterie nicht unzweideutig festzustellen war. Die „Hohenzollern" aber wäre im Ernstfall, mit ihrem schwachen Luxuspanzerschutz, nach ein paar Minuten verloren gewesen, — und sie hatte den Kriegsherrn an Bord! Das mußten die Manöverrichter sehen. In politischen Dingen entscheidet der Erfolg, nicht die gute Absicht. Man wollte den Fremden imponiren und hat erreicht, daß überall gedruckt wird: Die deutschen Manöverbilder sind nicht ernst zu nehmen. Das hatten wir auf unserem Spezialgebiet noch nicht gehört; jetzt lesen wirs alle Tage. Der alte Respekt ist eben fort. Daher auch die frechen Reden des französischen Kneipenadmirals und seines Konsorten. Früher undenkbar. Und wie haben wir drüben um Liebe geworben! Bei uns bildet man sich immer noch ein, draußen ersterbe Alles in Ehrfurcht oder würge an Neidgefühlen. Du lieber Himmel! Die Leute sind ja nicht verpflichtet, blind und taub zu sein. Wenn heute ein neues Portfolio herauskäme, würde der brave Michel Mund und Nase aufsperren. Ist auf die ganz ungewöhnlich chaleureusen Reden, die S. M. in Posen den Russen hielt, aus Peterhof irgend eine Antwort gekommen? Stelle Dir vor, was wir sagen würden, wenns dem Sieur Loubet so gegangen wäre: und Du kannst ahnen, wie gezischelt wird. Ueberhaupt Posen! Der richtige marienburger Text — nicht „Uebermuth", auch nicht „Frechheit", sondern viel, sehr viel kräftiger — ist noch nicht gedruckt, den Betroffenen

aber natürlich längst bekannt. Kaisermanöver in der Polakei stets bedenklich; unter diesen Umständen mußte man einen Vorwand zur Absage finden. Posen ohne Polen geht beim besten Willen nicht, selbst mit Denkmalsenthüllung, byzantinischer Rednerei und dem loyalen Schlag eines „freudigen und bewegten" Bürgermeisterherzens. Und über die Verbrüderung mit Italien brauche ich wohl nichts mehr zu sagen. Diese Sachen haben wir nachgerade oft genug durchgemacht; eine Verbesserung der Bilanz ist aber nicht zu merken.

Du meinst, ich röche die Stimmung nicht. Ach, mein gutes Kind: Du hockst immerhin noch auf preußischer Scholle, wo Tradition in den Knochen steckt. Was würdest Du erst sagen, wenn Du in die anderen Bundesstaaten hineinhorchen könntest! Da gehts tiefer; und ... höher; in manchen ganz hoch. Glissons. Denn Briefpapier ist dünn. Um von Unverfänglicherem zu reden: die Tarifsache war zu machen; ziemlich einfach, ohne Aufwand von besonderer Genialität. Mit dem Centrum, das die Furcht vor den katholischen Arbeitern der Regirung zugetrieben hätte. Jetzt, nach der Depesche, ists schwerer, doch noch lange nicht unmöglich. Arenberg war in Norderney. Was zum Salon Schlippenbach gehört, zuckt die Achseln. Abwarten. Unsere Leute müßten, wie anno Miquel, die größten Esel sein, wenn sie nachgäben. Politisch wäre es mit den Junkern fürs Erste dann aus. Der Besitzer schwört nun einmal, daß nur hohe Zölle ihn retten können. Illusion, aber unausrottbar. Das Vernünftigste wäre, den Tarif zur Wahlparole zu machen. Dann hätte man endlich wenigstens ein klares Bild realer Machtverhältnisse; und zu solcher Aufklärung ist der Apparat doch geschaffen. Sieht aber nicht danach aus, als sollte es kommen. Adolf kann den Degen noch ein Weilchen einstecken. Als letztes Mittel bleibt ja: Abschluß neuer Handelsverträge, für die dann Alles, was an Industrie und Handel interessirt ist, furioso ins Feuer geht. Gehen muß, weil die Folgen eines Zollkrieges nicht abzusehen wären. Das vergeßt Ihr agrarischen Wütheriche. Ihr lebt noch in üppigen Aufschwungsvorstellungen. Prosit Mahlzeit! Bank und Umgegend sitzen fast eben so tief in der Tinte wie wir. Und keine Aussicht. Der schöne Traum vom florirenden Weltreich hat nicht lange gedauert. Du schiltst die Yankees, die sich auf ihre Art gegen jüdische paupers wehren und Europa munter koramiren. Heuchelei und humanes Gethue auch hier ekelhaft: d'accord. Wenn ihr Herz so zärtlich den rumänischen Juden entgegenschlägt, sollen sie gefälligst die ganze Sippschaft übers Meer holen. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Was Dich ärgert, ist erst der Anfang. Wir werden viel dreistere Zumuthungen erleben. Onkel Sams Familie ist unglaublich stark. Was in einem Jahrzehnt da geleistet worden

iſt, geht auf keine Kuhhaut. Male Dir aus, wie es in fünfzig Jahren ſein wird. Wir verzwergen, ſind vollkommen wehrlos gegen ſolche Konkurrenz. Nun haben unſere Verbeugungen die Leute auch noch übermüthig gemacht. Sie wollen zeigen, daß ſie zum arbitrium mundi (der Gatte hat ein Lexikon) die Nächſten ſind; mit Rußland werden ſie leicht einig und England — das ſchließlich noch immer die robuſteſte Weltmacht iſt — haben ſie gleich beim erſten Verſuch an ihrer Seite. Eine angenehme Gruppirung, nicht? Ja: ſo muß man die Dinge ſehen, ehe man ſich an Schlußfolgerungen wagt, und nicht immer glauben, der Erdkreis ſei den Germanen erobert, weil bei uns irgendwo Fahnen herausgeſteckt oder Illuminationen veranſtaltet werden.

Wir Beide werdens nicht erleben. Wir bleiben die ſchlechten Patrioten, die Kurzſichtigen, die an die herrlichen Tage nicht glaubten. Mir iſts Salami. Und Nachwelt giebts für kleine Leute nicht. Aber luſtig iſts nicht, zu ſehen, wie die Karre verfahren wird. Adolfs Beiſpiel vom Einmachen iſt nicht ſo verdreht, wies Dir ſcheint. Vorausſehen iſt Alles. Wenn Du fünfzigtauſend Büchſen mit Gartenerdbeeren füllſt und Dir einbildeſt, den ganzen Haufen abſetzen zu können, biſt Du aufgeſchmiſſen. Andere Leute, die für die Beeren die Hälfte, für den Zucker ein Viertel Deines Preiſes zahlen und denen ein Blechtruſt die Büchſen halb umſonſt liefert, kommen und fangen Dir die Kunden weg. Wir mußten uns beſcheiden. 70 war eine Sache, von der man hundert Jahre anſtändig leben konnte. Oder, wenn die Gefahr des Erſtickens eintrat, ſchnell einen neuen Krieg anfangen. So lange Landkriege noch möglich ſind. Mit Geld, mit tropiſcher Produktivkraft können wir nun mal nicht aufwarten. Aber wir hatten — ich hoffe: haben — das beſte Heer. Darüber läßt ſich reden. Moraliſch wäre es nicht geweſen, aber praktiſch. Weltreiche ſind nie mit reinen Händen gegründet worden. Man ſchimpft und hört wieder zu ſchimpfen auf: vide Großbritanien, dem alle Sittenregeln den Appetit noch nicht verdorben haben. Einen dritten Weg ſehe ich nicht. Denn mit der Flotte kommen wir nie in die vorderſte Reihe. Geldfrage. Da haben Andere den längeren Athem. Allmählich merkens die helleren Köpfe. Daher die Verſumpfung, die Du ſpürſt, der Mangel an ſchöpferiſchen Ideen, an „Freudigkeit", wie Dus nennſt. Wir leben ſeit Jahren von Surrogaten. Das iſt manchmal nicht zu vermeiden. Wer Hadern nicht hat, muß Holzſtoff nehmen, — wenn er durchaus Papier fabriziren will. Auf die Dauer aber wirds gefährlich. Wofür haben wir uns begeiſtert? Für Dreyfus. Für Paulus Krüger. Sehr ehrenwerth. Bringt aber keinen Gewinn. Neulich ſogar für die Familie Rooſevelt. Jetzt iſt der Salat angerichtet. Nach Süd-

amerika lassen sie uns nicht. Monroe-Doktrin. Und Europa zwingen sie ihre pax americana auf. Eines Tages ziehen sie einen Stacheldraht um die ganze Halbinsel und machen aus uns eine „Sehenswürdigkeit". Barnum & Baily. Oder: „So schrieb ich vor fünfzig Jahren". Miezes Kinder fristen dann ihr Leben als Fremdenführer und zeigen den im Auto Herbeisausenden, wie um 1900 ostdeutsche Landwirthschaft aussah. Very nice. Ein Wrukenidyll, im Hintergrund gut beleuchtete Hünengräber mit Fugen vom alten Johann Sebastian. Mit Spanien fings an. Jetzt ist Rumänien an der Reihe. Nächstens müssen wir gehorsam abwarten, bis von drüben dekretirt wird, wie viele Soldaten wir halten, wie viele Maschinen bauen dürfen. Geburten werden kontingentirt und Nationaltrachten wieder eingeführt. Im Ernst: Da ist die Welt mit dicken Brettern vernagelt. In den Agrarstaat können wir nicht zurück, Pommerland ist abgebrannt und die Exportgenüsse gehen vor die Hunde. Unsere Hauptmacher zweifeln gar nicht; sie prophezeien, daß unsere Industrie, trotz Tüchtigkeit, nicht aus der Spielzeugschachtel kommt, wenn drüben noch zweimal zehn Jahre gearbeitet ist; und ginge es nach Ihnen, so schlügen wir heute lieber als morgen los. Mit der Admiralität über den Atlantischen Ozean hats nach Alledem gute Wege. Aber Bülow badet. Warum denn nicht? Ihn trägts ja noch.

Dich auch. Deshalb sollst Du Dir das Bischen Jammerthal nicht unter Thränen setzen. Ein paar Hoffnungschleier und Gefühlsumhänge kannst Du ja in die Sommerkiste packen. Ohne Kampher: sie sind doch nicht mehr zu brauchen. Sonst aber hübsch auf Deck bleiben. Bist gut, wie Du bist. Das Theklahafte kleidet Dich. Geh ruhig für Deinen Glauben in den Cirkus. Die Bestien heulen, beißen aber nicht. Du hast Deinen Herrgott, Beneidenswerthe; und Adolf, der auch nicht von Pappe ist. Rumkriegen darf er Dich nicht. Als politische virago bist einzig und er frißt aus der Hand, wenn Du ihm manchmal — aber nicht unter vier Augen etwa! — das Fell kraust. Geschieht nichts: auch gut. Viel besser, als daß Dummheiten gemacht werden. L'Allemagne se recueille und lernt resigniren. Dein Exbülow sorgt ja täglich für Wasserkantentelegramme. Und wenn die Throne wirklich zu wanken anfangen, — ja, dann wirds wohl Zeit sein. Die Haare, denke ich, sind auf den Häuptern gezählt? Kannst nix machen, Königliche Hoheit.

Zwei Löffel Trost? Den Artikel führe ich nicht. Lies Amos 4, putz das Mädel heraus und röste Dich in der Nähe des Nullpunktes an dem Bewußtsein, daß Du im kleinsten Deiner kleinen Finger mehr werth bist als

Dein heruntergekommener Bruder und hilfloser Dachgreis

Moritz.

Von Heraklit zu Spinoza*).

In weiten Kreisen ist wieder die Theilnahme und das Verständniß für philosophische Fragen und Untersuchungen erwacht, nicht zuletzt im Kreise der Naturwissenschaft selbst. Was noch kurz vorher unerhört gewesen wäre, ließ sich jetzt vernehmen: Ein hervorragender Physiologe redete von „Grenzen des Naturerkennens“ und sogar das verpönte und in der That leicht mißzuverstehende Wort „metaphysisch“ taucht in dem Werk eines Physikers auf. Heinrich Hertz, dem wir die experimentelle Begründung der elektromagnetischen Lichttheorie, den Nachweis der Gleichheit der elektrischen Strahlen und der Lichtwellen verdanken, äußert in seiner Mechanik: „Kein Bedenken, das überhaupt Eindruck auf unseren Geist macht, kann dadurch erledigt werden, daß es als metaphysisch bezeichnet wird; jeder denkende Geist hat als solcher Bedürfnisse, die der Naturforscher metaphysisch zu nennen gewohnt ist.“ Im Fortschritt des Naturerkennens sind von selbst auch die alten Fragen der Philosophie, die höchsten und umfassendsten Fragen des menschlichen Denkens, wieder in Sicht gekommen und fordern zu erneuter Untersuchung heraus. Und so mußte es sein. Je mehr die wissenschaftliche Erkenntniß, gleichviel, von welchem Gebiet aus, ihrem Ziele sich nähert, in eben dem Maße wird sie philosophisch. Ein Zeitalter der Wissenschaft, das mit dem Prinzip der Unzerstörlichkeit der Energie ein sämmtliche Vorgänge in der äußeren Natur beherrschendes und verbindendes Gesetz entdeckt und mit der Lehre von der Abstammung und Entwickelung der Arten die philosophische Idee der Einheit des organischen Lebens in die biologische Wissenschaft hineingetragen hat, ein solches Zeitalter der Synthese ist, man mag es Wort haben oder nicht, ein philosophisches Zeitalter. Wissenschaft und Philosophie sind heute nicht mehr zu trennen.

Die Bewegung der Gegenwart zur Philosophie zurück hat noch eine andere Quelle. Lange hat man sich an den erstaunlichen Erfolgen der Naturwissenschaften begeistert, vielleicht dürfen wir sagen: berauscht. Die technischen Erfindungen, ein Ruhmestitel des neunzehnten Jahrhunderts, haben das materielle Leben umgestaltet; das geistige in ähnlicher Weise umzugestalten und weiter zu entwickeln vermochten sie nicht. Immer deutlicher empfinden wir vielmehr die Lücke, die durch Anhäufung von Reichthum und Macht nicht auszufüllen ist; zum Beweis, daß alle äußeren Mittel der Civilisation nicht ausreichend sind, wahre Kultur zu schaffen und den Menschen seiner ganzen Bestimmung näher zu führen.

*) „Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart“ nennt Herr Professor Riehl ein Buch, das im November erscheinen wird und aus dem hier vorher ein paar Fragmente mitgetheilt werden sollen.

Aus der großen Zeit des Krieges, der uns die Einheit des Vaterlandes brachte, ist ein Geschlecht hervorgegangen, gährend, wie es die Art der Jugend ist, und nach Neuem verlangend. Im Drang nach anderen Zielen, nach einem neuen geistigen Gehalt für sein Dasein sah es sich vor die wesentlichen Fragen des Lebens gestellt, mit denen unter anderen, mit denen vor Allem die Philosophie sich beschäftigt. Daher die plötzliche und ausgebreitete Erregung, die von den Schriften Nietzsches ausging. Wie ein Gewittersturm brausten die Aphorismen des tragischen Denkers aus dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts über die Zeit hinweg und rüttelten an den Grundfesten unserer ganzen bisherigen Kultur. Sie sollten aber nicht nur zerstören und die alten Werthe zerbrechen, sondern neue Werthe schaffen; und eben in Dem, was Nietzsche verkündete, in den Idealen, wahren oder falschen, die er aufrichtete, lag das Geheimniß seines Erfolges. Nietzsche glaubte, der Seher einer übermenschlichen Zukunft des Menschen zu sein; in Wahrheit war er „die Stimme eines Rufenden in der Wüste", — und die Sehnsucht der Zeit nach Kulturerneuerung horchte auf diese Stimme.

Die Zeit ist eine andere geworden; und auch die Philosophie ist eine andere geworden. Sie hat umgelernt oder wird, wo sie es noch nicht gethan, umlernen müssen. Sie hat für immer dem Wahn zu entsagen, als könne es ihre Aufgabe sein, „Welträthsel" zu lösen, noch dazu auf dem müheloſen Wege der Phantasie. Statt Erkenntnissen, die den Geist nähren und unseren Willen stählen, darf sie nicht wieder nur Opiate darbieten und den Verstand mit der Einbildung einer überschwänglichen Einsicht betäuben. Mit einem Wort: sie hat es aufzugeben, metaphysisch zu sein und hinter den Dingen Dinge zu suchen. Um aber der Verlockung dazu künftig widerstehen zu können, muß sie sich vor Allem ein deutliches Bewußtsein von ihrer wahren Bestimmung bilden. Das erste philosophische Problem ist heute die Philosophie selbst als Problem. Was will und soll, was war und ist sie?

Um die Beantwortung dieser Fragen dürfen wir uns nicht an irgend welche Aeußerung irgend eines Philosophen wenden; wir würden so nur eine vielstimmige Auskunft erhalten, deren Zusammenklang zu vernehmen, den Begriff der Philosophie schon voraussetzte. Es ist augenscheinlich, welchen Weg wir zu nehmen haben: nur aus der Geschichte der Philosophie läßt sich erkennen, was sie selbst sei und bedeute. Hier liegen die großen Aufgaben und Verdienste des Historikers der Philosophie. Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte der Entwickelung und der Verwandlung des Begriffes der Philosophie.

Name und Sache der Philosophie sind, schon das Wort verräth es, eine Schöpfung des griechischen Geistes. Es gab ursprünglich nur eine griechische Philosophie, das Werk eines noch mehr künstlerisch als wissenschaft-

lich veranlagten Volkes. Darauf müßte sich berufen, wer die Philosophie überhaupt für etwas rein Historisches halten wollte, für Etwas, das abgethan ist. Denn jene Philosophie, die Philosophie „an sich", ist wirklich zur Geschichte geworden und wir können sie daher als ein Ganzes überschauen, als abgeschlossenen Thatbestand untersuchen und zum Verständniß bringen. Unsere allgemeine Frage nach dem Wesen der Philosophie hat sich damit zunächst in die besondere nach dem Wesen der griechischen Philosophie verwandelt. Was war, so fragen wir jetzt, was bedeutete die Philosophie in dem klassischen Zeitalter ihrer Entstehung, ihrer ersten Blüthe und Frucht?

Die Antwort, die die Geschichte auf diese Frage ertheilt, ist so einfach und bestimmt, daß es unmöglich erscheint, sie nicht richtig zu vernehmen. Philosophie, lautet ihre Antwort, war im Alterthum das Selbe wie Wissenschaft. Es gab im Alterthum bis zur alexandrinischen Zeit keine Wissenschaft außer oder neben der Philosophie. Die Philosophie ist der gemeinschaftliche Urgrund und Mutterschoß, woraus im Lauf der Zeit alle Einzelwissenschaften hervorgegangen sind; und vielleicht ist sie auch das höchste Ziel, worauf diese hinweisen, zu dem sie alle bei ihrer Vollendung wieder zurückführen; vielleicht ist sie das antezipirte System der Wissenschaften.

Niemals aber hat es der Philosophie genügt, bloße Wissenschaft zu sein. Nicht nur der Kosmos — so, von der schönen in ihr waltenden Ordnung nannte der ästhetische Sinn der Griechen die Welt —, nicht der sichtbare Kosmos allein in dem Schmuck seiner Erscheinungen, auch das Innere des Geistes war schon im Alterthum Gegenstand der philosophischen Betrachtung. „Im Inneren ist ein Universum auch" und dieses Universum hat zuerst Sokrates der Philosophie erschlossen. Ein neuer Begriff der Philosophie war damit gefunden, ihr platonischer Begriff, wie wir ihn nach dem großen Nachfolger des Sokrates nennen wollen: die Philosophie der geistigen Dinge. Diese würde ihr Wesen mißverstehen und sich um ihre eigentliche Wirkung bringen, wollte sie sich selbst wieder als Wissenschaft ausgeben.

Man kann den menschlichen Geist nicht wie ein beliebiges anderes Objekt betrachten. Wenn die Psychologie in Verbindung mit der Physiologie seine Fähigkeiten und die Bedingungen ihrer Aeußerung analysirt und die Gesetze seiner Entwickelung, der individuellen wie der sozialen, erforscht, so stellt sie ihm gegenüber lediglich theoretische Fragen. Diesen aber ist es eigenthümlich, daß sie gerade das Wesentliche des Geistes nicht berühren. Die Wissenschaft als solche kennt den Begriff des Werthes nicht. Sie erkennt, aber sie beurtheilt nicht. Wie für den Pathologen Gesundheit und Krankheit physiologische Vorgänge von der gleichen Gesetzlichkeit sind, so unterscheiden sich wahre oder falsche Urtheile, gute und schlechte Handlungen, als Objekte einer rein psychologischen Untersuchung, nur in ihren Bedingungen

und ihren Folgen. Es giebt aber noch einen anderen als den rein wissenschaftlichen Blick auf das geistige Leben; und erst dieser zweite Blick, der die Werthe entdeckt, bringt in die eigentliche Welt des Geistes ein. Werthe entdecken, heißt aber zugleich: Werthe erleben, Werthe in sich neu erschaffen. Und darum ist die Philosophie, die von den Werthen ausgeht, nicht reine Wissenschaft; sie ist, wenn wir ein Urtheil aussprechen wollen, mehr, als Wissenschaft sein kann, oder, um es ohne Urtheil zu sagen, etwas Anderes als Wissenschaft: die Kunst der Geistesführung. Als eine „Form des Lebens" bezeichnete Plato die Philosophie.

Alle geschichtlichen Anfänge sind anziehend und reizvoll gleich den Erinnerungen aus der Kindheit; und selbst das Unzulängliche, das ihnen anhaftet, empfinden wir mit Rührung und Sympathie. Auch die ersten Schritte und Fortschritte des philosophischen Denkens gewinnen für uns eine ganz andere Bedeutung, wenn wir sie eben als Anfänge betrachten, als die Anfänge der heutigen Wissenschaft. Nicht leicht ist es dem Menschen geworden, sein Denken aus der ursprünglichen mythologischen Hülle zu befreien; immer wieder fallen die alten „Physiologen", die Vorgänger unserer Naturforscher, in die Sprache des Mythos zurück. So gleich der gewaltigste unter ihnen, der durch Abstammung und Gesinnung vornehme Denker, den das Alterthum um seiner Gleichnißreden und Räthselsprüche willen den „Dunklen" nannte, Heraklit von Ephesus. Was er erschaute, ist das Gesetz im Werden, die Nothwendigkeit und das Maß im Geschehen. Mit dem Blick seines Geistes erfaßte Heraklit durch das scheinbare Beharren der Dinge hindurch den beständigen Fluß des Werdens: „Alles fließt, nichts bleibt stehen." Zwar redete Heraklit auch vom Feuer, durch dessen Wandlungen das Werden sich vollziehe, aber dieses Feuer ist selbst wesentlich Bewegung und Energie. An die Stelle der Beharrlichkeit eines Stoffes tritt die Beharrlichkeit des Gesetzes. Das Gesetz ist der Logos, das „Wort, nach dem Alles geschieht, das Allem gemeinsam ist": sein Vollzug ist das Recht, „die Dike, der die Erinnyen als Helferinnen zur Seite stehen, jede Ueberschreitung der Maße zu richten". Wir verstehen den nichtmythischen Sinn dieser mythischen Rede. Was Heraklit mit seinen Aphorismen über das Werden und dessen beständig gleiche Bahnen meinte, trifft der Sache nach mit Dem, was Schopenhauer lehrte, zusammen: „Das Sein der Materie ist ihr Wirken, nur als wirkend füllt sie den Raum, füllt sie die Zeit." Es trifft auch zusammen mit der neusten Strömung in der Physik, dem Versuch, die Materie in eine Verbindung von Energieformen aufzulösen. Einer der denkendsten Naturforscher unserer Zeit hat am Abend seines Lebens ein Wort geäußert, das selbst wie ein heraklitisches Räthsel lautet. „Dauernde Bewegungformen und scheinbare Substanzen" sollte ein Vortrag heißen, den Helmholtz kurz vor seinem Tode angekündigt hatte. So

ist es wirklich nach der Anschauung des alten jonischen Naturphilosophen: der Schein beharrlicher Dinge entsteht nur dadurch, daß einander entgegenstrebende Kräfte sich vorübergehend ins Gleichgewicht setzen; verborgene Bewegungtendenzen werden so zu scheinbaren Substanzen. Das Naturgesetz ist das Weltgesetz. Auch die Gesetze der menschlichen Vereinigung, die ethisch-politischen Gesetze sind nach Heraklit eine Verzweigung des allgemeinen Naturgesetzes. „Nähren sich doch alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen." Der Mensch mit seinem Willen und den Schöpfungen seines Willens in Staat und Recht unterbricht nicht die Verkettung und Nothwendigkeit des Naturzusammenhanges; er ist mitsammt seinem Willen in diese Verkettung eingeschlossen. Tiefsinnig fürwahr und einheitlich zugleich ist diese früheste Erfassung der Naturgesetzlichkeit mit ihren beständig gleichen Maßen, dem „Logos" im Werden.

Und nun das Historische, das Persönliche in der Philosophie Heraklits. Nur ein Grieche, der die kulturschaffende Bedeutung des „Agon", des Wettkampfes, lebendig vor Augen hatte, konnte einen Gedanken wie diesen finden: Grund aller Dinge ist der Streit des Entgegengesetzten; der Krieg ist aller Dinge Vater und König; nur ein Grieche diesen Gedanken zum Ausgangspunkt einer Rechtfertigung der Weltordnung, zur Grundlage einer „Kosmodicee", machen. Auch wir reden vom „Kampf ums Dasein" und kennen und schätzen die edlere Form des Kampfes, den Wetteifer um das Gute und Hohe. Aber der Agon als Prinzip der Dinge, als Grundform des Geschehens: Das ist das Geschichtliche, das national Bedingte bei Heraklit und gehört der Vergangenheit an, die wir begreifen können, nicht dem Leben, das wir mitleben.

Man kann kühn behaupten: wie weit das Denken für sich allein in der Erkenntniß der Dinge reicht, so weit hat das Denken der Griechen thatsächlich gereicht; und was das Denken ohne Hilfe des Experimentes zu ergreifen, was es aus sich selbst zu entwickeln vermag, Das haben schon die Griechen ergriffen und aus ihm entwickelt, nämlich die Form für alle Erfahrung, wenn sie es auch nicht unter diesem Namen kannten, wenn sie es auch in seiner wahren Bedeutung verkannten. Das Denken verwechselte sich noch mit den Dingen, es nahm seine Gesetze, ohne Einschränkung, für die Gesetze der Dinge selbst; es war, so können wirs mit einem Wort sagen, noch nicht kritisch geworden, hatte sich noch nicht auf sich selbst besonnen und gelernt, sich als das Instrument der Forschung von dem Inhalt der Forschung zu unterscheiden. Aber es wäre unbillig, einem so alterthümlichen — in Wahrheit so jugendlichen — Denken daraus einen Vorwurf zu machen.

Im Fortgang und in Folge der Entwickelung der positiven Wissenschaften selbst ist aus ihnen ein Problem hervorgegangen, das zwar auch dem Alterthum nicht gänzlich unbekannt war, aber in seiner ganzen Bedeutung

Digitized by Google

erſt in der neueren Zeit erkannt werden konnte: das Problem der Wiſſenſchaft als ſolcher, die Frage nach ihren Vorausſetzungen und ihren Grenzen. Was Wiſſenſchaft ſei und wie weit ſie reiche, iſt die philoſophiſche Grundfrage, iſt der Gegenſtand der theoretiſchen Philoſophie. Mit dieſer Frage tritt die Philoſophie in Zuſammenhang mit allen übrigen Wiſſenſchaften und braucht ſich doch nicht in das Geſchäft einer einzigen unter ihnen zu mengen. Während die poſitiven Wiſſenſchaften ſich in die Gegenſtände der Erfahrung theilen — die eine, indem ſie aus den allgemeinen Geſetzen der Bewegung die phyſikaliſche Vorgänge erklärt, eine zweite, indem ſie die von der beſonderen Natur der Elemente abhängigen Wirkungen erforſcht, die dritte, indem ſie die Prozeſſe des Lebens auf ihre phyſikaliſchen und chemiſchen Urſachen zurückführt —, während ſie alſo Erfahrungen zur Grundlage haben und Erfahrungen machen, iſt die Erfahrung ſelbſt und als ſolche der Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Philoſophie.

Neben der forſchenden Wiſſenſchaft giebt es eine kritiſche, welche die Quellen des Wiſſens prüft und ſeinen Umfang beſtimmt. Und daß Dies eine Aufgabe von der höchſten wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Bedeutung ſei, haben Forſcher, die zugleich philoſophiſche Denker waren, ſtets und ausdrücklich anerkannt. Helmholtz nennt die Kritik der Erkenntnißquellen „das Geſchäft, das immer der Philoſophie verbleiben wird und dem ſich kein Zeitalter wird ungeſtraft entziehen können.“ Ohne den Kompaß der Kritik gerathen die wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe leicht über ihr Ziel hinaus. Ohne ihn zu Rath zu ziehen, wird man immer wieder verſucht ſein, aus der Wiſſenſchaft allein eine Weltanſchauung zu geſtalten, als ob der Menſch nichts als reiner Verſtand ſei und ſeine Beſtimmung im bloßen Erkennen und nicht zugleich, ja, vor Allem im Fühlen und Handeln habe. Weil der Wiſſenſchaft die Kritik fehlte, die Selbſterkenntniß, konnte es im Zeitalter der Alleinherrſchaft der Naturwiſſenſchaften dahin kommen, daß der Menſch vor lauter Dingen ſich ſelbſt nicht ſah und ſich vergaß, indem er ſich gewöhnte, ſich als ein Stück abſtrakter Materie, ein Spiel mathematiſcher Kräfte zu betrachten. Ein Theil der Erkenntniß gab ſich für das Ganze aus; und ſo war es möglich, daß die Naturwiſſenſchaft zeitweilig einer materialiſtiſchen Metaphyſik Vorſchub zu leiſten ſchien.

Es iſt eins der wichtigſten, für die Weltanſchauung des Menſchen bedeutſamſten Ergebniſſe der Kritik der Erkenntniß, daß die Sinnenwelt ſo, wie ſie zur Anſchauung kommt, keine unbedingte, ſondern eine bedingte Exiſtenz hat, daß ſie ein Inbegriff von Erſcheinungen iſt und in der Art und Form des Erſcheinens abhängig von der Empfindungweiſe der Sinne und den Formen des Anſchauens. Nicht hinter den Erſcheinungen oder jenſeits von ihnen, wo ſie der Metaphyſiker ſucht: in uns ſelbſt iſt noch eine andere Welt gegeben als die phyſiſche, die Welt geiſtiger Werthe.

Die kritiſche Philoſophie bereitet der Philoſophie als Geiſtesführung die Wege; ſie ſchafft Raum und Recht für die idealen Mächte in unſerem Leben, die uns — ich ſage nicht: ins Ueberſinnliche, ſondern — ins Nichtſinnliche erheben. Ohne ſie wäre es möglich, daß wir von dem Daſein der Werthe, dem Werth der Werthe nichts wüßten oder den Glauben daran verlören und zugleich damit den Trieb zu einer fortſchreitenden geiſtigen Kultur.

Sehr weſentlich iſt der doppelte und dennoch einheitlich verbundene Beruf der Philoſophie. Sie ſucht dem Menſchen eine lebensvolle Weltanſchauung zu geben, die ſich an alle Seiten ſeiner Natur wendet. Das iſt nicht ihr Gegenſtand, wohl aber ihr Ziel, dem ſie ſich im Bunde mit der Wiſſenſchaft nähert, indem ſie zugleich den Forderungen des Gemüthes Rechnung trägt. Sie befaßt ſich mit den höchſten Intereſſen des Geiſtes und iſt die wahre Wiſſenſchaft und Weisheit des Menſchen. Sie entdeckt dem Menſchen ſeine wahren Ziele und weiſt ihn an, den Willen nach ihnen zu ſteuern und zu richten. Alle großen Philoſophien bisher — und Das ſind die Philoſophien der großen Denker — haben an den Idealen der Menſchheit mitgeſchaffen.

Im Jahr 1543, dem Todesjahr des Nikolaus Kopernikus, erſchien deſſen Werk: „De revolutionibus“, von den Umwälzungen, — „orbium coelestium“: der Himmelskreiſe, fügte der Herausgeber von ſich aus hinzu. Eine neue Epoche der menſchlichen Erkenntniß war damit eröffnet und man ſollte in der Geſchichte der Wiſſenſchaft nur mit einer vorkopernikaniſchen und einer kopernikaniſchen Aera rechnen.

Die Beobachtung der Regelmäßigkeit, womit ſich die Himmelskörper bewegen, hat ohne Zweifel die erſten Regungen des wiſſenſchaftlichen Denkens wachgerufen; an dieſer Beobachtung zuerſt hat ſich der Begriff der Naturgeſetzlichkeit entwickelt. Auch die Wiſſenſchaft der Zahl knüpfte an das natürliche Zeitmaß in dem Kreislauf von Sonne und Mond an. Wir begreifen, wie gerade jene antike Naturphiloſophie, die an dem Beiſpiel der muſikaliſchen Intervalle die Abhängigkeit der Beſchaffenheit der Sinneseindrücke von Zahlen und Größen erkannte und mit dieſer Entdeckung den erſten Schritt zur quantitativen Erforſchung der Natur zurücklegte, — wir begreifen, wie die pythagoreiſche Philoſophie an der Ausbildung der Theorie über die Bewegungen der Himmelskörper mit Erfolg arbeiten konnte. Ariſtarch von Samos, ein pythagoreiſcher Philoſoph des zweiten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung, erfaßte ſogar den Gedanken der Erdbewegung um die Sonne; er lehrte das heliocentriſche Syſtem. Aber wie alle wiſſenſchaftlichen Gedanken, die zu früh geboren werden, blieb auch dieſer kühne Gedanke nicht am Leben. Erſt der deutſche Domherr aus Thorn mußte ihn wieder erneuern; er that es mit bewußter Anlehnung an ſeine antiken Vor-

gänger. Kopernikus wollte nur die pythagoreiſche Philoſophie, wie man bis zu Keplers Zeit die Aſtronomie nannte, wieder ins Leben gerufen haben.

Was war geſchehen? Die neue Lehre, die allmählich zum Siege geführt wurde, bedeutete ſie nichts Weiteres als ein Mittel, die aſtronomiſchen Gleichungen bequemer anzuordnen, als es nach dem verwickelten ptolemäiſchen Syſtem geſchehen konnte? Gewiß: Das war ihre nächſte und bei dem damaligen Stande des Wiſſens vielleicht auch ihre einzige ſichere Folge. Aber damit kann ihre univerſelle Bedeutung nicht erklärt, nicht erſchöpft ſein. Der heliocentriſche Gedanke trägt unendlich weiter als alle ſeine rein aſtronomiſchen Konſequenzen.

Was war geſchehen? Die naive Anſchauung der Sinne iſt von der Wiſſenſchaft berichtigt, ja, widerlegt worden; das Denken feierte den erſten ſtolzen Triumph über die bloßen Thatſachen. Mehr noch: die Erde war aus ihrer centralen Stellung in der Welt herausgenommen, Menſchenart und Menſchenſchickſal hatten mit einem Male die ungeheure Wichtigkeit eingebüßt, die ſie aus nächſter Nähe geſehen und für den Menſchen ſelbſt zu haben ſcheinen. Und doch: alle Philoſophien, alle Religionen der Welt bisher waren auf die einzigartige bevorzugte Stellung des Menſchen in der Natur eingerichtet, auf ſie als ihren Grundton geſtimmt. Gleichwie das Feſteſte von Allem, ja, das Urbild des Feſten, die Erde, plötzlich unter den Füßen zu wanken und fortzufliegen begann, ſo ſchienen auch alle menſchlichen Werthe ſchwankend und relativ geworden zu ſein: nur menſchliche Werthe. Die neue Lehre hat zunächſt Etwas an ſich, das den Menſchen, die Geſchichte des Menſchen und die Schaubühne ſeiner Geſchichte unendlich herabzudrücken ſcheint und den Menſchen demüthigt.

Aber man kann es auch anders ſehen. Kopernikus hat einen neuen Stern entdeckt; er hat die Erde in den Himmel verſetzt. Der alte, von Ariſtoteles gelehrte, vom Mittelalter geglaubte Gegenſatz zwiſchen Himmel und Erde, himmliſcher und irdiſcher Phyſik iſt verſchwunden. „Wie der Mond zum Himmel der Erde gehört, ſo, nicht anders gehört die Erde zum Himmel des Mondes; wie wir zum Monde emporblicken, blicken die Bewohner des Mondes zur Erde empor.“ Die Einheit der Sinnenwelt iſt vor dem geiſtigen Auge des Menſchen aufgegangen; der erſte wiſſenſchaftliche Beweis für ihre Einheit erbracht worden. Und ſelbſt dieſe theoretiſchen Folgen erſchöpfen noch nicht die ganze Bedeutung der neuen Anſchauung. Zugleich mit der einheitlichen Betrachtung der Welt muß von innen her, im Menſchen, die Theilnahme an allem Sein erwachen.

„Dies iſt die Philoſophie, welche die Sinne aufthut, den Geiſt befriedigt, den Verſtand verherrlicht und den Menſchen auf die wahre Glückſäligkeit, die er als Menſch erreichen kann, hinweiſt, indem ſie ihn von der

mühevollen Sorge um Vergnügungen und der blinden Furcht vor Schmerzen befreit." Es sind Worte Giordanos Bruno, die ich entlehnt habe. So hat Bruno die neue Lehre erfaßt; so wurde Bruno von ihr erfaßt. Dieser Märtyrer der neuen Weltanschauung steht am Eingang der neueren Philosophie als Prophet der modernen Wissenschaft. Zwar in seinen philosophischen Spekulationen zeigt er sich noch abhängig von der Renaissance; oder bestimmter: abhängig von den Ideen des Neuplatonismus, dieser eigentlichen Philosophie der Renaissance; auch theilte er bis zu einem gewissen Grade die Neigung seines Zeitalters zu abergläubigen, okkultistischen „Wissenschaften". In seinen kosmologischen Anschauungen dagegen ist er durchaus originell und sein eigener Gewährsmann; hier leitet ihn ein angeborener Sinn für das Wirkliche und Wahre. Er verallgemeinert die kopernikanische Anschauung. Im unermeßlichen Raum sieht er zahllose Sonnen leuchten, jede von Planeten oder, wie er eindrucksvoller sagt: von „Erden" umkreist, die nur deshalb für uns nicht sichtbar seien, weil ihre Entfernung zu groß und ihr Körper zu klein ist. Giebt es doch auch, so erklärt er, in unserem Sonnensystem mehr Planeten als die, welche bisher sichtbar geworden sind. Was aber heute für die Meisten nur ein Objekt des Wissens ist, war für Bruno Gegenstand eines feurigen Affektes, einer religiösen Stimmung und Ergriffenheit. Bruno ist der Philosoph der Astronomie; und wollen wir sehen, wie eine wissenschaftliche Wahrheit zu einer philosophischen wird, — dies große Beispiel kann es uns zeigen: dadurch, daß sie unser ganzes Wesen anspricht und erfüllt, daß sie sich nicht nur an den Verstand wendet, sondern mit dem ganzen Leben des Gemüthes erfaßt wird.

Schon im Kloster (das Kloster war damals noch die Hauptstätte für wissenschaftliche Bildung), als Novize des Dominikanerordens wurde Bruno, als Jüngling, mit der Lehre des Kopernikus bekannt. Sogleich fühlte sich sein Geist wie von Fesseln entledigt und befreit aus jenen erdichteten Sphären, die gleich Kerkermauern die Welt des Mittelalters umschlossen hielten. Die kristallnen Schalen, die Wölbungen droben, schwanden in ihr Nichts und „hell aufglänzte ihm nun die Schönheit der Welt." So lautet ein an Kopernikus gerichteter Vers. Und noch zu einer weiteren und kühneren Verallgemeinerung dringt Brunos Denken vor. Wenn überall im Universum die nämliche stoffliche Natur vorhanden, überall die selbe Kraft am Werke ist: muß dann nicht auch überall organisches Leben zur Entwickelung gelangen, zur Entwickelung gelangt sein? Schaue hinauf zu den Sternen — nein: Welten — und wisse, daß jede von ihnen Formen des Lebens trägt, ähnlich den irdischen und auch höher als diese, übermenschliche Formen, ja, daß jede als Ganzes selbst ein Lebewesen, ein erhabener Organismus ist. Es ist die Lehre von den unzähligen bewohnten Welten, die Bruno verkündet.

Sie erſt bedeutete den Zuſammenbruch der mittelalterlichen Weltanſchauung, die in Trümmer fällt vor der Wirklichkeit, ſchon vor der Möglichkeit außerirdiſchen organiſchen Lebens. Ließ ſich mit der Theorie der Erdbewegung um die Sonne das offizielle, katholiſche Glaubensſyſtem zur Noth noch vereinbaren, ſo gab und giebt es mit der Lehre von der Mehrheit der bewohnten Welten für das wörtlich verſtandene Chriſtenthum überhaupt keine Ausgleichung, keine Ausſöhnung: daher die Tragik im Leben Brunos.

Nicht nur die phyſiſche, auch die moraliſche Welt beruht auf gleichen Elementen und Geſetzen. Wie die Entwickelung in der geſammten Natur als weſentlich gleichartig vorauszuſetzen iſt und das organiſche Leben, wo immer es erſcheinen mag, als von gleichen oder ähnlichen Geſetzen beherrſcht, ſo müſſen auch die Geſetze des geiſtigen Lebens überall von gleicher oder ähnlicher Art ſein; ſind ſie doch der Sache nach von den Geſetzen des organiſchen nicht zu trennen. In Brunos Philoſophie nimmt auch die Betrachtung des ſittlichen Lebens die Wendung auf das Kosmiſche, Univerſelle. So iſt ſeine großartige Allegorie: „Die Reform des Himmels durch die Austreibung der triumphirenden Beſtie“ zu deuten. Die ſittlichen Geſetze ſind allgemein geiſtige Naturgeſetze, nicht Willkürſatzungen des Menſchen, die ſittlichen Werthe allgemein giltige, nicht rein menſchliche Werthe. Mit dieſer Anſchauung durchbricht Bruno die anthropologiſchen Schranken der Ethik. Und Das iſt der Art der Begründung nach etwas Neues und auch der Sache nach bis dahin kaum Erhörtes. Nur Plato hat ſich zu gleicher Höhe der Betrachtung erhoben und erſt in Kants Moral der reinen Vernunft treffen wir wieder auf Anſätze zu ſolcher großen Verallgemeinerung.

Kopernikus verlegte den Mittelpunkt der Welt und nicht nur des Planetenſyſtemes in die Sonne; ſeine Lehre iſt ganz eigentlich heliocentriſch. Bruno erkannte, daß es eine abſolute Ortsbeſtimmung im Univerſum nicht geben kann, jedes Geſtirn alſo Mittelpunkt der Welt iſt; ſeine Lehre iſt kosmocentriſch, — und mehr als Dies: ſie iſt theocentriſch. „Wir ſind im Himmel und der Himmel iſt in uns!“ ruft er aus: wo immer wir ſein mögen, überall ſind wir unſerem wahren Mittelpunkt, der Gottheit, gleich nah; ja, ſie iſt uns innerlicher gegenwärtig, als wir uns ſelbſt innerlich gegenwärtig ſind. Gott iſt die Weſenheit in allem Sein, die Natur an ſich; die ſchaffende Natur iſt Gott in den Dingen. „Natura est deus in rebus.“ In Worten, die einem Hymnus gleichen, feiert Bruno die Einheit von Gott und Natur: „Wir ſuchen Gott in dem unveränderlichen, unbeugſamen Naturgeſetz, in der ehrfurchtvollen Stimmung eines nach dieſem Geſetze ſich richtenden Gemüthes; wir ſuchen ihn im Glanz der Sonne, in der Schönheit der Dinge, die aus dem Schoß unſerer Mutter Erde hervorbrechen, in dem wahren Abglanz ſeines Weſens: dem Anblick unzähliger Geſtirne, die an dem

unermeßlichen Saum des einen Himmels leuchten, leben, fühlen, denken und dem All-Gütigen, All-Einen und Höchsten lobsingen."

Gedanken wie diese, Empfindungen gleich diesen nennt man pantheistisch; es sind die Empfindungen und Gedanken, die viele der erleuchtetsten Geister theilen. Auch Goethe bekannte sich zum Glauben Brunos an „Gott-Natur".

„Verehrer des Unendlichen": so hat Bruno sich selbst genannt. Die Unendlichkeit der Welt ist die Grundanschauung, die leitende Idee seiner Philosophie. Eine endliche Welt könnte Gottes Geschöpf sein, zu der unendlichen Welt kann sich Gott nur verhalten wie die Ursache zu ihrer Wirkung. Und wie Ursache und Wirkung Eins sind, sofern sich die Ursache in der Wirkung erhält, so sind Gott und Welt Eins, so ist Gott das innerlich wirkende und in der Wirkung beharrende Prinzip von Welt und Natur. Das Universum in seiner äußeren, räumlichen und zeitlichen Grenzenlosigkeit erscheint so als das Abbild, das Ebenbild der inneren Unendlichkeit einer in ihm waltenden schöpferischen Kraft, der wirkenden Kraft Gottes. Die Welt ist Gottes Offenbarung und von seinem Wesen nicht zu trennen.

Mit solchen Gedanken und dem Feuer, womit er sie verkündet, hat Bruno der ihm folgenden metaphysischen Spekulation vorangeleuchtet. Wir begegnen ihnen namentlich bei Spinoza wieder, nur abstrakter in der Form des Ausdruckes. Bruno redet die Sprache der Empfindung und Poesie; Spinoza sucht für philosophische Glaubenssätze „geometrische" Beweise. Auch läßt Bruno das individuelle Sein nicht untergehen in die Einheit des Allgemeinen. Die eine schaffende Kraft, die ihre Wesensfülle in Welten ohne Zahl zur Erscheinung bringt, ist auch in jedem Individuum der Quellpunkt einer ins Unendliche gehenden Entwickelung. So aufgefaßt, heißt sie die Monade. „Nichts wird zu nichts; Alles wird zu Allem. Wir selbst und die Dinge, die wir unser nennen, kommen und schwinden und kehren wieder und es ist kein Ding, das uns nicht fremd wird, kein fremdes, das nicht unser eigen wird." Die Einheit im Sinn und Wesen schließt Vielheit und Entwickelung nicht von sich aus.

Brunos Kosmologie, das Bild der Welt, das sein Geist zuerst erschaute, wurde von der Wissenschaft beinahe Zug für Zug bestätigt; Brunos Philosophie ist gleichsam das innere Leben, von dem sich alle weitere dogmatische Philosophie der neueren Zeit, bewußt oder unbewußt, nährte. Die Größe dieses Sehers einer neuen Welt und Apostels einer neuen Zeit ist selbst damit noch nicht erschöpft. Die Erinnerung an jenen am siebenzehnten Februar 1600 auf dem Campo di Fiore in Rom entflammten Scheiterhaufen wird in der Geschichte fortleuchten, als Mahnung und Vorbild, als unübertroffenes Zeugniß einer den Tod nicht achtenden Liebe zur Wahrheit.

Der Metaphysiker in der Reihe der großen Systemsphilosophen des

siebenzehnten Jahrhunderts ist Spinoza. Es ist die Stellung Spinozas in der Geschichte der Philosophie, daß er mit der neu gewonnenen Einsicht in die Nothwendigkeit alles Geschehens die höchsten Forderungen und Aspirationen des menschlichen Gemüthes nicht nur verbindet und versöhnt, sondern eben jene Einsicht selbst zur Grundlage der wahren Gotteserkenntniß und Quelle des Seelenfriedens macht. Man weiß, wie entschieden Spinozas Geist auf Goethe wirkte, welchen Einfluß er auf Goethes ganze Denkweise nahm. Heine fand dafür das Wort: „Die Lehre Spinozas hat sich aus ihrer mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als goethisches Lied.“ Eine Friedensluft schien Goethe aus der Ethik des lange verkannten Denkers entgegenzuwehen, hier fand er eine Beruhigung seiner Leidenschaften; eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich ihm aufzuthun.

Wir zählen die Lehre Spinozas zu den Grundgestalten der philosophischen Weltanschauung; und wie wir von Platonismus reden als einer typischen Art, Welt und Leben zu betrachten, die in ihrer Bedeutung über die historische Ausprägung im System Platos hinausreicht, eben so reden wir auch von Spinozismus, gleich unpersönlich und das Wesentliche über das Geschichtliche stellend. Und wir haben dazu noch ein besonderes Recht. Die Selbstlosigkeit des Philosophen, die „grenzenlose Uneigennützigkeit“, die Goethe besonders an ihn fesselte, wollte nicht zugeben, daß die Lehre, die er hinterließ, von ihm den Namen führe. Nicht er, war seine Meinung, Gottes Denkkraft in ihm, durch ihn habe sein Werk geschaffen. Nur mit den Initialen seines Namens — und auch Dies nicht mit seinem Willen — erschien posthum die Ethik.

Der leitende Begriff bei Spinoza ist der Begriff des Naturgesetzes. Nach der Analogie mit der Naturgesetzlichkeit denkt sich Spinoza die Abhängigkeit der Einzeldinge von dem unendlichen göttlichen Sein. „Gott handelt nach den Gesetzen seiner Natur.“ Und da Gott allein an sich wirklich ist und es außer ihm keine „Substanz“ giebt noch eine solche begriffen werden kann, so sind die Gesetze der Natur Gottes, die Gesetze der Natur überhaupt. Gott ist die Natur an sich (deus sive natura). Er offenbart sich daher in den Naturgesetzen. Diese sind eine Form, Gottes Wesen zu erkennen. Denn sie erstrecken sich auf Unendliches, nämlich alle die zahllosen Fälle, in denen sie gelten, gegolten haben, gelten werden; auch werden sie von uns „unter einer gewissen Form der Ewigkeit“ gedacht, sofern sie das Unveränderliche und von aller Zeit Unabhängige im Veränderlichen ausdrücken und heute nicht anders sind, als sie von je gewesen sind und immer sein werden; und „so zeigen sie selbst uns auf gewisse Weise die Unendlichkeit, Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes an“. Zwar kennt Spinoza noch eine höhere Stufe der Erkenntniß. Hier aber wird er zum Mystiker.

Er denkt an eine Vernunftanſchauung, ein unmittelbares Bewußtwerden des Menſchen, mitſammt allen Dingen ewig in Gottes Weſen enthalten und gegründet zu ſein. Das iſt jene von ihm ſo hoch geprieſene, aber niemals klar gemachte und klar zu machende „dritte Erkenntnißart", die er die intuitive nennt. Wo er als Philoſoph redet und nur der Denker, nicht der Myſtiker in ihm zu Wort kommt, da kann es ſeiner ausdrücklichen Erklärung nach „nur eine Weiſe geben, die Natur irgend welcher Dinge zu erkennen, nämlich durch die allgemeinen Geſetze und Regeln der Natur". „Denn die Natur iſt immer die ſelbe und ihre Kraft und Macht, zu wirken, überall eine und die ſelbe. Das heißt: die Geſetze und Regeln der Natur, denen gemäß alle Dinge geſchehen und aus den einen Formen in die anderen verwandelt werden, ſind überall und immer die nämlichen." Dieſe Erkenntnißart durch die Naturgeſetze heißt bei Spinoza ratio. Das bedeutet in ſeiner Zeit ſo viel wie Erkennen nach dem Muſter der Mathematik, in der Weiſe der mathematiſchen, daher „rationellen" Naturwiſſenſchaft. „Wie aus dem Begriff des Dreiecks von Ewigkeit zu Ewigkeit folgt, daß die drei Winkel des Dreiecks gleich ſind zwei rechten, ſo folgt aus der unendlichen Natur Gottes unendlich Vieles, in unendlich vielen Weiſen, nämlich Alles", nämlich die Geſammtheit der Dinge, die nichts ſind als die Beſonderungen oder Affektionen des einen und höchſten Seins. Dieſes unendliche, durchaus thätige Weſen, die actuosa essentia Gottes iſt ununterbrochen ſchaffend am Werk und die Ordnung ſeines Schaffens iſt feſt und unabänderlich. Nichts kann zu den Naturgeſetzen hinzugefügt, nichts von ihnen genommen werden. „Die Dinge konnten auf keine andere Weiſe, in keiner anderen Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als ſie von ihm hervorgebracht worden ſind." Sollte die Naturordnung eine andere ſein können, als ſie iſt, ſo müßte Gott ein Anderer ſein können, als er iſt: eine andere Natur, ein anderer Gott. Annehmen, daß eine zweite Ordnung der Natur außer der thatſächlich gegebenen möglich ſei, hieße, Gottes Weſen verdoppeln, hieße, an zwei Götter glauben; dieſe Annahme iſt daher an ſich widerſinnig und bedeutet überdies einen Abfall von dem wahren Glauben an das alleinige göttliche Weſen und Sein. So folgt für Spinoza aus der Einheit und Einzigkeit Gottes die Einheit und Einzigkeit der Natur. Die mathematiſche Nothwendigkeit, mit der die Naturgeſetze gelten, ſchließt Zweck und Zufall von dem Weſen der Dinge aus. Die Natur hat keinen ihr vorgeſteckten Zweck noch handelt ſie um eines inneren Zweckes willen. Die Zweckbetrachtung reicht nicht bis zu dem Grunde der Naturvorgänge hinab; ſie iſt eine oberflächliche und relative, eine rein menſchliche Betrachtungweiſe, ein Geſchöpf der Einbildungskraft des Menſchen, der damit eine Folge ſeiner Natur, ſeine Triebe und ſein Verlangen, zur Urſache der Natur macht. „Gott regirt die Natur,

wie es deren allgemeine Gesetze, nicht, wie es die besonderen Gesetze der menschlichen Natur erfordern." Zufall aber bedeutet nichts als einen Mangel unserer Erkenntniß; zufällig erscheinen uns Dinge, deren Ursachen wir nicht kennen; aus dem selben Grunde erscheint uns unser Wille frei. „In der Natur der Dinge selbst giebt es nichts Zufälliges (in rerum natura nullum datur contingens); Alles vielmehr ist aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, auf gewisse Weise zu sein und zu wirken." Kein Ding, das nicht von Gott bestimmt ist, Etwas zu wirken, kann sich selbst zum Wirken bestimmen; keins, das von Gott dazu bestimmt ist, sich selbst unbestimmt machen.

Diese Lehre nun hat bei Spinoza einen anderen als rein wissenschaftlichen „Zweck", so wollen wir sagen, einen anderen, zur Lebensführung gehörenden Sinn. Sie soll die Anleitung zur Seelenstärke sein, zur Macht des Menschen über sich und die Dinge. Sie ist eine Freiheitlehre, sie weist den Menschen auf den Weg zu seiner wahren Freiheit, welche die innere Nothwendigkeit des Handelns nicht aufhebt, sondern voraussetzt. Sie ist die Lehre vom höchsten Gut; und darum heißt sie auch nicht Physik oder Metaphysik, sondern Ethik.

„Alles, wovon der Mensch selbst die wirkende Ursache ist — Das ist Alles, was durch die bloßen Gesetze seiner eigenen Natur begriffen werden kann —, ist nothwendig gut und es kann dem Menschen kein Uebel widerfahren als nur von äußeren Ursachen, sofern er nämlich ein Theil der ganzen Natur ist, deren Gesetzen die menschliche Natur zu gehorchen und der sich der Mensch auf fast unendliche Weisen anzupassen genöthigt ist." Böse kann nur die Ueberwältigung des menschlichen Geistes durch Affekte genannt werden, die Leidenschaften (passiones) sind und die thätigen Affekte des Menschen, seine Handlungen, beschränken. Wäre der Mensch frei geboren, könnte er von Anbeginn an kraft seines eigenen Wesens handeln, ohne von Leidenschaften getrieben zu werden, so würde er keinen Begriff von Gut oder Böse bilden; er wäre in gewissem Sinn „jenseits von Gut und Böse". Nothwendig gut ist also das absolut Machtvolle. Tugend und Macht sind das Selbe; das Selbe ist: vollständig aus eigener Thatkraft handeln und gut handeln. Die Glückseligkeit ist daher nicht der Lohn der Tugend, sondern die Kraft der Tugend selbst. Also lehrte Spinoza. Seine Lehre weist uns an, das doppelte Antlitz des Schicksals, Gutes und Schlimmes, mit Gleichmuth zu ertragen und nicht etwa nur resignirend zu ertragen, sondern Ja sagend dazu; denn überall ist die nämliche Macht und Kraft Gottes im Werke. Wir handeln nur auf den Wink des höchsten, allwirksamen Seins, in ihm leben, weben und sind wir: Das ist die Essenz der Lebensweisheit Spinozas.

Halle a. S. Professor Dr. Alois Riehl.

Turin.

Die Ausstellung der Künstlerkolonie Darmstadts hat die von Turin zur Folge gehabt; wenn die Beeinflussung ein Zeichen des Werthes und der Kraft ist, so rückt die darmstädter Veranstaltung in ein neues Licht. Sie hat bis nach Italien ihren Schatten geworfen; schon am Aeußeren der turiner Ausstellung ist in allen Theilen der Einfluß des deutschen Vorbildes unverkennbar. Zum Einfluß gehören aber, wie zur Liebe, der Theile zwei; und der Potenzwerth des Impulses, den der eine erhält, ist nicht nur von der Stärke des anderen, sondern auch von der eigenen Kraft oder Schwäche abhängig. Daß der Sämann Olbrich so reiche Ernte gefunden hat, spricht nicht lediglich für ihn, sondern auch für die allzu leichte Empfänglichkeit des Bodens. Die Architektur der neuen Ausstellung, die von R. d'Aronco, einem in Konstantinopel ansässigen Italiener, stammt, ist reine Wiener Sezession, nicht von dem Geist der neuen wiener Schule, der Hofmann, Moser, Loos u. s. w., die Einfachheit und Reflexion in ihre Linien bringen, sondern von der leicht geschürzten populäreren Art, auf die das Wort „Gschnas" so treffend paßt, hübsch, nett trotz Alledem, wenn man guter Laune ist. Mit etwas weniger Stuck und etwas geringerem Aufwand jener hölzernen Schmuckelemente, die, wie Interpunktionen mancher neuzeitlichen Literatur, den tieferen Sinn nur ahnen lassen, wäre es wohl noch wesentlich hübscher geworden. Die Verwunderung, daß es wienerisch ist, ist im Grunde hier nicht größer als in Darmstadt; es paßt, so glaubt man anfangs, für Italien vielleicht noch besser. Hätten sie etwas echt Italienisches gemacht, dann wäre es vermuthlich sehr viel schlimmer geworden. Die von Thovez zur Feier der Ausstellung gegründete hübsche Zeitschrift L'Arte decorativa moderna hat alle Einzelheiten der Pläne wie überhaupt der Ausstellung veröffentlicht. Freilich: wenn man dann die Stadt kennen lernt, mit ihren weiten, ganz regelmäßigen Straßen, dem kühlen, ganz einheitlichen Stil der Häuser, den großen vornehmen Plätzen, meint man, es wäre wohl möglich gewesen, auch hier etwas Lokaltreueres und dennoch nicht weniger Gutes zu finden. Turin ist anders als alle anderen italienischen Städte. Es hat nicht les beaux restes wie Rom, nicht das Malerische Neapels, nicht das markig Alterthümliche von Florenz, — und doch hält es sich; und es mag einem Menschen von heute lieber sein, dort zu wohnen als in den Kunststädten, gerade, weil man nicht so viel Kunst sieht; es ist ruhiger, besser angezogen, europäischer, fast möchte man sagen: anständiger. Einer unserer taktvollen Deutschen faßte Das bei einem Bankett in einer offiziellen Rede in den schönen Gedanken zusammen, daß man bis zu dieser Ausstellung sozusagen nichts von Turin gewußt habe.

Jedenfalls hat das Komitee der Ausstellung, an der Spitze der Graf Sambui, sich unendliche Mühe gegeben, aus der Sache etwas Ordentliches zu machen, und schließlich ist auch, wenn nichts Vollkommenes, so, bei der Kürze der Zeit, jedenfalls Erstaunliches geschaffen worden. Man darf nicht vergessen, daß zum ersten Mal im großen Stil eine internationale Ausstellung des viel beredeten modernen Kunstgewerbes in einem Lande veranstaltet wurde, das selbst das geringste Kontingent zu dieser Ausstellung zu stellen vermochte. Bedenkt man, daß den Veranstaltern im eigenen Lande kein Maßstab zur Verfügung stand, daß alles Gute im Wesentlichen von draußen hergeholt werden mußte, so kann man sich nur über den Fleiß wundern, mit dem schließlich das Wesentliche, Fortschrittliche in allen Ländern getroffen worden ist; und die Nordeuropäer, denen die Lösung einer solchen Aufgabe viel leichter wäre, haben allen Grund, beschämt zu sein.

Wenn zu einem richtigen Vergleich der gewerblichen Leistungen in den verschiedenen Ländern trotzdem das Material fehlt, so liegt Das an dem bei allen Ausstellungen bemerkbaren Umstand, daß die materiellen Mittel, über die die Aussteller verfügten, ganz verschieden waren. Wer Amerika, England, Oesterreich und Frankreich nach dieser Repräsentation beurtheilen wollte, würde diesen Ländern Unrecht thun. Deutschland hatte seinen besten Kräften beträchtliche Subventionen gegeben und hat schon aus diesem Grunde den Vogel abgeschossen. Frankreich war offiziell überhaupt nicht vertreten; einzelne Künstler, Charpentier, Plumet, Selmersheim, Majorelle, hatten ein paar Sachen, die sie gerade auf Lager hatten, geschickt, die beiden Häuser La Maison Moderne und L'Art Nouveau haben separat in der italienischen Galerie ausgestellt und repräsentirten eigentlich allein die französische Leistung. England hat sich auf die saubere Ausstellung einiger Zeichnungen und zerstreuter Dinge der Arts and Crafts Society beschränkt und bringt eigentlich nur Walter Crane, der die Ausstellung arrangirt hatte, und auch ihn nur unvollkommen, zur Geltung; es fehlte jedes Beispiel der reichen englischen Möbelbranche. Was Schottland darin bringt, sind distinguirte Spielereien, die den Mangel an Reichthum geschmackvoll verdecken und nicht auf der Höhe der köstlichen malerischen Leistungen des Landes stehen, von denen die Ausstellung in Einzelheiten beredtes Zeugniß bot. Quantitativ geringen Potenzen im Wettkampf, wie Belgien, Holland, Schweden, konnte es daher gelingen, einen verhältnißmäßig reicheren Eindruck hervorzurufen. Deutschland steht auf der Ausstellung allein und an der Spitze, schon, weil es allein architektonische Ensembles gebracht hat, die an sich die wesentlichsten Ausstellungobjekte sind. Daß in ihnen die Produkte der verschiedenen Länder des Reiches untergebracht sind, kommt in zweiter Linie; man kann über das Prinzip streiten: jedenfalls hat man damit, wie in Paris, einen starken repräsen-

tativen Eindruck erreicht und ein Abbild des heutigen Standes der deutschen Innenarchitektur, des wichtigsten Gebietes der Nutzkunst, gegeben. Um das Gesammtprojekt der deutschen Abtheilung, die, von Italien abgesehen, den größten Raum umfaßt, hat sich der Kommissar Deutschlands auf der turiner Ausstellung, der Maler Herr von Berlepsch, verdient gemacht, dessen etwas derbe, aber durchdringende Energie die mannichfachen inneren und äußeren Schwierigkeiten gewandt wegschob und der dabei bescheiden genug war, in der Vertheilung der künstlerischen Aufgaben sich den verhältnißmäßig ungünstigsten Theil zu reserviren.

Den Eingang nach Deutschland bildet ein Vestibül von Peter Behrens für Hamburg, in dem die starke Begabung des Künstlers für lineare Entwürfe einen neuen und schönen Wurf gethan hat. Das dekorative Hauptelement des Raumes bilden mächtige, rein konstruktive Pfeiler, die sämmtliche Wände in regelmäßige Nischen theilen. In diesen Nischen findet man die Vitrinen mit Kostbarkeiten des hamburger Kleingewerbes, dann Pendants von höchst eigenartig dekorirten Lederbänken, über die sich eine Art von Standarten in Leder mit den Namen der Aussteller und Betheiligten erhebt; es sind schöne Proben behrensscher Typographik. In den beiden Seitenwänden sind gewaltige Thüren aus Bronze markirt, die in weitere Schatzkammern zu führen scheinen, mit vergoldeten Metalltheilen und dunklem Fond. Die Mitte des Raumes füllt ein Brunnen mit zwei streng stilisirten Figuren, deren weite Flügel aus geschmiedetem Eisen das Bassin von beiden Seiten aus umspannen. Das Licht fällt nur von oben in den Raum aus einem viereckigen Oberlichtfenster, das von Schlingpflanzen eingesäumt ist, deren grüne Ranken etwas freundliches Leben in den tiefen Ernst des Raumes senden.

Diesen Ernst wird die Kritik Behrens nicht verzeihen; und da es sich bei seiner Leistung um ein sehr großes Wagniß handelte, das der Natur der Sache nach an Klippen überreich war, ist es fraglich, ob ihm die Anerkennung wird, die er in reichstem Maße verdient. Was man ihm vorwerfen kann, trifft ihn weniger als das ganze Wesen solcher Ausstellungen; und die Beurtheilung pflegt zwischen Dem, was auf Kosten dieser schwankenden Schöpfungbasis zu schreiben ist, und dem Werth des Erreichten selten sauber zu scheiden. Auch der Raum von Behrens ist nur ein Modell, bei dem nicht nur die meisten Materialien, sondern auch die meisten anderen Bedingungen, Dimensionen u. s. w., nicht als definitiv gelten können, bei dem von den wesentlichsten Faktoren des Gelingens, Talent, Zeit, Geld, nur der erste mitspielt. Zumal bei dieser Ausstellung waren es die reinen Galoppaden, die man von den Künstlern verlangte, ähnlich manchen Examensaufgaben, die alles Andere, nur nicht die nachzuweisende Reife ergeben können. Als Talentprobe ist dieser Raum, sind überhaupt die meisten Räume Deutsch-

lands in Turin glänzend gelungen. Das sei ganz unverhohlen gesagt, bevor die Einwände gemacht werden. Wenn es sich freilich um eine definitive Schöpfung handelte, dann wäre der Raum für die enormen Massen, mit denen Behrens hier gearbeitet hat, viel zu klein. Die stark ausladenden Pfeiler würden ganz anders zur Geltung kommen, wenn sie sich nach unten noch mehrere Meter weit fortsetzten. Und wie der Raum viel zu niedrig ist, so hat er auch viel zu wenig Grundfläche; und hier trifft den Plan der ganzen deutschen Abtheilung ein schwerer Vorwurf. Man hat diesen Raum, der von allen möglichen Dingen überfüllt ist, ins Vestibül, an den Eingang, gelegt; mindestens mußte die Mitte frei bleiben, denn die Menge bricht sich sofort an dem Brunnen, dessen monumentale Gestalten bei flottem Besuch in unliebsame Berührung mit dem Publikum kommen dürften. Dabei wirkt das Ganze so schwer, daß die Bezeichnung Vestibül wie ein Witz klingt. Noch empfindlicher wirkt diese Disproportion im Verhältniß zu dem anstoßenden Raum des tüchtigen karlsruher Architekten Billing. Der ist doppelt so groß und ganz leer. Die sehr schön präsentirte Kaiserbüste Wrbas, der es verstanden hat, über die aufgedrehten Schnurrbartenden hinwegzukommen, bildet das einzige Möbel des weiten Saales, der im Gegensatz zu dem von Behrens nur durch schöne Verhältnisse wirkt. Auch hier hat die Ausstellungtechnik den vornehmen Absichten des Künstlers einen Streich gespielt. Billing wollte sich bei der Gestaltung des Raumes, abgesehen von einer kaum vortretenden Säulenverwendung in den Ecknischen, auf malerische Wirkungen beschränken und vergaß, daß der Anstrich noch kein Material giebt; und nur die Schönheit des Materials kann verhindern, daß eine so weit getriebene Einfachheit zur Aermlichkeit und Leere wird. Die große, farbige Verglasung des Oberlichtes, in der allein eine reiche Materialwirkung erstrebt wird, ist nicht sehr gelungen.

Die größte Einheitlichkeit hat der Repräsentationraum Preußens von Bruno Möhring, weil sich hier Absicht und Mittel vollkommen decken und man kaum erinnert wird, daß man in einer Ausstellung ist. Es ist der behaglichste Raum, der, im Gegensatz zu den beiden anderen, Wärme verbreitet und den allen Interieurs Möhrings eigenthümlichen Komfort zeigt. Aus einem Nischengewölbe sind drei Segmente geschnitten, ein größerer für die Frontwand, der einen dreigetheilten, in schöne Schnitzereien gerahmten Spiegel enthält, und zwei einander gegenüberliegende für die hochgelegenen Fenster, unter denen je ein mächtiges Sofa steht. Das grüne Holz ist durch kostbare Emailintarsien gehoben, die Fenster sind durch sehr schön gezeichnete Verglasungen passend getönt, die Wände und Decke schmückt eine dekorative Malerei von Männchen, in dem rückliegenden Theil der Seitenwände haben sehr flotte und in der Farbe pikante Kompositionen von Leistikow treffliche Verwerthung gefunden.

Möhrings Raum bildet die Mitte eines ganzen Komplexes reizender kleinerer Interieurs. Nach der einen Seite liegt ein kostbares Zimmer von Stöving mit den bekannten Bronzen und ad hoc gemachten, etwas verschwommenen Wanddekorationen des Künstlers, nach der anderen Seite gelangt man erst in ein blaues Wohnzimmerchen von Arno Körnig, von einer schlichten Poesie, die in Berlin rar ist, von da in ein höchst gediegenes Arbeitzimmer von Anton Huber in brillant und streng materialgerecht gearbeitetem hellen Holz. Diese beiden Leistungen der Möhrings Atelier nahestehenden jungen Künstler sind vielversprechende Debuts. Von Möhring selbst ist noch ein hübscher Vitrinensaal, wo die Zinnsachen von Kayser, Silberarbeiten von Werner und andere Gegenstände ausgestellt sind. Diesem Theil fehlt es recht an Einheitlichkeit; der Saal verlängert sich in einen einfachen Bibliothekraum, den Behrens für den Verleger Koch in Darmstadt gebaut hat und der gar zu düster wirkt; schlecht ist die Nachbarschaft mit einer Art Kapelle von Leuer, wohl dem Verkehrtesten, auf das ein der Ausstellung bedürftiges Gemüth fallen kann: Mosaikdekoration in Gips und Oelfarbe.

Von Preußen kommt man nach einigen Irrwegen nach Sachsen. Hier fesselt namentlich der große, von Wilhelm Kreis stammende Repräsentationsaal mit seiner sehr prächtigen Ausstellung aus stark farbigen Fliesen, die Villeroy & Boch gemacht haben. Man wird sich nach einem solchen Versuch, der, wenn nicht in allen Details, so jedenfalls der Art nach gelungen ist, die Phrase abgewöhnen, daß die moderne Kunst nicht fähig sei, Prachtwirkungen hervorzubringen. Der Dresdener Groß, der schon bei diesem Raum wesentlich mitgewirkt hat, ist auch bei dem Saal des Architekten Kühn betheiligt, dessen Charakter durch die Malerei Gußmanns bestimmt ist. Das viele Roth und Schwarz wirkt auf Nervenmenschen gar zu wild; und die Deckenkassetten von Groß lassen den Raum noch schwerer erscheinen. Von Robert Oreans in Karlsruhe stammt ein Eßzimmer in dunkelblauer Eiche, in dem die Fayencen Leugers und manches andere hübsche Detail Platz gefunden haben. Ueberhaupt fehlt es nicht an werthvollen Einzelheiten aller Art in der deutschen Abtheilung; nur kommen bei diesem Ausstellungprinzip alle Spezialgewerbe natürlich zu kurz. Fräulein Oppler hat sehr mäßige Kostüme, aber eine Unmenge sehr hübscher Stickereien, sogar moderne Herrenwesten — und nicht mal schlecht — ausgestellt, die dresdener Firma M. Seifert & Co. ihre fast durchweg vorzüglichen Beleuchtungskörper. Heider hat hübsche Keramik, Kollin Leder, Groß, Orivit und Osiris die famosen Zinnsachen. Das Alles und vieles Andere verliert sich und man hätte ruhig ein paar gänzlich überflüssige Interieurs, zumal das Treppenzimmer von Berlepsch, kassiren können, um der Kleinkunst einen würdigeren Platz zu geben. Es ist eine wahre Schande, daß die königlichen Manufak-

turen von Meißen und Berlin nicht würdig vertreten sind; namentlich die berliner hat schlimme Dinge geschickt, die in einen Kramladen gehören; zu ihrer Ehre sei angenommen, daß ihr die Wichtigkeit einer entsprechenden Theilnahme nicht genügend klar gemacht worden ist.

Der einzige würdige Vertreter Oesterreichs — und zwar in Folge seiner darmstädter Beziehungen offiziell unter Deutschland — ist Olbrich, der sich hier die beste Mühe gegeben hat, die darmstädter Schlappe wettzumachen, und in diesem Bemühen glücklich gewesen ist. Sein darmstädter Raum ist von einem Charme, dem auch der erpichteste Gegner des Wienerthumes nicht zu widerstehen vermöchte. Er hat immer die Gabe, aus nichts Etwas zu machen, und er ist dabei immer um so erfolgreicher, je weniger anspruchvoll dieses Etwas auftritt. Dieses Erkerzimmerchen, bei dem alle Linien und Farben so abgewogen erscheinen wie die Strophen eines gelungenen Gedichtes, hat all das Liebenswürdige, nichts von den Lastern dieser leicht geschürzten wiener Muse und versöhnt mit Vielem, was Olbrichs jüngste Thaten verschuldet haben. Gerade in dieser Ausstellung, deren äußerer Rahmen unter der Suggestion der schlimmsten Instinkte Olbrichs entstanden ist, berührt die Mäßigung, die sich der Künstler auferlegt hat, wie ein Beweis, daß er sich nicht mit Dem identifizirt, was unter seinem Einfluß entsteht. Zwei andere Räume Olbrichs waren, als ich Turin lange nach der Eröffnung verließ, noch nicht fertig; ich sah nur einen Gipsfries, bei dem er das Akanthusmotiv benutzt hat, mit einer verblüffenden Geschicklichkeit, die mich an die geistvollen Stilinterpretationen Beardsleys erinnerte.

Will man sich am Gesundesten des Gesunden erfrischen, so muß man heutzutage nach Holland, aber man denke dabei nicht an die Bäckchen der Bäuerinnen von Walcheren, in deren rosigem Schein der harmlose Europäer immer noch das Kulturleben dieses merkwürdigen Volkes betrachtet. Es ist vielmehr die Gesundheit, die alle Phasen der Erkenntniß durchlaufen, an allen Quellen — auch denen der Perversität — genippt hat, aber kräftig genug war, das Wesentlichste immer wieder an der Hausmannskost des heimischen Herdes zu finden. Die holländische Abtheilung ist die Perle der ganzen Ausstellung; alle oder fast alle Gebiete des Gewerbes zeigen hier eine Entwickelung, die man trotz ihrem stark nationalen Gepräge als vorbildliche Richtung für die ganze Bewegung auf dem Kontinent hinstellen kann. Man hat in unverhältnißmäßig kurzer Zeit die rein ornamentale Periode, die in Holland namentlich durch die Berührung mit der indischen Formenwelt befruchtet wurde — man denke an Thorn Prikker, Dijsselhof, Toorop und Andere — überwunden und ist europäisch geworden, europäischer als in London und Paris, von dem einst so vielversprechenden Belgien nicht zu reden. Hoeker hat Silbersachen ausgestellt, ganz einfache Formen, die

nur durch vollendetes Gleichgewicht wirken und denen nur das schöne Material, gehoben durch einen höchst einfachen Flächenschmuck in Emailmosaik, den Werth giebt. Die Firma Amstelhoek hat Poterien in ähnlichem Geist geschaffen, braunes gebranntes Steingut und darin eingelassen schwarz emaillirte winzige Thierornamente von Dijsselhof oder rein mathematische kleinlinige Figuren in köstlichen, satten Farben. Die Bildhauer Zijl und Mendes da Costa haben Kleinskulpturen, Zijl stark ornamental behandelte Thierstücke in Elfenbein, da Costa eine Vitrine mit kleinen Figürchen in farbigem Gré, die so mächtig sind wie indische Idole oder ganz gute gothische Statuetten, vielleicht das Kostbarste, was die moderne Kleinkunst geschaffen hat. Die zierlichen Dekorationen auf den mädchenhaft fragilen Gefäßen der rozenburger Manufaktur haben auch hier noch ihren Reiz, obwohl sie in der ernsten Umgebung zurücktreten. Dijsselhofs kostbares Mobiliar des Dr. van Hoven, eins der ersten Stücke des modernen holländischen Gewerbes, ist für den Anfang dieser Bewegung charakteristisch, interessirt aber schon heute nur noch durch die deutliche Spur des Einflusses der indischen Ornamentik.

Auch Ungarn fängt an, europäisch zu werden. Es hat eine ganze Suite von Zimmern nach Zeichnungen von Horti, dem Architekten der ungarischen Abtheilung, Farago, Wiegand, in denen man das anerkennenswerthe Bestreben merkt, aus der wilden Ornamentik in die ruhigen Bahnen wohnlicher Einfachheit einzulenken. Der berühmte ungarische Keramiker Zsalney hat neue Nuancen seiner leider häufig gar zu indiskret bunten Fayencen und Erstlinge einer sehr pikanten Neuerung: Details figürlicher und abstrakt ornamentaler Art für Schmucksachen aus sehr fein gearbeitetem keramischen Material. Rapoport hat eine Anzahl Emails ausgestellt, das beste Stück nach Zeichnungen unseres pariser Künstlers Dufrène in sehr eleganter Montirung.

Schwedens Ausstellung wurde von dem bekannten stockholmer Architekten Boberg arrangirt, der mit seiner Frau zu den Führern der schwedischen Bewegung gehört. Nach seinen Zeichnungen hat Anderson gediegene Silbergefäße gemacht. Seine Frau Anna Boberg hat die Vorlagen für eine neue Glasmanufaktur — Reijmyre Aktiebolag — geliefert, deren Technik an Gallé erinnert, aber in nationaler Ornamentik. Die berühmten Porzellanmanufakturen Roerstrand und Gustavsberg hatten hier wieder den Erfolg, den sie in Paris davontrugen. Ueber die große Ausstellung der dänischen Porzellanmanufaktur Bing & Gröndahl in Kopenhagen, die sich mit der pariser Maison Moderne vereinigt hat, kann ich, als Inhaber des pariser Hauses, kein Urtheil fällen; ihre Konkurrentin, die „Königliche", ist unglücklich placirt und hat wenig geschickt. Norwegen ist nur durch die Bronzen — eine fabelhafte Miniaturstatuette als Portrait des Papstes — und Fayencen des be-

bekannten Pariſers St. Lerche und die ſchönen Tapiſſerien von Frida Hanſen vertreten.

Amerika wirkt ein Bischen langweilig. ſchon wegen der gar zu abgeſchachtelten Aufſtellung, und bringt von ſeinen beſten Kräften, Tiffany, Rockwood und dem Kleinſkulpteur Bartlett, wenig, was nicht ſchon in Paris auf der Weltausſtellung ähnlich oder beſſer zu ſehen war. Belgien iſt relativ reichhaltig vertreten, ohne es zu einer neuen Würdigung ſeiner namentlich in der Möbelbranche charakteriſtiſchen Leiſtungen zu bringen. Die Treppe von Sneyers mit dem dekorativen Fries von Crespin oder der einfache Salon des Guſtav van de Voorde in engliſchem Mahagoni ſind brave Arbeiten, aber auch nicht mehr; und Hortas Möbel, die mehr ſein wollen, ſind gelungene Bizarrerien der ſchlimmſten Art mit einer Roheit in der Wahl der Farben und Formen, die man kaum von einem ſo großen Talent erwartet hätte. Man kann nie genug beklagen, daß ſich die ſtark bildneriſche, ingeniöſe Kraft dieſes beſten modernen Architekten in dem Ehrgeiz, unbedingt Univerſalkünſtler ſein zu wollen, zerſplittert, ſo begreiflich er ſein mag. Von Van de Velde, dem Gegenpart Hortas, der gerade in dieſer Ausſtellung nicht fehlen durfte, iſt nicht ein Stück vorhanden. Sehr würdig und koſtbar iſt die Ausſtellung Wolfers, des brüſſeler Lalique, der eine Menge wundervoll gearbeiteter Schmuckſachen, mehr Phantaſieſtücke als tragbare Dinge, gemacht hat.

Bleibt Italien. Die Jury ſoll ganze Haufen zurückgewieſen haben; man kann ſich von der Qualität des Abgelehnten aus dem Angenommenen ein Bild machen. Der Gaſt iſt zur Höflichkeit verpflichtet und ich möchte es nicht ſo machen wie der deutſche Kommiſſar, der neulich in einer münchener Zeitung den Geſchmack beſaß, ſich über die Leibwäſche ſeiner italieniſchen Kollegen und andere Faktoren von ähnlicher Bedeutung aufzuhalten. Von Kleinigkeiten abgeſehen, iſt Italien immerhin beſſer als ſein Ruf. Es beſitzt außerordentlich geſchickte Hände und viel ſchönes Material. Wenn mal der richtige Geiſt darüber kommen wird, kann Italien eine neue bedeutende Rolle im Gewerbe Europas ſpielen. Schon heute läßt Paris rieſige Möbelmengen in Italien arbeiten; ein ſehr großer Prozentſatz aller „gangbaren“ Stühle kommt aus der Umgebung Mailands und ich ſah Schnitzereien und Intarſien nach alten Muſtern, die nur einen beſſeren Verwendung bedurft hätten, um unübertrefflich zu ſein. Das Selbe gilt von der Marmorbearbeitung, vom Bronzeguß; alle guten à cire perdue-Gießer der Welt ſind Italiener und in Rom macht man ſolche Dinge zu Preiſen, die man im Norden Europas für Sandguß zahlt. Was Venedig in Glas und Florenz in Fayencen leiſtet oder zu leiſten vermöchte, davon kann man in Turin eine deutliche Vorſtellung bekommen; übrigens gehören gewiſſe Fayencen der Arte Ceramica in Florenz zu dem Beſten, was dieſe überall heute ſehr weit getriebene Kunſt zu leiſten

vermag. Im rein formalen Ausdruck herrscht in Italien natürlich noch ein buntes Chaos. Die an sich schon recht angeregte Phantasie des Italieners wird unter dem Einfluß des Modernen — worunter man sich das Unmögliche vorstellt — zur Siedehitze gesteigert. Der berühmte mailänder Fabrikant Bugatti hat sich zu wahren Rhapsodien in Eselshaut verstiegen; da sind Sofas, die wie umgefallene Automobile, Schränke, die wie die Raddampfer aussehen. Und doch ist Talent drin, das Talent, das in Jules Verne steckt; mehr sogar, denn diese wundervolle Technik, die in einer geradezu einzigen Verwendung des Pergamentes besteht, enthält die größten Perspektiven und Bugatti ist intelligent und originell genug, um auch einmal einfach und vernünftig und damit zur größten Kuriosität Italiens zu werden. Die beste Leistung Italiens auf der Ausstellung ist das zum Bleiben bestimmte, im Garten stehende Denkmal Davids Calandra zu Ehren des Prinzen Amadeus; eine trotz vielen Schwächen in der That bleibende Schöpfung und sicher das beste Monument Turins, was bei dem Ueberreichthum der Stadt an Denkmälern schon Etwas heißen will. Sonst ist es um die italienische Kunst schlecht bestellt. Jede Nuance der beliebten italienischen Süßigkeiten in Malerei und Skulptur ist vertreten. Die beiden bedeutendsten Italiener, Segantini und der Bildhauer Rosso, fehlen. Franz Servaes hat soeben in seinem vortrefflichen Werk über Segantini erzählt, wie schwer Italien es der Jugend seines bedeutendsten Malers gemacht hat, als er in Mailand zu debutiren versuchte. Rosso, dem erst Paris die Existenzmöglichkeit gab, ist es ähnlich gegangen. Hier war eine Gelegenheit, Vieles gut zu machen, und man hätte den Eifer, mit dem man überall im Ausland das Beste zu suchen bestrebt war, zuerst auf das eigene Land verwenden müssen. Das Werk dieser beiden Künstler ist vielleicht ja die einzige Brücke, die das einst so kunstreiche Italien noch mit dem künstlerischen Fortschritt Europas verbindet.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Dreimal.

Es ist lange her; ich weiß gar nicht mehr, wie lange. Ich weiß auch nicht, ob ich damals schon erwachsen oder noch, wie man in guten Familien sagt, „ein Kind" war.

Die historische Jahreszahl kann ich also nicht genau angeben, obgleich ich bereits einen regen Sinn für Geschichte hatte und, zum Beispiel, die „schwedische Reduktion" ordentlich in der Stadtbibliothek nach den „Landtagsrezessen" studirte, woraus dann auch mein nach diesen Landtagsrezessen ganz zuverlässig gearbeitetes Drama: „Patkul", Theil I, Untertitel: „Gertrud Lindenstern" hervorging, das 1878 ein paar Wochen vor Weihnachten erschien und bis Weihnachten ausverkauft war, — ein bis dahin in der guten Stadt Riga noch nicht dagewesener literarischer Erfolg.

Mit meinen Erfolgen wars nur immer so eine eigene Sache. Ob „der Herr" sie gegeben hatte, weiß ich nicht; aber „der Herr" hat sie immer wieder gewissenhaft genommen, woraus ich schließen muß, daß ich dem regirenden Herrn der Welt kein genügend angenehmer Geruch war.

. . . Damals aber war ich noch ein gänzlich unbekanntes Ding, das sich in der ihm zugewiesenen Umgebung schrecklich langweilte. Und aus dieser einförmigen Langeweile tritt mir ein Bild mit großer Deutlichkeit vor Augen.

Es war unter dem alten Schloß von Riga.

Ehemals hatte es den „Deutschen Rittern" gehört, die von dort mit den Bürgern und dem Erzbischof der Stadt Riga fleißig krakehlten; und jetzt wohnte dort der Generalgouverneur über die drei Ostseeprovinzen.

Nach der Düna zu, an der es lag, wandte es einen kurzen, dicken Thurm auf einer Mauer von Anderthalbmannshöhe, auf der ein kleiner Garten lag. Unter dieser Mauer standen meine Tante und ich. Wir standen dort in recht schlechter Gesellschaft. Einige Eckensteher, einige alte Weiber, ein paar Bummler, im Ganzen etwa zwanzig Personen, die ein gemüthlicher Gorodowoi im Zaum hielt.

Vor uns lief die Hafenstraße und an ihr lagen, mit dicken Trossen an Steinpfosten „vertaut", eins hinter dem anderen, ladende und löschende Schiffe. Ein Platz von mäßiger Schiffslänge war offen. Hier sollte er anlegen.

Wir warteten. Die Zeit ging. Niemand gesellte sich hinzu. Ich fing an, meine Tante wunderlich zu finden.

Am Morgen, um die Marktzeit, war sie gekommen, aber nicht, wie sonst, um mich zu Einkäufen mitzunehmen; sondern: ich sollte „ihn" sehen. Er würde heute Vormittag ankommen.

Woher sie Das hatte, wußte ich nicht. „Er" kam ganz inkognito; aber die Tante hatte so ihre Kanäle. Ob er schon König oder noch Kronprinz war: darüber wußte sie jedoch so wenig Bescheid wie ich.

Man war in der Geschichte der Gegenwart damals nicht so besonders beschlagen in Riga und die Tante war eigentlich auch nur unterwegs, weil sie gehört hatte, daß er „ein schöner Mann" sei.

Ein schöner Mann war für die Tante das Höchste. Die Monarchen Europas theilte sie auch nur danach ein, ob sie „schöne Männer" waren oder „nach nichts aussahen." Als Kaiser Alexander II. nach Riga kam und unter ihren beflaggten Fenstern am alten Rathhaus und Palais de justice von Riga vorbeifuhr, rief sie mit dem guten Gewissen, das Richtige zu thun, so laut sie konnte: „Ein schöner Mann! Ein schöner Mann!" Und damit hob sie ihren Blumenstrauß und zielte so gut, daß er ihm gerade in den Schoß fiel, so daß er ihn mit den Händen auffing. Und Das brachte ihr einen ganz direkten Gruß in ihr Fenster hinauf vom Kaiser ein, der sein wirklich schönes offenes Gesicht freundlich lachend zu ihr emporkehrte.

Heute war die Tante wieder nach einem „schönen Mann" aus.

Ich theilte schon damals nicht ganz die Auffassungen der Tante. Ihr Geschmack und meiner stimmten nicht immer überein. Allerdings sprach sie — als ich später mit meinem eigenen schwedischen Ehegatten bei ihr in Riga erschien — wieder ein geflügeltes Wort, in dem sie ihn „Deinen hübschen, stillen Mann" nannte. Mit der ersten Bezeichnung hatte es nun, wie ich gern zugab,

seine Richtigkeit; aber was „die Stille" anging, wußte ich, daß sie diesem Begriff einen nicht ganz zutreffenden Sinn unterlegte.

. . . Mir wurde das Warten unter dem dicken alten Schloßthurm lang. Ich hatte aus den „Landtagsrezessen" keine Zärtlichkeit für die schleichende absolutistische Politik der schwedischen Könige eingesogen. Sogar der ritterliche Wasa in den Ostseeprovinzen, Gustav Adolf, an den Quellen studirt, begeisterte mich nicht besonders. Da aber die Tante keine Miene machte, nach Hause zu gehen, so vertrieb ich mir die Zeit, wie ich konnte.

Dazu war mir besonders eine lange grüne Raupe behilflich, die sich an ihrem dünnen, schleimigen Seidenfaden von einer Akazie auf der Mauer herunterließ und vor meinen Augen in geschmeidigen Krümmungen auf- und niederschaukelte. Sie hatte die deutliche Absicht, auf meinem Kleid Fuß zu fassen, und ich hatte die Absicht, Das nicht zuzugeben. Auf einmal saß sie doch da, klebte sich mit ihrem Endtheil fest und streckte sich in Buchten in die Luft, um sich mit ihren Vorderfüßen anzuklammern. Halb mit Ekel, halb mit Neugier verfolgte ich die glatten Windungen dieses Weichthiers. Darüber hatte ich ganz vergessen, auf die Hauptsache Acht zu geben. Die Düna aufwärts hatte sich ein kleiner Dampfer genähert, ein paar Konsuln und andere Personen waren geschäftig auf die Schiffe am Ufer gestürzt, um ihre Schnupftücher hervorzuziehen und bereitzuhalten. Doch war Niemand da, der das Signal gab. Inzwischen kam der Dampfer immer näher und legte an. Ein Steg wurde vom Schiff ans Land geschoben.

Nun war meine Tante nicht zu halten. Klein und behend, war sie die Erste am Steg. Daß sie einmal „die schöne Röder" geheißen hatte, gab ihr die Zuversicht, überall gern gesehen zu sein, wo sie erschien.

Ehe ich wußte, wie es zuging, standen wir mitten zwischen den Herren, die das Schiff verließen. Diese Herren erregten mein ungetheiltes Erstaunen. Sie erschienen mir wie fremde bunte Vögel, — Pfauen etwa oder Papageien. Auf den Köpfen hatten Alle Dreimaster, wie die Rathsherrn der Stadt Riga bei feierlichen Kirchgängen, von diesen Dreimastern herunter aber fielen oder wehten Riesenbüschel blauer und gelber Plumagen; und es war kein gedämpftes Blau oder Gelb, sondern richtiges Eigelb und Berlinerblau.

Ihre eben so blauen Röcke endeten in gelbbetreßten Schwalbenschwänzen, die blauen Brüste waren gelbverschnürt und an den berlinerblauen Hosen liefen breite dottergelbe Streifen hinab. Dazu überraschte mich die Länge ihrer Beine höchlich, eben so wie das von mir noch nie gesehene Gelb ihrer Haare.

Auf einmal hörte ich meine Tante ausrufen: „Ein hübscher Mann! Ein hübscher Mann!" Ich erwachte aus meinen Betrachtungen und blickte nun erst auf sie.

Und die Tante hatte den Richtigen gefunden. Ohne sich im Geringsten von den Gelbblauen imponiren zu lassen, hatten ihre Blicke den späteren König Oskar den Zweiten herausgefunden. Und — wie es zuging, weiß ich nicht, aber — als ich ihren Ausruf hörte, stand er einfach neben ihr.

Er hatte ihren Ausruf offenbar auch gehört, denn er lächelte. Er lächelte, wie nur er lächeln kann. Es frappirte mich gleich. Das war nicht ein Lächeln, sondern das Lächeln. Ein einziges huldvolles Entgegenkommen. Die Tante warf bewundernde Blicke an ihm hinauf. Sie mußte sie sehr hoch an ihm

hinaufwerfen, denn er war länger als alle Gelbblauen. Er war ganz außerordentlich lang und außerordentlich schlank. Man könnte sagen: er bot keine Fläche, er war nur eine Linie. Auch sein Kopf bot gewissermaßen keine Fläche. Ein fremdartiges, unter Germanen nie gesehenes scharfes Vogelprofil mit dunkler Haut, dunklen Zähnen, schwarzem, kurzem, weißgesprenkeltem Bart und eben solchem Haar von unbekannter Schwärze . . .

„Nicht so nah, nicht so nah!" sagte plötzlich eine andere Stimme. Ein blaugelbes Plumagenende nickte über dem Kopf meiner Tante vorwurfsvoll zu ihr hinunter. Ein Herr — Ibsen würde ihn „ein bleichfetter Herr" nennen — neigte sein großes Gesicht von eigenthümlicher Färbung — ich lernte später diese Färbung auf die Wirkung des schwedischen Punsches zurückführen — zu ihr hinab, während er mit der Hand zwischen ihr und Oskar dem Zweiten eine abwehrende Bewegung machte.

Die Tante ließ seine Einmischung so unbeachtet, als wäre er ein körperloses Wesen. Sie hatte genug gesehen, entfernte sich, nachdem ein passender Augenblick verstrichen war, und ging nach Hause, um sich ans Fenster, dem alten Rathhaus und Palais de justice gegenüber, zu setzen und die Vorbeifahrt des hohen Gastes nebst Gefolge abzuwarten.

Als ich mich am Nachmittag, in der Hoffnung auf eine mögliche Spazirfahrt mit Onkels Rappen, bei der Tante einfand, saß sie auch wirklich am Fenster in der „großen Stube" nach dem Rathhaus und las „Villafranca". Sie sagte gar nichts und ich setzte mich enttäuscht an das andere Fenster. Ich hatte aber noch nicht lange so gesessen, da hörte ich das Rollen mehrerer Wagen und sah die eigelben und berlinerblauen Plumagen unter mir vorbeiwehen. Ich rief im größten Eifer: „Sieh, Tante, da kommen sie!" Aber die Tante sah nur flüchtig auf von „Villafranca" und warf einen halben Blick durch die Lorgnette auf die Straße. Sie hatte bereits das Interesse verloren. In Riga wurde bei sehr großer Gastfreundschaft sehr streng auf die Etikette gehalten; und von Einem, den man zum Frühstück aufnahm, erwartete man, daß er nicht zum Mittagessen blieb. Jetzt aber begab sich der fremde Gast noch zu den „Schwarzen Häuptern", um ihr Silbergeschirr nebst Servirtem in Augenschein zu nehmen. Es schien ihm schwer zu werden, sich von der alten schwedischen Eroberung zu trennen.

Eine Stunde später sah man den fremdartigen Schwedenfürsten wieder von den „Schwarzen Häuptern" zurückkehren. Wie die fünf Siegel auf einem Werthbriefe, umgaben ihn den ganzen Tag seine fünf blaugelb befederten Kavaliere. Man begegnete ihnen in allen Hauptstraßen der Stadt, aber als der Tag vorüber war, gab Niemand Auskunft, wohin sie sich begeben hatten.

Meine zweite Erinnerung an König Oskar den Zweiten ist historisch viel exakter.

Es war im Spätsommer 1897. Die Badezeit in Helsingborg war eigentlich schon vorbei, als wir dort eintrafen. Ich freute mich schon auf die Rückkehr nach Bayern, nachdem wir nun zum dritten Mal in der Heimath meines Gatten den selben ungastlichen Empfang gefunden hatten. Aber Helsingborg hatte den interessanten Ausblick auf Kronborg und alle die vielen Erinnerungen an die Küsse über den Sund und an Hamlets Vater. Hier waren auch meines Mannes „Sensitiva Amorosa" erschienen, ohne die ich nie mit ihm bekannt geworden wäre. Und eine schöner gelegene Stadt mit reicherem Hinterland und leichter und besser zu besetzendem Tisch konnte man nicht finden.

Wir wohnten in der Königinstraße, gerade am Sund. Hoch über dem Parterre der Häuser weg in gewundenem Bogen auf eisernem Schienengerüst ging die Eisenbahn von Helsingborg nach Göteborg. Gerade vor unseren Schlafzimmerfenstern begann der Bahndamm und den ganzen Tag liefen die Züge dort hin und her, während die Köpfe der Passagiere uns in die Fenster sahen.

Es waren zwei kokette Damenzimmerchen nebst puppenkleiner Küche, die wir bewohnten. Ehe wir uns Dessen versahen, waren wir einlogirt, denn während wir nach unserer Ankunft in Helsingborg auf der Königinstraße herumspazirten, kam eine feine Dame auf uns zu mit der Anrede: Wir suchten gewiß eine Wohnung und sie habe eine so hübsche Wohnung und habe es so sehr nöthig, sie zu vermiethen, damit sie nach Stockholm reisen könne; denn sie müsse nach Stockholm. Achtzig Kronen sei der Preis. Nach dem üblichen Zögern bequemten wir uns; als wir dann aber einzogen, war die Dame sehr ärgerlich und erklärte: Wir trieben sie hinaus und sie wisse ganz und gar nicht, was sie in Stockholm solle.

Sie hinterließ uns Bettwäsche, Bestecke und andere Sachen, worüber wir übereingekommen waren, und noch Etwas, worüber wir nicht übereingekommen waren. Das waren die langbeinigen, dünnen, schwarzen Blutsauger in den Betten. Ihre Gier war unbeschreiblich. Insektenpulver beschwichtigte sie nur in geringem Grade; und auf mein Blut hatten sie es ganz besonders abgesehen.

Eines Morgens stand ich am Fenster des Schlafzimmers und hängte Kissen und Betttücher hinaus, als zwei Lokomotiven vorüberfuhren, die den königlichen Zug zogen. Auf dem Uebergang vom Damm zur Luftbrücke ging es langsam; und nun sah ich König Oskar den Zweiten zum zweiten Mal.

Er stand am Waggonfenster und schaute gerade hinab in unser Schlafzimmerfenster. Er hatte, wie damals schon, die Admiralsmütze auf; und er lächelte. Er lächelte noch ganz eben so wie damals. Sein Bart war nun weiß und sein Haar war weiß; aber sein Lächeln, sein einziges Lächeln war immer noch das Lächeln.

Er blieb in Helsingborg und hier sah ich ihn noch zum dritten und letzten Mal.

Es war am Abend. Die Sonne war untergegangen und die Luft war rauh. Wir gingen am Sund entlang, während von Kronborg wie ein gelbes Perlenhalsband die Laternen aufleuchteten.

So waren wir bis an den langen Badesteg gekommen, der zu den Stadtbadehäusern ins Meer hinausführte. Auf dem Steg stand eine Gruppe von Herren, was uns nicht nur zu dieser Jahreszeit, wo fast Niemand mehr badete, sondern noch mehr zu dieser Tageszeit sehr wunderte. Die Herren standen um einen etwas gebeugten Herrn von sehr langer Gestalt herum, der eifrig mit der Hand in der linken Hosentasche Etwas suchte, das er nicht finden zu können schien. Die Silhouetten hoben sich schwarz und scharf von dem kalten hellen Abendhimmel ab; jede Linie war deutlich.

Wir kamen näher und näher. Die Personen waren nicht zu verkennen. Als wir vorüber waren, sagte mein Gatte: „Das war der König."

München. Laura Marholm.

Selbſtanzeigen.

Die ſächſiſchen Eiſenbahnen in hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Darſtellung. Theodor Thomas, Leipzig. 8 Mark.

Die ſächſiſchen Eiſenbahnen ſind in neuſter Zeit aus Anlaß des Rückganges ihrer Ueberſchüſſe, der ſich bei dem heutigen Stande der ſächſiſchen Staatsfinanzen doppelt ſchmerzlich fühlbar macht, der Gegenſtand lebhafter Erörterungen geweſen. Nachdem dieſe Erörterungen das Intereſſe für die ſächſiſchen Eiſenbahnen geweckt haben, mag als Beitrag zu ihrer Kenntniß meine Schrift nicht unwillkommen ſein. Im erſten, geſchichtlichen Theil der Arbeit wird die Stellung von Regirung und Ständen zu den grundlegenden Fragen der Eiſenbahnpolitik eingehend erörtert und die Wandlung in dem Verhältniß des Staates zu den Privatbahnen und ihren Konzeſſionbedingungen betrachtet. Der zweite, ſtatiſtiſche Theil giebt in zahlreichen Tabellen mit erläuterndem Text eine Beſchreibung des Standes der ſächſiſchen Eiſenbahnen und ihrer Leiſtungen, einen Ueberblick über ihre finanziellen Ergebniſſe, über das Anlagekapital und die Rentabiltät der einzelnen Linien und einen Vergleich der ſächſiſchen mit den übrigen deutſchen Staatsbahnen. Als Anhang iſt eine Skizze über die Gründe des Rückganges der ſächſiſchen Eiſenbahnrente und die Mittel zu ihrer Hebung angefügt.

Erfurt. Dr. A. Wiedemann.

Charles Baudelaire: Gedichte in Vers und Proſa. Ueberſetzt von Stefan Zweig und Camill Hoffmann. (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.)

Charles Baudelaire, der Diaboliker und Klaſſiker der décadents, gelangt endlich nach Deutſchland. Nachdem man ihn mit ehrenden Attributen verſehen und für die Literaturgeſchichte präparirt hat, iſt er für uns ungefährlich geworden. Wir halten ja wirklich anderswo als dieſer verläſterte Poet, der das Rom Neros mit dem Kulturdandythum eines Montesquiou oder Wilde zu verbinden ſcheint. Und doch hat auch er eins der Thore aufgethan, durch die die moderne Pſyche gehen mußte. An der Grenze der Romantiker und Parnaſſiens wird ihm der Hiſtoriker ſchon ein hübſches Plätzchen einräumen müſſen; dann werden die Pſycho- und Phyſiologen kommen und all die verrottet ſchönen und ſündhaft kühlen Bücher als unantaſtbare Dokumente anſtaunen, die da bezeugen, welcher ganz wunderbaren künſtleriſchen Konzeption ein ſchon in der Zerſetzung begriffener Geiſt fähig iſt. Die aber, die Poeſie überall lieben, wo ſie wahr und abſonderlich iſt, werden die edle Linie der Dichtung Baudelaires, dieſe in Harmonie erſtarrte Revolte des Herzens und des Gedankens, zu genießen wiſſen. Die Verſe überſetzte Stefan Zweig, die Proſa ich. Freilich mußte einiges recht Bezeichnende leider unter den Tiſch fallen; ich nenne La charogne, ein Gedicht von berüchtigt perverſer und gewaltiger Bizarrerie, die deutſcher Art ſo fern ſteht, daß ihr ſchon die deutſche Sprache widerſtrebt. Wir haben eben nicht drauflos gearbeitet, um einen ganzen Baudelaire zu überſetzen. Wir brauchten es um ſo weniger, als die Fleurs du mal und die Petits poèmes en prose ſich in den Motiven ſehr oft decken.

Wien. Camill Hoffmann.

Neues Leben. Leipzig, Karl Reißner.

Das neue Leben, von dem in diesem Buch die Rede ist, geht wesentlich die Moral an. Ich habe in den „Grundzügen einer natürlichen Sittenlehre" meine Moral skizzirt, unabhängig von den herrschenden Glaubenslehren, frei vom Glauben an einen persönlichen Gott und eher einen feindlichen als einen freundlichen Standpunkt zum Christenthum einnehmend. Aber meine Hauptabsicht war, zu zeigen, wie man unabhängig von der religiösen Autorität eine rein natürlich sittliche Autorität sich selbst bilden und wie Jemand edel werden könne, ohne der traditionellen Religion zu folgen. Wenn man will, mag man eine solche natürliche Sittenlehre auch Religion nennen. Ellen Key sagt einmal: Religion ist Alles, wofür wir sterben. Und jedenfalls ist die wahre Religiosität individueller und persönlicher als die herkömmlichen Glaubenslehren, die in der Tradition erstickt und im Unindividuellen vertrocknet und im Unpersönlichen verknöchert sind. Dogma wird leicht Lüge. Es ist undenkbar, daß der jetzt heranwachsende Mensch in diesem zusammengepappten Religiondogma Befriedigung finden kann. Aber die meisten Menschen sind leider nicht stark genug, um in den wichtigsten Lebensfragen sich eine eigene Anschauung zu bilden. Sie wagen nicht, um die Ecke zu sehen. Sie sehnen sich nach Befehlen, nach Gesetzen, nach Vorschriften oder im besten Falle noch nach Vorbildern: Alles soll ihnen vorgemacht sein, — schade nur, daß ihnen Niemand ihre eigene Persönlichkeit vormachen kann ... Der zweite Theil des Buches enthält zwölf moderne Essays über Reform- und Erziehungfragen des Lebens von heute und morgen. Meinen Landsleuten empfehle ich die Artikel „Beamtenvergötterung in Deutschland" und „Bureaukratischer Größenwahn".

Dr. Heinrich Pudor.

❦

Goethe und der Protestantismus des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin, Alexander Duncker. 1902. Preis: 1 Mark.

Ein Katechismusbüchlein für gebildete deutsche Christen der Gegenwart und Zukunft. Philister und Rückständige aller Art thun gut, es ungelesen zu lassen. Aus den Hauptstücken hebe ich hervor: Goethes Gottesglaube. Goethe und das Christenthum. Goethes Supranaturalismus. Das Vaterunser. Goethe und das religiöse Problem des zwanzigsten Jahrhunderts. Karl Trost.

❦

Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie der besten Uebertragungen, herausgegeben von Stefan Zweig. Berlin, Schuster & Löffler. 1902. Mit einem Bild von Felix Valloton. Preis: 1 Mark.

Paul Verlaine und sein noch immer großer Einfluß auf die moderne französische und auch deutsche Lyrik zu erklären, ist heute wohl nicht mehr nothwendig. Meine Anthologie hat sich zum Ziel gesetzt, ihn ganz für uns zu gewinnen. Sie ist der Erkenntniß entwachsen, daß der Vermittlungversuch eines Einzelnen einer so vielgestaltigen, komplizirten Persönlichkeit wie der Paul Verlaines nicht genügen könne. Eine Uebersetzung in des Wortes böser Bedeutung schließt seine Eigenart von vorn herein aus und eine Nachdichtung, die in diesem Fall einer stark ausgeprägten Persönlichkeit bedürfte, verfärbt mit der Fülle des Eigenen das Bild

des Dichters. Dieſer Nachtheil nun muß wegfallen, wenn mehrere Perſönlichkeiten als Nachſchaffende einander gegenüberſtanden, denn im Widerſtreite des Individuellen klärt ſich das Gemeinſame, das in dieſem Fall die Eigenart des Dichters iſt. Und dann ſtand mir bei einer Vielzahl von Autoren — Verlaine iſt in Deutſchland mehr als dreißigfach überſetzt — immer die Möglichkeit offen, das Beſte zu wählen und die Geſammtperſönlichkeit zur Geltung zu bringen, Verlaine den Mondſcheinträumer, den Parnaſſien und ſtrenggläubigen Katholiken eben ſo wie Verlaine den Trunkenen, den Perverſen und Libertin in Leben und Dichtung, den Verlaine ſeiner Verſe, die nur ein Spiegel ſeines ewig wechſelvollen, ſehnſüchtig raſtloſen Lebens ſind Von den Namen der Mitarbeiter werden dem deutſchen Publikum die meiſten wohl nicht fremd ſein. Ich will aus ihrer Reihe nur Richard Dehmel, Franz Evers, Caeſar Flaiſchlen, Karl Henckell, Fritz Koegel, Hedwig Lachmann und Johannes Schlaf nennen, weil ſie ein künſtleriſches Niveau der Nachdichtung zuverſichtlicher verſprechen, als ich allein es vermöchte.

Wien. Stefan Zweig.

Bankiers und Juriſten.

Zweimal im Verlauf eines Monats hat die Börſe den Juriſtenſtand zu Gaſt geladen. In den erſten Septembertagen ſahen die Heiligen Hallen der Burgſtraße den Deutſchen Juriſtentag zu fideler Begrüßungfeier verſammelt und am neunzehnten und zwanzigſten September haben in Frankfurt am Main Bankiers und Juriſten gemeinſam über Börſengeſetz, Börſenſteuer und Kriſis Gericht gehalten. Die Börſe hat es nöthig, um die Gunſt der Juriſten zu werben, denn bitteres Leid iſt ihr durch Geſetzgebung und richterliche Praxis angethan worden. Die Juriſtenfeier in der Burgſtraße hatte eigentlich mit ſolcher Buhlſchaft nichts zu thun, denn die Börſenbehörde hatte nur den Raum zur Verfügung geſtellt. Aber die ſtets zu Taktloſigkeiten bereite Börſenpreſſe konnte ſich allerlei Winke mit dem Zaunpfahl doch nicht verſagen. Wahrſcheinlich wollte ſie die Aelteſten der Kaufmannſchaft gegen den Vorwurf ſchützen, wider allen Geſchäftsbrauch Gefälligkeiten ohne Gegenleiſtung erwieſen zu haben. So las man denn am Abend vor dem Feſt: „Wenn die Jünger des Rechtes heute zwiſchen den Maklerſchranken luſtwandeln, werden ſie zu der Einſicht kommen, daß es ſo nicht in einer Spielhölle ausſieht. Sie werden ſich überzeugen, daß es ſich um eine Stätte handelt, wo zu ernſter Arbeit ernſte Männer zuſammenkommen.“ Das iſt Parvenulogik, die von dem gut ſitzenden Gehrock geſchwind auf das reine Herz und von dem Frou Frou ſeidener Unterröckchen auf noble Herkunft ſchließt. Seit wann aber ſieht man auf den erſten Blick dem eleganten Salon an, ob er der hohen, der himmliſchen Göttin, dem Jeu oder der Bordellwirthſchaft dient? Das ſchöne Säulenhaus der Börſe wird den Juriſten wohl eher äſthetiſche als volkswirthſchaftliche Gedanken ſuggerirt haben. Ausnahmen ſeien zugegeben. So freute ſich ein Rechtsanwalt, der früher Bankcommis war, aufrichtig, den Platz wiederzuſehen, von dem aus er damals, als es noch erlaubt war, nach allen Regeln der jetzt natürlich verpönten und verachteten Bankierkunſt die Kundſchaft ſchnitt.

Gegen den Versuch der Bankiers, die Juristen ihrer Sache günstig zu stimmen, ist nichts einzuwenden; fraglich ist nur, ob der jetzt gewählte Weg ans Ziel führen kann. Die Juristen scheiden sich in zwei große Gruppen, deren Wesensarten wenig mit einander gemein haben. Auf der einen Seite stehen die beamteten Herren, die Richter, Staatsanwälte, Professoren und Dozenten auf der anderen die Rechtsanwälte. Der Beruf bringt es mit sich, daß der Anwalt, je nach dem Mandat, das er übernimmt, bald börsenfreundliche, bald börsenfeindliche Schriftsätze anfertigen muß. Nur im Ton dieser Sätze wird sich die Gesinnung des Advokaten offenbaren. Nach Herkunft, Beruf und sozialer Stellung kennen die meisten Anwälte des Rechtes das Börsengetriebe viel zu genau, als daß sie den Giftbaum mit dem selben grimmigen Haß betrachten könnten, wie die beamteten und gelehrten Juristen es meist thun. Zu gewinnen braucht man im Grunde also nur die erste Gruppe. Das kann aber nur gelingen, wenn die Bankiers nicht von vorn herein annehmen, der Blick dieser würdigen Männer sei eben so wie ihr eigener von Scheuklappen beengt. Die juristisch vorgebildeten Bankiers, die für die Vermittlerrolle doch prädestinirt scheinen, weisen die Schaar der Berufsgenossen auch nicht auf den richtigen Weg, sondern handeln gewöhnlich nach dem Wahlspruch vorsichtiger Demagogen: Wir sind Eure Führer, darum folgen wir Euch! Der Juristentag bot dafür ein charakteristisches Beispiel. Der junge Assessor Solmssen, der unter Hansemanns wachsamem Auge im Chefkabinet der Diskontogesellschaft als Kronprätendent erzogen wird und allgemein für einen tüchtigen Fachmann gilt, sprach über die Kartelle. Die Behandlung dieses schwierigen Stoffes führte dann ja zu dem wunderlichen Resultat, daß man sich entschloß, auf so klüftereichem Boden lieber nichts zu unternehmen. Wenn auch Herr Solmssen vor übereilten Schritten gewarnt hätte, wäre er deshalb nicht zu tadeln gewesen. Niemand hätte sich darüber gewundert. Aber Solmssen bestieg die Tribüne des Abgeordnetenhauses und hielt eine donnernde Philippika gegen ... wirthschaftliche Ausnahmegesetze. Er rief, man solle nicht etwa, wie es schon durch das Börsengesetz geschehen sei, künftig nun auch noch durch Polizeiaufsicht über die Kartelle Industrie und Kaufmannschaft knechten. In dieser Rede war der schlimmste Fehler unserer Bankiers zu spüren: das blinde, gegen jede Fessel störrige Manchesterthum. Die wahre, nützliche Freiheit aber ist nicht fesselos. Die schrankenlose Ungebundenheit des Einzelnen muß zur Unfreiheit anderer Individuen führen. Will der Bankier für das Lebensrecht seines Standes agitiren, dann muß er dem gelehrten Richter, der im Gesetz ein wesentliches Werkzeug allgemeiner Sozialpolitik erblickt, Konzessionen machen. Er muß zugeben, daß Mißstände vorhanden sind, gegen die das Gesetz einzuschreiten hat, und nur darauf hinzuwirken suchen, daß der Blutumlauf im Wirthschaftkörper nicht durch schlechte, knebelnde, einschnürende Gesetze gehemmt wird. Wenn man aber, wie Solmssen, in der Kartellfrage auf dem dürren Boden des Manchesterdogmas steht, so fordert man den Widerspruch geradezu heraus; und die Folge solcher Einseitigkeit sind dann unsinnige Gesetze. Ein ähnlicher Fehler wurde in Frankfurt gemacht. Man fordert die Aufhebung des Börsengesetzes; meinetwegen. Aber man schreit auch in die Welt hinaus, die Schuld an allem sichtbaren und unsichtbaren Wirthschaftelend sei dem Verbot des Terminhandels zuzuschreiben. Mit so läppischen Uebertreibungen nützt man n[illegible] egnern und trägt schließlich selbst die Verant-

wortung, wenn die durchaus nothwendige Börſenreform bis zu den Griechiſchen Kalenden vertagt wird. Das Börſengeſetz kam, weil es kommen mußte, weil es eine Nothwendigkeit geworden war. Wenn die Börſenorgane von Anfang an dieſe Pflicht der Geſetzgebung nüchtern und vernünftig aufgefaßt und zugegeben hätten, daß Uebelſtände vorhanden ſind und daß es nicht länger anging, eine ſo tief ins Volksleben hineinreichende Inſtitution ohne geſetzliche Regelung zu laſſen: dann wäre Vieles anders gekommen. So aber ſtieß die Regirung bei allen Sachverſtändigen auf ſchroffſte Ablehnung, dem ſüßen Pöbel wurde — eine dankbare Aufgabe für die miniſterielle Demagogie — die Beſeitigung der vom Giftbaum drohenden Gefahr verheißen, — und wir bekamen das Verbot des Terminhandels und die korrumpirende Möglichkeit, ohne Riſiko, auf Koſten des Bankiers, überall herumzuſpekuliren. Aus dieſem Unfall müßten die Bankiers Manches gelernt haben. Verſtändige Leute wenigſtens, wie Rießer, der im Verkehr mit ſeinem engeren Kollegen Kaempf doch gemerkt haben muß, wie gefährlich die blumige Phraſe iſt, ſollten den Centralverband des Deutſchen Bank- und Bankiergewerbes vor dem Beſchreiten ſo falſcher Wege eindringlich warnen.

Niemand kann ſich heute ja darüber täuſchen, daß die ſozialiſtiſche Heilslehre nun einmal der politiſch mächtigſte Faktor geworden iſt. Die Leute ohne ſozialpolitiſches Empfinden ſind nachgerade ſchon eine Seltenheit geworden; kluge Politiker, die Etwas erreichen wollen, ſchaffen ſich mindeſtens den Schein ſolchen Empfindens an. Der ungeheure Erfolg der Marx und Rodbertus zeigt ſich ganz beſonders deutlich darin, daß die Gegner des kommuniſtiſchen und des chriſtlich-konſervativen Sozialismus kein anderes Mittel zur Bekämpfung dieſer Tendenzen finden als das: die Hauptgedanken des Feindes zu verwirklichen. Ohne Sozialdemokratie keine Sozialpolitik, hat ſelbſt Bismarck geſagt. Mit dieſem Zug der Zeit muß auch der Bankier und der Induſtrielle rechnen. Die Neigung zum Sozialismus hat ſchließlich auch unſerem Börſengeſetz ins Leben geholfen. Ich ſchätze perſönlich die Börſe als einen ungemein wichtigen Faktor der kapitaliſtiſchen Wirthſchaftmethode ſehr hoch; aber ich kann mich der Erkenntniß ihrer Mängel nicht verſchließen und ich bin ſicher: Jeder, der, erfüllt von dem Geiſt moderner Sozialpolitik, an eine Kritik dieſes wichtigen Wirthſchaftorgans geht, wird, vielleicht ſtaunend, finden, daß ſelbſt gehäſſige Angriffe, die in lange vergangenen Zeiten ſchon gegen die Börſe geſchleudert wurden, nicht ohne berechtigten Kern ſind, den auch der Bankier anerkennen ſollte. Einer der Punkte, die ſeit Mirabeaus Tagen ſchon das Angriffsziel ſind, iſt das Aktienagio. Dem großen Bankrechner ſcheint dieſes Agio unentbehrlich, weil ers zu finanziellen Taſchenſpielerkunſtſtückchen benutzen kann, denen die Menge bewundernd zuguckt. Ganz wird das Agio nicht zu beſeitigen ſein; doch man ſollte wenigſtens einräumen, daß es ſchädlich iſt. Nehmen wir an, eine Geſellſchaft, die mit einem Aktienkapital von einer Million Mark gegründet wird, bringt ihre Aktien zum Parikurs an die Börſe. Die Geſellſchaft vertheilt im zweiten Jahr ihres Beſtehens 10 Prozent Dividende: die Aktien ſteigen auf 200. Der Liquidationwerth der Geſellſchaft iſt nicht größer als 1 Million geworden, aber die Börſe inveſtirt die Geſellſchaft plötzlich mit 2 Millionen; denn ſo viel ſteckt im Kurswerth des Aktienkapitals. Dieſer Mehrwerth — das Wort iſt hier natürlich nicht im marxiſchen Sinn zu verſtehen — von einer Million Mark iſt ein rein fiktiver. In das Unternehmen iſt nur eine Million Mark

geflossen und nur diese eine Million arbeitet wirthschaftlich, ist wirthschaftlich berechtigt. In Zeiten, wo die Spekulation ihre tollsten Sprünge macht, werden auf diese Weise von der Börse sehr große Summen absorbirt, die in der Wirthschaft nicht thätig, die nur das Produkt der Jobberei sind. Diese Seite der Agiotage hat man bisher noch nicht genug beachtet. Gegen sie ist das Börsengesetz unwirksam; hier muß das Aktiengesetz Abhilfe schaffen. Ueberhaupt sieht man von Tag zu Tag klarer, wie „dringend und drängend", um im Stil des Juristentages zu sprechen, die Reform unseres Aktienrechtes ist. Der moderne sozialpolitische Geist muß das Agio bekämpfen; und er kann auch die dazu geeigneten Waffen liefern. Ein gesetzliches Verbot wäre thöricht, weil zwecklos. Viel aber wäre schon gewonnen, wenn man durch sozialpolitische Verpflichtungen die Dividenden schmälerte. Die Aktiengesellschaft schuldet der Allgemeinheit höhere Pflichtleistung als der Privatgeschäftsmann. Sie sonnt sich im Segen einer beinahe patentirten Rechtsfähigkeit, sie ist aber außerdem der Gipfel aller kapitalistischen Unternehmungen, weil man für ihr Gedeihen nicht mehr die sonst so beliebte Unternehmerintelligenz ins Feld führen kann. Der Aktionär giebt nur das Kapital, mit dem er die Intelligenz der von ihm Anzustellenden kauft. Mit Recht darf man deshalb verlangen, daß er mit den Angestellten den Verdienst, der über eine angemessene Verzinsung seines Kapitals hinausgeht, theilt. Dadurch würde die Dividende gemindert und ein großer Theil des volkswirthschaftlich unheilvollen Agios beseitigt. Ob man diesen Gewinnantheil den Organisationen der zum Betrieb gehörenden Arbeiter oder den Arbeitern der einzelnen Fabrik zukommen lassen, ob man alljährlich theilen oder das Geld zu Witwen-, Waisen- oder Invalidenfonds aufspeichern will: diese Fragen brauchen heute noch nicht beantwortet zu werden. Freilich: ich höre schon das Wuthgeheul der „geschädigten Aktionäre". Im Grunde würden sie gar nicht geschädigt. Bleiben wir bei dem vorhin gewählten Beispiel. Die ersten Aktionäre unserer Gesellschaft, die eine Million hergegeben, die Aktien zu Pari erworben haben und nun bei 10 Prozent Dividende eine Verzinsung von 90 Prozent erzielen, haben gewöhnlich schon nach der ersten Kurssteigerung ihre Aktien verkauft; die meisten Aktionäre erwarben ihren Besitz erst zum Preis von ungefähr 200, als den Anderen keine Gewinnchance mehr zu winken schien. Ihnen kann es ganz gleich gelten, ob sie künftig 5 Prozent Dividende auf eine Aktie bekommen, die 100 steht, oder 10 Prozent Dividende auf eine Aktie, für die sie ein Aufgeld von 100 Prozent bezahlen mußten. Im Gegentheil: sie wären viel besser dran, wenn sie 2000 Mark in zwei Aktien zu 100 als in einer zu 200 anlegten, weil ihre Betheiligung am wirklichen Kapital dadurch natürlich größer würde. Sie hätten dann nicht mehr, wie heute, nur 1000 Mark fundirtes Kapital und 1000 Mark, die lediglich auf den Ertrag gestellt sind und, wie alle Erfahrung lehrt, da nicht ganz sicher stehen.

Wenn die Bankiers die Zeichen der Zeit zu deuten verstünden, würden sie sich mit diesen Gedanken, ehe es zu spät ist, befreunden und selbst an der Aufgabe mitarbeiten, für die Uebergangszeit vernünftige Bestimmungen zu ersinnen.

Plutus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



